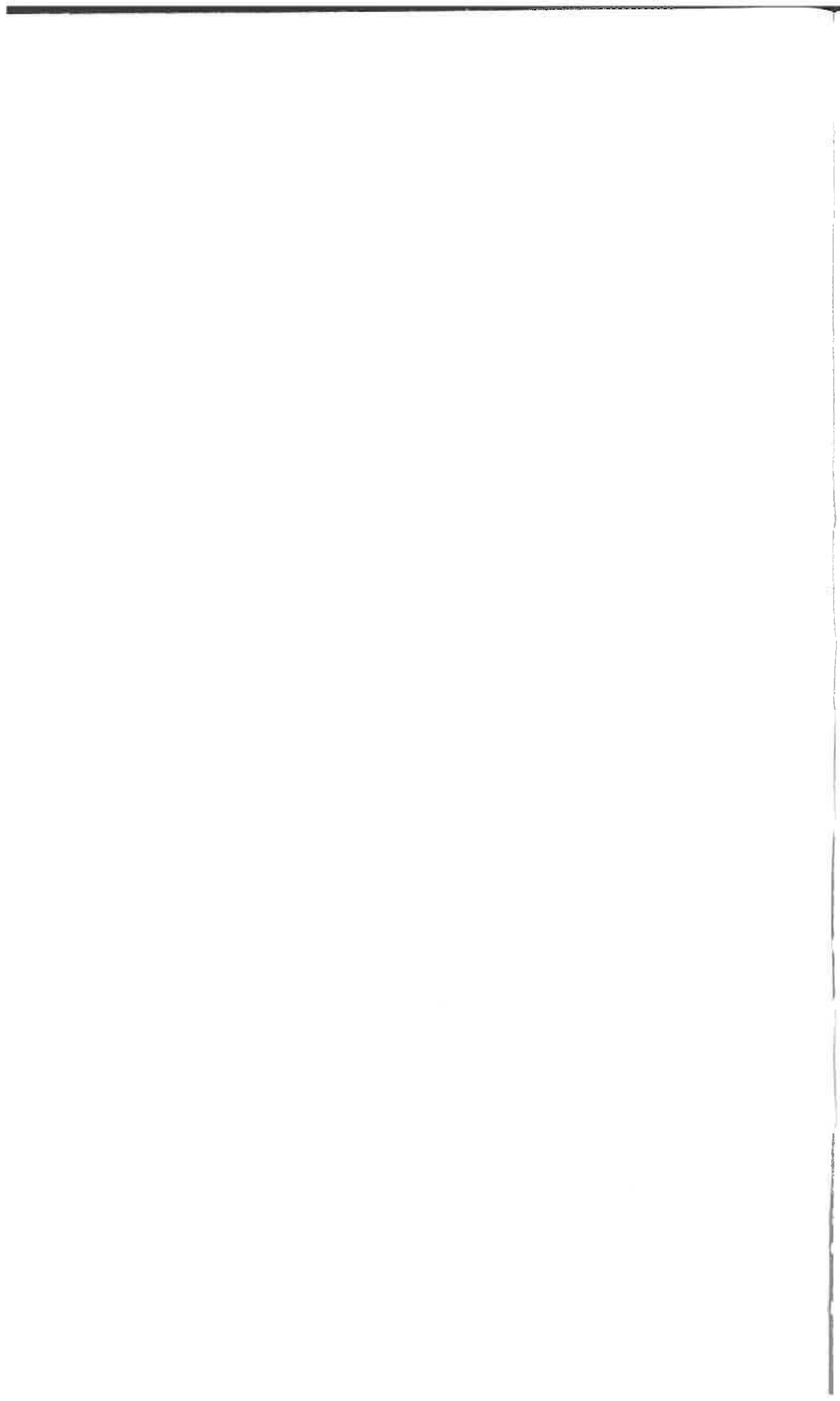




Carlyle / Friedrich der Große



Thomas Carlyle

Geschichte Friedrichs des Zweiten

genannt der Große

Neu herausgegeben und bearbeitet
auf Grund der Originalübersetzung
von
Georg Dittrich

Fünfter Band.

1928

F. W. Hendel Verlag in Meersburg am Bodensee



Achtzehntes Buch

Der Siebenjährige Krieg greift um sich

1757—1759

Erstes Kapitel / Der Feldzug beginnt

Selten ist eine ähnliche Verbindung gegen einen Menschen zustande gekommen, wie die gegen Friedrich nach seinem Einschreiten in Sachsen im Jahre 1756. Die Größe seines Vergehens, womit es sich tatsächlich so verhielt, wie wir gesehen haben, wurde damals als etwas betrachtet, was alle Berechnung überstiege und ihn zum allgemeinen Feind der Menschheit stempele, den man teilen, unterdrücken und fesseln müsse. „Teilt ihn, schmälert ihn", sagten die Großmächte zueinander. Und waren nun geschäftig wie nie zuvor, Heere aufzustellen, zu neuen Bündnissen anzuspornen und den allgemeinen Heerbann der Menschheit zu diesem heilsamen Zweck aufzurufen. Welch stürmisches Wetterleuchten auf dem Reichstag und über ganz Europa, England allein ausgenommen, gegen diesen Mann!

Im letzten Augenblick haben die Schweden, die des Protestantismus halber anfangs Bedenklichkeiten hatten, sich dazu verstanden, dem Teilungsanschlag beizutreten: „Es trägt uns sein Pommern ein, ganz Pommern wird unser!" schreien die Großsprecher des schwedischen Parlamentes (mit französischem Gold in ihren Taschen). „Auf alle Fälle," flüstern sie, „kränkt es die Königin, seine Schwester!" — Und ziehen die arme schwedische Nation in eine Reihe von schimpflichen Begegnissen und unglückseligen Erbärmlichkeiten hinein, deren sie sich nicht versehen hatte. Dieses saubere französisch-schwedische Übereinkommen („Schweden fällt mit 25 000 Mann in Preußen ein, Frankreich liefert billige Hilfsgelder" und besticht freigebig) ward im März abgeschlossen[1], kam aber erst einige Monate später zu Friedrichs Ohren, auch war es nicht von solchem Belang, als er damals im ersten Augenblick der Überraschung und Herausforderung glaubte. Es war überhaupt für niemand von Belang, außer für das arme Schweden selber und für die Franzosen, die, mit so gut wie keinem Ergebnis, sehr viel Mühe und Geld darauf verwendet hatten und fortwährend darauf ver-

[1] „21. März 1757" (Stenzel V. 38, 40).

wendeten. Denn nie zuvor oder seitdem ist eine ähnliche Kriegführung dagewesen, selbst nicht einmal bei den Schweden im führerlosen Zustande! Der einzige Nutzen, den die Teilhaber aus dem Vertrag zogen, war der, daß er einigermaßen das Gerücht widerlegte, welches in größerer Verbreitung als man heutzutage denken sollte und sogar beinahe den Tatsachen entsprechend entstanden war: daß Österreich, Frankreich und der katholische Teil des Reichs sich zusammentäten, um den Protestantismus zu unterdrücken. Hierauf konnten sie nun antworten: „Seht doch, das protestantische Schweden ist mit uns!" — und dadurch ein wenig von dem abschwächen, was zu dieser Zeit so ziemlich Friedrichs letzter Halt in der öffentlichen Sympathie war.

Und Frankreich selber? — Frankreich, Österreich, Rußland — die durch solch irdische Verträge und sogar durch den Ruf des Himmels dazu bestimmt sind, sollen sie nicht in vereinter Macht und Entrüstung Sachsen zu Hilfe kommen? Frankreich durch eine solche Behandlung eines sächsischen Kurfürsten tief empört und durch den Westfälischen Friedensvertrag verbunden, alle Reichsmitglieder zu beschützen (was es mitunter, wie wir wissen, so sorgfältig getan hat), ist beinahe noch eifriger als Österreich. Frankreich, Österreich, Rußland, zu diesen rechne man den polnischen König und in letzter Zeit überdies die Schweden kraft französischer Bestechung in Stockholm, sind die Teilungsmächte — und ihre verschiedenen Anteile (schenken wir ihren Anteilen eine Zeile) sind folgender Gestalt.

Die Schweden sollen ganz Pommern erhalten. Der polnische König erhält Magdeburg, Halle und wohlhabende Striche in dieser Gegend. Österreichs Anteil, das versteht sich von selbst, ist jenes Juwel Schlesien. Die Zarin nimmt im äußersten Osten Altpreußen, das königsberg-memelsche Land in Bausch und Bogen, fügt Altpreußen zu ihren ihr noch zu engen Territorien hinzu. Das wesel-klevesche Gebiet, diesen kleinen Abschnitt am anderen, westlichen Ende, will Frankreich nehmen und sich zunutze machen. Es sind das ganz ernstliche geschäftliche Festsetzungen, die in jenem Frühjahr 1757 sorgfältig zu Pergament gebracht wurden und die, vermutlich noch nicht zu Leim gekocht, wohl noch in irgendeinem staubigen Winkel stark vergilbt zu finden sein dürften. Die hohen Häupter, die in entsprechendem Maßstabe rüsten, halten sie nicht nur für ausführbar, sondern für unzweifelhaft und fast so gut wie ausgeführt. Man ziehe nur als vereinter Heerbann der Menschheit gegen ihn los. Wie kann in einer heiligen Sache der polnischen Majestät und der öffentlichen Gerechtigkeit ein Missetäter widerstehen? „Ah, ma très chère Reine" und „Oh, meine teuerste Prinzessin und Cousine", welch eine günstige Gelegenheit bietet sich hier dar!

Man hat berechnet, daß diesem einen König Völkerschaften bis zu einer Anzahl von mehr als hundert Millionen unter ihren Königen, Kaiserin-Königinnen, schwedischen Senaten, Catins und Pompadours entgegen-

stehen — in späteren Perioden erinnere ich mich „150 Millionen" als übertriebene Zahl lose angegeben gesehen zu haben. Die Zahl der gerüsteten Soldaten, die 1757 wirklich gegen ihn (gegen Hannover und ihn) im Felde stehen, beträgt genau 430 000. Friedrichs eigene Lande enthalten zu dieser Zeit eine Bevölkerung von ungefähr fünf Millionen und liefern etwas über zwölf Millionen Taler Einkünfte. Neue Abgaben kann er gesetzlich nicht und will er seinem Volke nicht auferlegen. Sein Schatz (jährlich zu einem solchen Zweck zurückgelegtes bares Geld) ist ohne Zweifel wohl gefüllt — der Betrag ist nicht ausdrücklich angegeben. An geübten Soldaten hat er dieses Jahr 150 000 für das Feld, sparsam und geschickt verteilt — wie es gegen vier Einfallsheere, die von verschiedenen Punkten gegen ihn heranrücken, nötig ist. Im Felde 150 000 Soldaten, vermutlich die besten, die es je gegeben hat, und dazu in Garnisonen verstreut (denn sein Gebiet ist von Natur das am wenigsten verteidigungsfähige aller Länder) nahe an 40 000, die er zudem geringer bewertet. So steht die Rechnung[1]. Das sind arithmetisch genau seine Hilfsquellen — plus nur, was in seinem eigenen Kopf und Herzen oder etwa in den anderen Köpfen und Herzen stecken mag, namentlich in jenen 150 000, die er und seine Väter seit vier Jahrhunderten emsig zu guter Vollkommenheit für die kommende Zeit ausgebildet haben.

Frankreich, von der Pompadour und von Enthusiasmus angetrieben, war zuerst im Felde. Die französische Armee in prächtiger Ausrüstung, obgleich im geheimen in ziemlich schlechter Kriegszucht, trat zeitig im März den Marsch an. „Den 26. und 27. März" überschritt sie die deutsche Grenze, rückte in das klevische und kölnische Land. Seit vergangenem Januar und Februar sprach das Gerücht von ihrer fürchterlichen Großartigkeit, und da ist sie nun wirklich: über 100 000 Mann stark — 110 405, wie die durch alle Zeitungen flammenden Armeelisten der Menschheit verkünden[2]. Hat es, wie es scheint, hauptsächlich auf Preußen abgesehen, so will es die Pompadour. Hauptsächlich auf Preußen. Maréchal d'Estrées bot sogar Seiner britannischen Majestät, als er bei Köln über den Rhein ging, vergleichsweise Verzeihung an: „Gewähren Sie uns eine Straße durch Ihr Hannover, bloß eine Straße nach jener halberstadtmagdeburgischen Gegend, Ihr Hannover soll Neutralität haben!" „Neutralität für Hannover?" seufzte die britannische Majestät: „Ach, bin ich nicht durch Vertrag gebunden? Und noch dazu, ach! wie ist Neutralität möglich, während jener amerikanische Streit über uns hängt?" und blieb standhaft. Aber das ist noch nicht einmal alles von seiten des großmütigen

[1] Stenzel IV. 306, 308, V. 39; Ranke III. 415; Preuß II. 43, 124, 389 usw. — ohne Zweifel wesentlich richtig; aber wenig oder nichts davon so bestimmt und endgültig klar, wie es in allen Punkten nunmehr hätte sein müssen — wäre der ehrliche Dryasdust sich seines eigentlichen Amtes bewußt gewesen.

[2] Heldengeschichte III. 1073; IV. 391.

Frankreichs: Da ist ferner ein Soubise, der sich marschfertig macht. Soubise mit 30 000 Mann, der das Reichsheer, wenn es erst auf den Beinen ist, verstärken und nachgerade von sich hören lassen wird! So hoch steigt gegenwärtig französischer Enthusiasmus. Ein neuer Stein des Anstoßes für die Allerchristlichste Majestät war, wie es scheint, Friedrichs Betragen bei Gelegenheit jenes Damiensschen Attentats (ein elender Versuch eines armen verrückten Geschöpfes, die Allerchristlichste Majestät zu ermorden oder ihr wenigstens Blut abzuzapfen)[1], bei welchem Anlasse Friedrich, beschäftigt und vergeßlich, sich nicht einmal, gewöhnlicher Höflichkeit gemäß, die Mühe gab, zu kondolieren, zu komplimentieren oder irgendwie Notiz davon zu nehmen; und er soll nun, wie sich geziemt, dafür büßen! —

Die wesel-kleveschen Lande finden die Franzosen verlassen. Friedrichs Besatzungen hatten Befehl, Geschütz und Vorräte abzuführen, die Befestigungen, soweit es anging, in die Luft zu sprengen und zu dem „Britannischen Beobachtungsheer" zu stoßen, welches sich in jener Gegend versammelte. Ein ansehnliches Heer, gänzlich britannisch, was den finanziellen Anteil betrifft. Soundso viel neue Hannoveraner, soundso viel Braunschweiger, Bückeburger, Sachsen-Gothaer. Dazu jene kostbaren, hannoveranisch-hessischen 20 000, die wir so lange als Hüter unserer Freiheit in England hatten, und die nun alle auf einmal hinübergeschafft werden. Mögen sie günstigen Wind und gutes Fahrwasser haben! Ein Heer von 60 000 Mann auf dem Papier, etwas über 50 000 in Wirklichkeit. Hauptquartier nun in Bielefeld an der Weser, wo „den 16. April" oder etliche Tage später Se. Königliche Hoheit von Cumberland eintrifft, um den Oberbefehl zu übernehmen, wobei er dem Maréchal d'Estrées und seinen 100 000 Franzosen gegenüber vermutlich eine schöne Figur machen wird! Aber dem war nicht zu helfen. Friedrich ließ den ganzen Winter über dem hannoverschen Ministerium durch Schmettau ernstlich zusetzen: „Die Weser sei an vielen Stellen durchwatbar, sie könnten die Weser nicht verteidigen!" Ließ Rat geben und Vorstellungen machen — ohne die mindeste Wirkung. „Er wünscht sein eigenes Halberstädter Land auf unsere Kosten zu retten!" Diese Ansicht teilte man auch in London: „Durchschauen wir nicht vermittels apokalyptischer Bulletinsschreiber und durch unsern eigenen Blick den Mann?" Zwar ist Pitt, der vielleicht ein wenig anders urteilte, nun im Ministerium. Aber Pitts Stellung ist gegenwärtig durchaus unsicher. Die herrschenden Götter sind Newcastle und Königliche Hoheit von Cumberland, welche noch dazu in ständigem Hader leben. So daß Friedrich, Schmettau, Mitchell tauben Ohren predigten. Nichts als: „Wir verteidigen die Weser!" und unwissender Unverstand, der zum Unmöglichen bereit ist, ist dort zu erwirken. „Da ist also nicht zu helfen", denkt Fried-

[1] „Abend des 5. Januar 1757" (überflüssig reichliche Details darüber und über das darauf folgende gräßliche Kriminalverfahren bei Adelung VIII. 197—220; Barbier usw.).

rich oft genug in schlimmen Augenblicken. „Das Beobachtungsheer will seinem Schicksal entgegengehen. Gut, daß nur 5000 Preußen dabei und daß Wesel und die übrigen Garnisonplätze geräumt sind!"

Nur 5000 Preußen. Dem ursprünglichen Übereinkommen gemäß hätten es 25 000 sein sollen, und Friedrich denkt sogar an 45 000, wenn die Sachen sonst gut gehen. Denn im Januar 1757 (ungefähr am Jahrestage des Neutralitätsvertrages vom vorigen Jahre) — wie ich annehmen möchte, durch Pitt, der Friedrich allezeit wohlwill, gefördert — war ein entschiedener, viel engerer Allianzvertrag abgeschlossen worden, mit „einer Million Sterling Hilfsgelder", antirussischem „Beobachtungsgeschwader in der Ostsee", „25 000 Preußen" und andern Bestimmungen, die ich vergessen habe. Um so leichter vergessen habe, als wegen der absonderlichen Lage Englands (es erstickte nahezu in seinem konstitutionellen Bettzeug) der Vertrag nicht eingehalten werden oder als Richtschnur für die armen Engländer bei ihren diesjährigen Anstrengungen für Friedrich dienen konnte: Anstrengungen, die bereitwillig, aber nichtig waren, bunt durcheinander, nicht planmäßig gemacht wurden, und deren Ergebnisse nur in Bausch und Bogen an Friedrich gelangen konnten — wären überhaupt Ergebnisse „in Bausch und Bogen" dagewesen. Aber Pitt war zurückgetreten — wir werden sehen, was in Pitts Abwesenheit da war. So daß dieser Vertrag gänzlich in den Papierkorb fiel (um nicht zu sagen, noch viel tiefer: als „Pflaster", wir wissen, für welche Straße!)[1] — und in keinem englischen Buche erwähnt wird. Auch wußte man überhaupt nicht, daß er existiere, bis ein Sammler solcher Dinge ihn in neuerer Zeit herausgab[2]. Ein Vertrag von 1757, der ausgenommen als Sinnbild des damaligen gleichsam bezauberten Zustandes von England und als Vorbote von Pitts neuem Vertrage im Januar 1758 und von drei anderen, die diesem folgten und buchstäblich erfüllt wurden, von keinem ferneren Belang ist.

Es gewittert im Reich. Flüchtige Übersicht und die Frage: Wohin, wenn überhaupt irgendwohin?

Das donnernde Gewitter im Reichstage — ein geschädigtes Sachsen, das Klage führte; ein beleidigter Kaiser, der nach vergebens erlassenen Ermahnungen berichtete und verkündete: Was sagt ihr Stände des Reichs zu derartigen Greueln?" — war seit verflossenem September im Gange und brachte unendliche Ergüsse der lebhaftesten parlamentarischen Beredsamkeit hervor, welche heute für alle Welt verschollen sind[3]. Der Kaiser,

[1] „Die Straße zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", besagt das Sprichwort. D. Übers.

[2] „Koch im Jahre 1802", nicht sehr vollständig (Schöll III. 30 Anm., der abschreibt, was Koch mitgeteilt hat).

[3] Weitläufig mitgeteilt in Heldengeschichte III., IV. (und in anderen leicht zu vermeidenden Büchern).

persönlich ein gesetzter, friedlicher Herr, der sich mit Handelsgeschäften abgibt (er liefert uns viel Mehl, sagt Friedrich), ist amtlich außerordentlich heftig in betreff des geschädigten Sachsens — das heißt in Wirklichkeit, des geschädigten Österreichs, welches sein eigen Gut ist. Der Reichserzkanzler, Kurmainz (wir erinnern uns, auf welche Art vor langer Zeit seine Wahl durchgesetzt wurde, und wie sie eine Schlacht bei Dettingen nach sich zog), der Kurfürst von Mainz neigt sich eingestandenermaßen ganz entschieden zu Österreich hin. Nun, da Österreich in der entgegengesetzten Wagschale liegt, hält ihn Georg von England für einen recht unbequemen Reichskanzler und findet, daß es schlecht gefruchtet hat, damals falsches Gewicht in die Reichswage gelegt zu haben! Seit vielen Generationen war der arme, halbimaginäre Reichstag nicht in solche Paroxismen geraten, und auch nachher nie wieder. Niemals wieder in seiner irdischen Laufbahn sah man einen ähnlichen parlamentarischen Faustkampf und furchtbaren Protokoll-Spektakel auf dem armen Reichstage. Der Lärm und Kampf stieg immer höher. Schlag auf Schlag, von September 1756 an, als er anhub, bis August 1757, als er seinen Gipfel erreicht hatte (wie wir vielleicht sehen werden), obschon er auch alsdann oder jahrelang nachher noch immer zu keinem Ende kam.

Gleichzeitig mag sich der Zuschauer die unbändige Wut auf österreichischer Seite und den Haß gegen Preußen vorstellen, was jetzt der einzige denkwürdige Punkt ist. Österreich ist gewohnt, auf dem Reichstage laut zu sprechen, wie wir selbst gesehen haben. Und es ist abermals (wenn man auf eigene Gefahr hin in jene alten Äolus-Höhlen hineintaucht) in unerquicklicher Weise bemerkbar, welchem Grad von eingefleischter Wut und brennendem, tückischem Haß sich nun Österreich hingab, und wie sein Kreischen und Brummen eine welterschütternde Gewalt besaß, dergleichen man nie zuvor gehört hat. Ein gewaltiges Murren vermischt mit grellem Geschrei, welches das Universum auf nicht gerade wohlklingende Weise erfüllte. Von den Tiefen der Tonleiter an bis wieder hinauf zu ihren schrillen Höhen, ein Brummen, das etwas vom Eber oder Wildschwein an sich hat. Man denke sich alle oder wenigstens die meisten wilden Schweine in der Welt versammelt, und jedes mit einem Messer in der Seite, das ein nur zu bekannter Missetäter soeben hineinstieß — so hat man einen Begriff von jener Tonart. Friedrich äußert zuweilen dagegen: „Könnten solche für Könige ungeziemende Redensarten nicht unterbleiben? Die Streithändel der Könige muß das Schwert entscheiden! Was nützt ungeziemende Sprache, Madame?“ Aber während des ersten Jahres und länger ließ das auf österreichischer Seite nicht nach.

Friedrichs eigener Gesandter in Regensburg, ein Freiherr von Plotho, von altem brandenburgischen Stamme, ist ein entschlossener, redefertiger, sehr unerschrockener Herr, in der Diplomatie und im Reichsrecht erfahren, trägt seinen Kopf hoch und kann allezeit Rede und Antwort

stehen. Argumente, auf Reichsgesetz und auf die Natur der Sache begründet, lassen Plotho im Drange der Stunde nie im Stich. Und er ist wirklich ein vorzüglicher, parlamentarischer Bullenbeißer und im Vergleich mit jenen wütenden, wildschweinartigen Exemplaren ehrenhaft und wohlklingend in seinem Kläffen. Der hannoversche Gesandte ist gewöhnlich sein Verbündeter, und er erhält im allgemeinen von den meisten protestantischen Ständen einzeln oder von dem Corpus Evangelicorum in seiner Gesamtheit ein schwaches Wimmern der Unterstützung. Es wird ihm erschwert, seine Darlegungen an den Reichstag zu veröffentlichen. Überall in Süddeutschland ist es gefährlich, etwas zu drucken, das nicht österreichisch ist. So daß Plotho zuletzt Drucker ins Haus nimmt und eine Presse bei sich in Regensburg errichtet. Er brachte eine Menge sonorisch lautender Schriften zur Verteidigung von Friedrichs Sache hervor: stolz, tieftönig, derb logisch, häufig von merklich besserer Qualität als die österreichischen — und allezeit viel kürzer, was ein weiteres hohes Verdienst ist. Kommenden Oktober gedenken wir auf eine Minute bei Plotho vorzusprechen, „am 14. Oktober 1757", welcher im wesentlichen als der Gipfel- oder Wendepunkt dieses unangenehmen Wetterns angenommen werden darf [1].

Was er für Friedrich ausrichtete oder mit Engelszunge bei einer solchen Zuhörerschaft hätte ausrichten können, ist uns nicht genau bekannt. Etwas mochte er immerhin nützen, sogar im Reichstage und noch mehr draußen bei dem deutschen Publikum. Und er ist wohl sein bescheidenes Gehalt wert — sage und schreibe etwa 5000 Taler jährlich, Druckerei und alle übrigen Kosten mit inbegriffen! Dies ist eine bloße Annahme von mir, da hier Dryasdust nicht neugierig gewesen ist: aber für englische Leser ist es unglaublich, für welche Summen Friedrich seine Arbeit geleistet erhielt, wie sie kaum je besser geleistet wurde. Dies ist an sich ein merkbarer Vorteil, der sich in Talern berechnen läßt, und ist die Quelle unzähliger anderer Vorteile, die keine Arithmetik oder doppelte Buchhaltung fassen kann, und die in der Tat unschätzbar für Nationen und Individuen sind. Aber dies arme alte bettlägerige Reich, das in solchen agonistischen Krämpfen aufzuckt: ist es nicht bedauernswert in seinem seit so vielen Jahrhunderten sterbenden Korpus? Das Reich ist etwas, obgleich nicht viel, lange nicht so viel, als selbst Kaiser Franz annimmt. Viel oder nicht so viel, Kaiser Franz will es für sich gewinnen. Friedrich will ihn daran hindern — und es muß ein trauriges Etwas sein, wenn es nicht Plothos Besoldung von seiten Friedrichs wert war.

Es würde die Geduld jedes Lesers beleidigen, auf die krampfhaften Zuckungen des armen paralytischen Reichs näher einzugehen oder auch nur das mindeste davon zu erwähnen, wenn es nicht für die wirklichen Angelegenheiten der Welt eine wenn auch noch so kleine entscheidende Wir-

[1] Heldengeschichte IV. 745—749.

kung gehabt hätte. Wir wollen daher nur dies sagen: Es erhoben sich nicht wenige Stürme wildschweinartigen Gebrülls, das allezeit durch Gegenkläffen von seiten des wachsamen Plotho beantwortet wurde — das Gebrülle kam hauptsächlich von dem Reichshofrat in Wien, dem höchsten kaiserlichen Gerichtshof, welcher richtend und denunzierend dort tagte, bis ins Innerste durch jene unerhörte Behandlung Sachsens und Nichtachtung unserer Ermahnungen verletzt, als wäre ihm ein Messer in die Seite gestoßen. Immer von neuem bricht er aus und erfüllt das Universum mit seinem Geschrei, während Plotho nicht unwachsam ist. Endlich aber nimmt der arme alte Reichstag eine aktive Haltung an und beschließt mit schlagender Majorität, „mit 60 von 99 Stimmen", die Aufstellung einer Reichsexekutions-Armee. Besagte Reichsexekutions-Armee soll diesen ruchlosen König von Preußen durch Waffengewalt zwingen, Sachsen auf der Stelle zu räumen und allen verursachten Schaden zu erstatten, auf daß den Ständen des Reichs Recht widerfahre. Bis zu einer solchen Kraftleistung hatte sich der Reichstag aufgeschwungen — und faßte den Beschluß in Regensburg am 10. Januar 1757[1], genau an demselben Tage, an welchem der ruchlose Friedrich, so verstockt ist er in seinem frevelhaften Tun, seine Instruktionen für den Grafen Fink niederschrieb, die wir unlängst gelesen haben. Gleichzeitige, einander unbekannte Bewegungen in diesem gewaltigen Kampfe.

Der Reichstag führte seinen Beschluß durch. Am 29. Januar war er fertig und hatte die kaiserliche Bestätigung erhalten. „Das Kontingent für jeden Reichsstand wird auf drei Simpla oder das Triplum gesetzt", nebst so vieler Römermonate in baren Kontributionen von allen (streng eingesammelt, hoffe ich, wo Österreich die Macht dazu hat), als zur Deckung der Kosten nötig sind. Die Armee soll eilig, wenn möglich augenblicklich aufgestellt werden. Eine „eilende Reichsexekutions-Armee", so lautete das Dekret. Aber mit dem Wort „eilende" passierte beim Drucken ein Unglück, und es ward dafür „elende" gedruckt, so daß man an allen Rathaus- und Kirchentüren des armen Deutschlands ungestüme Anschläge las, welche nicht eine eilige oder sofortige, sondern „eine elende Reichsexekutions-Armee" aufriefen. Ein Wort, das natürlich den gefühllosen Teil des Publikums belustigte, und das durch die Taten der Reichsexekutions-Armee oft ins Gedächtnis gerufen wurde, als besagte eilende Armee endlich wirklich ins Feld zog.

Denn das Reich führte seinen Beschluß aus, stellte wirklich eine Reichsexekutions-Armee auf, die letzte, die es in dieser Welt hatte, keineswegs die schlechteste, die es je gehabt, denn sie waren gewöhnlich sehr schlecht. Feldherren, Kommissare werden ernannt, Römermonate werden gesammelt oder stehen in Aussicht, und während des ganzen Mai und Juni 1757 ist das

[1] Heldengeschichte IV. 252—330; Stenzel V. 32.

Reich überall rege mit Trommeln, Rüsten und Werben. Ende Juli werden wir die Reichsarmee im Lager, Ende August wirklich im Felde und später sogar eine Kampfprobe ablegen sehen. Noch viele andere Dinge versuchte das Reich gegen den unglückseligen Friedrich — schritt in der Tat allmählich bis zur Achtserklärung. Aber durch keinen dieser Schritte, in der Reichsacht so wenig als in irgendeinem sonst, erlangte es ein praktisches Resultat oder erwarb es sich den geringsten Anspruch auf heutige Erinnerung. Das Ende der Achtserklärung nach ungefähr acht Monaten hat etwas Anziehendes als Nichtigkeit — als wunderlicher Tod einer Nichtigkeit: von dem Ende der Acht (am schon erwähnten 14. Oktober) werden wir vielleicht einen Augenblick sprechen, wenn wir denselben erübrigen können. Das übrige mögen sich die Leser vorstellen, und nur von den wirklichen und Kriegsdingen lesen, was schon an sich über einen solchen Gegenstand für sie genug sein wird.

Friedrich marschiert unversehens auf Prag.

Vier Einfälle von vier Seiten, aus Nordost, Nordwest, Südost und Südwest. Eine entsetzliche Aussicht für den einen, gegen den sie alle mit offenem Rachen heranrücken. Der eine — nur mit einem Herzog von Cumberland und seinem Beobachtungsheer als Beistand in einem solchen Zweikampf — hat wohl nötig, auf seiner Hut zu sein! Was er auch ist, wie wir wissen. Er ist in tief stille Wachsamkeit eingehüllt, und seine Pläne sind alle fertig. Von den vier Einfallsmächten sind drei, die russische, französische, österreichische, sehr stark und die beiden letzteren, besonders die letzte, bedrohlich genug. Von dem schwedischen Einmarsch, von dem die Rede geht, hofft er, dieser werde nicht viel auf sich haben oder vielleicht gar nicht stattfinden. Auch ist die russische Macht, obgleich sie den Mund sehr voll nimmt und über 100 000 Mann rüstet, nicht so unmittelbar beunruhigend. Friedrich hofft immer, daß die Engländer mit ihren Guineen und Betreibungen in diesem Bereich etwas für ihn ausrichten werden. Und er weiß schlimmstenfalls, daß die russischen Hunderttausend eine sich sehr langsam bewegende Masse sein werden. Die schwedische Invasion überläßt Friedrich für jetzt dem Ungefähr. Und gegen die russische hat Friedrich den alten Marschall Lehwald weit nach Osten in die baltischen Länder, bis zur äußersten Memeler Grenze entsandt, um das Land in Verteidigungszustand zu setzen und mit 30 000 Mann — teilweise westpreußischen Milizen — sein Glück zu versuchen. Das ist alles, was er für die schwedisch-russische Seite entbehren kann. Österreich und Frankreich sind das gefährliche Paar Feinde, gegen die man nur durch die äußerste Konzentration der Schlagkraft, und indem man einen nach dem andern nimmt, etwas ausrichten kann, wenn man Glück hat!

Friedrichs Bewegungen und Maßregeln in den Kantonierungsquartieren während des Winters und in den letzten Monaten führten zu der An-

nahme, daß es seine Absicht sei, sich in die Verteidigung zu begeben, daß der Schauplatz des Feldzugs vermutlich Sachsen sein werde, und daß Österreich, um das geschädigte Sachsen zu befreien und das geliebte Schlesien zurückzugewinnen, zum Angriff schreiten müsse. Und Österreich ist zu diesem Zwecke allenthalben mit Vorkehrungen beschäftigt. Seine leichten Truppen und vorgeschobenen Brigaden streifen noch immer in der Lausitz umher. Ein großes Heer versammelt sich in Prag. Browne rückt nach dem Erzgebirge vor, um dort zum Übergang nach Sachsen Posten zu besetzen und Magazine anzulegen. Dort, nimmt man an, werde sich wahrscheinlich der Kampf entspinnen. Sicherlich wütend und heftig von seiten Friedrichs. Aber was kann er gegen solche Übermacht ausrichten? Die Österreicher vor sich, die Russen zur Linken, die Franzosen zur Rechten und im Rücken, von Schweden und Zubehör gar nicht zu reden. Wenn es je einen verlorenen König gab, so hier. —

Es ist durchaus nicht Friedrichs Absicht, es auf einen Einfall in Sachsen ankommen zu lassen. Friedrichs Brauch ist, wie seine Feinde nunmehr anfangen dürften zu lernen, nicht im Stehen sich zu wehren, sondern im Vorgehen, wo immer diese vorzüglichere Methode nur irgend tunlich ist. Am 24. März hatte Friedrich Dresden verlassen und einen Monat damit zugebracht (Hauptquartier ist in Lockwitz, am Rande der Pirnaer Gegend), seine kantonierte Armee neu — insgeheim in die gehörig marschbereiten Divisionen — zu verteilen. Als dies geschehen ist, marschiert an festgesetzten Tagen gegen Ende April die ganze Armee, er selber aus Lockwitz am 20. April, zum Erstaunen Österreichs und der Welt in drei Kolonnen (Bevern aus der Lausitz, der König selber über das Erzgebirge, Schwerin aus Schlesien) mit außerordentlicher Geschwindigkeit unmittelbar auf Prag los — in der Voraussetzung, daß ein Einfall in das Innere von Böhmen die beste Verteidigung Sachsens und der übrigen bedrohten Plätze sein werde.

Es ist dies eine höchst unerwartete Bewegung, welche das ganze Welttheater, Parterre, Logen und Galerie gleichmäßig, in Staunen setzt (was Friedrichs plötzliche Bewegungen oft tun), und welche vor allem Teilnahme auf der Bühne selber erregt, wo die Partner auf ganz entgegengesetzte Auftritte und Akte gerechnet haben! Feldmarschall Browne und General Königsegg (nicht unser alter Freund Königsegg, der in den Niederlanden den Ratgeber machte, sondern sein Neffe und Erbe) mögen ihr Ansammeln von Vorräten in der Lausitz und dem Erzgebirge einstellen. Könnten sie nur dem bereits Angesammelten Flügel verleihen! Magazine für österreichischen Gebrauch sind jetzt nicht vonnöten. Freilich verbrennt man seine Magazine stets erst im letzten Augenblick. Aber Flügel haben sie nicht. Und so rätselhaft ist die Geschwindigkeit jener preußischen Bewegungen, daß man in der letzten Gefahr der Katastrophe selten Zeit hat, sie auch nur zu verbrennen! Ein beträchtlicher Teil dieser Proviantvorräte gerät in die preußischen

Kehlen. Hinreichend nach ihrer Schätzung, um „die Armee drei Monate zu nähren“ — indem sie zu diesen Erbeutungen auf der Grenze das wirklich wichtige Magazin hinzurechneten, das sie nachher in Jung=Bunzlau wegnahmen[1]. Es ist dies einer unter den vielen größeren Vorteilen, die diese Überrumpelung des Feindes und plötzliche Änderung seiner Pläne mit sich bringt. Browne und Königsegg müssen sich eiligst nach Prag zurückziehen und sich auf wichtigere Anstalten als Magazine gefaßt machen.

Es ist Friedrichs alter Plan. Vor langer Zeit, im Jahr 1744, sahen wir einen ähnlichen Marsch. Drei Kolonnen, die mit gleichzeitiger Geschwindigkeit auf Prag losgingen. Und wir brauchen die Details bei dem gegenwärtigen Anlasse nicht zu wiederholen. Hier sind einige Notizen über den Gegenstand, die zu des Lesers Verständnis hinreichen werden:

Die drei Kolonnen waren während eines Teils des Weges vier, da die des Königs anfangs in zwei Zügen marschierte, bis sie sich jenseits der Berge wieder vereinigten. Denn der König hatte wohlgemerkt drei Wochen früher einen kleinen vorläufigen Zug unter Moritz von Dessau entsendet, der mehr westlich (aus Chemnitz) über Eger marschierte und auf unsern armen alten Freund, den Herzog von Aremberg, Brownes Unterbefehlshaber in dieser Gegend, stieß. Aremberg, mit 20 000 Mann, wollte Eger nicht Moritzens wegen aufgeben, sondern schob Kroaten gegen ihn vor und blieb stehen. Dies, nahm man nachher an, sei eine List von seiten Friedrichs gewesen, um den Österreichern angenehme Gedanken einzugeben. ‚Uns ins Land fallen will er also? Möchte wohl gern, kann aber nicht!‘ Moritz wich von Eger zurück und war bereit, sich dem Marsche des Königs anzuschließen, „zu Linai, den 23. April“ (am dritten Tage nach dem Aufbruche des Königs von Lockwitz). Von diesem Punkte ab sind die Kolonnen ausdrücklich drei, an Stärke und auf Routen ungefähr wie folgt:

1. Die erste oder königliche Kolonne — welche nach dieser Vereinigung aus 60 000 Mann besteht, 45 000 zu Fuß, 15 000 Reiter — verließ Lockwitz (Hauptquartier seit einem Monat) Mittwoch, 20. April. Sie geht über den Paskopol und auf anderen Straßen durch Pirna, Karbitz, Aussig, ist in Linai am 23., wo Moritz dazu stößt. Am 24. geht die vereinigte Kolonne weiter (läßt Lowositz eine halbe Meile links liegen) nach Trebnitz am 25. und hält da Rasttag.

In Aussig trug sich ein Unglück zu. Zastrow, der achtbare alte General Zastrow, sollte die Österreicher aus Aussig vertreiben. Zastrow tut es, 23. April, treibt sie gehörig über die Anhöhen. Als er jedoch am 25. April nach Lowositz marschiert, erhält er einen Schuß durch beide Schläfen (von einem Panduren, der auf der anderen Seite der Elbe zwischen Gebüsch und Felsen versteckt war) und fällt tot zur Erde. Wurde am 1. Mai in der Gottleubaer Kirche begraben.

Bei dieser Aussiger Affäre und namentlich bei der Wiedereroberung des nahen Tetschener Schlosses tat sich Oberst Mayr, Schöpfer der neuen „Freibataillone“ sehr hervor — und man war mit ihm und diesen zufrieden. Einen oder zwei Tage darauf ward er mit fünfzehnhundert Mann von dieser Truppe für wichtigere Geschäfte abkommandiert. Erst soll er sich etlicher bequem gelegener böhmischer Magazine bemächtigen, sodann den mit ihrer Exekutions=Armee polternden Reichsständen einen Besuch abstatten und gewissen Leuten lehren, wer es sei, gegen den sie so ungeschickt und

[1] Heldengeschichte IV. 6—13 usw.

wild donnern. Ein Geschäft, welches Mayr im Verlauf der nächsten zwei Monate, wie wir vielleicht hören werden — und wie sicher alle Zeitungen vernehmlich hörten — glänzend vollführte.

Bei dem Übergang über die Eger bedrängte Friedrichs Kolonne den armen Aremberg, indem sie versuchte, ihn von seinen Brücken bei Koschlitz und Budin abzuschneiden. Aber er tummelte sich, er sowohl als Browne. Und außer einigen Gefangenen, die Zieten machte, und dem Verluste der meisten seiner unverbrannten Magazine, taten sie ihm keinen Schaden. Die Verfolgung war hart genug. Mehr als einmal wurde das österreichische Hauptquartier von heute nacht am anderen Morgen das preußische. — Montag, den 2. Mai, langte Friedrichs Kolonne am Weißen Berg bei Prag an: Browne, Aremberg und Prinz Karl, der nun eingetroffen ist, um den Befehl zu übernehmen, hatten den Tag vorher eilig die Stadt passiert, wo sie eine angemessene Besatzung zurückließen. Außer seinen Magazinen hat Browne nicht den mindesten wesentlichen Schaden erlitten. Aber Königsegg, der keinen Friedrich an seinen Fersen hatte, war — indem er mehr versuchte, weil er größere Gelegenheit dazu hatte — nicht ganz so glücklich.

2. Die zweite Kolonne zur Linken des Königs kommt unter Braunschweig-Bevern von der Lausitz — 18 000 zu Fuß, 5000 Reiter. Dies ist derselbe Bevern, welcher sich im vergangenen Jahr bei Lowositz so ausgezeichnet hat; sein Name steigt nun zu einer noch glanzvolleren Tat — welche allerdings die letzte seiner so glanzvollen Taten sein sollte. Bevern marschierte an demselben Tage wie Friedrich, nämlich am 20. April, aus der Nachbarschaft von Zittau ab (aus Grottkau, ein wenig südlich von Zittau). Und er hatte kaum seinen Marsch recht angetreten, als er auf furchtbare Hindernisse stieß. Nämlich auf den General Königsegg. Auf einen Königsegg, der mit überlegener Stärke vor der Front manövriert. Auf einen Macguire, irischen Unterbefehlshaber Königseggs, der von der Rechten herankommt, um sein Gepäck abzuschneiden (gegen den Bevern eine Truppe abschicken muß). Auf einen Lacy, der von der Linken kommt, oder vielmehr Königsegg und Lacy im Einverständnis und mit der Absicht, eine Schlacht anzubieten. Es ist die Schlacht bei Reichenberg, die am 21. April erfolgte, von der aber, obgleich sie zu einer für eine so kleine Schlacht großen Berühmtheit gelangte, hier kein Bericht gegeben werden kann.

Der Sachverhalt ist kurz der: Königsegg, der mit einer Heeresmacht von 30 000 Mann oder darüber nach und nach zurückweicht, hat bloß Bevern vor sich, der bei seinem Marsch aus der Lausitz, und bis er sich weiter südlich mit Schwerin vereinigen kann, nur etliche 20 000 stark ist. Kann Königsegg nicht Halt rufen und Bevern zwingen, kehrtzumachen, um Schlimmerem zu entgehen? Königsegg, der es nicht an Tatkraft fehlen läßt, beschließt, es zu versuchen. Wählt eine vortreffliche Stellung bei oder um Reichenberg herum, welches die erste böhmische Stadt ist, einen Tagesmarsch von Zittau in der Lausitz und ebenso weit wieder von Liebenau, welches Beverns zweite böhmische Station auf der Prager Straße sein würde, wenn alles gut ginge. Reichenberg, das zwischen den Hügeln im Neißetal eingenistet liegt (einer von den uns bekannten vier Neißeflüssen,

die Neiße, an der Prinz Karl im Winter 1745 von einem gewissen Könige so merkwürdig abgefertigt wurde), bietet vorteilhafte Stellungen, deren sich Königsegg bemächtigt. Da ist namentlich ein von bewaldeten Hügeln geschützter, vortrefflicher hohler Grund (auf dem linken oder westlichen Ufer der Neiße, d. h. gegenüber Reichenberg). Nichts als Hügel, Bäche, Holzungen ringsumher: eine Vertiefung, die wie zu dem Zwecke gemacht scheint, sehr einladend für Königsegg. Hier postiert sich Königsegg, „Mittwoch, den 20. April", errichtet Batterien, legt Verhaue an, hat Geschütz, Reiterei und Fußvolk in Fülle und, sagen alle Militärs, eine der bestmöglichen Stellungen.

So daß Bevern, als er sich am Abend seines ersten Marsches, Mittwoch, den 20. April, Reichenberg nähert, seinen Weg verlegt findet und Schwierigkeiten von erheblicher Größe vor sich sieht. „Da ist heute abend nichts mehr anzufangen," denkt Bevern, „wir müssen es morgen früh versuchen!" Und muß sein Lager eine Strecke diesseits Reichenberg, „mit einem sumpfigen Bach vor sich, nehmen und in der Nacht überlegen, wie man sich hindurchschlagen könne. Donnerstag früh, nachdem er hinlänglich rekognosziert und überlegt hatte, war Bevern beizeiten dabei, sich hindurchzuschlagen. Er überschritt den sumpfigen Bach, griff kühn Königseggs Stellung, seinen linken Flügel, an, stürmte die Verhaue, die Batterien, drang Mann gegen Mann, Roß gegen Roß auf Königsegg ein und warf ihn nach heftigem, aber kurzem Widerstande aus seiner Verschanzung heraus. Königsegg machte einigen Versuch, zum Stehen zu kommen, versuchte es zweimal, jedoch vergebens. Mußte förmlich weichen und zuletzt laufen und ließ 1000 Tote, ungefähr 500 Gefangene, eine oder zwei Kanonen und ich weiß nicht wie viele Fahnen und auch Pauken auf dem Felde. Dies galt für eine entschieden glänzende Waffentat Beverns (bei Königsegg waren Fehler vorgefallen) [1], der auch Friedrich großen Beifall zollte, als er auf seinem eigenen glücklichen Marsche gen Prag davon in Linai Kunde erhielt. Ein angenehmes Vorzeichen, wäre es auch sonst nichts weiter.

Königsegg und Konsorten, von Reichenberg vertrieben und in die Flucht gejagt, konnten sich erst bei Liebenau vier Meilen davon wieder ordentlich sammeln und formieren, wo sie einen Hohlweg oder sonst irgendein schwer zugängliches Gelände, wie es sich hierfür eignete, gefunden hatten; aber auch dieses gewährte nur wenige Stunden Rast. Denn Schwerin kam mit seiner schlesischen Kolonne von Nordost heran, Königsegg auf der Flanke und im Rücken bedrohend. Königsegg konnte in

[1] Tempelhof I. 100; Heldengeschichte III. 1077 (Friedrichs eigener Bericht, „Linai in Böhmen, 24. April 1757") usw. In Büschings Magazin (XVI. 139 ff.) findet sich eine verständliche Skizze dieses Treffens bei Reichenbach, mit satirischen Kritiken, die etwas auf sich haben, auf Lacy, Macguire und andere, von einem anonymen militärischen Zyniker, der viele ähnliche Skizzen in Büsching gibt (z. B. die von Fontenoy), die nicht ohne Urteilsstärke und Zeichen umfassender Studien und Erfahrung in seinem Handwerk sind.

diesem Liebenau nur ein wenig verschnaufen und mußte wieder weiter. Und nach vergeblichen Versuchen, die Vereinigung von Schwerin und Bevern zu verhindern, das Jung-Bunzlauer Magazin zu verteidigen oder irgend etwas Nützliches in dieser Gegend zu bewerkstelligen, konnte er nur die Schwerin-Bevernschen Truppen eine Reihe von Stunden (ich glaube im ganzen einen Tag) aufhalten, bis ihm nichts übrigblieb, als sich aufzumachen und sich weiter nach Prag und dem Ziskaberg zurückzuziehen, wo sich seine Freunde nun befanden.

Die österreichische Stärke in Reichenberg war 20 000, würde etliche und 30 000 gewesen sein, wäre Macguire gekommen (was er hätte tun können, hätte er sich nicht zu sehr vom Anschein beunruhigen lassen). Bevern, um das gegen Macguire entsandte Detachement geschwächt, brachte nur 15 000 in den Kampf, doch er schlug die Österreicher, die ihm seinen Weg mit solcher Macht verlegt hatten, völlig aus dem Felde. Ist das nicht ein annehmbarer kleiner Sieg, ruhmreich in seiner Art, und zugleich ein gutes Vorzeichen für die bevorstehenden größeren Dinge? Bevern marschierte nach diesem anfeuernden Gefecht gelassen durch Liebenau und die dortigen Päße weiter. Den 24. April bei Turnau stößt er zu der Schwerinschen Kolonne, und dieser einverleibt begleitet er Schwerin von nun an als untergeordneter Truppenteil.

3. Die dritte Kolonne war die Schwerinsche, von Schlesien kommend, 32 000 zu Fuß, 12 000 zu Roß. Schwerin, der sich aus Glatz und der nördlichen Gegend in Landeshut sammelte — er kehrt sich wenig an die dortigen angenehmen Hügel und schön umher verstreuten Kuppen des Riesengebirges — war von sämtlichen Kolonnen am ersten völlig marschfertig, da er den längsten Weg vor sich hatte. Am 18. April brach er von Landeshut auf, Winterfeldt führte eine der Divisionen. Heutigen Tages gehört die Straße mit zu den schönsten: ein ebener Hochpaß von guter Breite über das Riesengebirge. Freundliche, bunt bemalte Dörfer sind daran gelegen, schöne Bergketten und ferne Kuppen blicken darauf herab. Die Schneekoppe (ihre Krone strahlt weiß bis zum Juli) begleitet dich weit zur Rechten auf dem ganzen Wege. Rübezahl spukt dort vermutlich. Und ohne Zweifel beginnt hier die Elbe ihren langen Lauf, die in schmalen Rinnsalen da drüben herabrieselt und nachgerade Flotten zu tragen gedenkt. Betrachtungen, welche Schwerin unendlich gleichgültig sind. „Die Straße", sagt mein Reiseführer, „hat nichts vom Alpencharakter. Sie erinnert dich an die Gebirgsgegend von Derbyshire und gleicht mehr der Straße von Castleton nach Sheffield, als irgendeiner anderen, die ich nennen könnte". Wir sind früher schon hier gewesen, mein Leser und ich, bei Schatzlar und an anderen Orten. Trautenau, ziemlich weit unterhalb, von reißenden Strömen, die der Elbe zufließen, durchlaufen, ist eine ansehnliche österreichische Stadt und das böhmische Ende des Passes. Soor ist nicht weit davon: für Schwerin in diesem Augenblick völlig gleichgültig. Er war, als die Schlacht bei Soor geschlagen wurde, in einer Art Ungnade oder gegenseitiger Spannung von der Armee heimgekehrt. Schwerins Marsch berichten wir nicht. Seine Vereinigung mit Bevern (bei Turnau, an der Iser, 24. April) und die gemeinsame Wegnahme des Jung-Bunzlauer Magazins und Überschreiten der Elbe bei Melnick, dies waren die wichtigen Punkte. Und sie liefen alle trotz Königseggs Scharmützeleien gut ab, ohne weiteren Verlust als einen Tag Zeit.

Die Österreicher zogen vor etlichen Tagen, wie wir bemerkten, d u r c h Prag, Sonntag, den 1. Mai. Kein angenehmes Feiertagsschauspiel für die Einwohner. Und lagen nun sämtlich auf der Anhöhe des Ziskabergs auf der anderen Seite der Stadt. Wären sie wachsam gewesen, so hatten sie jetzt Gelegenheit, Friedrich, welcher schwächer ist als sie, solange noch keiner zu ihm gestoßen ist, anzugreifen. Aber sie denken unter Prinz Karl nicht daran. Und Browne und der Prinz sollen in schlechtem Vernehmen miteinander stehen.

Zweites Kapitel / Schlacht bei Prag

Montag morgen, den 2. Mai 1757, erschien die Vorhut von Friedrichs Kolonne auf dem Weißen Berg, der nordwestlichen Ecke von Prag. Ein Gelände, das sie 1744 und der arme Winterkönig 1620 kennenlernten. Der Vorhut folgte am Morgen kurz darauf Friedrich selber und mit jeder Stunde anmarschierend all die übrigen. So daß vor Sonnenuntergang die ganze Heeresmacht dort postiert stand und die romantische Stadt Prag zu ihren Füßen ausgebreitet sah. Eine höchst romantische, hoch aufgebaute, vieltürmige, sehr unebene alte Stadt. Ihre Dachfenster und vergoldeten Turmfahnen glitzern in der westlichen Sonne. Das österreichische Lager ist sehr sichtbar jenseits in weiter Ausdehnung auf den Höhen des Ziskaberges oder der östlichen Seite. Prag und seine österreichische Besatzung betrachten ohne Zweifel dies preußische Phänomen mit großer Spannung, mit Kommentaren und mit Empfindungen, die jetzt, wie sich allerdings geziemt, in ewiges Stillschweigen gehüllt sind. Eines wissen wir, „das Hauptquartier war in Welleslawin". Dort wohnte in einem fast nördlich liegenden kleinen Weiler Friedrich, der damals geschäftigste Mann von Europa, den zu Gesicht zu bekommen für die Nachwelt noch immer etwas Denkwürdiges ist.

Prinz Karl, unser alter Freund, führt den Oberbefehl drüben. Auch Browne ist dort, der den Oberbefehl geführt hat. Ihr Feldzugsplan ist gänzlich schief gegangen. Und gestern abend erfuhr Friedrich in seinem Quartier „im Kloster Tuchomirsitz", wo diese zwei Herren die Nacht vorher logiert hatten, daß man sie in heftigem Wortwechsel miteinander gehört habe[1]. Alle beide natürlich verstimmt wegen der überraschenden Wendung, welche die Dinge genommen hatten. Und Feldmarschall Browne vielleicht auch über irgendeine vergangene oder kommende Torheit, über

[1] Heldengeschichte IV. 11 (wo ein genaues „Journal des Marsches" mitgeteilt ist).

irgendeinen verworfenen Ratschluß, den er erteilt, über irgend etwas, das man ihm zur Last gelegt hatte, oder sonst irgendwie aufgebracht. Prinz Karl ist nun Obergeneral, und der entrüstete Browne weicht, wie sich erwarten läßt, und wie er oft hat tun müssen, in seinen Ansichten vielfach von ihm ab. Geduld, mein Freund, es wird nun bald ein Ende nehmen! Prinz Karl beabsichtigt, ruhig auf dem Ziskaberg liegen zu bleiben und Prag zu halten, ist nicht gesonnen, Friedrich in seiner Vereinzelung zu belästigen, und will nichts unternehmen, „bis Königsegg", siegreich oder nicht, „von Jung-Bunzlau eintrifft". Oder bis vielleicht Daun (der in Mähren ziemlich langsam Verstärkung an sich zieht) selber angekommen ist. „Was kann der Feind gegen uns in dieser starken Stellung unternehmen?" denkt Prinz Karl. Und Browne muß, welches auch immer seine Einsicht oder Überzeugung sein möge, dazu stillschweigen.

Der Weiße Berg (wie der Leser sich erinnern möge) ist diesseits, westlich von Prag. Der Hradschin, welcher den höchsten Punkt der Stadt und des vornehmen Viertels bildet, der alte böhmische Palast, der noch immer als solcher gelegentlich bewohnt wird und in welchem die Regierungsämter ihren Sitz haben, liegt auf der Senkung oder Schulter des Weißen Bergs, ziemlich weit ab vom Gipfel, und hat ein von ihm auslaufendes Netz von Straßen, die steilsten Straßen in der Welt, bis sie die Brücke und die breit dahinströmende Moldau erreichen. Alsdann werden sie eben und breiten sich in verflochtener Vielheit rechts und links und vorwärts nach Osten jenseits des Flusses aus, bis der Ziskaberg mit finsterem, jähem Abhang ihnen in dieser Richtung ein plötzliches Ziel setzt. Von dem Gipfel des Ziskabergs bis zum Gipfel des Weißen Bergs mag es ungefähr eine Meile sein. Von dem Hradschin bis zum Fuße des Ziskabergs Nordwest nach Südwest halb so weit, die größte Länge der Stadt Prag. Diese ist rhomboidisch von Gestalt, ihre längere Diagonale ist die eben genannte. Die kürzere Diagonale, von dem nördlichen Abhang des Ziskabergs bis zum südlichen des Hradschin hat vielleicht eine Länge von dreiviertel Stunden. Prag liegt im Bergschoße eingenistet und ist an sich kein starker Kriegsplatz. Aber die Umgegend, wo die Moldau ihr zerklüftetes Bett durch das aufgeschichtete Tafelland gräbt, ist ein zum Manövrieren schwieriges Gelände.

Das Moldautal erstreckt sich in gerader Richtung von Süden her, durchschneidet Prag und zieht sich — nachdem es bei seinem Austritt am nördlichen Ende von Prag (Ende der soeben genannten ‚kürzeren Diagonale') eine große Schleife oder Krümmung und Gegenkrümmung von Hufeisenform gebildet hat, die für uns von Wichtigkeit sein wird — wieder gerade nordwärts oder elbwärts. Es ist überall enge, namentlich nachdem es vollends nördlich von Prag anlangt, und läuft als ein Hohlgrund zwischen Felsen und Hügeln entlang. Zwischen großen, nicht gerade öden Hügelketten ragen zu beiden Seiten Felsen und öffnen sich hie und da schöne Seitentäler. Die Talsohle, die grün und fruchtbar ist, mit freundlichen, betriebsamen Dörfern (heutigen Tages viel mit Wasserkraft und Baumwollspinnerei beschäftigt), ist gewöhnlich ein paar hundert Ruten breit. Und so erstreckt sich dies angenehme Moldautal stundenlang längs der nördlichen oder unteren Moldau, vorwiegend gerade gen Norden, jedoch mit einer großen Krümmung nach Osten, unmittelbar vor seinem Ende. Und erst bei Melnick oder der Mündung der Moldau öffnet sich uns das große Elbtal, das wir bereits einmal von dem Paskopol oder von anderen Höhen bei Lowositz erblickten.

Friedrichs erste Aufgabe ist die Vereinigung mit Schwerin. Eine Vereinigung, welche unter den gegenwärtigen Umständen nicht südlich des

Ziskabergs geschehen kann, und die unter den Augen der auf jenen Höhen stehenden Österreicher, wie Friedrich wohl einsieht, eine kitzliche Operation ist. Dienstag, den 3. Mai, marschiert Friedrich rekognoszierungsweise und Mittwoch, den 4., entschieden und mit angemessenen Streitkräften nach Norden, die westlichen Höhen der unteren Moldau entlang, um einen passenden Ort für eine Schiffbrücke zu finden und den Fluß dort zu überschreiten. „Wie gefährlich, daß Schwerin sich um einen Tag verspätet!" murmelt er. Hofft jedoch, daß die Österreicher nichts unternehmen werden. Er hat Keith mit 30 000 Mann auf dem Weißen Berg zurückgelassen, um Prag und die österreichische Besatzung auf dieser Seite einzuengen. Sein schweres Gepäck kommt auf dieser Seite von Leitmeritz, bis wohin es auf Elbschiffen gebracht wird. Diese Seite von Prag muß unbedingt bewacht werden. Es ist auch Friedrichs feste Absicht, die Österreicher auf der anderen Seite der Stadt zu schlagen und zu verjagen. Aber dazu sind Vorkehrungen nötig!

Bis hinauf nach Lissolei hat Friedrich am ersten Tage keinen passenden Ort gefunden. Aber am anderen Tage, Donnerstag, den 5., findet er weiter oben an einem Ort namens Selz eine Stelle des Hohlgrundes: „ein wenig höher als die entgegengesetzte", also nötigenfalls zum Beschießen der anderen Seite geeignet. Und hier läßt er seine Schiffbrücke schlagen. Er hat genaue Kunde von der Schwerinschen Kolonne, von Beverns angenehmem Siege, weiß, daß sie das Jung-Bunzlauer Magazin erbeutet und die Elbe überschritten haben. Alle ihre Brücken sind, wenngleich mit eintägiger Verzögerung, gesichert. Und sie warten nun bloß auf das Signal, auf die drei Kanonenschüsse, welche ankündigen sollen, daß Friedrich seinen Übergang nach ihrer Seite über die untere Moldau vollzieht.

Friedrichs Brücke ist bald geschlagen (geschulte menschliche Hände können nicht geschwinder sein), seine Batterien errichtet, seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die drei Kanonenschüsse werden abgefeuert, hörbar für Schwerin. Und Friedrichs Truppen strömen hurtig hinüber, kaum daß ein Pandur sie beunruhigt. Ja, noch vor Beendigung des Übergangs — wer sind dort jene leichten Reiterscharen? Husaren, die man als Seidlitzsche erkennt (von Schwerin ausgeschickt), erscheinen in der Ferne. Eine Begegnung, die sicherlich ein dreimaliges Hurra nach einem solchen beiderseitigen Marsch verdient. Friedrich liegt jene Nacht auf den östlichen Höhen (das Dorf Czimitz eine gute Stunde nördlich von Prag ist sein Hauptquartier), und es werden wegen des Sammelplatzes für morgen früh genaue Bestimmungen mit Schwerin getroffen. Die Vereinigung soll in der Umgegend des Dorfes Prossik südöstlich da drüben stattfinden, ein wenig nördlich der Prag-Königgrätzer Straße und etwas näher an Prag, als wir hier in Czimitz sind. Zeit in Prossik: Punkt 6 Uhr in der Frühe. Und Winterfeldt und Schwerin sollen sich persönlich einstellen und mit Seiner

Majestät konferieren. So lautet das Programm für Freitag, den 6. Mai, welcher sich als ein so denkwürdiger Tag erwies.

Schwerin ist in der Nacht Schlag zwölf auf den Beinen. Rückt „über die Höhen des Chaber" auf einem halben Dutzend oder ich weiß nicht wie vielen Wegen heran. Wird zu gehöriger Zeit von Friedrichs Leuten gesehen, die gleichfalls pünktlich vorrücken. Mit einem Wort, die Vereinigung wird mit aller Genauigkeit vollzogen. Und während die Kolonnen aufmarschieren, reiten Schwerin und Winterfeldt in persönlicher Beratung mit dem Könige umher und besichtigen mit Fernrohren die gegenüber auf dem breiten Rücken des Ziskabergs eine kleine Stunde südlich von hier lagernden Österreicher. „Welch ein Fehler der Österreicher, daß sie eine solche Vereinigung erlaubten, ohne daß sie vorher versuchten, die eine oder die andere Hälfte zu vernichten!" rufen militärische Kritiker aus. Es ist zu vermuten, daß Friedrich selber die gleiche Meinung teilte. Aber er kannte seine Österreicher und ließ es darauf ankommen. Friedrich lernte, wie man hieraus merken kann, seinen Mann kennen, wenn er einige Monate mit ihm gefochten hatte, und erlaubte sich je nachdem etwas mit ihm oder nicht. Und meistenteils — nicht durchaus immer, wie eine erhebliche Ausnahme zeigen wird — tut er das mit vollkommener Richtigkeit und oft sogar mit wesentlichem Nutzen für seine Maßregeln. „Wenn die österreichischen Kochzelte morgens vor 8 Uhr rauchen," bemerkt er, „so kann man darauf rechnen, daß sie an dem Tage marschieren werden[1]." Mit erstaunlicher Lebendigkeit des Blickes und Geistes beobachtet er die Zeichen der Zeit, der Stunden und Tage und Plätze, und deutet sie — liest Menschen und ihr Tun und Wesen, als wären sie bloße Handschriften, nicht zu dunkel für ihn. — Die Österreicher haben nun ihren Königsegg aufgenommen, der zwar geschlagen, aber bis auf ein- oder zweitausend Mann noch immer auf den Beinen ist. Schon sind sie der Kopfzahl nach stärker als die Preußen. Und was braucht man, bis weiter Daun eintrifft, in einer solchen Stellung zu eilen? Auch die Österreicher beobachten Friedrich diesen Morgen, aber auf die flaueste Weise. Ihre Vorposten feuern wirkungslos einige Kanonenschüsse auf seine Adjutantengruppe und ihn. Und die Kommandierenden schicken ihre Reiterei zum Furagieren aus. So wenig verstehen sie, gesehene Zeichen zu deuten.

Der Ziskaberg, wo die Österreicher nun sind, erhebt sich jäh mit fast steiler, doch von Bäumen und Gras bestandener Senkung, auf der Ostseite von Prag, fünf- oder sechshundert Fuß hoch. Ein steiler, malerischer, massiver grüner Hügel. Die Moldau, plötzlich nach rechts biegend, bespült seine nordwestliche Ecke (sie floß bis dahin ziemlich westlich von demselben) und windet sich nach Osten um seinen nördlichen Fuß her-

[1] Militärische Instruktionen.

um. Davon sogleich Näheres. Die auf den Ziskaberg führenden Wege sind steil und schwierig. Aber einmal oben, findet man, daß der Berg nur auf zwei Seiten steil ist, auf der Stadt- oder Westseite und nach der Moldau zu oder nördlich. Oben dehnt er sich weit und breit zu einer gewellten Hochfläche aus, von Hecken entblößt, allenthalben urbar, mit unreinlichen Dörfern und Gehöften besät. Weit und breit eine Art Ebene, die sich sanft wohl dritthalb Stunden nach Osten und ebensoviel nach Süden senkt, ehe die Fläche wieder merklich steigt.

Ein anderer bereits erwähnter Zug des Ziskabergs ist sehr bemerkenswert. Daß nämlich die Moldau seinen nördlichen Fuß bespült und die Erhebung auch auf dieser Seite zu einem steilen Abhang böscht. Als die von Süden kommende Moldau das Ende des Ziskabergs passiert hatte, entschloß sie sich sozusagen gerade östlich zu gehen, indem sie sich einen Weg durch das dortige niedrigere Hügelland grub. Also wendet sie sich hier, umarmt den nördlichen Fuß des Ziskabergs und macht ihn steil genug. Findet aber, nachdem sie etwa eine Viertelmeile so fortgeflossen ist, daß sie nicht weiter kann, weil das höher liegende Land noch immer Fels ist und sich nicht weiter untergraben lassen will. Und ist also gezwungen, sich wieder nach Norden und schließlich gerade nach Westen herum zu winden, in der Richtung, aus der sie hergekommen ist, oder parallel mit derselben. So hat sie den großen Hufeisengrund gebildet, von dem wir kürzlich gehört haben. Ein überaus hübscher Grund und von seltsamem Anblick. In dem unteren Teil sind schöne Landhäuser, sind Gärten und ein „Belvedere-Park" angelegt mit ringsum aufsteigenden grünen Bergwänden und einem silbernen Flußringe am Fuße derselben. Die Länge des Hufeisens von der Ferse bis zur Spitze oder von West nach Ost beträgt vielleicht 2400 Schritt. Die Breite von Seite zu Seite vielleicht halb so viel. Wenn die Moldau ihre alte Entfernung gen Westen erreicht hat, nimmt sie gleich einem reuigen Sünder, und wie wenn sie sich ihres Streiches schämte, genau gegenüber dem alten Punkt, von welchem sie abirrte, ihre Richtung wieder gerade nach Norden. Gerade nach Norden und gräbt jenes schöne enge Tal, jenen Hohlgrund mit seinen freundlichen, emsigen Dörfern, wo sie die oberschlächtigen Räder treibt, und wo Friedrich und seine Leute gestern ihre Pontons schwimmen ließen.

Hier auf diesem breiten Rücken des Ziskabergs liegen nun die Österreicher, blicken gen Norden zu dem Könige hinüber und richten Kanonenschüsse auf ihn. Hier haben sie seit vier Tagen gelagert und sich emsig verschanzt. Besonders emsig seit gestern, als sie Kunde von Friedrichs Übergang über den Fluß erhielten. Ihre Zeltgruppen und ihre Batterien erstrecken sich an allen vorteilhaften Punkten von der Nähe der Ziskabergskrone östlich bis hin zu den Dörfern Hlaupetin, Kyge und ihren Teichen, wohl anderthalb Stunden, und rückwärts nach innen, man weiß

nicht wie weit. Prinz Karl, kaum noch vom Schlaf aufgewacht, ist in Nussel, nahe bei der Moldau, nahe bei dem Wischerad oder südöstlichsten Punkte von Prag, eine und eine viertel Meile Westsüdwest von Kyge an dem anderen Ende der Diagonallinie. Ungefähr in gleicher Entfernung gerade östlich von Nussel und eine kleine halbe Stunde südlich von Kyge liegt ein Meierhof, des Namens Sterbohol, welchen die Österreicher noch nicht besetzt haben, der aber in den Kriegsannalen heute sehr berühmt werden wird! —

Wo sich das österreichische Lager oder die verschiedenen Zeltgruppen zur Zeit befanden, als Friedrich sie zuerst erblickte, hat für ihn und uns nur wenig auf sich, weil die Österreicher zwei oder drei Stunden nachher etwas plötzlich gezwungen wurden, in Schlachtordnung zu treten, und um diese, nicht um ihren Lagerplatz, ist es uns zu tun. Begeben wir uns hinüber, um jenes österreichische Gelände zu besichtigen, welches Friedrich nun aus der Ferne mit der festen Absicht rekognoszierst, es in wenigen Stunden zum Schlachtfeld zu machen. Und laßt uns versuchen, zu erklären, wie sich die Österreicher dort aufstellten, als sie bemerkten, daß die preußischen Anzeichen immer ernsthafter wurden. Um 9 Uhr morgens — ungefähr zwei Stunden, nachdem Friedrich sein Prüfen und Rekognoszieren begonnen und die österreichischen Vorposten angefangen hatten, einzelne Kanonenschüsse auf ihn abzufeuern — sind es Schlachtlinien, nicht leere Zelte (welche abzuschlagen man keine Zeit hatte), die sich da drüben dem Auge darstellten.

Hinter jener beschriebenen grünen Hufeisenkluft, durch die unzugänglichen steilen Abhänge und durch die hufeisenförmig gebogene Moldau geschützt, und von da ab längs der ganzen Kammlinie jener abfallenden Hochfläche steht (früh 9 Uhr, sämtliche Furagierer sind plötzlich zurückgerufen) die österreichische Front. Das zweite Treffen oder die Reserve parallel in ziemlicher Entfernung hinter derselben. In Reih' und Glied dort, ganze 65 000 Mann reguläre Truppen (die preußische Stärke ist nicht viel geringer), auf der Hochfläche des Ziskabergs, in einer Länge von anderthalb Stunden. Ihr rechter Flügel endigt in starken Batterien, in verflochtenen Sümpfen, Bodenerhebungen, Teichen zwischen Hlaupetin und Kyge. Das äußerste Ende ihres linken Flügels blickt hinüber in jenen Hufeisengrund, wo die Moldau versuchte, sich einen Weg zu graben, es aber nicht konnte und umkehren mußte. Sie haben zahlreiche Verschanzungen vor der Front und an allen vorteilhaften Stellen, und sind emsig dabei, noch mehr zu errichten. Deren einige eben vollendet werden, während man die Preußen sich in Bewegung setzen sieht. Sechzig Stück schweres Geschütz stehen in den Batterien umher. An Feldstücken besitzen sie hundertundfünfzig. Die Artillerie dieser Österreicher ist allezeit vortrefflich beschaffen, zahlreich, gut placiert, gut bedient, dank den wackern Leistungen

des Fürsten Liechtenstein innerhalb der letzten zehn Jahre[1]. Die Dörfer, die Meierhöfe sind besetzt. Namentlich hat jede Anhöhe ihre Batterie: der Homolyberg, der Berg Tabor (eine unbedeutende Erhöhung, wennschon der bibelfeste Ziska einen Berg daraus machte), diese und andere „Berge" von gleichem Gepräge.

Das ist die österreichische Schlachtordnung (wie sie um 9 Uhr stand, obgleich sie sich, wie wir sehen werden, ein wenig ändern mußte). Ihr erstes Treffen, welches in gerader oder fast gerader Linie nach Norden blickt, steht auf dem Gipfel des Ziskabergs. Ihr zweites und ihr drittes Treffen, ganz wie das erste, in gehörigen Entfernungen hinter demselben. In den Zwischenräumen stehen ihre Zelte in weit auseinander gestreuten Gruppen in dem geräumigen Innern nach Süden hin. Die Reiterei ist auf beiden Flügeln. Der linke Flügel hinter jener Moldaukluft kann nicht angreifen noch angegriffen werden — es wäre denn, er sowohl wie der Feind würden von Hippogryphen getragen und vermöchten in der Luft hoch über den Anlagen des Belvedere-Parks zu fechten. Prinz Karl wird vielleicht dieses Versehen — die Frucht des genauen Befolgens militärischer Doktrinen? — wiedergutmachen. Prinz Karl, Oberfeldherr, kommandiert auf dem linken Flügel. Browne auf dem rechten, wo er nicht auf Hippogryphen angreifen und angegriffen werden kann. Wie wir und wie andere sehen werden! Leichte Reiterei in jeder Anzahl schwärmt auf den Vorposten umher. Mit Infanterie, mit Kanonenbatterien, mit Reiterei, leichter oder schwerer, bedecken sie in langer, breiter Flut jene ganze abfallende Hochfläche des Ziskabergs, bis zu ihrem Ende, wo das Gelände nach Osten zu wieder merklich zu steigen anfängt.

Hier beginnt der nun endigende Hang stellenweise sehr sumpfig zu werden. Auf dem östlichen Rande des österreichischen Lagers, bei Kyge, Hostawitz und jenseits gen Süden um Sterbohol und Michelup, sind viele kleine Gewässer. Zum Teil angelegte Fischteiche mit ihren Schleusen, Dämmen und Apparaten, eine zerrissene breite Einfassung von Teichen und kleinen Seen (die heute sämtlich trockengelegt sind) zieht sich dort im Zickzack entlang, verbunden durch den jämmerlichsten Bach der Natur, der hierherum sich zu schleichen und zu schlängeln beginnt und sich dann schließlich in etwas lebhafterem Gefälle an der Spitze jenes Hufeisens oder in der Gegend des Belvedere in die Moldau ergießt. Dieser untere lebhaftere Teil desselben muß, denke ich, von der Stellung aus, wo der König sich jetzt befindet, sichtbar sein. Der König ahnt nicht, wie wichtig der obere schleichende Teil desselben heute für ihn sein wird. Bei Michelup sind Gewässer, die anzumerken sind. Ein wenig unterhalb Sterbohol, im Verlauf jenes jämmerlichen Baches, befindet sich eine Reihe

[1] Oeuvres de Frédéric (an verschiedenen Orten); s. Österreichischer Plutarch § Liechtenstein.

von Fischteichen, welche zur Zeit abgelassen waren, und deren schlammiger Boden mit Kräuterfutter für die künftige Karpfenbrut besät war, welches üppig aufgeschossen, grün wie Lauch und fast hinreichend reif ist, um wieder mit Fischen besetzt zu werden.

Friedrich rekognosziert all dieses von dem nördlichen Rande aus, so gut er kann. Wir wollen jetzt zu Friedrich zurückkehren und wollen während der nahenden gewaltigen Aktion an seiner Seite bleiben. Die Prager Schlacht, eine jener fürchterlichen Weltschlachten, laut wie der Jüngste Tag — schon ihre sinnbildliche Darstellung, von energischen Frauenhänden auf dem Klavier ausgeführt, jagt die Menschheit, die ihre Ohren liebt, in die Flucht! Die Beschreibungen dieser gewaltigen Aktion, alte sowohl als neue, sind zahllos, etliche davon unrichtig, fast alle unverständlich. Es gibt deren drei bei Lloyd, die vielleicht einigen meiner Leser bekannt sind. Tempelhof gibt nebst Kritiken über diese drei eine vierte, vielleicht die einzige Beschreibung, welche die menschliche Natur nach flüchtigem Studium einigermaßen verstehen kann. Interessierte Leser, namentlich militärische, verweise ich auf diese als Urquelle[1]. Anderes als militärisch-wissenschaftliches Interesse hat die Aktion jetzt wenig. Das stürmische Seelenfeuer, das an jenem Tage (so hoch wie jemals in irgendeinem alten oder neueren Menschenkampfe) loderte, ist für heutige Leser erloschen und kann nicht heraufbeschworen werden. Den ungefähren Verlauf des Geschehens, wie er sich im ganzen etwa dem menschlichen Auge darstellen mochte, was Friedrichs Benehmen, Stimmung und Seelenhaltung dabei war: dies, namentlich der letztere Umstand ist es, wonach wir suchen. Hätten uns nur die lässigen Berichterstatter irgend etwas von Belang über diesen letzten Punkt mitgeteilt! Wir wollen das wenige, das über beide Punkte zu ermitteln ist, redlich geben und unseren traurigen Anteil an dem Kampfe beenden.

Friedrich, der mit Schwerin und Winterfeldt diese Dinge von dem nördlichen Rande rekognosziert, räumt ein, daß die österreichische Stellung außerordentlich stark sei. Hegt aber keinen Zweifel, daß man sie auf irgendeine gute Art sofort angreifen und das österreichische Heer schlagen müsse. Das Unternehmen ist allerdings schwierig. Auf ihrem

[1] Bei Lloyd I. 38 ff. (die drei); bei Tempelhof, I. 123 (die vierte); ebendas. I. 144 (Stärke beider Armeen), 105—149 (Tempelhofs Bemerkungen). — Die „Geschichte“ oder Reihe von Vorlesungen über die Schlachten usw. dieses Krieges, „von den königlichen Stabsoffizieren“, welche seit dreißig oder vierzig Jahren als Textbuch oder militärischer Euklid in den preußischen Kadettenschulen benutzt wird, scheint die zweckmäßige Klarheit und Ausführlichkeit zu besitzen und gilt in betreff von amtlichen Details, Zahlenangaben u. dgl. als von kanonischer Autorität. Das Buch ist dem allgemeinen Publikum nicht zugänglich, wird jedoch in besonderen Fällen mit hinlänglicher Liberalität gewährt. Wodurch in der Tat die Hauptergebnisse desselben nunmehr in neueren preußischen Büchern allgemein geworden sind. Durch Gunst an hoher Stelle besaß ich einmal einige Monate ein Exemplar, aber ich hatte damals nicht die Möglichkeit, auch nur einen Teil davon gründlich zu lesen.

linken Flügel sind die Österreicher augenfällig unangreifbar. Nicht gut angreifbar im Zentrum, noch überhaupt von vorn mit dem aufsteigenden Gelände und solchen Verschanzungen und starken Punkten. Aber dort um ihren rechten Flügel herum ein Angriff in ihre Flanke, ginge das nicht? Vorwärts bis nach Kyge waren die drei geritten und fanden in der Front keine Möglichkeit. Und auch bei Kyge, wo die Front in Batterien, Teichen und Sümpfen endigt, ist keine. „Schwierig, nicht untunlich", behauptet der König. „Und es muß sofort unternommen und ausgeführt werden." Winterfeldt, allezeit zum Handeln geneigt, ist gleicher Meinung und berichtet, nachdem er sich weiter unten auf ihrer rechten Flanke umgesehen hat, daß die Sache dort zu machen sei.

Tunlich vielleicht wohl, „aber sofort?" wendet Schwerin ein. Seine Leute sind seit Mitternacht auf den Beinen gewesen und tagelang auf Gewaltmärschen. Wäre es nicht besser, diesen einen Tag zu rasten? „Rasten, und Daun, der mit 30 000 Mann Verstärkung zu ihnen heranrückt, trifft vielleicht heute nacht ein? Nimmermehr, mein wackerer Feldmarschall!" Und da der Feldmarschall ein Mann von unbiegsamem Sinne war und sich mit Nachdruck zu äußern pflegte, so dauerte der Dialog fort, vermutlich mit zunehmender Hitze auch auf Friedrichs Seite. Bis der alte Schwerin mit blitzendem Antlitz ausrief, indem er seinen Hut fest in die Augen drückte: „Wohlan, Ew. Majestät, frische Fische, gute Fische! Soll durchaus heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich gleich hier angreifen!" Und so sprengt auch er im Galopp in südlicher Richtung fort, um einen günstigen Angriffspunkt zu suchen. Auch er — ob zusammen mit Winterfeldt oder nicht, ist mir unbekannt. Winterfeldt selber sagt nichts darüber, dessen eigene bescheidenen Worte über den Gegenstand die Leser, ehe wir endigen, sehen sollen. Aber beide werden so in kurzem Galopp rekognoszierend in den Büchern erwähnt. Und beide stimmten, als sie erst weit genug südlich herum in die Nachbarschaft von Podschernitz gelangt waren[1] und eine volle Aussicht auf die österreichische rechte Flanke hatten, überein, daß hier die Sache möglich sei. „Die Infanterie muß von hier auf Sterbohol rücken und alsdann ihre Verschanzungen und sie angreifen. Die Reiterei kann allenfalls noch weiter südlich vorgehen und sie sogar im Rücken nehmen." Beide stimmten darin überein, daß es auf diese Weise tunlich sei. Das Terrain ist erträglich gut, zuerst sanft abschüssig für uns, dann wieder sanft aufsteigend. Erträglich sogar für Reiterei. Die dazwischen liegenden schlammigen Gewässerstreifen, die abgelassenen Teiche, wurden von Schwerin und Winterfeldt entweder gar nicht bemerkt oder als unerheblich angesehen, da so schöner „Wiesengrund" — von ungewöhnlich frischem Grün zu dieser frühen Jahreszeit — dazwischen lag.

[1] S. Kartenanhang am Schluß des 6. Bandes.

Der Aufmarsch der Preußen war wunderbar. Wie ihre Schwadronen, ihre Bataillone, Reiterei, Fußvolk, Artillerie, schwenkten, aufschlossen, sich ausdehnten, die Landschaft seltsam belebend. In Bewegungen, die jedem, außer dem geschulten Auge, verwickelt und ganz chaotisch erscheinen mußten. Man denke sie sich, wie sie von den Höhen von Chabor hinter Prossik (die Infanterie des rechten Flügels stellt sich bei Prossik auf, die Reiterei westlich von ihnen) und immer vorwärts in breiten, bunten Flutwellen entlang strömen. Ostwärts, dann südwärts („unsere Artillerie ging durch Podschernitz, Infanterie und Kavallerie ein wenig westlich davon"). Der nahenden Schlacht zuströmende, weithin schimmernde Flut, welche schnell, genau wie ein Uhrwerk, zu zwei Treffen wird, von Prossik bis nahe an Chwala. („Das Gepäck bleibt in Gbell, hinter der Linie.") Von da geht es über Podschernitz herum und ruhig, rasch, die stürmische Windsbraut so schön darin verborgen, hinab gen Sterbohol, um da anzugreifen. Allmählich steigt, indem man die alten, toten, pedantischen Urkundenbücher aufrüttelt, die Tatsache vor uns auf. Stille Wirbelwinde alten niederdeutschen Feuers wohnen, schön bezähmt, jenen stummen Massen inne. Besseres menschliches Material als dieses germanische (holländische, englische, plattdeutsche und andere Abarten) gibt es nicht. Und in solcher Zucht und so geschult, wie hier, ist es nie vorher oder seitdem dagewesen. „In anderthalb Stunden", was militärischen Kennern beinahe unglaublich dünken dürfte, haben sie ihr Terrain eingenommen. Um 9 Uhr vormittags hat die Mehrzahl Posto gefaßt. Die übrigen schwenken, so wie sie nacheinander in der Chwala-Podschernitzer Gegend ankommen, rechts ab, rücken rüstig hinab gen Sterbohol und werden sogleich bei ihrer Schnitterarbeit sein.

Mittlerweile tummeln sich nun auch die Österreicher, da sie mit Erstaunen diese Erscheinungen im Norden wahrnehmen und merken, daß es Ernst wird. Sie schwärmen wie die Bienen, holen ihre furagierende Kavallerie zurück. „Keine Zeit, die Uniform statt der Kittel anzuziehen!" rasch angetreten! Browne befindet sich auf diesem, ihrem rechten Flügel: „Man bringe die Kavallerie des linken Flügels hier herüber!" rät Browne. „Sie ist dort unnütz, da sie nicht auf Hippogryphen reitet!" Und die Österreicher nehmen (wieder auf Brownes Veranlassung) eine Änderung in der Stellung ihres rechten Flügels, der Reiterei sowohl als des Fußvolkes, vor. Eine Veränderung, die sehr wichtig ist, obgleich viele Beschreibungen der Schlacht nichts davon erwähnen. Als sie nämlich merken, was die Preußen beabsichtigen, lassen sie ihren rechten Flügel (ungefähr vier- oder fünfhundert Schritt ihrer langen Schlachtlinie) eine halbe Schwenkung nach rechts machen, so daß dieser im rechten Winkel steht („en potence", wie der militärische Kunstausdruck lautet, oder winkelhakenförmig zu der übrigen Linie) und auf diese Weise gegen den preußischen Angriff Front macht — Front nun, nicht Flanke, wie die

Preußen erwarten. Dies ist eine wichtige Schwenkung nach rechts, eine hakenförmige Formation, welche mannigfaltiges inneres Schwenken, Marschieren und Deployieren erfordert, was österreichische Truppen nicht mit preußischer Geschwindigkeit ausführen können. „Hurtig, wenigstens hier bei Sterbohol, meine Burschen, denn da kommen die Preußen schon heran!“ treibt Browne an. Und hier bricht alsbald der Sturm los.

Winterfeldt, der die Vorhut von Schwerins Infanterie führt (Schwerins eigenes und einige andere Regimenter sind mit ihm), rückt rasch auf Sterbohol vor. Winterfeldt erreicht es vor Browne. Aber ganz nahe hinter diesem wichtigen Posten, auf dem Homolyberg (eine bloße Anhöhe, obschon „Berg“ genannt) sind Kanonenbatterien von mörderischer Eigenschaft, die ihr Feuer auf Winterfeldt eröffnen, als dieser den anrückenden Österreichern entgegenstürmt, und verderblich für seinen Versuch und beinahe für seine Person werden. Winterfeldt sinkt, schwer verwundet, ohnmächtig vom Pferde. Und als er in einem Blutpfuhle wieder zu sich kam, fand er sich von seinen Leuten verlassen, die auf den Schwerinschen Haupttruppenkörper zurückstürzten. „Österreichische Grenadiere hielten ungefähr achtzig Schritt davon, trauten sich aber nicht, zu folgen.“ Winterfeldt wankt halbtot hinüber zu Schwerin, der nun mit dem Haupttruppenkörper angekommen ist und mit seinem Vordertreffen hier gegen die Österreicher Front macht. Und es erfolgte bei und um Sterbohol unter Schwerins Führung ein blutiger Kampf, wie ihn die Kriegsannalen selten aufzuweisen haben. Winterfeldts Fehlschlag bei Sterbohol war der Anfang davon, den genauen Hergang des Folgenden kann kein Mensch beschreiben, wennschon das Ende wohlbekannt ist.

Die Österreicher halten nun Sterbohol mit fester Faust, von jenen Batterien auf dem Homolyhügel unterstützt. Das ganze Feld ist, wie gesagt, mit Feldschanzen, mit Kanonenbatterien gespickt. Die österreichische Artillerie ist sehr zahlreich. Die Anordnung geschickt, die Bedienung vortrefflich. Sie macht dem Fürsten Liechtenstein Ehre und bildet in der Tat die eigentliche Stärke der Österreicher bei dieser Gelegenheit. Schwerin muß Sterbohol haben, trotz Batterien und österreichischen Reihen und der auf ihn zurückprallenden Winterfeldtschen Vorhut. Selten hat der alte Veteran eine solche Aufgabe vor sich gehabt. Der alte Schwerin (feurig wie je, mit 73 Jahren) ist von der Schlacht bei Blenheim an in vielen Schlachten gewesen und nun bei seiner heißesten und letzten angelangt. „Die Vorhut hat es nicht vollbringen können. Die Hauptmacht, hoffen wir, dadurch um so mehr angefeuert, kann es vielleicht!“ Ein gar kampffroher Geist beseelt diese Preußen Schwerins. Müdigkeit vom langen Marschieren hat ihre Muskeln abgespannt. Aber ihre Herzen — alle Zeugen sagen aus, daß diese (und so auch ihre Muskeln, „immer wieder frisch nach einigen Minuten Ausruhens“) an diesem Tage unvergleichlich waren!

Schwerins Preußen werden beim Aufmarschieren allenthalben mit

Kartätschenfeuer begrüßt, vom Homolyhügel herab und von den Batterien nördlich des Homoly. Aber sie marschieren voran, tapfer und unbeirrt, trotz des Mißgeschicks, das Winterfeldt erlitten hat. Der allgemeine preußische Befehl an diesem Tage lautet: „Mit gefällten Bajonetten angreifen. Nicht gefeuert, jedenfalls nicht bis ihr das Weiße in ihren Augen seht!" Hurtig, gelassen wie auf dem Paradefelde, die entstandenen Lücken schnell wieder schließend, rücken die Preußen unter diesen Umständen vor, und nun sind sie nahe an jenem „schönen glatten, für die Jahreszeit so ungewöhnlich grünen Wiesengrund". Man stelle sich das wirkliche Betreten dieses „schönen Wiesengrunds" vor: Schlammteiche, die nur von den Grannen des aufgesproßten Hafters grün sind, der als Karpfenfutter da ausgesät ist! Man denke sich das Versinken ganzer Regimenter bis an die Knie, einiger derselben bis an den halben Leib. Den gelassenen Marsch in ein wildes Stampfen und Waten durch zähen Schlamm umgewandelt, während Kartätschen sie umsausen, und sie als leichtes Ziel niederschmettern! Selbst unter diesen furchtbaren Bedingungen gehen die Preußen auf Dämmen, auf Stegen, „rottenweise", zuweilen einzeln herankommend, ruhig vor und schleppen ihre Kanonen mit sich. Nur einige wenige Regimenter, jene, die auf den Stegen marschieren, können ihre Kanonen nicht fortbringen. Vorwärts! Wieder formiert, wenn der Boden hält! Immer vorwärts, und das Kartätschenfeuer wird immer mörderischer! Keine menschliche Feder kann das tödliche Chaos beschreiben, zu dem es hier kam. Es dauerte, mit verzweifelter Wut, ohne daß man wußte, wie es ausgehen würde, über drei Stunden lang, und es war der Wendepunkt oder der wesentliche Todeskampf der Schlacht. Infanterieangriffe (als der Durchgang durch den Schlamm erst vollbracht war) unter Kartätschenregen vom Homolyhügel, allmählich auch Reiterangriffe, preußische auf österreichische, südlich von Homoly und von Sterbohol, weiter auf der preußischen Linken. Ein ungeheuerer Strudel von verzweifeltem Todeskampf, krampfhafte Anstrengung jeder Art auf der einen und auf der anderen Seite. Der König ist selber dort gegenwärtig, wie ich dunkel entnehme. Feldmarschall Browne tut sich hervor auf dem letzten seiner Schlachtfelder und, wie es bei den alten Nibelungen heißt, „es hub sich ein Morden grimmig und groß".

Schwerins Preußen hatten entsetzlich gelitten bei jenem vorangegangenen Durchwaten der Schlammteiche (welche Winterfeldt, glaube ich, zufällig umgangen oder vermieden hatte). Dieses Vorspiel war, soviel ich ausmachen kann, der weitaus schlimmste Abschnitt des ganzen chaotischen Kampfes. Unerträglich oder doch kaum erträglich für die menschliche Natur. Selbst für die menschliche Natur von niederdeutschem Schrot, verbessert durch preußische Zucht. Winterfeldts Angriff, wobei sich Schwerins eigenes Regiment befand, sahen wir zurückgeschlagen. Ich bemerke, daß verschiedene Angriffe abgeschlagen wur-

den, da „frische Regimenter aus unserem zweiten Treffen" vorwärtsstürmten, bis die armen Zurückgeschlagenen „wieder zum Stehen kamen", neuen Mut faßten „und dann wieder aufs neue anstürmten", sagen die Berichte. Furchtbares Ringen, Wogen und Schwanken muß man sich bei diesem Sterboholer Ringen vorstellen. Und nach langer Prüfung will es mich bedünken, daß der Veteran Schwerin selber seinen Tod gleich nach jenem ersten Rückstoß und nicht nach einem anderen, späteren gefunden haben muß. Niemand gibt die genaue Zeit an. Aber die Tatsache ist unvergeßlich und reiht sich in dem dunklen Strudel der Aufeinanderfolge dunkel von selber da ein. Fest steht, daß „beim Anblick seines zurückweichenden eigenen Regiments" Feldmarschall Schwerin die Fahne ergriff, was auch andere Generale, die nicht genannt werden, an jenem Tage taten. Er packt die Fahne, der feurige alte Mann: „Heran, meine Kinder!" und schreitet an ihrer Spitze wieder jenen geraden Damm entlang, während seine „Kinder" alle umkehren und mit heißer Reue folgen. „Heran, meine Kinder!" Fünf Kartätschenkugeln, eine jede von ihnen tödlich, treffen den alten Helden auf einmal; da sinkt er tot dahin auf seine Fahne und wird niemals wieder streiten. „Heran!" stürmen jene mit heißen Tränen. Adjutant von Platen nimmt die Fahne. Auch Platen wird augenblicklich getötet, aber ein anderer nimmt sie. „Heran!" in wildem Sturm von Wut und Schmerz. Mit einem Wort, sie vollbrachten die Arbeit von Sterbohol, sie und die übrigen. Das erste Treffen, das zweite Treffen, Fußvolk, Reiterei (und selbst die Rosse, wie ich vermute) fochten unsäglich und überwältigten eine der furchtbarsten Aufgaben der Kriegsgeschichte. Denn auch die Österreicher, namentlich ihre Grenadiere, hielten sich standhaft und fochten wie Männer. Und „jeder Grenadier, der am Leben blieb, erhielt", wie ich später las, „lebenslänglich doppelte Löhnung".

Sie ward vollbracht, die Arbeit von Sterbohol. Es geschahen jene Infanterieangriffe, Kavallerieangriffe. Jene Batterie des Homolyberges und, damit zusammenhängend, andere Schanzen und Batterien zur Rechten und im Rücken wurden gestürmt. Aber wie es geschah, das kann keine Feder beschreiben und kein Verstand in klarer Aufeinanderfolge denken. Es war ein ungeheures Durcheinander. Frische und immer neue preußische Regimenter griffen an, die kein Kartätschenfeuer in ihrem Vorrücken aufhalten konnte, trotzdem Marschall Browne frische Truppen eiligst von seiner Linken herüber berief und jeden Zoll seines Terrains hartnäckig verteidigte. Bis endlich (die Stunde ist nicht angegeben) ein Kanonenschuß seinen Fuß wegriß, und er tödlich verwundet nach Prag getragen werden mußte. Was vermutlich ein erhebliches Ereignis, vielleicht das folgenschwerste von allen war.

Wichtig war auch, wie sich nachgerade entnehmen läßt, jener Angriff der preußischen Kavallerie auf dem linken Flügel. Die preußische Kaval-

lerie auf der äußersten Linken hatte nämlich mittlerweile, wie bereits erwähnt, mehr südlich, um gewisse Teiche bei Michelup herum, Brownes äußerste Rechte angefallen, ging wütend auf die österreichische Reiterei los, welche dort in mehreren Linien aufgestellt stand, warf sie, ward dann von ihr halb geworfen, stellte sich aber wieder, griff zum zweiten-, dann zum drittenmal an, „in der Front und Flanke zugleich in einer dicken Staubwolke" (Zieten ist dort tätig, des ergrimmten Warnery und anderer nicht zu erwähnen) — und zerstreute sie zuletzt völlig, „bis jenseits Nussel nach der Sazawa hin", so daß sie an jenem Tag nicht wieder gesehen wurde. Prinz Karl kam (ob nach Brownes tödlicher Verwundung oder vorher, habe ich nie ermitteln können) herbeigaloppiert, um den wichtigen rechten Kavallerieflügel zum Stehen zu bringen. Prinz Karl tat sein Äußerstes, beschwor, flehte, wütete, drohte. Jedoch umsonst, da die Zietenschen und die andern ihnen so hart auf dem Rücken saßen. Bis am Ende ein Krampf- oder konvulsivischer Anfall Prinz Karl selbst (seine Brust oder sein Herz) wie todbringend durchzuckte, so daß man auch ihn nach Prag zu den Ärzten bringen mußte. Und seine Kavallerie floh aufgelöst und planlos, von Zieten auf Friedrichs ausdrücklichen Befehl verfolgt und bis weit über den Horizont hinaus vertrieben. Genug, „ungefähr um halb zwei" ist die Arbeit von Sterbohol gründlich vollbracht, und die österreichische Macht, ihrer beiden Befehlshaber beraubt, ist entschieden im Schwinden und in einer bedenklichen Lage.

Der ganze österreichische rechte Flügel, Reiterei und Fußvolk, Batterien und Redouten, der hakenförmig oder in einem rechten Winkel zur eigentlichen Schlachtlinie stand, ist in Trümmer gegangen und in gänzliche Verwirrung geraten. Seine versprengten Haufen irren umher und suchen eine Straße zum Entkommen, die sie zuletzt auch finden. All dies ist sicherlich so zugegangen. Und der arme Browne wird tödlich verwundet vom Felde weggetragen. Aber in welcher Aufeinanderfolge es geschah, unter welchem bestimmten Wechsel der Aussichten, in welcher besonderen Folge von Ursache und Wirkung, das vermag niemand zu sagen. Nur die Einbildungskraft kann es sich, von diesen wenigen Tatsachen geleitet, ausmalen. Ein chaotischer Wirbelwind von Blut, Staub, Kot, Geschützdonner, schwefeliger Wut und menschlichem Tod und Sieg. Wer kann sich anmaßen, ihn zu beschreiben oder den wissenschaftlichen Plan davon, es sei denn im ganzen und groben, zu zeichnen?

Denn mittlerweile, ich denke, als der heißeste Kampf bei Sterbohol auf der äußersten Flanke des österreichischen rechten Flügels „in winkelhakenförmiger Gestalt" vorbei war (aber niemand gibt die Stunde an), trug sich etwas anderes zu, was sehr dazu angetan war, diesen Kampf zu entscheiden und damit alles zu entscheiden, was dann geschah. Dies war eine aus freier Hand ausgeführte Unternehmung gegen den Ellenbogen oder Winkel des besagten „Winkelhakens" auf dem nassen Gelände zwischen Hlaupetin

und Kyge, eine gute Strecke nördlich von Sterbohol. Eine von dem General Mannstein, unserem alten russischen Freunde auf eigene Hand ausgeführte Tat, welche Friedrich lange hernach als einen übereilten Fehler Mannsteins tadelt, der nur durch das Einschreiten des Prinzen Heinrich und Ferdinands von Braunschweig wiedergutgemacht worden ist, von welcher aber Winterfeldt und spätere Sachverständige einräumen, daß sie von großem Nutzen gewesen sei und in der Tat alles entschieden habe. Der Hergang war, wenn ich recht unterrichtet bin, ungefähr folgender.

In der Gegend von Kyge-Hlaupetin war auf der Ecke jenes Hakens des österreichischen rechten Flügels sehr gegen Brownes Absicht eine merkliche Lücke entstanden. Die Ecke ist offen, es befindet sich nichts darin als Batterien und Sümpfe. Indem der österreichische rechte Flügel gen Süden abschwenkte, um dort den Haken zu bilden, und dabei jetzt wie auch später über das so beschwerliche Gelände geschwind marschierte, war er zu weit vorgegangen (Tempelhof meint, die Kolonnen hatten sich auseinandergezogen, wie es bei solchen übereilten Bewegungen gewöhnlich geschieht), und so wurde eine kleine Lücke am Ellenbogen offen gelassen, welche sich während des Ringens bei Sterbohol immer mehr erweiterte. Gewiß ist, daß sich eine Öffnung dort befindet, die nur von einer davorstehenden Halbmondbatterie gedeckt ist. Das hatte General Mannstein lange Zeit nachdenklich beobachtet. „Die österreichische Linie ist dort am Ellenbogen zerrissen, mit einer davorstehenden Batterie geflickt?" Und kann sich endlich nicht länger halten, mit seiner Division dagegen anzustürzen. Ein Mann, der sich mitunter fortreißen ließ und allezeit zu hitzig in der Schlacht war.

Es würde ihm schlecht bekommen sein, meint Friedrich, wären nicht Heinrich und Ferdinand, um Mannstein besorgt (einige meinen, es geschah im geheimen Einverständnis mit ihm), zu seiner Unterstützung vorgegangen. Was sie auf eine glänzende Weise taten, indem sie nicht wenige bedrohliche Hindernisse überwanden. Es wurde heiß gefochten an dieser Ecke, teilweise unter gleichen Umständen wie bei Sterbohol. Batterien, Schlammteiche, wiederholte Angriffe. „Kameraden, ihr habt Ehre genug!" (denn jeder zweite Mann liegt tot) — „laßt uns an die Reihe!" rief ein Regiment einem anderen in dieser Aktion zu[1]. Prinz Heinrich tat sich besonders hervor, der tapfere kleine Herr. An einem sumpfigen Graben mit einer Batterie jenseits angelangt, fingen seine Leute an, auf einigen für Fußgänger gelegten Stangen einzeln hinüber zu klettern; „Burschen, folgt mir!" rief der Prinz, und sprang bis an den halben Leib hinein, gerade auf die Batterie los, stürzte sich auf dieselbe und nahm sie siegreich. Mit einem Wort, sie alle springen auf eine glänzende Weise vorwärts, stürzen unbekümmert um die Folgen auf jene Halbmondbatterien los, werfen sich darauf und bemächtigen sich ihrer. Stürmen mit einem Wort in jenes österreichische Loch am Ellenbogen hinein, während Ströme von anderen

[1] Archenholz I. 49; Tempelhof usw.

ihnen nachfolgen. Und vernichten dadurch unwiderbringlich sowohl den Vorder- wie den Schulterarm der Österreicher.

Der Vorderarm (der österreichische rechte Flügel, falls er sich noch bei Sterbohol wehrt und windet) wird in die Flanke genommen. Der Schulterarm oder die Hauptlinie desgleichen. Wir haben sie beide in der Flanke und wenden ihre eigenen Batterien hier verheerend gegen sie. Die ganze österreichische Schlachtlinie ist zertrümmert. Muß sich eilig nach rechts, nach hinten zurückziehen, sagt Tempelhof, hinter die Verschanzungen und festen Punkte, die sie dort haben mag. Und muß alsdann in sicheren Stufenfolgen (Tempelhof nimmt drei oder vielleicht vier an), während eine Schanze nach der anderen ihrem losen Griff entrissen und der Widerstand immer schwächer und die Verwirrung größer wird, sich Hals über Kopf nach Prag hinein werfen und eiligst die Tore hinter sich schließen. Die Preußen, sowohl die von Sterbohol als die Mannstein-Heinrichschen Völker, linker Flügel und rechter, sind völlig über den Rücken des Ziskabergs hinüber, vorwärts über Nussel (wo Prinz Karls Hauptquartier war) und wieder am Rand der Moldau, als die Schlacht aus ist. Zietens Husaren waren seit jenem schließlichen Angriff und Nachsetzen aus Sterbohol in Nussel mit Plündern beschäftigt und, wie leider gesagt werden muß, mehrenteils betrunken: „Ew. Majestät, ich kann nicht hundert Nüchterne mustern", antwortete Zieten (ohne Zweifel mit gelindem Erröten), als der König sie verlangte. Der König selber ist bis nach Branik, den Fluß weiter hinauf, gelangt. Ein Teil der österreichischen Infanterie floh links südlich, wie die Kavallerie ihres rechten Flügels insgesamt getan hatte, die Moldau hinauf. Ungefähr 16 000 Österreicher sind auf der Flucht in dieser Richtung nach der Sazawa-Gegend zu, um als das nun einzig Ratsame zu Daun zu stoßen. Nahe an 40 000 drängen sich nach Prag hinein. Trotz der wütenden Anstrengungen des Prinzen Karl, der sich nun von seinem Krampf wieder erholt hat und sich vergebens am Tore diesem Strome widersetzt. Beschwörend und befehlend war er sogar bis vor das Tor gelangt, ward aber von den in panischem Schrecken fortgerissenen Fluten wieder mit hineingeschwemmt.

Drinnen sich sammelnd, versuchte er abermals, zweimal hintereinander an zwei verschiedenen Punkten, mit seinen zersprengten Truppen hinaus und die Moldau hinauf zu gelangen. Aber die Preußen bei Nussel-Branik waren auf der Hut. „Kein Rückzug moldauaufwärts für euch, meine Herren Österreicher!" Sie versuchten es durch ein anderes Tor, auf der anderen Seite des Flusses. Aber auch Keith war auf der Hut: „Zurück, meine Herren! Versperrte Wege auch hier." Was anfangen? Browne, von seinem Schmerzensbette (seinem Todesbette, wie sich zeigen sollte), riet zu einem viel entschlosseneren Ausfall: „Formiert euch gelassen in der Nacht, stürmt alle zusammen hinaus und schlagt euch durch, von der Dunkelheit begünstigt!" So lautete Brownes letzter Rat. Aber auch dieser ward

nicht befolgt. Browne, ein edler Mensch nach Aussage aller, die ihn kannten, starb nach ungefähr sechs Wochen und ward der Kriegshofräte und des Prinzen Karl, der Dummheit der Nebenmenschen und aller anderen Übel, die des Fleisches Erbteil sind, insgesamt enthoben.

In Branik fand sich der siegreiche König in einem Stück arg getäuscht. Fürst Moritz von Dessau, der schon stundenlang mit Keiths rechtem Flügel, 15 000 Mann frischen Truppen, hätte hier sein sollen, um dem Feind in den Rücken zu fallen, Fürst Moritz läßt nichts von sich sehen. Auch jetzt noch nicht, da es heißt Verfolgen. „Wie geht das zu?" — „Mißgeschick, Ew. Majestät!" — Moritzens Schiffbrücke reichte nicht völlig herüber, als er es damit versuchte. Soviel ist sicher: „Gerade drei armselige Pontons fehlten", sagt das Gerücht. Drei oder mehr, welche, wie ich höre, in einem schmalen Hohlweg, einem näheren Wege nach Branik, den Moritz zu nehmen befohlen hatte, steckenblieben. Und nun fehlen sie, und es ist dasselbe, als ob dreihundert fehlten. Moritz, und gäbe er auch sein Leben darum, kann die Brücke nicht bis hinüber bauen. Seine frischen 15 000 stehen unnütz da. Nicht einmal Seidlitz mit seiner leichten Reiterei konnte hinüber schwimmen, obgleich er es versuchte. Die Sage geht, er habe das getan. Hütet Euch vor näheren Wegen, mein Prinz! Was würde Euer seliger Herr Vater dazu sagen? Es war der schlimmste Irrtum, den Fürst Moritz je beging. Die österreichische Armee hätte vernichtet werden können, sagen Kenner (von sanguinischem Temperament), wäre Fürst Moritz zur rechten Stunde bereit gewesen, ihr in den Rücken zu fallen. Und was wäre aus ihrem Rückzug geworden? So aber ist die österreichische Armee nicht vernichtet. Ist bloß in Prag eingesperrt und muß belagert werden. Der glänzendste Sieg hat eine Schranke und hätte immer noch glänzender sein können. Hier ist eine lose Notiz, die ich beifügen will:

Friedrichs Schlachtanordnungen an diesem Tage werden als meisterhaft anerkannt. Aber ein wesentlicher Fehler habe stattgefunden, meint Retzow. Nämlich, daß er nicht, wie Schwerin riet, bis zum andern Morgen wartete. Ein Fehler, der viele andere nach sich zog, worunter seine „ermüdeten Soldaten", sagt Retzow, nur ein erster und vergleichsweise geringfügiger Punkt waren. „Hätte er bis zum folgenden Morgen gewartet, so wären jene Fischteiche bei Sterbohol in der Zwischenzeit rekognosziert und nicht für grüne Wiesen angesehen worden. Fürst Moritz mit seinen 15 000 wäre eine Tatsache und nicht eine falsche Hoffnung gewesen. Der König hätte seinen Marsch auf Sterbohol hinab in der Nacht ausführen und mit Tagesanbruch bereit sein können, die Österreicher in der Flanke oder sogar im Rücken zu nehmen. Der König hätte" —. In der Tat scheint dieser Fehler beträchtlich gewesen zu sein, den Sieg viel kostspieliger für ihn und viel weniger vollständig gemacht zu haben. Ohne Zweifel hatte er seine Gründe zur Eile. Daun, der mit 30 000 Mann gen Prag rückte, war drei Tagesmärsche von ihm entfernt. General Beck, Dauns Vorhut, mit 10 000 irregulären Truppen, führte an diesem selben Tage (6. Mai) bei Brandeis einen Streich gegen den dortigen preußischen Posten (unsere Sachsen gingen mitten im Gefecht zu ihm über) und hätte möglicherweise den folgenden Tag am Ziskaberg mit teilnehmen können. Und außer diesen triftigen Gründen gab es vielleicht noch andere. Retzow,

der im geheimen oppositionell gesinnt ist und wohl verdient, gehört zu werden, weiß persönlich eine kuriose Sache. Er berichtet:

‚Da ich damals‘ (im Monat März oder April, Wochen ehe wir Sachsen verließen) ‚den Auftrag erhielt, diesen Operationsplan zur Instruktion für den der deutschen Sprache nicht mächtigen Feldmarschall Keith ins Französische zu übersetzen, so ist mir bekannt, daß derselbe folgende drei Hauptgegenstände enthielt: 1. Alle sowohl in Schlesien als in Sachsen stehenden Regimenter rücken an einem und eben dem Tage in vier Kolonnen in Böhmen ein. 2. Den 4. Mai trifft die ganze Armee bei Prag zusammen‘. (Schwerin kam einen Tag später und erhielt einen Verweis dafür). ‚Hält der Feind stand, so wird derselbe den 6. angegriffen und geschlagen. 3. Sobald Prag erobert sein wird, marschiert Feldmarschall Schwerin mit dem größten Teile der Armee nach Mähren und verfolgt den Feind in die österreichischen Erblande. Der König hingegen eilt an der Spitze von 40 000 Mann der Armee der Alliierten zu Hilfe[1].‘ (Sr. Königl. Hoheit von Cumberland, dem diese Hilfe bis dahin sehr not tun wird!)

Das ist eine recht merkwürdige Tatsache, die zu denken gibt: Daß nämlich der König so prophezeit und vorher bestimmt hatte: ‚4. Mai treffen vier Kolonnen bei Prag ein, 6. Mai werden die Österreicher angegriffen und geschlagen‘ — und nun Wort zu halten wünschte! Dies ist ein idealistischer Grund, der allerdings sein Gewicht mit unter anderen haben mochte. Es gab Schrullen dieser Art in Friedrichs Gemüt, eigenartige schwache Stellen, Knoten in seinem sonst gesunden Verstande (und wessen Verstand ist davon frei?) — die ihn dann und wann teuer zu stehen kamen. Die Anekdotenbücher erzählen, er sei an jenem Tag (6. Mai) körperlich sehr unwohl gewesen und habe sich Medizin geben lassen (die Arznei ist nicht genannt) und sie, nachdem er zu Pferde gestiegen war, verschluckt. Die Abend-Anekdote ist hübscher: Wie er umhergaloppierend — die Österreicher waren nun auf der Flucht — seinen Bruder Heinrich (sehr mit Kot bedeckt) zu Gesicht bekam und sich auf einige Minuten mit ihm im abendlichen Sonnenschein niedersetzte und den traurigen Verlust Schwerins und anderer beklagte.

Gewiß ist, daß der Sieg durch hartnäckiges Streiten erkauft wurde und ohne die Eigenschaften seiner Truppen nicht erreicht worden wäre. Aber die Tapferkeit der Preußen war musterhaft und machte alle Fehler wett, die begangen wurden. Wann brannte je edleres Feuer in irgendeiner Armee? Von vollkommneren Soldaten habe ich nie gelesen. Niederdeutsches Feuer — welches ich dem anthrazitischen vergleiche, zur Unterscheidung von der gallischen lodernden Flamme angezündeten Strohes — ist dreifach edel, zumal wenn man kraft strammer, strenger Zucht Herr darüber ist und ein Feuerelement, wie Zeus seinen Donner, nach Ordnung und Regel handhabt! Sonst ist es nur halb bewunderungswürdig. Türkische Janitscharen haben es in der anderen Weise auch und richten damit im Vergleich nur wenig aus.

Dies ist die berühmte Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757 geliefert, welche durch die ganze Welt erschallte und noch bis in unsere Zeit in Salons unsern Ohren wehe zu tun pflegte. Ihre Ergebnisse waren: Preußischerseits getötet, verwundet und vermißt 12 500 Mann. Österreichischerseits 13 300 (Gefangene mit eingeschlossen) nebst vielen Fahnen, Kanonen, Zelten, viel Kriegsgerätschaft, die den unrechten Weg gegangen waren — und eine sehr große Demütigung und Entmutigung, obgleich sie sich gut geschlagen hatten. „Sie sind durchaus nicht mehr die alten Österreicher“, wie Friedrich bemerkt. Sondern haben eiserne Ladestöcke, jederlei preußische

[1] Retzow I. 84 Anm.

Verbesserungen und „lernen marschieren“, wie er einmal mit nicht völlig angenehmer Verwunderung sagt.

Friedrich gibt die Zahl des Verlustes auf beiden Seiten viel höher an. „Diese Schlacht,“ sagt er, „welche morgens gegen 9 Uhr anfing und mit Einschluß der Verfolgung bis abends 8 Uhr dauerte, war eine der blutigsten des Jahrhunderts. Der Feind verlor 24 000 Mann, darunter 5000 Gefangene. Der preußische Verlust belief sich auf 18 000 Kämpfer — ungerechnet den Feldmarschall Schwerin, welcher allein über 10 000 Mann wert war.“ Dieser Tag sah die Säulen des preußischen Fußvolks fallen“, sagt er betrübt, fast als schienen ihm die „Siegeslorbeeren“ zu teuer erkauft. Seine Beschreibung der Schlacht, gleichsam als wäre dies ein schmerzhafter Gegenstand, über den er nachzudenken lieber vermied, ist ungewöhnlich unklar und hilft uns wenig in der großen Verwirrung, die auch sonst sowohl in der Sache an sich als in den Berichten darüber herrscht. Hier ist ein Wort von Winterfeldt, ein zwei Tage nachher geschriebener Privatbrief, welcher sehr lesenswert für diejenigen ist, die diese Schlacht zu verstehen wünschen.

„Der Feind, und zwar dessen linker Flügel, war dicht an der Stadt an der Moldau appüyiert“, bei Nussel; „und reichte mit seinem rechten Flügel bis über den hohen“ (Ziska-) „Berg bei dem Dorfe Lieben“ (so hatte er gestanden, mit dem Gesicht nach Prag; wendete sich aber um, als er erfuhr, daß Friedrich den Fluß überschritten); „die terriblen Defilees“ (was wir das ‚Hufeisen der Moldau‘ nennen) „und das Dorf Prossik, welches mit allen Panduren gespickt war, vor sich habend. Es war ohngefähr des Morgens um halb sieben Uhr, als sich unsere Schwerinsche Armee“ (bei welcher ich mich zu dieser Zeit selber befand) „mit den 20 Bataillons und eben so viel Eskadrons, mit welchen der König von den seinigen zu uns stieß, und die den rechten Flügel ausmachten, konjungierte“ (unsern linken Flügel bildeten die Schwerinschen, der blutige Kampf bei Sterbohol ward von den Schwerinern nach ihrem langen Marsche bestanden). „Der König war gleich determiniert, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin“ (sagt nichts vom Widerspruch) „nebst meiner Wenigkeit; nun kam es darauf an, erst ein Loch ausfindig zu machen, um demselben anzukommen.

Dieses ward denn auf meinen Vorschlag auch choisiert, und zwar dergestalt: Wir“ (Schweriner) „waren links abmarschiert und setzten also unsern Marsch mit dem linken Flügel“ (von Kavallerie), „der die tête hatte, ohngesäumt, die Straße von Hlaupetin haltend, fort, und so weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Podschernitz, ohne solche passieren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen.

Der Feind, welcher sich anfänglich nichts Böses vermutete, noch vorstellte, daß wir ihn sogleich auf frischer Tat und zwar an diesem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Teil bis unter die Arme durch die Gräben waten und die Kanonen mit fortschleppen mußten — war im Anfange ganz tranquille. Als er aber unser dessein merkte (und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarschall Browne zuerst die Augen geöffnet haben soll), zog er seine ganze Kavallerie so geschwind, als es sich wollte tun lassen, gegen uns auf seinen rechten Flügel hin, welcher seine Grenadiers und ungarische Infanterie-Regimenter folgten“ (macht seinen Haken, an dessen äußerster Flanke Kavallerie steht).

„Des Feindes Intention war, sich mit seinem rechten Flügel seiner Infanterie an dem genannten Vorwerk Sterbaholy“ (Sterbohol, heute ein sehr schmutziger Meierhof) „zu appüyieren; ich hatte aber das Glück, mit 6 Bataillons aus dem ersten Treffen

linken Flügels und noch zwei in der Flanque zuvor zu kommen und solches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem ersten Treffen aber ziemlich aneinander hingen, so ließ ich nebst dem General-Lieutenant Fouquet, welcher die Flanque auf dem linken Flügel besorgte, gleich aufmarschieren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte, sich noch fester zu postieren, rückte ich über das Vorwerk" (Sterbohol) „heraus und demselben mit starken Schritten dergestalt entgegen, daß auch die Canons nicht Zeit hatten zu folgen. Er fing auch wirklich schon an zu wanken, und habe ich selbst gesehen, daß der Flügel schon rechtsum Kehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätschenfeuer fing indessen an" (vom Homolyberg, auf unserer Linken), „und wir waren annoch im vollen Avanciren — mochten auch kaum noch 200 Schritt von der feindlichen Linie sein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schwerinschen Regiment blessiert zu werden, und vor todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unsern Leuten mehr um und neben mir, sondern bereits alle hinter mir mit hoch Anschlagen auf der retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte vor mir; blieben aber halten und trauten sich nicht, uns zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch unsern confusen Klumpen" (— der genaue Ort, wo?) „wieder ein: konnte aber weder durch Bitten noch Drohungen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber Halt gemacht hätte.

In diesem embarras fand mich der seel. Feldmarschall, und daß mir das Blut stromweise den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten bei mir war, so ließ er mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben" — (und schickte mich zurück zum Feldscherer? Winterfeldt, der, nachdem er nichts mehr leisten kann, hübsch von sich schweigt, eilt zur Katastrophe hin und läßt uns raten, daß er n i c h t ferner Augenzeuge war) — „ließ mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß" (als wäre es unmittelbar darauf passiert, was doch sicherlich nicht der Fall war?) „riß dem Staabs-Capitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte, um die Bursche dadurch zum Stehen zu bewegen, selbige aus der Hand und ritt selbst damit vor. Ehe er aber noch damit reussiren konnte, ward dieser würdige Mann in derselben Minute mit fünf Kartätschenkugeln sogleich zu Boden gelegt, als auch sein braver Adjutant, der Hauptmann von Platen, dergestalt, blessirt, daß er des andern Morgens starb.

Während dieser deroute, und wovon, wie wir schon erwähnt, der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unser zweites Treffen herangekommen, sondern es avancirten auch die Bataillons aus der Mitte des ersten Treffens, so nicht gelitten hatten, frisch auf den Feind los" — und nachgerade (nach vielleicht ferneren zwei Stunden) und kraft gewaltigster Anstrengung bemeisterten wir Sterbohol und seine Batterien: — „so wie ebenfalls" (noch immer in ein und demselben Satze und ohne die mindeste Interpunktion, denn Winterfeldt ist ein schwacher Grammatiker und eilt dem Schlusse zu) „so wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit mit dem rechten Flügel," Mannstein und er, „ohne Ordre abzuwarten, so prompt und mit solcher fermeté" in jenem Loch am Ellenbogen weit nördlich von u n s „attaquirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing, und anstatt dessen Corps-weise die Höhen zu gewinnen und allda zu postiren suchte. Da wir nun aber, ohne von solchen Höhen Meister zu sein, die Bataille nicht gewinnen noch an die Stadt kommen konnten, so mußten wir solche alle erstlich stürmen, und dieses hat uns nun die besten, mehrsten und bravsten Leute gekostet.

Der seel. Obrist von Goltz" (wenn wir nach Sterbohol selber zurückblicken wollen), „welcher mit dem Fouquet'schen Regiment" und meiner Wenigkeit „rechter Hand vom Schwerinischen avancirte, war mit selbigem ebenfalls schon ganz nahe am Feinde; und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fassen lassen, wäre

erschossen worden, so glaube ich, daß er nebst mir mit dem Schwerinschen Regiment herein gekommen wäre" — und vielleicht die ganze Schlacht mit viel geringeren Kosten und früher entschieden haben würde [1]!

So berichtet uns Winterfeldt. Ein ungeschlachter, nicht sehr grammatikalischer Mann. Aber (wie sich wohl entnehmen läßt) mit vortrefflichen Augen in seinem Kopfe und mit innerem Talent für zwanzig Grammatiker, wäre das sein Beruf gewesen. Diese ohne Veränderung, außer in der Interpunktion, treu hier wiedergegebenen Worte sind die einzigen, die ich je von ihm gesehen habe. Zu meinem Bedauern. Könnte aber nicht der preußische Dryasdust in Hinsicht auf einen so ausgezeichneten Mann und erwählten Genossen Friedrichs diesem Mangel noch ein wenig abhelfen? Diese seine kurzgefaßte Theorie von der Prager Schlacht stimmt, wenn man sie aufmerksam liest, wie aus einem Gusse mit seiner Haltung in derselben überein.

Schwerin ward in der Armee sehr betrauert und ist weiterhin in allen Ehren gehalten worden. Sein Leichnam liegt weit entfernt daheim in Schwerinsburg. Sein Denkmal, das letzte von verschiedenen Denkmälern, steht unter besonderer Obhut bei Sterbohol auf der Stelle wo er fiel. Ein neuerer Reiseführer sagt:

Zuerst stand ein Denkmal aus Holz dort (ein gepflanzter B a u m hoffentlich), welches jetzt gänzlich verschwunden ist. Um dieses herum ließ Kaiser Joseph II., als er einmal im Jahre 1776 eine Musterung dort abhielt, seine Bataillone und Artillerie mit dem Gesicht gegen den Horizont ringsum einen Kreis bilden, und drei Salven aus großem und kleinem Gewehr feuern, während der Kaiser in der Mitte bei jeder Salve zu Ehren des Helden den Hut abnahm. Dies wurde dem Kaiser als eine schöne Handlung angerechnet. Im Jahre 1824, als von dem Baum vermutlich nur noch ein Stumpf übrig war, ließen etliche subskribierende preußische Offiziere denselben ausgraben, und eine bescheidene Pyramide von rotfleckigem Marmor an seiner Stelle errichten. Dies beschloß der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm III. noch besser auszuführen und setzte 1839 nahe daneben eine zweite Pyramide, größer, schöner und von preußischem Eisen. Kaufte auch von der österreichischen Regierung ein paar Ruten Land für den Standplatz und setzte eine bleibende Besoldung oder Pensionszulage für einen österreichischen Veteranen von Verdienst aus, der darauf acht zu geben hat. All das ist heute in bestem Stande. Der gegenwärtige österreichische Pensionär von Verdienst ist ein sehr beschränkter, aber ehrlicher kleiner Kerl mit harten Gesichtszügen und schreiender Stimme, der einen kleinen polygonischen Graben und Miniaturheckenzaun um die zwei Monumente gezogen hat, seine Hütte, Gärtchen und sich selbst anständig und reinlich hält und ein stoisch-einsames Leben führt. Hat wohl keine andere Gesellschaft als die Knechte von Sterbohol, die vermutlich Tschechen sind und nicht mit ihm sprechen können. Er war einmal ‚vom Regiment Hohenlohe', wird in Winterszeit an dem hochgelegenen Ort ein wenig von der Kälte belästigt (da die ihm bewilligten ‚Klaftern Holz' karg zugemessen sind), beklagt sich aber über nichts. Zwei englische Namen waren in seinem Buch eingeschrieben, zwei Militärs und nicht mehr. ‚Ehret den Helden!' sagten wir scheidend zu ihm. ‚Tu' ich es holter nicht?'

[1] Preuß II. 45—47 (eigenhändig von Winterfeldt geschrieben, datiert „im Lager bei Prag, den 8. Mai 1757", man weiß nicht an wen gerichtet; zuerst von Preuß abgedruckt).

antwortete er, mit einem Blick auf seine kotigen nackten Beine und seinen Spaten, mit welchem er, als wir ankamen, in seinem Graben arbeitete. Ich möchte ihm mitunter ein extra ‚Klafter Holz' in den kalten Monaten wünschen! —

Der Sterboholer Meierhof ist seit Menschengedenken neu erbaut worden, ist aber ganz so schmutzig wie je. Die Landwirtschaft auf dieser ganzen Hochfläche des Ziskabergs ist, wie mich dünkt, schlecht. Nicht so die Aussicht, welche heiter ausgedehnt, zum Teil malerisch ist und dem Forscher nach friderizianischen Dingen nutzreichen Kommentar darbietet. Straßen, Schlösser, Dörfer, Prossik, Kyge, Podschernitz, von den Höhen von Chabor um Nussel herum und darüber hinaus. Von jeder Erhöhung aus liegen sämtliche Dörfer Friedrichs, und noch viel mehr, wie eine Landkarte ringsumher. Ihr Schmutz ist verborgen, und es fehlt der Landschaft nichts als ein besserer Teppich von Grün (grün anstatt rotbraun) und hier und da einige Baumschatten. Eine kleine wilde Nelke, hellrot und von Gestalt eines Sterns wächst zahlreich hier herum, von der man sich einige Exemplare zum Andenken an eine so berühmte Walstatt pflücken möchte [1].

[1] Reisenotiz (September 1858).

Drittes Kapitel / Prag läßt sich nicht sofort nehmen

Friedrichs Empfindungen nach der Schlacht bei Prag sind uns wenig bekannt. Sie sind nicht undenkbar, wenn wir seine Lage recht begreifen, aber Ausgesprochenes ist, wie gewöhnlich, so gut wie nichts vorhanden. Nachstehend nur zwei Mitteilungen, die von einem in dieser Beziehung so unmitteilsamen Manne wohl des Aufhebens wert sind.

Friedrich einen Monat vor Prag (aus Lockwitz, 25. März, an Prinzeß Amalie in Berlin). — „Meine teuerste Schwester. Ich sage Ihnen tausend Dank für die Auskunft über die Krankheit unserer geliebten Mutter, die Sie mir von Dr. Eller verschafft haben. Sie hat mich sehr beruhigt und beschwichtigt meine schwere Besorgnis vor einem Unglück, das mich sehr schwer getroffen hätte.

Was uns und unsere politische und militärische Lage betrifft, meine liebe Schwester — so stellen Sie sich, ich beschwöre Sie, über jedwedes Ereignis; denken Sie an unser Vaterland und erinnern Sie sich, daß unsere erste Pflicht ist, es zu verteidigen. Wenn Sie hören, daß einem von uns ein Unglück begegnet sei, so fragen Sie, ob er kämpfend gefallen, und ist dem so, so danken Sie Gott. Für uns gibt es nur Sieg oder Tod; eines oder das andere muß uns werden. Alle Welt hier denkt so. Wie! Sie wollen, daß jedermann sein Leben für den Staat aufopfere, und Sie sollten nicht wollen, daß Ihre Brüder das Beispiel gäben? Ach, meine liebe Schwester, in diesem Moment muß alles daran gesetzt werden. Entweder glorreichster Erfolg oder gänzliche Vernichtung. Der uns nun bevorstehende Feldzug gleicht jenem von Pharsalus für die Römer oder jenem von Leuktra für die Griechen" — ein Feldzug, den wir gewinnen müssen oder darüber zugrunde gehen [1]!

Friedrich kurz nach Prag (an seine Mutter, der Originalbrief existiert noch, ohne Datum). — „Meine Brüder und ich sind noch wohl. Der ganze Feldzug droht, für die Österreicher verloren zu gehen, und ich finde mich frei mit 150 000 Mann. Dazu kommt, daß wir Herren über ein Königreich sind" (nämlich hier über Böhmen), „welches uns Truppen und Geld liefern muß. Die Österreicher sind zerstreut wie Stroh vor dem Wind. Ich will einen Teil meiner Truppen entsenden, um Messieurs die Franzosen zu begrüßen, und werde (wenn erst Prag mein ist!) mit dem Rest meiner Armee die Österreicher verfolgen [2]."

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 391.
[2] Das. XXVI. 75.

Friedrich, der gewöhnlich seine Empfindungen für sich behält, bleibt, wie sich zeigen wird, dieses große Jahr hindurch nicht ganz so schweigsam für uns, sondern hat uns zufällig einige bedeutsame Bruchstücke dieser Art hinterlassen. Und sicherlich in keinem Jahre hätte ein solcher Zufall glücklicher für uns sein können, da dieses siebenundfünfziger Jahr in mehrfacher Hinsicht das größte seines Lebens ist. Von beinahe den höchsten Gipfeln bis hinunter zu den tiefsten Tiefen schwankten in diesem Jahre seine Geschicke. Und es gab vermutlich unter allen Söhnen Adams niemand, dessen Aussichten und dessen Erwägungen nacheinander und nebeneinander gigantischere Formen von Furcht und von Hoffnung in sich schlossen. Er steht in diesem Augenblick auf einem sehr hohen Gipfel, plötzlich aus seiner dichten Wolke zu donnerhaftem Siege dieser Art heraustretend und alle Pythonen warnend, was daraus entspringt, wenn sie sich mit dem Sonnengott einlassen! Hinlänglich laut, weithin schallend ist der Klang des silbernen Bogens. Journalisten und Menschen stehen alle verblüfft ob eines solchen neuen, in seinem Zorn erstandenen Phöbos Apollon. Der Sieg bei Prag wird für viel vernichtender angesehen, als er wirklich war. In London hatte Lord Holderneß seine Tower=Kanonen in Bereitschaft, weil er etwas dieser Art erwartete. Und „das Volk war vor Freude außer sich[1]".

Er steht recht achtunggebietend da, unser „protestantischer Streiter"[2], dort auf seinem Ziskaberg. Er gebietet den ungeheueren Pompadour=Theresia=Kombinationen, den französischen, österreichischen, schwedischen, russischen Bevölkerungen und hohen Monarchen, ihre stolzen Wellen zu bezähmen und zurückzuhalten. Hätte er, so wird angenommen, die österreichische Heeresmacht bei Prag an jenem Tage (Freitag, den 6., wie es hätte geschehen können, wenn er bis Samstag, den 7., gewartet hätte) wirklich vernichtet, so hätte er alsdann mit der erforderlichen Geschwindigkeit, denn Geschwindigkeit war unerläßlich bei der Sache, Herr über Prag, das heißt über ganz Böhmen werden und seinem Programm gemäß in das Herz eines noch nicht von seinem panischen Schrecken wieder erholten Österreichs vordringen können. In welchem Falle sich annehmen ließ, daß die Franzosen, die Russen, Schweden, wieviel mehr erst die Reichsstände die Zügel angezogen und Österreich selber sich herabgelassen haben würde, Frieden zu schließen mit einem Nachbarn von solchem Kaliber und einzuwilligen in sein wirklich bescheidenes Verlangen, daß man ihn in Ruhe lasse. All dieses sei möglich gewesen — meinen Retzow und andere[3]. Aber der König hatte nicht bis morgen gewartet. Kein Zureden vermochte

[1] Mitchell Papers and Memoirs (d. h. die gedruckte Auswahl, 2 Bde. London 1850, welche wir meistens unter dem Titel „Papers and Memoirs" anführen werden) I. 249: „Holderneß an Mitchell, 20. Mai 1757." Mitchell begleitet nun Friedrich. Sein Brief aus Keiths Lager während des Kanonendonners von „Freitag, den 6. Mai" ist mitgeteilt, das. I. 248.

[2] So nannten ihn die Engländer. D. Übers.

[3] S. Retzow I. 100—108 usw.

ihn zum Warten zu bewegen. Und es ist eitel, über die kleinen Wendungen zu spekulieren, die hier wie überall solche Abweichungen aus der Bahn hervorbringen könnten.

Sicher ist, daß Prag nicht genommen wurde und, wie es jetzt garnisoniert ist, sehr schwierig zu nehmen sein dürfte. Und vielleicht ist dieser imponierende, hohe Standpunkt Friedrichs doch nur ein Gipfel, keine breite Hochfläche, bis noch sehr viel mehr getan ist! Friedrich hat nichts vom Gaskogner an sich. Aber wohl kann man sich zu dieser Zeit eine gewisse Glut inneren Stolzes denken, wie den Stolz des Phöbus mitten unter aufgetürmten Stürmen — wie den Stolz des einen Menschen, der, sei es auch nur kurze Zeit, wider den Teufel und alle Menschen besteht. „Ich habe meinen Entschluß so weit durchgeführt. Die Österreicher sind programmgemäß am bestimmten Tage geschlagen, und Prag ist zur Übergabe aufgefordert!" —

An sich ist Prag kein fester Ort. Wir haben gesehen wie es in wenigen Tagen, wie es in einer Nacht genommen wurde. Und dann wieder haben wir es, wie in Belleisles Zeit, wochenlang zähen Widerstand leisten sehen. Es kommt auf die Besatzung an, auf ihre Stärke (da die Ausdehnung so enorm ist) und auf den Geist, der sie beseelt. Es sind gegenwärtig 46 000 Mann darin eingesperrt, die, wie man weiß, ansehnliche Magazine haben. Und Friedrich, sich wohl bewußt, daß es Mühe kosten wird, wendet seine ganze Stärke gegen dieselben. Und Keith und er, von ihren beiden durch Brücken verbundenen Lagern Ziskaberg und Weißer Berg, beschießen sie heftig. Wobei sie hauptsächlich auf die Magazine zielen (die nicht alle bombenfest sind) und hoffen, daß es ihnen gelingen werde, ehe es zu spät ist.

In Wien herrscht tiefes Staunen und Entmutigung — fast Entsetzen, wären nicht einige wenige oder wäre namentlich nicht ein hohes Herz unter ihnen gewesen. Feldmarschall Daun wich auf die Nachricht vom 6. Mai eilig zurück, nachdem die Trümmer des nach der Sazawa zu geflohenen rechten Flügels zu ihm gestoßen waren. Braunschweig-Bevern wird mit 20 000 Mann detachiert, um Daun zu beobachten. Er findet, daß Daun noch immer auf dem Rückzug begriffen ist, gierig Verstärkungen von zu Hause an sich zieht und noch immer zaudert, obgleich er nun doppelt so stark als Bevern ist. Staunen und Entmutigung herrschen allgemein unter Friedrichs Feinden. Es ist merkwürdig zu beobachten, wie die ganze gegen ihn anmarschierende feindliche Welt — Franzosen, Russen und wieviel mehr das Reich, das arme schwanke Wesen — bei der Nachricht von Prag ganz betroffen haltmacht, als wäre ihr der Atem ausgegangen und, plötzlich mit aufgehobenem Fuße zum Stehen gebracht, aufhört vorzuschreiten und länger als einen Monat nicht von der Stelle geht. Ja, ein Teil der Reichsarmee bewegt sich augenscheinlich rückwärts! Wer weiß,

ob ein einziger von ihnen allen nachhaltig vorgehen[1] und nicht Österreich sein Duell mit Friedrich allein ausfechten lassen wird? Wäre nur Prag erst erobert, und wären die 46 000 Mann hinter Schloß und Riegel gebracht. Es wäre sehr vorteilhaft für Friedrichs Angelegenheiten! — Eine Woche nach der andern hält sich die Stadt, und es schwindet alle Hoffnung sie einzunehmen. Es sei denn durch Hunger und Anzünden ihrer Magazine mittels glühender Kugeln.

Oberst Mayr stattet mit seinen Freibataillonen dem Reich einen Probebesuch ab.

Friedrich hatte, wie wir sahen, bei seinem Eintritt in Böhmen ein leichtes Korps unter Oberst Mayr gen Süden detachiert, um etwaige österreichische Magazine in jener Gegend, namentlich um ein großes Magazin in Pilsen wegzunehmen. Was Mayr am 2. Mai hübsch ausführte. (Pilsen „ein noch größeres Magazin als das Jung-Bunzlausche".) Darauf hat sich Mayr nun westlich nach dem Oberpfälzischen und der Nürnberger Gegend gewendet, um den Reichsständen eine kleine Lektion beizubringen, weil sie nicht auf Plotho hören wollen. Dazu kam, daß die Prager Schlacht den Eifer der Reichsstände bereits beträchtlich abgekühlt hatte. Mayr hat zwei Freibataillone, sein eigenes und noch ein anderes, ungefähr 1300 Mann zu Fuß, welchen 200 Husaren beigegeben sind. Sie haben 5 Kanonen und führen außerdem ein Minimum von Gepäck mit sich, sind flinke, wilde Burschen, die scharf zuhauen, und erweisen sich zur Zeit den Reichsständen überlegen, indem sie ihnen die neuliche große Lektion vom Ziskaberg in angewandter Form beibringen. Mayr führte einen ganz hübschen Streifzug in die Oberpfalz und Franken aus. Zerstreute die armen Exekutions-Drillmeister, die Anfänge von Rüstungen und die Kreisversammlungen. Brandschatzte Städte, darunter Nürnberg, dessen Zetergeschrei bis zu Friedrich auf dem Ziskaberg und weit über die ganze Welt erscholl[2]. Nürnberg würde nur allzugern „sein Kontingent zur Reichsarmee verweigert haben" wie noch viele andere — der arme Kurfürst von Bayern schickte in größter Eile eine Art von Gesandtschaft an Friedrich, während Angst und Schrecken unter den Perücken zu Regensburg herrschte, und jeder, der nur konnte, sich zurückzog — hätten nicht kaiserliche Drohungen und ein Ereignis, das sich unweit Prag binnen kurzem zutrug, Willfährigkeit erzwungen.

Mayrs Streifzug erregte viel Lärm in den Zeitungen und war wirklich glänzend in seiner Art. Er ward von seiten Mayrs mit vollendeter

[1] S. Correspondance du Comte de Saint-Germain, eines Augenzeugen I. 108 (angeführt bei Preuß II. 50) u. a. m.

[2] In Heldengeschichte IV. 360—367 das Nürnberger Schreiben und Antwort darauf (31. Mai bis 5. Juni 1757). Bei Pauli, Leben großer Helden (III. 159 ff.), Bericht von Mayrs Zug, gleichfalls im Militär-Lexikon III. 29 (nach Pauli).

Geschicklichkeit geführt und enthält Umstände, die amüsant zu lesen wären, hätte man Zeit dazu. Geben wir einen kurzen Auszug aus Pauli:

„Zu Fürth, im Ansbachischen," den 1. Juni (nach sechstägigem Bedrängen Nürnbergs von außen her, welches zu nehmen uns das Geschütz fehlte) „wurde eine Ergötzlichkeit für die preußischen Völker" (Betrag nicht angegeben) „gefordert und zugestanden; zu Schwabach aber nahmen solche sogleich Platz, da denn Geistliche und Weltliche ohne Unterschied Soldaten bekamen. Man mußte ihnen Essen und Trinken geben und 100 Carolinen nebst 20 Monduren an sie abliefern; worauf sie am 2. Juni nach Zirndorf und dem reichsgräflichen Pücklerschen Sitz Burg Farrenbach abzogen. In letzterem nahm der Herr Oberst Platz. Die gräfliche Herrschaft daselbst veranstaltete zu dessen Vergnügen einen Ball, und man tat alles, was ihn bestimmen konnte, dieser Herrschaft nicht lästig zu werden." Man stelle sich vor: der benachbarte Adel und die Honorationen in Gala, Mayr gleichfalls in seiner Staatsuniform, und artig mit seinen „funkelnden kleinen schwarzen Augen" lächelnd! Denn er war ein brillanter zierlicher Geselle und hatte erforderlichenfalls ebensoviel von einem Kavalier als vom Parteigänger an sich.

„Von hier breitete sich der Mayrische Haufen in die nahe gelegenen Herrschaften aus. Wilhelmsdorf, welches der Wohnsitz eines Reichsfürsten von Hohenlohe ist" (eines zu eifrigen Anti-Preußen) „empfand vorzüglich die Last des Krieges. Die nahegelegenen bayreuthischen Länder" (die liebe Wilhelmine, man denke sich auch sie in solcher Nachbarschaft!) „wurden mit allem Einlager, und soviel wie möglich mit allen Durchzügen verschont" — obschon wandernde Unteroffiziere der Kreisvölker, „ein würzburgischer Kommissar nebst einem Unteroffizier und acht Gemeinen" auf bayreuthischem Gebiet aufgehoben wurden, und ein oder der andere ansbachische Beamte (denn Ansbach ist übelgesinnt), der zu geschäftig auf der unrechten Seite war, sah sich plötzlich als Kriegsgefangener, ward aber auf Wilhelminens gnädige Fürsprache freigesetzt. Mit Bamberg verfuhr er sehr scharf und mußte es tun, indem das bambergische Aufgebot endlich von den Kreistruppen verstärkt gegen ihn ausgezogen war, so daß es in Vach zu einem wirklichen Gefecht kam.

Von der Affäre bei Vach", einem hübschen unentschiedenen Gefecht (mehr eine künstlerische Angelegenheit — „Mayr kontra 6000 Mann Kreisvölker mit zwölf, einige sagen vierundzwanzig Kanonen" (mit denen sie nicht umzugehen verstanden), und wie Mayr mit schlauer Geschicklichkeit eine unangreifbare Stellung einnahm, „die Brücken über die Regnitz zerstörte", und derweil er seine fünf Kanonen auf die hitzigen unbeholfenen Leute spielen ließ, lustig auf der anderen Seite stand und zuletzt noch beizeiten mit all seiner Bagage nach der Kulmbacher Höhe verschwand, wo er drei Tage lang unüberwindlich stehenblieb — von all diesem, obschon es ausführlich beschrieben ist, dürfen wir nichts sagen[1]. Und wollen nur hinzufügen, daß Mayr, nachdem er seine Maßregeln getroffen, den Kulmbacher Berg verließ und über Koburg und durch andere Landschaften, wo er zu tun hatte, gelassen und vom Feinde zehrend nach Hause zog. Und zeitig im Juli wohlbehalten wieder im Erzgebirge war, nachdem er die Volsker in ihrem fränkischen Carioli bis zu einem unerwarteten Grade beunruhigt hatte. Dies ist einer von fünf oder sechs solchen Streifzügen,

[1] Pauli III. 159 u. f. (welcher Mayrs eigenen Brief nebst anderen über Vach mitteilt).

die Friedrich in das Reich, mitunter gegen die Österreicher und Reichsstände zusammen unternahm, um ihre Magazine und Rüstungen zu zerstören. Rasche unerwartete Einfälle ein Jahr nach dem anderen, meistens von den Freibataillonen ausgeführt und in den damaligen Zeitungen berühmt genug. Da wir denselben in der Folge wenig oder keine Aufmerksamkeit werden schenken können, wollen wir die nachstehende kurze Notiz über das Thema von den Freibataillonen beifügen, welches in der Literatur weitläufig behandelt wird, uns aber nicht wieder unterbrechen darf:

Vor Ausgang des Krieges, besagen meine Quellen, waren allmählich einundzwanzig preußische Freibataillone entstanden. Fast alle zu Fuß, denn Husaren waren bereits seit den ersten schlesischen Erfahrungen in genügender Anzahl vorhanden. Es waren hergelaufene Leute aus aller Herren Länder, übergelaufene Sachsen, Preußen, Franzosen, ‚ungarische Protestanten', einige von ihnen ‚Überläufer aus allen Armeen'. Nicht wenige von Friedrichs Ruhm angezogen, ebenso wie die Obersten, die sie anwarben. Z. B. Mayr selber war von Geburt ein Wiener und von seinem fünfzehnten Jahre an in vielen Diensten und Kriegen. Sie waren von sehr gemischter Art, diese preußischen Freibataillone. Gewandtheit war ihre unerläßliche Eigenschaft, keineswegs ihr besonderer Charakter. Aber sie waren gut diszipliniert, gut geführt und verrichteten in der Regel ihre Arbeit gut.

Sie waren ursprünglich den Tolpatschen nachgebildet. Sie stahlen viel, zuweilen mit und häufiger ohne Anordnung. Aber es ward ihnen nichts von der alten Menzel-Trenckschen Wildheit gestattet oder je zur Last gelegt. Und sie leisteten gewöhnlich mit guter, manchmal mit hervorragend guter militärischer Fähigkeit, was von ihnen gefordert wurde. Einer oder zwei von ihren Anführern wurden ordentliche Generäle von hohem Verdienst. Z. B. Wunsch, Werner gewissermaßen. Und wäre er nicht plötzlich gestorben, dieser Mayr selber. Andere unter ihnen wie von Hordt (Haerd ist sein schwedischer Name) und ‚Quintus Icilius' (eigentlich G u i c h a r d, von dem wir später sehr viel in Friedrichs Umgebung hören werden) tun sich ehrenhaft als intellektuelle und gebildete Personen hervor[1].

Der arme Mayr starb nach zwei Jahren (5. Januar 1759) nach vielen Kriegstaten, und als sich ihm die glänzendsten Aussichten eröffneten, am Fieber, das er sich durch unerhörte Anstrengungen und Strapazen zugezogen hatte. Ein Mann vieler Abenteuer und von mannigfaltigen Eigenschaften. Von Anfang bis zu Ende zeigt sich ein rauher Anstrich von Ritterlichkeit bei ihm und viel verkümmertes, militärisches und anderes Talent. In den langweiligen alten Büchern lese ich noch eine andere Tatsache, die sprechend für mich ist, nämlich, daß ihm Wilhelmine infolge jener ersten Taten in Franken ‚ihren Ritterorden d e r A u f r i c h t i g k e i t u n d T r e u e verlieh'. Die arme teure Prinzessin. Welch ein Interesse erregt in ihr dieser Blitzstrahl von ihres Bruders Gewitter, das in jenen Wochen das Frankenland und ihre eigenen drückenden Besorgnisse und ängstlichen liebevollen Gedanken durchzuckte! —

Kurz nach Mayr, ungefähr um die Zeit als Mayr heimwärts zog, ward General von Oldenburg, ein sehr tapferer und zuverlässiger alter General gen Westen nach Erfurt, einer kurmainzischen Stadt entsendet, um Kurmainz in ähnlicher Weise zu ermahnen. Und er tat es in einer ge-

[1] Count de Hordt's Memoirs (autobiographisch oder in erster Person, englische Übersetzung, London 1806; z w e i französische Originale, ein schlechteres von 1789 und nun endlich ein besseres), Vorrede I—XII. In H e l d e n g e s c h i c h t e V. 93, 102 bis 104 ein ausführliches „Verzeichniß der Freicorps im Jahre 1758" (12 zu Fuß, 2 zu Roß zu dieser Zeit): s. Preuß II. 372 Anm.; Pauli (oben angeführt), M a y r s L e b e n.

schickten, wenigstens auf die Zeitungswelt und die Erfurter Bevölkerung Eindruck machenden Weise, wenngleich wir uns hier nicht damit befassen können. Oldenburg hatte nur ungefähr 2000 Mann mit sich, meistens Pirnaer Sachsen. Er hatte mit diesen Sachsen einen unruhigen Winter verbracht, die einmal sogar auf ihn schossen. Oldenburg vulkanisch ruhig, rief den preußischen Teil zu sich: „Hierher treue preußische Burschen!" — und ließ neun von den meuterischen Sachsen hängen. So hat er sie (alle, denen es nicht gelang auszureißen) zu soldatischem Gehorsam gezwungen und gezähmt. Und erscheint nun (20. Juni) vor dem Tore von Erfurt mit ihnen, um seinen kitzligen Auftrag dort entschlossen und bestimmt, obschon höflich und pünktlich zu verrichten. „Ihr wollt Instruktionen von Mainz einholen? Nun, in betreff eurer Zitadelle und des friedlichen Abzugs dieser 1400 Soldaten — meinetwegen. — In betreff eurer Stadt: Wenn nicht innerhalb einer Stunde das Tor für uns offen ist, so öffnen wir es[1]!" Und Oldenburg marschiert hinein als momentaner Herr der Stadt. Muß aber freilich bald wieder abziehen. Um welcher Begebenheit willen, die sich in der Ferne abspielte, werden wir sehen.

Wenn die Prager Belagerung gut abläuft, so werden diese Mayr-Oldenburgischen Streifzüge ihre Wirkung auf die Reichsstände nicht verfehlen. Läuft sie aber schlecht ab, was bedeuten sie dann gegenüber Österreich mit seinem ständig zunehmenden Widerstand? Alles dreht sich um den Ausgang dieser Prager Belagerung. Eine Tatsache, welche auch dem Könige sehr augenfällig ist! Aber jene lassen sich in der Zwischenzeit ausführen. Man versäumt keine Gelegenheit und versucht jedwede Methode.

Von dem absonderlichen, quasi-behexten Zustand Englands, und was von demselben für die gemeinschaftliche Sache zu erwarten steht, wenn Prag fehlschlägt.

Britannischerseits sind die Aussichten ebenfalls nicht günstig. Es tut sehr not, daß Friedrich mit Prag fertig werde und „seinen Verbündeten mit 40 000 Mann zu Hilfe eile". Nämlich der Königlichen Hoheit von Cumberland und der britannischen Geldbörse, seinen einzigen Verbündeten in diesem Moment. Königliche Hoheit nebst Beobachtungsheer — es hatte 67 000 Mann zählen sollen, zählt 50 000 oder 60 000 gemietete Deutsche, wohl gute Truppen, würden sie erträglich geführt — findet das hannöversche Programm so schlimm als Schmettau und Friedrich es nur immer dargestellt. Und seine Lage erweckt bereits, wenn Prag nicht gut ausfällt, für das kundige Auge beträchtliche Bedenken. d'Estrées ist ihm an Stärke überlegen. Dabei hat d'Estrées auch etwas das Zeug zu einem Soldaten — ein sehr beträchtlicher Vorteil in Kriegssachen.

[1] In Heldengeschichte (IV. 371—384) umständlicher Bericht nebst Unterhandlung, darauf folgenden Erklärungen am Reichstag usw. Militär-Lexikon, § Oldenburg.

d'Estrées steht seit April in Wesel, zieht die Steuern ein, wechselt die Beamten. Es soll, heißt es, schlechte Kriegszucht in seiner Armee herrschen. „Er ließ nach und nach „tausend Marodeurs aufhängen", in runden Zahlen tausend dieses Jahr[1]. d'Estrées rückt noch nicht vor wegen Prag. Sollte er es tun — es ist bekannt wie es Königlicher Hoheit erging, als es geschah, und welch einen Feldzug Königliche Hoheit dieses Jahr 1757 machte! Wie es sich herausstellte, daß die Weser durchwatet werden kann (was Schmettau vergebens vorgestellt hatte) durchwatet, auf Brücken überschritten. Und wie Königliche Hoheit, sich drehend und windend, zurück und immer zurückweichen mußte, keinen Widerstand leisten konnte, auch nicht den allermindesten. Zurück und immer zurück, bis er in die See gelangte und an das Ende von mehr als einem Dinge. Der arme Herr! Freunde sagen, er habe ein unhaltbares hannöversches Ministerium und ein unausführbares Programm. Noch hat er aber seinen Kopf, so viel Kopf, als er jemals hatte, nicht verloren. Er ist wunderbar, er und auch sein England. Wir werden noch einmal, und glücklicherweise nur einmal noch auf ihn zurückkommen müssen. Es folgen hier einige Stellen aus meinem historischen Quellenbuch, die wir im gegenwärtigen Zustand der Erwartung immerhin lesen mögen. Ich füge Überschriften hinzu und suche etwas Ordnung hineinzubringen:

1. England in einer Krise. „England ist entrüstet über seinen Helden von Culloden und dessen Feldzug von 1757, hat aber in Wirklichkeit kein Recht sich zu beklagen. Die Königliche Hoheit von Cumberland, hilflos auf besagte Weise sich drehend und windend ist ein ausgesuchter Vertreter des damaligen Englands. Schon seit Jahren bestand in diesem Lande in bezug auf alle auswärtigen und inneren Fragen die nationale Aktion darin, daß man sich auf die erbärmlichste Weise darüber herumstritt, wer von verschiedenen wenig befugten Personen für die Nation handeln solle. In der Tat ein trauriger Zustand! —

Aber Tatsache ist, Se. Gnaden von Newcastle hat seit dem Tode seines Bruders Pelham (der allezeit ein gesetzter und biederer, wenn auch geistloser Mann war, und bis dahin stets mit geduldiger Liebe Se. Gnaden mit gesundem Menschenverstande, womit dieselbe außerdem schlecht versehen war, versorgt hatte), allen Halt im Parlament verloren und weiß nicht nach welcher Seite er sich wenden soll. Fox verachtet ihn, Pitt kann ihn nicht ausstehen. Der Herzog von Cumberland (groß im Ruhme von Culloden) zielt darauf ab, ihn zu verdrängen und mit seinem jungen Neffen, der aufgehenden Sonne, die Herrschaft zu führen, da der arme Herr Vater und Großvater bejahrt wird. Sogar bei Carteret (Earl Granville, wie er jetzt heißt, ein Carteret der seit jenen hoch hinauswollenden worms-hanauschen Zeiten sehr verwandelt ist!) frug man an. Aber die Antwort war — was konnte die Antwort sein? Der hoch hinaus wollende Carteret, in jener hanauschen Zeit auf schmähliche Weise gestürzt und vom Steuer vertrieben, hatte es bereits einmal (vor langer Zeit und mit welchem Erfolge!) versucht, dasselbe wieder zu ergreifen und ‚Se. Majestät von Fraktionen zu befreien'. Und hatte wirklich ein ‚Ministerium Granville' gebildet, ein Ministerium welches in einem Tage fiel[2]. Zu Carteret-Granvilles größtem Nachteil. Der von jener Zeit an in gewichtiger Ruhestellung dasitzt (er ist seit langem ein

[1] Stenzel V. 65; Retzow I. 173.
[2] „11. Februar 1756" (Thackeray, Life of Chatam I. 146).

permanentes Mitglied des Geheimen Rates) und mit stolzer Verachtung sehen muß, daß ihm seine wirklich aussichtsvolle Laufbahn durch den unbedeutendsten Menschen abgeschlossen ist. Und es — mit Ausnahme gelegentlicher scharfer derber Ausfälle, mit welchen er mitunter herausplatzt, und sehr vielen Weines, den er in sich aufnimmt — verschmäht, sich weiter mit der Welt und ihren auserwählten Newcastles einzulassen. Bei Carteret ward nun in dieser Krisis wieder einmal angeklopft: ‚Mögen Sie nicht? Einem betrübten alten König zuliebe?' doch Carteret antwortete: Nein [1].

Kurzum es wird von jedermann eingeräumt und beklagt, daß selten eine solche Regierung von England, wie in den jüngsten drei Jahren, gesehen worden (und England hat schon wunderliche Regierungen gesehen). Chaotischer Unverstand herrscht so ziemlich allmächtig. Eigentliches Regiment — Politik, Verwaltung, Gouvernement, Führung, Leistung irgendwelcher Art — wo ist es zu finden? Denn wenn selbst ein Walpole nicht weiter kann, sobald sein Redeapparat zu stocken beginnt, obschon er einer der Rüstigsten ist — so denke man sich erst, wie es in gleichem Falle mit einem armen hysterischen Newcastle und mit den Arbeitsapparaten und Geschäften überhaupt beschaffen sein muß, nun da ihm sein gesunder Menschenverstand verhängnisvoll entzogen ist! Dem armen Manne bleibt kein Ausweg übrig, als in zweckloser beständiger Unruhe herumzufackeln und sich vergebens zu bemühen, bei allen entstehenden äußeren und inneren Fragen ja und nein zu sagen. Dadurch ist in den Geschäften Englands in einer wichtigen Krise gleichsam ein allgemeiner St. Veitstanz eingetreten. Und mit den Rüstungen für Amerika und zu einem ernstlichen, entscheidenden Kampf mit Frankreich in betreff der Jenkinses-Ohr-Frage sieht es sehr schlimm aus, verhängnisvoll schlimm. Warum können wir keinen Schleier über diese Dinge werfen!" —

2. Pitt und die Stunde der eintretenden Flut. „Die Fackeleien und die Unruhe, die Spitzfindigkeiten, schalen Kunstgriffe und nichtigen Hin- und Herzüge Newcastles mag man sich vorstellen. Ein Mann, der einer Hinterlist nicht unfähig war. Dabei aber bestrebt, sich mit aller Welt zu verhalten und zu beinahe allen Dingen ja und nein zu sagen. Und nicht wenig verlegen, die arme Seele, sich auf diese unmögliche Weise durchzuschlagen! Eine solche Lähmung herumtappenden Blödsinns war über England in dieser großen Krisis seines Geschickes gekommen, daß sie noch jetzt schmerzlich anzuschauen ist. Doch hat sich der neuere Engländer die Sache größtenteils aus den Gedanken geschlagen, welcher darüber zu lachen sucht, anstatt zu weinen und nachzudenken, was angemessener wäre. Pitt spricht mit einer tragischen Lebendigkeit in allerlei sinnreichen Weisen, lebhaft und ernsthaft, und mit einer tief melancholischen Überzeugung, welche ein heutiger Leser, indem er oberflächlich darüber weggeht, leicht übersieht. Er spricht, als sei es mit dieser tapferen englischen Nation so ziemlich aus, als sei für sie wenig oder keine Hoffnung mehr übrig, hier und dort ein Schimmer von Möglichkeit, welcher in der verhängnisvollen Trübe der Ohnmacht und Nichtstuerei bald wieder verschwindet. Gar betrübend für Pitts Herz. Eine einst tapfere Nation, die an ihrem kritischen Punkte angelangt und verdammt ist, da zu erschlaffen und zu verkümmern, bis sie vollends in der Gosse erstickt. Überaus tragisch für Pitt, der schwunghaft, geistreich und, wenn er auch im parlamentarischen Tone und nicht im hebräisch-prophetischen spricht, doch weit ernsthafter ist, als es dem heutigen Leser dünkt.

Horaz Walpoles Buch [2] enthält das lebendigste Bild dieser unseligen parlamentarischen Höllensuppe — einer Mutter toter Hunde, wie sie selten dagewesen! Denn die Stunde ist groß, und die ehrenwerten Herren, man muß es eingestehen, sind klein. Die Stunde, wie wenig ihr es auch träumt, meine ehrenwerten Freunde, geht mit Fragen schwanger, die unermeßlich sind. Weite Kontinente, lange Epochen

[1] Thackeray I. 264.
[2] Memoirs of the last ten years of George II.

und Äonen hängen von diesem euren armseligen Geschwätz ab. Das ewige Geschick fragt seine vielbegünstigte Nation: ‚Wollt ihr, könnt ihr?' — Die vielbegünstigte Nation antwortet auf obige Weise, über ihre eigene Dummheit erstaunt und Zuflucht zum Lachen nehmend. Das ewige Geschick ist sehr geduldig mit manchen Nationen und kann ihre Torheiten eine lange Zeit übersehen und seinen Cromwell, seinen Pitt, oder was sonst erforderlich ist, auf eine großartig stumme Weise für die arme Nation bereithalten!

Gewiß ist — aber wie konnte der arme Newcastle es wissen! — daß hier einmal wieder für England die Stunde der steigenden Flut eingetreten ist. Es ist wieder hohe Flut. Jahrhunderte lang ist sie angelaufen und ist nun voll. Sicher ist auch, daß die Zeit, und Ebbe und Flut auf keinen Menschen und keine Nation warten. In einem Dialekt, der von demjenigen Cromwells oder Pitts verschieden ist, aber in einem dem ihrigen entsprechenden Sinne nenne ich es: das ewige Geschick, das abermals an Englands Türe klopft. ‚Seid ihr bereit für die Krisis, für die Geburtsstunde künftiger Zeitalter für euch, die nun eingetreten ist?' Eine größere Frage hat es seit Jahrhunderten nicht gegeben. Keine, die neben ihr zu nennen wäre seit jener hohen geistlichen Frage, (die allerdings eine viel höhere und in der Tat die Mutter der gegenwärtigen und aller hohen und großen Fragen war, welche dahinter lagen) zu deren Beantwortung England und Oliver Cromwell da waren: ‚Wollt ihr an geheiligten Formeln festhalten, ihr Engländer, und euer Heil von den Überlieferungen der Ältesten erwarten? Oder verlangt ihr göttliche Realitäten als das allein Heilige und Unentbehrliche?' Eine Frage, die sie, wir wissen wie, beantworteten. Fürwahr die höchste Frage. Wenn eine Nation diese gut beantworten kann, so steigt sie in dieser Welt und kann bedeutend werden und viele hohe Fragen zu beantworten haben — z. B. diese Pittsche. Und die gegebenen Antworten erstrecken sich stets über kommende Zeitalter und tragen immer Ernten, fluchbeladene oder segensreiche, je nachdem die Antwort war. Ein Umstand von schauerlicher Wahrheit, wenn du ein Auge dafür hast — eine Sache, die dazu angetan ist, ehrenwerte Herren sogar im Zeitalter der Zündhütchen ernsthaft zu machen! Nein, meine Freunde, Newcastelismen, gottvergessene Poltronnerien sterben nicht in einer Nation — noch auch (Gott sei Dank) sterben Cromwellismen und fromme Heroismen; sondern leben weiter für die arme Nation, selbst in ihren Schlafwandeleien, in ihren albernsten Träumen. Denn Nationen haben ihre Perioden des Schlafwandels, und jedenfalls sind die einer Nation aufgegebenen Fragen zu verschiedenen Zeitaltern sehr verschieden. In keinem Zeitalter oder Wendepunkt der Geschichte aber hatte England dem Geschick in ähnlichen Ausdrücken geantwortet, wie nun unter seinem Newcastle und Nationalpalaver."

3. Von Walpole, dem aufzeichnenden Engel. „Horaz Walpoles Georg der Zweite ist ein Buch von viel größerem Wert, als ihm gewöhnlich beigelegt wird. Fast das einzige originelle, englische Buch, das bisher über jene Zeiten geschrieben ist, die durch die Erscheinung Pitts noch immer für uns denkwürdig sind. Wenn Walpole nicht wäre, der hier wie ein kleines stetiges Licht brennt, treu wenn auch kärglich auf Schlimmes und Gutes scheinend, würde jener banausische Wirrwarr der Pelhamschen Parlamente, welcher zufällig das Element jener Angelegenheiten war, die nun hinlänglich als große erkennbar sind, für immer unverständlich sein. Er ist ungewöhnlich genau, pünktlich, klar, eine unumstößliche Autorität über englische Fragen. Und wenn er in betreff von auswärtigen Angelegenheiten kein sachkundiger Zeuge genannt werden kann, so hat er doch die besten zugänglichen Urkunden gelesen, hat sich mit auserlesenen Gesandten (Mitchell und ähnliche, wie man annehmen kann) unterhalten, und sich bis zu einem die meisten seiner Zeitgenossen weit überragenden Grade unterrichtet. Ganz besonders in betreff von Pitts Reden sind seine kurzen Aufzeichnungen, flüchtig zu Papier gebracht während die Sache noch lebendig vor ihm stand, die einzigen Berichte, die treffendste Darstellung enthalten. Wir haben es Walpole zu verdanken, daß Pitt nicht ebenso stumm als dunkel für uns ist. Seine Aufzeichnungen sind kuriose kleine Ritze und Striche, knapp, rasch, aber pünktlich und genau.

Flüchtig hingeworfene Umrisse, beim ersten Anblick scheinbar völlig leer, kahl wie eine Faktura, welche dir aber nach langem Forschen hier und anderwärts einen deutlichen Begriff gewähren, was und wie vortrefflich diese Pittschen Reden gewesen sein mögen. Schwungvoll, geflügelt, wie Pfeilschüsse Phöbus Apollons, wirklich supperlative Reden."

4. Pitts Reden, und was sie andeuten. „Es bildet eine Art Epoche in deinen Studien neuerer englischer Geschichte, wenn du in betreff von Pitts Reden zur Einsicht gelangst, daß sie nicht parlamentarische Wohlredenheiten, sondern Dinge sind, die er von ganzer Seele meint und bestrebt ist zu tun. Dieser überraschende Umstand macht, wenn er endlich unleugbar geworden, plötzlich einen unermeßlichen Unterschied für die Reden aus und für dich! Reden sind für den gegenwärtigen Herausgeber keine Sache von hohem Belang, jedoch die besprochene Sache und inwiefern der Redner das zu tun gedenkt, was der Herausgeber zu wissen verlangt. Nur zu viele Reden gibt es, die er ringsumher bewundern hört und vor welchen er im stillen einen Abscheu hegen muß! Reden von der überfeinsten Qualität (wäre Qualität, die wirklich ‚fein' ist, in solchem Falle denkbar), welchen aber eine entsprechende Feinheit der Quelle und Absicht, entsprechender Adel des Inhalts, der Überzeugung und Tendenz abgeht. Solche Reden sind, wenn wir es recht bedenken, entsetzlich anstatt schön. Ja, und umso entsetzlicher, je ‚schöner' sie sind, und je schneller und weiter sie fliegen und sich in die dumpfe Leere menschlicher Gemüter aussäen. Denn Reden wie alle menschlichen Dinge, wie wenig man sich auch heutzutage dessen bewußt ist, unterscheiden sich allezeit von einander als heilvoll oder verflucht. Schafe oder Böcke. An der Rechten des Richters in letzter Instanz, oder aber an seiner Linken. Es gibt Reden, die man wahr nennen kann, und wiederum Reden, die nicht wahr sind. Himmel, man bedenke nur, was diese letzteren sind! Eingesackter Wind, den du säen sollst, auf daß du den Wirbelwind erntest! Nach langem Lesen finde ich, daß Chathams Reden das sind, wofür er sie ausgibt: wahr und würdig damals und dort gesprochen zu werden. Wirklich edel kann ich sie mit dir nennen: die höchst edle Andeutung, notwendige Vorrede und Begleitung von Handlungen, die noch edler sind. Ein gar seltsames Phänomen ‚innerhalb dieser Wände[1]' oder außerhalb derselben.

Pitt, obschon edel beredt, ist ein Mann der Tat, nicht der Rede, eine echt königliche Art von Mann. Und wenn es heutzutage einen Plutarch gäbe, der viel Muße hätte, so könnte er einen Vergleich zwischen Friedrich und Chatham anstellen. Zwei strahlende Könige, alle beide leuchtende Männer der Tat, alle beide hart bedrängt, wie das oft der Fall ist. Denn euer geborener König hat gewöhnlich, wenn nicht ‚ganz Europa', wenigstens doch so ziemlich das ganze Universum gegen sich. Chathams Bahn zur Königlichkeit war nicht eben oder glatt. Wie auch Friedrich auf seinem Wege fast verhängnisvollen Schwierigkeiten begegnete. Ferner, sagt der Plutarch, sind sie beide sehr tapfere Männer und von einer Klarheit und Wahrhaftigkeit, die unter ihren Zeitgenossen eigentümlich ist. Auch Chatham hat etwas von dem Blitz des Stahls in sich, auch er ist ein sehr scharf schneidendes, durchdringendes, schnelles Individuum, und vor allem zum Handeln geschaffen, wieviel er auch in der Welt hat reden müssen. Spröde, stolz, kein König konnte stolzer sein, obgleich sein Element das des freien Senats und der Demokratie ist. Und dabei besitzt er ein schönes poetisches Feingefühl. Es liegt eine große Zartheit über seinem Wesen, spielender Mutwille, Anmutigkeit, und in jeder Hinsicht eine sowohl schwungvolle als feste Erhabenheit des Geistes. Nicht als König geboren. Leider nicht, nicht dem Amte nach ein solcher, nur der Natur nach. Er muß sein Königreich erst suchen. Das Erobern Schlesiens, das Erobern der Pelham-Parlamente. — Jedoch wir wollen den müßigen Plutarch schließen.

Pitts Reden, wie ich sie aus Walpole und den anderen schwachen Spuren, die uns erhalten, zusammenbuchstabiere, sind voll Genie der Sprache und übertreffen

[1] Nämlich des Parlamentshauses: eine übliche parlamentarische Redensart.
D. Übers.

weit alle im Parlament gehaltenen Reden. Sie sind stets ernsthaft, die völlige Wahrheit, wie er sie eben besitzt, aber voll allerlei Ausdrücke und Wendungen in genialischem Blitzen, Sprühen und Leuchten sich ergehend. Funkelndes Spielen wie umhersprühendes Wetterleuchten, während der Blitzstrahl hinter dem Horizonte liegt. Der Blitzstrahl ist, wie sich geziemt, verborgen unter einem Horizont, wie er ihn eben hatte. Ein seltsam strahlender Mann. Auch zum Dichter hatte er einigermaßen das Zeug in sich, wäre das sein Beruf gewesen. Es tauchen viele Anklänge von Genie, komische, tragische, lyrische, sogar Anflüge von Humor in jenen Schatten von Reden auf, die Walpole für uns aufgezeichnet hat. — —

Mit einem Wort, Pitt, leuchtend wie ein glänzend geschliffener Stahl in jener Trübe von Erbärmlichkeiten, steuert behutsam der Königlichkeit entgegen. Es ist tragisch (namentlich in Pitts Fall von Anfang bis ans Ende) einen königlichen Mann oder geborenen König in einem solchen Element nach seinem Throne waten zu sehen. Aber leider kann der geborene König (selbst wenn er es versucht, was ich für den selteneren Fall halte) überhaupt so selten dort anlangen. Es gibt sündige Epochen, wo des Himmels Fluch verhängt ist, und jenes schreckliche Wesen, der geborene Scheinkönig dort anlangt! Pitt aber tut es. Ja, und je mehr wir Pitt studieren, desto mehr werden wir finden, daß er es auf eine ebenso hohe, männliche und ehrenhafte, als geschickte Weise tut, und daß die englische Geschichte berechtigt ist, ihn ‚den Gipfel und höchsten Mann konstitutioneller Parlamente zu nennen, dessen Gleichen es noch in keinem konstitutionellen Parlament gegeben, und auch nicht noch einmal geben wird.' "

Nun ja, schon wahrscheinlich, allzu wahrscheinlich! Aber was uns hier näher liegt, ist die Tatsache, daß im Verlauf dieser trübseligen Hin- und Herzüge, die man machte, Pitt — trotz königlicher Abneigungen und Newcastlescher Kleingeistereien und Schikanen — wirklich im Ministerium auf der geziemenden Höhe gestanden hat, indem die arme englische Nation auf die Art und Weise, wie sie ihr zu Gebote stand, heftig nach ihm verlangt hatte. Hat im Ministerium gestanden und steht nun wieder nicht darin, trotz der Nation. War ohne wirkliche Macht im Rat des Königs, obgleich er sich edel anließ und heldenhaft Fuß faßte, offenbar gesonnen zu wirken und zu schaffen, und dem unaussprechlichen „St. Veitstanz" ein Ende zu machen, der überall ringsumher so um sich gegriffen hatte. War ohne wirkliche Macht, sagen wir, und hat keinen Bestand gehabt. Er trat ein den 11.—19. November 1756 und ward entlassen den 5. April 1757. Nach sechsmonatigem Versuch findet der St. Veitstanz, daß er ihn nicht brauchen könne und lieber wieder sich selbst überlassen sein will. Die letzte Handlung, die Seine Königliche Hoheit von Cumberland in England vollzog, war, daß er Pitt verdrängte. „Fort mit Euch, ich bin der rechte Mann!" sprach Königliche Hoheit, und ging unter diesen Bedingungen nach dem Weserland.

Wünscht der Leser eine kurze Übersicht der Ämter, die Pitt bekleidet hat, seitdem er vor etwa dreißig Jahren diese Bahn betrat? Hier ist von unserem Geschichtschreiber das Verzeichnis derselben nach der Zeitfolge. Stadien von Pitts Laufbahn nennt er es:

1. „Dezember 1734. Kommt mit sechsundzwanzig Jahren ins Parlament. Ist zugleich auch Kornett bei der Blauen Garde, indem er arm und durchaus eine passende Karriere benötigt. April 1736 hält er seine erste Rede, Gegenstand: Prinz

Friedrich, der von der Opposition viel als Sturmbock benutzt wurde, und welchen Pitt vielleicht wegen seiner Madrigale, seiner Beschützung der Literatur und Begünstigung des West-Wickhamer Zirkels bewunderte. Die Rede, voll von genialischen Blitzen, fand großen Beifall und es folgten viele mehr, in welchen die Blitze immer dichter wurden; immer auf der Oppositionsseite" (einmal über die Jenkins'-Ohr-Frage, wie wir sahen, als der Zeitungsredakteur seinen Namen ‚Mr. Pitts' schrieb), „so daß die Majestät sehr aufgebracht wurde, das mürrische Publikum tüchtig applaudierte und Walpole sich äußerte: ‚Wir müssen diesem fürchterlichen Reiterfähndrich irgendwie den Mund stopfen!' — vermochte es aber nicht als er es versuchte, indem ‚der Preis' dieses Mannes, wie es scheinen will, erschrecklich hoch ist[1]! August — Oktober 1744 hinterließ ihm Sara Herzogin von Marlborough 10 000 Pfund Sterling als Kommissariats Equipierung in diesem seinem Feldzuge gegen die Schlammgötter[2] — Ehre sei der alten Heldin dafür! Dies, denke ich mir, hob ihn aus dem Garde-Fähnrichs-Element heraus und entschied seine parlamentarische Laufbahn.

2. 14. Februar 1746, Unter-Schatzmeister für Irland, bei Gelegenheit jenes Pelham-Granvilleschen Ministerwechsels (das Ministerium Carteret, welches einen Tag dauerte) und der dadurch nötig gewordenen neuen Kartenmischung. Nun zum ersten Male im Amte, nach solchen zehn Jahren des Kollidierens und Streitens und geschickten Steuerns in schwierigen Gewässern. Unter-Schatzmeister für Irland und ‚bald nachher, als Lord Wilmington mit Tode abging', Kriegszahlmeister; bekleidet dies Amt ungefähr neun Jahre; verschmäht gelassen und total das große Einkommen, welches die Kriegszahlmeister aus den Zinsen von lange in ihren Händen verzögerten Regierungsgeldern zu ziehen pflegen (‚es ist eine unredliche Praxis, sag' ich euch!') — und begehrt nichts davon, obschon er unbemittelt ist. Steht noch nicht hoch, erst niedrig am Horizont, scheint aber immer heller. Hält Newcastle und seine Plattheiten und Poltronnerien in großer Verachtung, und ergeht sich noch immer stark in Opposition, wobei er nicht immer ein Blatt vor den Mund nimmt. Zum Beispiel Pitt (noch immer Kriegszahlmeister) an Newcastle in Betreff der römischen Königswahl-Frage (um 1752): ‚Sie verpflichten sich zu Subsidien, ohne deren Belauf, zu Verträgen, ohne ihren Inhalt zu kennen!' — ‚Welch' ein Vassal!' winseln Newcastle und die höheren Minister. ‚Am besten man kehrt sich nicht an ihn,' sagte Mr. Stone" (einer von ihren Stäubern, — ein zäher Kopf, dessen Bruder hernach Primas von Irland wurde).

3. „20. November 1755, entlassen. Bei Gelegenheit von Pelhams Tod und dem allgemeinen Wirrwarr in amtlichen Regionen und dem nicht wenig schwierigen Partnerwechsel, der darauf erfolgte. Sir Thomas Robinson", unser alter Freund, „ward Staatssekretär, bewährte sich aber nicht. Pitt blickt mürrisch auf Amerika, auf Minorca, auf deutsche Dinge, auf die Dinge im Allgemeinen; zielt, meint man, behutsam darauf ab, wieder ins Ministerium zu gelangen, aber wie? Fox an Pitt: ‚Wollen Sie sich mit mir verbinden?' — Pitt: ‚Nein' — auf verbindlichste, aber unverkennbare Weise! Zehn Monate künstlichsten Steuerns von seiten Pitts. Großkanzler Hardwicke wird, unter anderen Vermittlern, an ihn geschickt. Pitts Antwort an denselben ist gewandt, bescheiden königlich. Pitts Haltung in dieser großen Konjunktur und Krise ist königlich, sein Sprechen und auch sein Schweigen bemerkenswert edel. 20. Oktober 1756 Newcastle ins Gesicht: ‚Ich nehme keine Stelle unter Ew. Gnaden an!' — und kommt ungefähr einen Monat nach diesem auf eigenen Füßen ins Amt. Das heißt,

19. November 1756 sieht er sich, zu Englands großem Trost, als Staatssekretär (ist nun achtundvierzig Jahre alt). Hat so ziemlich ganz England hinter sich;

[1] Es war eine bekannte Maxime des Ministers Walpole, daß „jeder Mensch seinen Preis habe". D. Übers.

[2] Thackeray I. 138.

hat aber vor der Front Fox, Newcastle und Konsorten, die ihm nichts als Hindernisse und Erschwernisse bieten, während die Königliche Hoheit von Cumberland ein tödlich saures Gesicht macht. Bis schließlich,

5. April 1757, der König ihn resignieren heißt; und den zweiten Tag darauf reist Königliche Hoheit nach Deutschland ab. Pitt ist etwas über vier Monate am Ruder gewesen. England, damals vergleichsweise ein schweigsames Land, weiß nicht recht, was unternehmen. Es begann, ihn mit Ehrenbürgerdiplomen zu überhäufen. Eine Stadt nach der anderen, aus allen vier Windgegenden feuerte teilnahmsvoll, einer irregeleiteten geheiligten Majestät gegenüber, auf diese versteckte Weise mit außerordentlicher Emsigkeit ihre kleine Büchse ab. Dadurch geschah es nach sechsmonatlichem Bombardieren mit Diplom-Büchsen und auch in Folge von Ereignissen, daß 29. Juni 1757" — Wir wollen den 29. Juni abwarten [1].

Unter diesen traurigen Umständen sind Kriegsvorbereitungen, so nannte man sie, für Hannover und für Amerika gemacht worden. — Vorbereitungen, die nicht leicht ihresgleichen finden dürften. Führen wir ein Beispiel an, eines mag genügen:

Aus der Londoner Gazette gegen Ende Februar 1756 erfahren wir, daß Lord Loudon, ein Offizier von geringer Fähigkeit, aber von guten Konnexionen, zum Befehlshaber der Truppen in Amerika ernannt worden ist. — Und dann, etwas dunkler, einige Tage später, daß jemand anders ernannt worden ist. — Einer von ihnen sollte sicherlich eilends dahin abgehen, wenn er kann. Die Franzosen haben, wie verlautet, in jenen Landen 25 000 Mann, mit wirklichen Offizieren zu Anführern! Eilends abgehen kann jedoch weder Lord Loudon noch sein Rivale. Im März erfahren wir, daß Lord Loudon neuerdings, und zwar diesmal in besserer Weise, ernannt ist — und doch macht er noch immer keine Anstalten zum Abreisen. ‚Neuerdings ernannt, warum neuerdings?' Ach, Leser, es haben neue hysterische Betätigungen an hoher Stelle stattgefunden, innere Veränderungen und Wandlungen, Widerrufungen, neue Vorschläge, wer weiß, was [2]? Man fragt bloß: wie soll das Geschäft je verrichtet werden, wenn ihr nicht einmal einig werden könnt, welcher Unfähige hingehen und es versuchen soll?

Selten hatte ein Land einen Befehlshaber nötiger als gegenwärtig Amerika. Das Land selber ist willfährigen Sinnes und besitzt sicherlich Hilfsquellen in solcher Angelegenheit. Aber es ist auch voller Anarchie. Die verschiedenen Staaten und Bezirke mit ihren verschiedenartigen Landesversammlungen und halbeinexerzierten Milizen wollen jeder etwas anderes. Und so wird wie im armen Mutterlande kaum ein Resultat, außer von der St. Veitsgattung erzielt. In einigen Landesversammlungen sitzen anarchische Quäker, die den Krieg mit diesen Eisenfressern von Franzosen und ihrem Anhange skalpierender Indianer für unerlaubt halten, und man müsse erst den ‚Weg der Güte' mit ihnen versuchen. Was soll aus diesen armen Leuten werden, wenn nicht einmal ein Lord Loudon zu ihnen gelangen kann?

Das Ende vom Liede war, daß Loudon in eigener Person erst im August 1756 in Amerika ankam, als die Jahreszeit bereits vorüber war. Und er konnte bloß heimschreiben: „Hier draußen ist alles in Wirrwarr! Muß 10 000 Mann Verstärkung haben!" „Gut," antwortete Pitt, der nun im Amte ist: „Ihr sollt sie haben, und wir wollen, will's Gott, Kap Bre-

[1] Thackeray I. 231, 264; Almon, Anecdotes of Pitt (London 1810) I. 151, 182, 218.

[2] Gentleman's Magazine, Jahrg. 1756, S. 92, 150, 359, 450.

ton nehmen!" — Aber er wird gestürzt, und durch die nun folgenden Hin- und Herzüge gelangte keiner von den 10 000 zu Lord Loudon, als bis die Jahreszeit von 1757 gleichfalls verstrichen war. Und auch dann fruchteten sie Seiner Lordschaft nicht viel, weder dann noch später. Er nahm niemals Kap Breton, und war auch nicht der Mann dazu; denn er fackelte viel hin und her und drehte sich um seine Achse, nach dem Vorbild, das man ihm zu Hause gab. Und brachte (was uns hauptsächlich veranlaßt ihn hier zu nennen) seinen zu wenig ehrfurchtsvollen, untergeordneten Lord Charles Hay, unsern alten Freund von Fontenoy, zu ärgerlichen spöttischen Auslassungen über ihn, und stellte ihn ob solcher Spöttereien nachher vor ein Kriegsgericht. Das Kriegsgericht geriet in Verlegenheit über den Fall und konnte nichts entscheiden, sondern bloß vertagen und immer wieder vertagen. Was auch wir nun tun und uns nicht weiter mit Lord Loudon und gar mit den zahlreichen anderen Beispielen abgeben wollen.

Pitt, wie wir eben sahen, ohne im mindesten gehalten und unterstützt zu werden, ward durch den Herzog von Cumberland, ganz zuletzt, ehe dieser sich zu jenem prächtigen Weserproblem einschiffte, gestürzt. „Nun ist nichts daheim zurückgeblieben, was uns und unser hannöversches und Weserproblem hindern könnte!" denkt Königliche Hoheit. In der Tat nichts. Eine behagliche, friedliche Nicht-Regierung oder Kampf der vier Elemente ist dort hinterblieben, über die der Uranarch sein leeres Haupt schüttelt, bereit, jedermann zu helfen und Feuer und Wasser und Ja und Nein in geheiligter Ehe zusammenzugeben, wenn er könnte. — Kehren wir nach Prag zurück. Nur noch eine Bemerkung über „den 5. April". Dies war der Tag von Pitts Entlassung in St. James. Und ich finde, daß es derselbe Tag ist, an welchem der Reichshofrat in Sachen Friedrichs in Schönbrunn beschließt, daß man mit der Reichsacht vorgehen müsse, und dem Reichstag dieselbe durchzuführen empfiehlt[1]. Das amtliche England, das seinen Pitt in den Ruhestand versetzt, und das amtliche Deutschland, das seinen Friedrich ächtet („Verhaltet euch ruhig fortan, ihr beide!") — sind zufälliger Weise gleichzeitige Erscheinungen.

Begebenheiten bei der Belagerung von Prag. Die Belagerung wird unterbrochen.

Friedrichs Belagerung Prags erwies sich als unerwartet langwierig. Anno 1744 hatte er die Sache in vier Tagen abgemacht, aber jetzt kann er es gegen alles Verhoffen der Welt nicht in ebenso vielen Wochen tun. Es wurde seinerseits nichts verabsäumt. Er erfaßte rasch genug alle Ausgänge aus Prag, hatte sie noch in der Nacht, oder am Morgen nach der Schlacht mit Batterien besetzt. Jeder Ausgang ist versperrt, Kanonen und Zerstörungen verbieten den Weg. Am 9. Mai begann die Kanonade. Das

[1] Heldengeschichte (Reichstagsmaßnahmen, wie oben angeführt).

von Dresden kommende nötige Belagerungsgeschütz nebst Munition war am 19. vollständig angelangt. Von da an wird die Stadt heftig beschossen, mit glühenden Kugeln bombardiert, aber vergebens. Der Platz ist nicht zu nehmen, es sei denn durch Aushungern. Prag ist als Festung schwach, aber stark als Brustwehr für 50 000 Mann. Die Österreicher versuchten Ausfälle, aber sie waren fruchtlos — waren sehr schlecht geleitet, sagen einige. Die Preußen waren mehr als einmal nahe daran, durch Überrumpelung in die Stadt zu gelangen — sagt dieselbe Quelle — wurden aber allein durch das Glück der Österreicher daran verhindert[1].

Es ist uns ein Tagebuch der Belagerung von Prag überliefert, zwei Tagebücher, pünktliche, tägliche, sowohl österreichische als preußische Berichte[2], womit wir die Leser in dieser Eile durchaus nicht belästigen wollen. Die Belagerung dauerte sechs Wochen, wovon vier sehr heiß waren — vom 19. Mai an, als das erforderliche Geschütz vollständig von Dresden angelangt war. Die Linie der Belagerungswerke mit der dazwischenliegenden Reihe von Batterien ist an fünf Stunden lang, von Branik südlich bis jenseits des Belvedère nördlich, zu beiden Seiten der Moldau. Das Königliche Lager ist auf dem Ziskaberg; das Keithische auf dem Lorenziberg, und umgibt und beherrscht den Weißen Berg. Es sind zwei Verbindungsbrücken da, Branik und Podoli. Der König wohnt im Pfarrhause von Michele — der geschäftigste aller Adamssöhne. Welche Gedanken behauset jenes Pfarrhaus! Die Belagerten 46 000 an der Zahl, boten an, Prag zu übergeben, wenn man ihnen „freien Abzug" gewähre. „Nein! Diejenigen die nicht preußische Dienste nehmen wollen, müssen sich verpflichten, sechs Jahre lang nicht gegen mich zu dienen." Nachstehend sind einige ausgewählte Notizen, hauptsächlich von der preußischen Seite und in abgekürzter Form:

„19. Mai. Sobald unser schweres Geschütz angekommen (die Plätze und Stückbette für dasselbe waren voraus in Bereitschaft gesetzt), so begann mit eintretender Nacht ein fürchterliches Feuer damit."

„In der Nacht vom 23. auf den 24. Mai machten die Österreicher einen wütenden Ausfall, ihren ersten und bei weitem ihren hitzigsten, sagen die Preußen. Eine sehr ernsthafte Affäre — die auf Keiths Seite, Westseite der Donau, stattfand. Ein 10 000 Mann starker Ausfall, wie einige sagen. Lauter ausgewählte Leute, und jeder mit einem halben Pfund Pferdefleisch gestärkt" (leider ohne Salz). Man urteile was die gewöhnliche Nahrung gewesen sein muß, wenn dies eine besondere war! „Ohne Salz, aber mit einer guten Quantität Branntwein als Zugabe. Browne hatte von seinem Schmerzensbette aus (er starb den 26. Juni) heftig dazu gedrängt. Das Ziel ist, die preußischen Linien durch Entschlossenheit und von der Dunkelheit unterstützt an irgendeinem schwachen Punkte zu durchbrechen. Die ganze Armee, die auf den Wällen bereitsteht, soll, wenn die Sache gut geht, folgen und sich durchschlagen auf dem Wege zu Daun hin, über den Fluß auf der Podolibrücke.

[1] Archenholz I. 55, 57.

[2] In Heldengeschichte IV. 42—56, das preußische Diarium; das. 73—86 das österreichische.

Der Ausfall geschah zwischen eins und zwei in der Nacht, aber wir waren davon benachrichtigt und auf der Hut. Die Attacke wurde an verschiedenen Stellen, an manchen sehr wütend versucht, konnte aber nirgends die Oberhand gewinnen. Man schlug sich nahe an sechs Stunden — Prinz Ferdinand von Preußen" (jüngster Bruder des Königs) „und andere der unseren wurden verwundet und legten Ehre ein — bis gegen 7 Uhr morgens der Feind mit Verlust von 1000 Toten gänzlich wieder hineingetrieben wurde. Worauf sich ihre ganze Armee in hoffnungslosem Zustande in ihre Quartiere zurückzog. Ein Entkommen unmöglich. Sie sind nahe an 50 000 Mann stark, aber in einer solchen Stellung. An Brotvorrat, wie der Spion aussagt, leiden sie keinen Mangel. Es wäre denn, daß die Preußen ihre Magazine in Brand stecken können, was sie fleißig versuchen. (Suchen zu erfahren wo die Magazine sind und beständig auf dieselben zu feuern). Mehl genug vorerst, aber wie es mit Fleisch steht, haben wir gesehen. Futter ist fast zu Ende, und 12 000 Pferde stehen auf freien Plätzen — es ist nicht einmal Stallung für sie da, wieviel weniger Futter oder Arbeit — mit welchen nichts anzufangen, als schlachten und einsalzen" (wenn man nur Salz hätte!). „Das Pfund Pferdefleisch wird um zwei Kreuzer verkauft, steigt aber allmählich auf das doppelte.

Den 29. Mai abends brach ein schreckliches Ungewitter aus: heftiger Platzregen mit Hagel vermischt, — ein Wolkenbruch im Gebirge, denn es hielt stundenlang an, und die Moldau brauste mit verdoppelter Tiefe, auf beiden Seiten hundert Schritt zu breit heran; mit Ladungen von Trümmern, ausgerissenen Bäumen, toten Pferden, die unserer Brücke bei Branik hart zusetzten. Die eine Hälfte der Brücke ward fortgerissen (Friedrichs Hälfte, vierundvierzig Pontons; Keiths Leute konnten ihre Seite noch rechtzeitig auseinander nehmen und retten). Die Österreicher in Prag fischten vierundzwanzig von Friedrichs Pontons auf; die übrigen zwanzig wurden weiter unten bei unserer Brücke von Podoli aufgefangen. Eine gar wilde Nacht für die preußische Armee in ihren Zelten, und in der Tat für Prag selber, dessen niedere Teile alle unter Wasser standen. Einige Unglückliche ertranken in den Kellern und, was noch wichtiger, viel österreichisches Mehl verdarb, das man dort vor den glühenden Kugeln zu bergen gesucht hatte.

Man glaubte die Österreicher würden sich unsere unterbrochene Kommunikation zunutze machen und einen Ausfall versuchen. Dieses zu verhindern stieg, als kaum der Regen vorüber war, eine Rakete auf unserer Seite auf, worauf man sofort die Bomben und glühenden Kugeln von vier Seiten her auf Prag losfliegen sah. So daß die noch tropfende Stadt an verschiedenen Seiten in Brand gesteckt wurde, und wir konnten" (was der gegenwärtige Herausgeber niemals vergessen kann) „das Wehklagen der Einwohner deutlich hören, wie sie das Feuer zu löschen suchten, das immer wieder ausbrach. Die Feuerflut dauerte sechs Stunden lang" — menschliches Wehklagen, durch die dumpfe Nacht den Preußen und uns hörbar: ‚Wehe mir! Wasserfluten, dann Feuerfluten, der Tod auf allen Seiten!'

Den österreichischen Berichten zufolge kamen durch platzende Bomben, Einsturz von Mauern, durch Hunger und sonstiges Elend und Schäden „über 9000 Einwohner in dieser Belagerung" um. Ja, meine kaiserlichen Freunde, der Krieg ist keine bloße Sache festlichen Flaggens und Trompetens. Krieg ist ein unerbittlich, gefährlich, unberechenbar Ding. Ist es nicht eine fürchterliche Frage, wer das Beginnen eines Krieges zu verantworten hat?

„Den 6. Juni wurden über 12 000 arme Einwohner aus Prag in unser Lager gejagt: ‚Überflüssige Mäuler, macht daß ihr irgendwie verschwindet!' Sie wurden aber dem Feinde in die Kost zurückgeschickt.

Den 8. Juni lag bereits die ganze Neustadt in Asche, von der Judenstadt standen nur noch wenige Häuser, und das Feuer wütete in der Altstadt beständig fort. Nichts als Ruin und Verwirrung dort drüben; die Bevölkerung birgt sich in Kellern, wird von einstürzenden Gebäuden erschlagen. Bürgermeister und Einwohner bestürmen Prinz Karl: ‚Um der heiligen Jungfrau willen erbarmen Sie sich unser, Durchlaucht!'

Der arme Prinz mußte taub bleiben, was auch immer seine Empfindungen sein mochten.

Er ging fleißig in die Messe, wird gemeldet. Er allein von den Prinzen, deren mehrere anwesend waren, zwei sächsische unter anderen, Prinz Xaver der ältere derselben, von dem wir wieder hören werden. Diese sind profane Gesellen, die im Clementinum wohnten" (ein großes Jesuitengebäude, welches für sie geräumt, und dessen Fenster zum Schutz gegen die Bomben „mit Mist und Brettern verwahrt wurden"). „Hier mit Weinen vom besten Jahrgang und vortrefflicher Küche versehen, die nichts von der draußen herrschenden Hungersnot weiß, führten sie ein müßiges ausgelassenes Leben, veranstalteten Wettrennen in den langen Gängen" (kein so übler Zeitvertreib), „zogen Priestergewänder an" (an welchen Überfluß an solchen Orten ist), und trieben Spaß und Mummenspiel mit der heiligen Religion. Die Unglückseligen! Die der Verzweiflung Trotz boten, wie Flibustier tun mögen, wenn ihr Schiff sinkt. Gegen Übergabe spricht alles, zu entkommen ist keine Möglichkeit da [1].

9. Juni. Das Bombardieren läßt nach; in unserem Lager flog ein Laboratorium in die Luft, wodurch 13 Mann getötet wurden.

15. Juni. Einige Bomben aus dem königlichen Lager" (der König selber ist nun fort) „zündeten die Stadt an drei Orten an." — Aber es hat nun ein neues Spiel begonnen, und Prag erwartet seine Entscheidung nicht in Prag, sondern in einiger Entfernung davon.

Friedrich hat sein Möglichstes getan, hat auf jede Weise zu erfahren gesucht, wo die österreichischen Magazine sich befänden, d. h. gegen welche besonderen Gebäude und Gegenden Kugeln mit Vorteil verwendet werden könnten, und hat „an 12 000 Bomben" darauf verschossen. Hier ist eine Kleinigkeit, die noch in Angedenken steht:

„Spione waren bei diesem Geschäft eine Hauptsache, und der König hatte sich eines gewissen Käsebier erinnert, eines berüchtigten Diebes, der in Spandau" (eigentlich in Stettin, aber es ist einerlei) in Ketten schmachtete. Diesen ließ der König kommen und ihm Begnadigung versprechen, wenn er dem Staat einen Dienst leisten könnte. Käsebier schlich sich zwei-, vielleicht dreimal nach Prag hinein; aber das viertemal kam er nicht zurück [2]." Eine andere Notiz besagt: „Käsebier war ein Schneider und Schneiderssohn in Halle, und ein Erzdieb. Tat Festungsarbeit in Stettin seit 1748; brachte zweimal Kundschaft aus Prag, das drittemal verschwand er. Ein sehr berühmter preußischer Dieb; noch immer eine Sagengestalt unter dem Volk, wie Schinderhannes oder Cartouche, nur daß er niemals Gewalttat an Menschen verübte [3]."

Wir erfahren in unbestimmter Weise, daß der Preis von Pferdefleisch in Prag auf das doppelte gestiegen ist. Es herrscht arge Hungersnot. Dennoch ist nichts von Übergabe zu hören. Und dann geht wiederum ein unbestimmtes Gerücht, daß, wie es auch mit der Stadt stehen möge, die Besatzung, trotz allem was wir zerstörten, Mehl habe, das bis Oktober reichen werde. Solch ein Problem hat dieser König vor sich. Mit der Zeit lösbar, oder nicht lösbar? So stellt sich die Frage für die ganze Welt und mehr als für irgendeinen, für ihn selber.

[1] Archenholz I. 65; Heldengeschichte IV. 73—84.
[2] S. Retzow I. 108 Anm.
[3] S. Preuß II. 57 Anm.

Viertes Kapitel / Schlacht bei Kolin

Vom 9. Juni ab ließ die Beschießung Prags nach und ward niemals wieder lebhaft; denn der Ort; wo diese Belagerung sich entscheiden sollte, war wie gesagt anderswohin verlegt worden. Um diese Zeit liefen weniger günstige Gerüchte von dem Herzoge von Bevern ein, welche Friedrich, hoffnungsstark wie er war, sich augenscheinlich bemühte für unwahr zu halten, es am Ende aber doch nicht vermochte. Bevern berichtet, daß Daun wirklich im Anmarsch sei, in einer viel größeren Stärke als er widerstehen könne — mit anderen Worten, daß die Belagerung von Prag sich nicht durch Beschießung, sondern auf andere Weise und anderswo entscheiden werde. Worüber wir nun einige Auskunft geben müssen, so kurz das geschehen kann, namentlich was den vorläufigen Teil oder Marsch betrifft.

Daun, dessen leichte Truppen am Tage, da die Prager Schlacht geschlagen wurde, Brandeis (beinahe im Rücken der preußischen Nachhut) plünderten, war nach diesem unglücklichen Ereignisse allmählich nach Czaslau zurückgewichen, einem Ort, mit dem wir vor fünfzehn Jahren bekannt wurden. Und hat sich seitdem dort oder in der Nachbarschaft bei Kuttenberg, Kolin, namentlich in der Nähe seines Magazins von Suchdol verteidigungsweise manövrierend und immer langsam zurückgehend, während Braunschweig-Bevern ihm wachsam folgte, aufgehalten. Er ist befleißigt sich zu verstärken, reiht die Überreste des bei Prag geschlagenen rechten Flügels seinem Heere ein und zieht Regimenter aus Mähren, oder von wo sie immer zu haben sind, an sich. Bis seine Streitmacht auf diese Weise auf sechzigtausend angewachsen ist. Fast um das dreifache der Bevernschen. Womit er jedoch als ein bedachtsamer ‚Fabius Cunctator' (wie er nachher genannt wurde) noch immer nichts versucht. Vierzigtausend in Prag und sechzigtausend hier in der Gegend von Czaslau[1] macht hunderttausend. Seine preußische Majestät hat etwa zwei Drittel dieser Zahl. Kann der Fabius Cunctator nichts unternehmen ehe Prag gänzlich ausgehungert ist?

Aus Wien kommt ihm der Befehl zu, ‚Prag zu entsetzen, dem Feinde sofort entgegen zu gehen, koste es was es wolle!' Daun setzt sich in Bewegung, rückt offenbar gen Prag vor, und Bevern ist genötigt, vor seiner Front zurückzuweichen. Sonntag, den 12. Juni, entsendet Daun mehrere Offiziere an Prinz Karl nach Prag mit der Meldung, ‚daß er am 20., Montag über acht Tage, zu diesem Zweck in der Nähe

[1] Tempelhof I. 196; Retzow (I. 107, 109) rechnet 46 000 + 66 000.

von Prag eintreffen werde. — Die Besatzung müsse natürlich herauskommen und von der Rückseite helfen.' „Mehrere Offiziere in verschiedenen Verkleidungen" gehen am 12. Juni mit dieser Botschaft ab. Aber keiner von ihnen gelangt in die Stadt. Und einige müssen, wie ich vermute, preußischen Streifwachen in die Hände gefallen sein, jedenfalls gelangte ihre Botschaft in den preußischen Kreis und brachte daselbst einen augenblicklichen Entschluß hervor. Zeitig am folgenden Morgen, Montag den 13., begibt sich König Friedrich mit so viel Streitkräften als am Platze verfügbar sind — 10 000 Mann sind vom Belagerungsheer entbehrlich, und 4000 mehr können in zwei Tagen unter Prinz Moritz nachfolgen — eilig auf den Marsch. Stößt am Abend des folgenden Tages zu Bevern bei Kaurzim, sieben Meilen davon, ungefähr halbwegs von Prag nach Czaslau und nur etwa anderthalb Stunden von Launs Quartier in jener Nacht — hätte der König es gewußt! Er wußte es aber nicht.

Daun muß und soll unverzüglich angegriffen werden, wenn er überhaupt noch da und nicht auf das erste Gerücht von unserem Anmarsch zurückgewichen ist, wie Friedrich eher vermutet. Jedenfalls sind drei Vorkehrungen unerläßlich: die 4000 Mann des Prinzen Moritz müssen erst eintreffen; zweitens brauchen wir Brot, welches in Nimburg auf der anderen Elbseite, vier Meilen von hier, gebacken wird; letztens (oder eigentlich erstens und am unerläßlichsten von allem) muß Daun ausfindig gemacht werden. Friedrich forscht nach Daun mit Emsigkeit, beseelt alles, wie das sein Brauch ist. Das Nachforschen wird sehr von den Pandurenwolken gehindert, mit welchen Daun sich verschleiert hat, und die unserer geringen Husarentruppe weit überlegen sind. Daun hat sich wie gewöhnlich — er beweist allezeit große Geschicklichkeit in der Wahl von Lagern und Stellungen — auf schwierigem Gelände festgesetzt. Ein Bach mit sumpfigen Teichen vor der Front, im Rücken und ringsum ein verwickelter, von Erhebungen und Sümpfen durchschnittener Boden, mit einem Höhenzuge, Kamhajeker Berge oder Berg genannt, der zwar nicht viel von einem ‚Berg' ist, aber ein langes Rückgrat für die Gegend bildet, dessen westliches Ende gegenwärtig genau hinter Dauns Zentrum ist. Friedrichs Stellung verläuft von Norden nach Süden, mit Ausnutzung der vorhandenen Erhebungen und Bäche, gleich der Daunschen, und streckt sich nordwärts, um in der Nähe seiner Brotbäckereien zu sein. Der erste Hügel lehnt sich noch an Kaurzim, der linke blickt auf Planian hinab, einen an der großen Landstraße von Prag nach Wien, der sogenannten ‚Kaiserstraße', liegenden Flecken. Ein Flecken, dem es in einem oder zwei Tagen beschieden sein wird, sich einen Namen zu machen. Das nächste Städtchen fünf Stunden weiter ist Kolin, das heimlich dazu bestimmt ist, noch berühmter in der Welt zu werden und zu bleiben. Kolin liegt hart an der Elbe am linken oder südlichen Ufer. Die Elbe wendet sich hier zu ihrem langen nordwestlichen Lauf — (der bis nach Wittenberg andauert, Pirna etwa 30 Meilen von hier ist der halbe Weg in dieser Richtung) — wendet sich hier gen Norden und fließt neben anderen Plätzen nach Nimburg. Planian, gerade südlich von Nimburg, liegt bereits drei starke Meilen von der Elbe.

Dies ist Friedrichs Stellung am Mittwoch, dem 15. Juni, und am folgenden Tag, seinen Bäckereien etwas näher als gestern. Daun steht noch parallel mit ihm, hat sein Zentrum hinter Swoyschitz, einem unbedeutenden Dorfe am Fuße jener Kamhajeker Höhen, welches von der Zeit an auf Landkarten zu finden ist. Freitag den 17., als Friedrichs Brotwagen und 4000 Mann Verstärkung angekommen waren, was ohne Zweifel die Panduren an geeigneter Stelle berichten, ist Daun nicht mehr mit seiner starken Stellung zufrieden, sondern wünscht eine stärkere. Freitag gegen Sonnenuntergang „steigen große Staubwolken" von Daun auf. Er wechselt seine Stellung, wie die Preußen sehen, wenn sie auch gegenwärtig vor Panduren und zunehmender Dunkelheit wenig außerdem wahrnehmen können. Daun, der den König auf besagte Weise nach Planian hin postiert sieht, fürchtet allerdings von einem solchen Nachbar für seinen rechten Flügel. So daß der Leser seine Karte wieder zur Hand nehmen muß. Oder wenn ihm an dergleichen Dingen nichts gelegen, mag er sie

überspringen und mich meinem schwierigen Amte allein überlassen, bis wir uns wieder auf leichterem Terrain begegnen und von der Schlacht, die erfolgte, Bericht erstatten. Daun zieht seinen rechten Flügel aus der gefährlichen Nachbarschaft zurück, schwenkt seinen ganzen rechten Flügel nebst Zentrum neunzig Grade herum, so daß er nun gegen Kolin hin reicht und auf dem nördlichen Hange der Kamhajeker Berge steht. Stellt seinen linken Flügel im Winkel (hakenförmig) auf, um das westliche Ende dieser Berge herum. Das südliche Ende des Hakens ist bei Swoyschitz, das nördliche bei Hradonin, wo (kaum 1200 Schritt von Planian) sein rechter Flügel vorher gestanden. Nebst anderen verwickelten Bewegungen, welchen wir auf einer Karte mit unaussprechlichen Namen nicht weiter zu folgen brauchen. Es genügt, zu sehen, daß Dauns rechter Flügel nun weit östlich in Krzeczhorz (sprich Krschetschrosch) steht — eine gute Strecke jenseits Chotzemitz, in welcher Gegend nun sein Zentrum zu stehen kommt (und seine meiste Reiterei ist hier, weil das unebene, durchschnittene Terrain auf den Hügeln sich nicht für Reiterei eignet) — und daß die Leser, da dies für jetzt beinahe die letzte oder in allen wesentlichen Punkten die letzte von Dauns Stellungsveränderungen ist, sich die obigen Hauptpunkte derselben merken mögen.

Mittels Schwenken und Schieben, welches bis zu einer späten Stunde dauerte, in diese noch festere Stellung hineingedrückt, beruhigt sich Daun für die Nacht. Er liegt nun, mit Zentrum und rechtem Flügel gen Norden blickend, ziemlich parallel mit der Planian-Koliner oder Prag-Wiener Straße und ungefähr 2400 Schritt südlich von derselben. Seine äußersten Posten reichen auf dieser Seite fast bis nach Kolin. Der linke Flügel ist hakenförmig aufgestellt. Die Kamhajeker Berge, der nördliche Hang und das westliche Ende derselben, sind auf beiden ausgesetzten oder den Preußen zugekehrten Seiten gänzlich in seinem Besitz. Friedrich ist in Ungewißheit, ob er sich nicht ganz oder gar aus dem Staube gemacht habe, will sich aber mit Tagesanbruch überzeugen.

Mit anbrechendem Tage setzt sich Friedrich in Bewegung, nachdem er verschiedene Pandurenschwärme, die sich an schwierigen Stellen zeigten, hatte vertreiben lassen. Die sich gleich auf das erste Zeichen zurückzogen, ohne daß ein Schuß gefeuert wurde[1]. Er marschiert durch Planian in zwei Kolonnen längs der Koliner Straße und nördlich von derselben; rückt etwa eine Meile weiter, ohne etwas zu sehen als die Nachzügler von zurückweichenden Panduren — „wohl Dauns Nachhut?" — Friedrich selber reitet, wie das sein Brauch ist, mit der von Zieten geführten Vorhut und spähet aufmerksam genug umher. Er erreicht ein an der Straße liegendes Wirtshaus — („Slati-Slunze, d. i. die goldene Sonne", sagen die neueren Bücher, obschon ich gezwungen bin, anzunehmen, daß es Nowimesto, näher an Planian war, aber nicht darüber streiten will) — ein Haus von ziemlicher Höhe; ersteigt dessen oberstes Stockwerk und erblickt nun Daun an die Kamhajeker Höhen sich lehnend, weithin ausgebreitet im Sommer-

[1] Lloyd I. 61 ff. (oder Tempelhofs Übersetzung I. 154—164); Tempelhofs eigene Beschreibung ist I. 179—196; Retzows I. 120—149 (mit weniger Irrtümern in den Details als gewöhnlich); Kutzen, Der Tag von Kolin (Breslau 1857), eine nützliche kleine Zusammenfassung aus vielen Quellen. Sehr ungenau sind die meisten landläufigen Beschreibungen: Kauslers Schlachten, Jamini u. dgl.

morgen. Welch ein Anblick für Friedrich. „Das große Spiel soll also gespielt werden, der Tod heute Tausenden von Menschen gewiß. Und mir? — Wohlan!"

Friedrich läßt haltmachen, rastet hier eine Weile, um zu überlegen, zu beobachten, den Schlachtplan zu entwerfen. Es ist ein heißer, schwüler Morgen. Man raste ein paar Stunden, bis unsere Nachhut vor Kaurzim eintrifft, es wird Pferde und Leute erfrischen. Die Pferde können ein wenig Gras fressen, einen Trunk Wasser bekommen. Ein Teil derselben „wurde gestern abend, weil es zu spät geworden, gar nicht getränkt". Die armen Tiere, auch sie müssen heute noch zu heller Schlachtwut entflammen und viele von ihnen müssen sich zerschmettern lassen — in einem Streite, den sie nicht gesucht haben! Pferde und Reiter sind über letzteren Punkt noch unbesorgt, schweigend bereit für ihre Aufgabe und taub für alle grundlosen Fragen.

In diesem Wirtshause Nowimesto (nicht in Slati-Slunze oder „Goldene Sonne", die eine auch in anderen Stücken arg verfinsterte „Sonne" geworden ist[1]) verweilte Friedrich über drei Stunden. Sah Daun, „dessen ganze Stellung er überschauen konnte", sich zu einer neuen Schlachtordnung ausbreiten; überdachte mit all seinen Geisteskräften, was sich gegen ihn versuchen ließe, und berief, nachdem er seinen Entschluß gefaßt, gegen 12 Uhr seine Generäle um sich, um ihnen angesichts des Feindes selbst ihre Instruktionen in betreff desselben zu erteilen. Der Schlachtplan, welcher zur Zeit für vortrefflich gehalten wurde und noch heute von jedermann dafür gehalten wird — er gründete sich auf die „schräge Schlachtordnung", Friedrichs Lieblingsmethode — läßt sich, wenn der Leser seine Karte zur Hand nehmen will, folgendermaßen denken:

Daun ist nun in drei Treffen oder in zwei Treffen und einer Reserve auf der Hochfläche südlich der Kaiserstraße aufgestellt, etwa 2400 Schritt südlich von derselben und jenseits des Kammes des Kamhajeker Höhenzugs, so daß man von der Straße aus nichts von ihm sehen kann. Seine Frontlinie, die, um ihr Terrain zu benutzen, hie und da ein wenig

[1] „Das Wirtshaus Slati-Slunze brannte vor etwa zwanzig Jahren ab, nur die steinernen Mauern stammen noch von Friedrichs Zeit her. Es ist ein großes massiv aussehendes, zweistöckiges Haus (ob es je drei Stockwerke gehabt, konnte ich nicht erfahren); liegt angenehm auf dem Gipfel eines von Kolin kommenden langen Höhenzuges — und bietet inwendig, ach! heutzutage wenig anderes als schlechte Gerüche und negative Größen. Nur das Erdgeschoß ist jetzt bewohnt. Nach vorn ist die Aussicht gen Norden, nach Nimburg zu, über das Elbtal (fruchtbar, weithin wallend) hübsch; aber nach hinten, im oberen Stock, wenn du mit Schwierigkeit die Erlaubnis hinaufzusteigen bekommen hast, findest du nackte Balken, zertretenes Gefieder, mehrere Zentner Taubenmist und gar keine Aussicht, außer auf die Mauern von Wirtschaftsgebäuden und die hervorragenden Gipfel von Anhöhen — offenbar unmöglich für jeden Anblick von Dauns Armee, selbst von einem dritten Stock!" (Touristen-Notiz, 1858.) Tempelhof (a. a. O.) scheint den richtigen Platz gekannt zu haben, nicht Retzow oder irgend jemand seitdem. Und in der Tat ist die Frage auch außer für Militärs von keinem Belang.

schwankt, breitet sich fast eine Meile von Ost nach West aus. Der linke Flügel hat die Richtung nach der Seite von Planian hin. Von Planian ostwärts (den Weg, welchen Friedrich marschierte) mag der linke Flügel etwa dreiviertel Meilen entfernt sein. Auf der anderen Seite reicht Dauns rechter Flügel — die Hauptlinie läuft immer ziemlich parallel mit der Straße und nimmt eine etwas südlich von Kolin verlaufende Richtung — bis nach dem Dorfe Krzeczhorz, welches eine kleine Stunde von Kolin ist. Vor der Front seines Zentrums ist ein Dorf namens Chotzemitz (nach welchem in jenen Monaten die Schlacht von Daun „Schlacht bei Chotzemitz" genannt wurde). Vor seiner Front, rechts oder links von Chotzemitz, sind noch vier oder sechs andere Dörfer (von der Straße unsichtbare dunkle Weiler), welche Daun sämtlich mit Batterien und ansehnlicher Infanterie besetzt hat, nicht zu sprechen von umherlauernden Kroatenschwärmen oder im Korn lauernden abgestiegenen Panduren. Jenes östlichste Dorf mit dem unaussprechlichen Namen Krzeczhorz ist ein schmutziger kleiner Ort, in und um welchen die Schlacht ihren Angelpunkt hatte. Die übrigen, dem menschlichen Sprachorgan kaum weniger unzugänglichen wollen wir, außer im Notfalle, ungenannt lassen. Etwa 600 Schritt hinter Krzeczhorz ist ein schmales, kleines Eichengehölz, meistens Buschwerk, aber auch mit etwas lichtem Oberholz, welches heute gänzlich ausgerodet ist, obschon es damals wichtig genug war und eine bedeutende Rolle in dem Ergebnis dieses Tagewerks spielte. Radowesnitz, ein aussprechbares kleines Dorf, 600 Schritt weiter oder südlich von dem Eichbusch, liegt jenseits des äußersten Endes von Dauns Stellung tief unten an einem sumpfigen Bach, der durch Teiche und Moräste in nördlicher Richtung gen Kolin fließt.

Die meisten oder alle diese Dörfer liegen an kleinen Bächen (aus natürlichem Bedürfnis dorthin geleitet). Da ist immer eine kleine Wasserrinne, nicht sumpfig wenn sie etwas Gefäll hat, und meist in starkem Lauf, wenn sie von den Höhenrücken kommt und von der Straße aus sichtbar wird. Und es ist erstaunlich zu bemerken, welch eine ansehnliche Vertiefung oder grün aufsteigende Schlucht sich dieser kleine Wasserfaden, indem er seit Jahrtausenden unaufhörlich tätig war, in dem abfallenden Grunde ausgehöhlt hat. Was ein großes militärisches Hindernis bildet, wenn du hinaufrückst, um anzugreifen. Lauter arme tschechische Dörfer, schmutzig, finster, übelriechend, unwissend, deutsche Rede verschmähend. In welchem Winkel diese unartikulierten Einwohner sich heute verkrochen haben, ist mir unbekannt. Das Gelände besteht aus Buckeln und sanften Abhängen mit dazwischenliegenden Sümpfen. Es erhebt sich mehr auf der Planianer Seite. Aber den Rücken der Kamhajeker Höhenreihe auf der Planianer und den „König-Friedrichs-Berg" auf der Koliner Seite ausgenommen, ist nichts vorhanden, das man einen Berg nennen könnte. Obgleich viele Bücher (und sogar Friedrichs Buch) es ungenau anders berichten. Der König-Friedrichs-Berg, wie er jetzt genannt wird, liegt nördlich

von der großen Straße, etwa 1200 Schritt von Slati-Slunze, dem übelriechenden Wirtshaus, eine kegelförmige Anhöhe von vielleicht 150 Fuß, die sich aus dem noch immer abfallenden Grunde plötzlich erhebt und das Absenken hier hemmt. Die österreichischen Umwohner haben in neuerer Zeit ein den Touristen bekanntes Denkmal darauf errichtet. Hier „stand der König während der Schlacht", sagen sie, und die Preußen „hatten eine Batterie hier". Was mir jedoch zweifelhaft bleibt, wenigstens was die Batterie betrifft. Daß Friedrich selber ab und zu dort gewesen sei, läßt sich glauben, aber nicht, daß er anhaltend „dort gestanden". Der König-Friedrichs-Berg beherrscht allerdings die Aussicht auf die Szene von Krzeczhorz, welche zeitweise der Mittelpunkt war und zeitweise wieder nicht. Aber Friedrich stand nirgendwo, er befand sich „zumeist mitten im Feuer", sagen Augenzeugen.

Friedrich, von seinem Wirtshause unweit Planian aus Dauns Stellung beobachtend, hält ihn auf dem linken Flügel auch in seiner Front für unangreifbar, aber nicht auf der Seite von Krzeczhorz, seiner rechten Flanke und im Rücken, sondern meint, daß er, wenn kräftig dort angegriffen, aufgerollt werden könne. Dahin also, das ist der verwundbare Punkt. Marschiert längs seiner Front, ruhig parallel in gehöriger Schlachtordnung, bis wir herumbiegen und uns auf ihn werfen können. Die Vorhut, welche von Zietens Reiterei und Hülsens Infanterie gebildet ist, greift, nachdem sie im passenden Augenblick rechts geschwenkt und so linker Flügel geworden ist, Krzeczhorz an und nimmt es vermutlich. Jede folgende Abteilung schwenkt gleichfalls, wenn sie dort ankommt, rechts und geht in regelmäßiger Aufeinanderfolge zu Hülsens Unterstützung vor (auf Hülsens rechter Flanke, wenn Hülsens Angriff gelingt). Unser rechter Flügel wird zurückgehalten und ist Reserve. Auch ihr andern laßt euch unterwegs nicht mit dem Feinde ein, sondern marschiert ruhig weiter auf Hülsen zu, einer nach dem anderen, nicht umgeschwenkt, nirgends gefeuert, bis wir dorthin kommen. — „Marsch!"

Der Befehl wird nachmittag 1 Uhr gegeben. Und alsbald ist alles in Bewegung. Zieht ruhig gen Osten, in drei Kolonnen. Als erstes und zweites Treffen, und die dritte Kolonne als Kavalleriereserve. Eine Kolonne auf der Kaiserstraße, die zwei andern in gehörigen Entfernungen linker Hand derselben auf dem grünen Felde. Dauns Batterien zur Rechten feuern umsonst auf die Vorbeiziehenden. Pandurengefeuer mag aus Verstecken knallen. Die Preußen, es brav nicht beachtend, ziehen entlang und strömen flutartig *ihrem* Ziele und Walplatz entgegen. Eine merkwürdige Erscheinung am sonnigen Nachmittag, während Daun ihrer harrt und die tschechische Bevölkerung sich verkrochen hat!

Zieten, allen voraus, findet Nadasti und seine österreichischen Schwadronen diesseits der Höhe von Krzeczhorz quer über der Kaiserstraße aufgestellt. Zieten reitet auf Nadasti los, vertreibt seine Schwadronen und

ihn, säubert die Straße und Nachbarschaft von Krzeczhorz von denselben und treibt Nadasti völlig in den tiefen Grund bei Radowesnitz, wo er während des Restes des Tages untätig stand[1]. Hülsen, der nun Krzeczhorz gegenüber angekommen ist (auf der Höhe von Krzeczhorz, wie wir sie nannten), macht halt, schwenkt rechts ab; drängt hartnäckig hinan und eröffnet seinen Kanonendonner, seine Bajonettangriffe und Pelotonfeuer auf Krzeczhorz. Hartnäckig die Anhöhe hinaufstürmend, trotz des heftigen Gegendonners, wird Hülsen ohne großen Verzug hinlänglich und wie ein guter Soldat mit Krzeczhorz fertig, nimmt die Batterie, zwei Batterien; wirft die Infanterie — mit einem Wort, hat Krzeczhorz weggenommen und als neuer Besitzer den alten und seinen Unrat völlig hinausgefegt. Die Verfolgung desselben ist nun Zietens Aufgabe, die er auch keineswegs versäumt. Die Flüchtigen vor sich hertreibend, hat er sie in wenigen Minuten bis zu dem oben erwähnten Eichenbusch vorwärtsgetrieben und wird, oder vielmehr wird a b e r — was wohl zu merken ist — dort von Kanonen- und Kleingewehrfeuer in die Flanke genommen, da Daun den Busch mit Kroaten und mit einer Batterie besetzt hatte — und ist gezwungen einzuhalten und sich wieder aus der Schußweite zurückzuziehen.

Als Hülsen sich anschickte, gegen diesen Eichenbusch vorzugehen, entdeckte er mit Überraschung nicht nur die Holzung, sondern auch hinter derselben eine starke österreichische Reservelinie, Infanterie und Kavallerie. So vorsichtig waren Daun und Nadasti gewesen, als sie Friedrich von Planian her anmarschieren sahen und errieten, daß es auf diesen Punkt abgezielt sei. Beim Anblick dieser Holzung und Infanterie, und da noch kein frisches Bataillon zu seiner Unterstützung herangekommen war, hält Hülsen inne und kanoniert bloß aus der Entfernung bis zur Ankunft neuer Bataillone. Unglücklicherweise kamen diese nicht oder nicht in hinlänglicher Anzahl zur bestimmten Zeit an. Aus welchem Grunde, durch welch seltsamen Fehler, fragt man noch heute. Vermutlich durch mehr als einen Fehler. Genug, Hülsen, der hier den ganzen Tag mit Verstärkungen, die nie zureichend waren, kämpfte, nahm den Busch und verlor ihn wieder. Nahm und verlor dies und jenes. War aber nicht imstande, mehr zu bewerkstelligen, als sich hier herum zu behaupten. Ein entschlossener Mann, sagt Retzow, dem es aber an selbständigem Urteil oder an Kopf fehlte, um die Fehler anderer gutzumachen. In und bei Krzeczhorz behauptete sich Hülsen mit immer steigender Hartnäckigkeit, bis die allgemeine Lawine, die Frucht besagter Fehler, i h n , der sich zu jenem Zeitpunkt krampfhaft schlug, beiseitewarf und die übrigen völlig fortriß! Ein oder sogar zwei Fehler sind auf der Rechten begangen worden, deren anfangs geringe Wir-

[1] Nach Kutzen (S. 87, 88, 95 und 212 Anm. 62) zog sich Nadasti „während die Preußen noch ausruhten" ohne Kampf zurück und stellte sich „auf den flachen Höhen in der Nähe des Eichenwäldchens" auf, wo er n a c h h e r von Zieten angegriffen und geworfen wurde. D. Übers.

kung hinreicht, den Ausschlag zu geben, und die in einer auf die Preußen herabstürzenden Lawine und jäher Vernichtung endigt.

Ein Fehler unterlief westlich weit davon im Zentrum, woran Manstein, unser allzu feuriger russischer Freund, schuld war. Manstein, welcher weitab rechts befehlsgemäß vorrückte, ward von Kroatenfeuer aus dem hochstehenden Korn bis zu einem unangenehmen Grade belästigt. So war das allgemeine Los, welches andere ertragen und nicht beachtet hatten. Ob nun Manstein mehr als die anderen dabei litt, oder ob seine Geduld weniger unerschöpflich war, genug, Manstein ließ sich fortreißen und gab in einem bösen Augenblick den Befehl: „Vertreibt mir das Kroatengesindel!" Das Regiment Bornstedt machte demgemäß Front und rückte gegen das Kroatengesindel vor, welches natürlich sogleich floh oder enger zusammenkroch, aber mit Verstärkung zurückkehrte, Manstein fester verstrickte, die Bornstedtischen verhängnisvoll aufhielt und verderbliche Folgen veranlaßte. Denn nun versperrte er den Nachfolgenden den Weg. Die unmittelbar hinter Manstein marschierenden Bataillone, als sie Manstein halten und mit den Österreichern in Gefecht verwickelt sehen, fragen sich: „Wie? Ist neuer Befehl gekommen? Soll der Angriff an diesem Punkte geschehen?" Und machen nacheinander Front, um Manstein zu unterstützen, als das einzige, was ihnen in solchem Zweifel klar erscheint. So daß ein Teil des rechten Flügels vom Regiment Bornstedt an westwärts in hitzigem Kampf mit den Österreichern die schwierigen Anhöhen dort gerade hinanstürmt, wo man Erfolg gegen sie für unerreichbar erachtet hatte. Und es ist nun nirgends eine Reserve vorhanden, die sich im Notfall zu Hülsens oder sonst jemandes Unterstützung verwenden ließe. Und der Schlachtplan ist, westlich von Manstein an, verhängnisvoll gestört worden. Der arme Manstein, es leidet keinen Zweifel, beging durch seine übergroße Hitze diesen Fehler. Für ihn war es sicherlich kein Vergnügen, und er büßte dafür an Haut und Seele. „Er ward bei diesem Gefecht schwer verwundet", ja, als unmittelbare Folge davon wenige Wochen nachher getötet, wie wir sehen werden! —.

Dem Fehler Mansteins mißt Friedrich selber in seiner Beschreibung der Koliner Schlacht das Unglück, das folgte, bei. Und dasselbe sagte in militärischen Kreisen damals und nachher das allgemeine Urteil, welches das Andenken des allzu heftigen Manstein mit der ganzen Schuld belastete[1]. In den preußischen Militärkreisen wurde viel darüber geredet, aber es muß auch von seiten einiger ein bewundernswürdiges Schweigen beobachtet worden sein. Drei Personen war es bekannt, daß sich weit voraus, weit östlich von Mansteins Stellung, noch ein anderer, eigentümlicherer Vorfall zugetragen hatte. Ein Vorfall, der keineswegs geeignet war, die schlimmen Folgen der Mansteinschen Fehler zu mildern, sie vielmehr nur

[1] S. Retzow I. 135; Tempelhof I. 186, 192.

verstärken und erweitern konnte, und der dem Andenken Mansteins einen Teil der Last hätte abnehmen können! Erst im gegenwärtigen Jahrhundert, nach Verlauf von fast fünfzig Jahren, ward dieses Geheimnis langsam aus dem Stillschweigen herausgegraben und der modernen Neugier anheimgegeben.

Der Vorfall — von dem fast fünfzig Jahre lang kein leises Flüstern verlautete (so still waren die drei), und der seitdem unaufhörlich erörtert worden ist, während der eigentliche Sachverhalt fast bis auf die neueste Zeit unverstanden blieb — ist folgender[1]. Die drei Personen waren: König Friedrich, Fürst Moritz von Dessau, der das Zentrum hier anführt, und Moritzens junger Neffe Franz, Erbprinz von Dessau, ein munterer siebzehnjähriger Jüngling, der als Moritzens Adjutant den Krieg hier lernt. Die genaue Stelle ist mir nicht bekannt — vermutlich das Gelände zwischen jenem Wirtshause von Slati-Slunze oder goldene Sonne und dem Fuße des König-Friedrichs-Berges. Die Tatsache, obgleich sie lange im Dunkel gehalten, ist unzweifelhaft. Moritz marschiert mit dem Zentrum oder der Hauptmacht dieses Weges, um laut Befehl, nachdem er eine gewisse Strecke in dieser Richtung vorgerückt ist, rechts nach den Anhöhen zu, nach Krzeczhorz zu, abzuschwenken — als Friedrich, der, so kann ich mir es vorstellen, von seiner Höhe aus gesehen hatte, daß Hülsens Angriff auf Krzeczhorz gelungen, daß er vollkommen Erfolg gehabt, und welche unabsehbare Möglichkeit vorlag, weitere Erfolge zu gewinnen und den allgemeinen Sieg zu beschleunigen, wenn man Hülsen zeitig genug unterstützen, wenn man auf einem sicheren kürzeren Weg zu ihm gelangen könnte — mit hitziger Eile von seinem Hügel zu Fürst Moritz, General des Zentrums, heransprengte, in der Absicht, ihn auf den besagten kürzeren Weg zu dirigieren, und ihm hastig mit olympischer Kürze und Feuer zurief: „Halt! Front!" Mit jupiterartiger Kürze und in einer solchen Glut olympischen Feuers, wie wir uns vorstellen können. Fürst Moritz selber ist von kurz angebundenem, mürrischem, feurigem Naturell und antwortete: „Das könne unmöglich gut ablaufen, den Feind schon hier anzugreifen. Man sei noch weit von dem früher als Ziel bestimmten Platze entfernt, die Armee müsse erst noch weiter rücken!" — „Front!" rief der König noch olympischer und zu empört, um sich näher zu erklären. Moritz (hoffe ich) hielt inne (denke aber), er tat es nicht, ehe er zum zweitenmal Einwendungen machte. Und auch seine Stimme war wohl nicht so leise, als sie hätte sein sollen. Sicher ist, daß der König auf diese zweite Einwendung mit dem Degen in der Hand (es war die einzige Schlacht, in welcher Friedrich den Degen zog) hart an den Fürsten heranritt und, völlig in olympischen Blitz- und Donnerton geraten, ihn in dieser Haltung fragte, „ob er gehorchen wolle oder nicht?" — Moritz, dessen Einwendungen verstummt sind, gehorcht mit finsterer Schnelligkeit.

[1] S. Retzow I. 126; Berenhorst usw. — dann schließlich Kutzen S. 99, 217.

Prinz Franz, Moritzens junger Neffe, war der einzige Augenzeuge dieses Auftritts, eines Auftritts, der in dreifältiges Stillschweigen zu verhüllen ist. In seinen alten Tagen hatte Franz seinem unehelichen Halbonkel Berenhorst etwas davon anvertraut, einem berühmten militärischen Kritiker, der noch immer in höchstem Rufe in dieser Beziehung steht (Berenhorsts Kriegskunst und andere tiefe Bücher), und in welchem nicht-militärische Leser eine seltsame starke Urteilskraft erkennen, nebst einer dahinter versteckten gleichen Stärke von Tücke und geheimem Groll gegen Friedrich, der sich bei vorkommender Gelegenheit kaum unterdrücken läßt. Berenhorst entschlüpfte das ununterdrückbare Geheimnis[1] in viel nachteiligerer Weise für Friedrich, als es nun, wenn man den ganzen Zusammenhang ins Auge faßt, aussieht. Nicht Planveränderung, nicht unselige Laune von seiten Friedrichs, wie Berenhorst, Retzow und andere es darstellen; nur Übermaß von Kürze gegen Moritz und zufälliger Ausbruch des olympischen Feuers. Friedrich fällt nichts zur Last, ausgenommen etwa (worin Moritz das Übel erkennt) der Versuch einer kürzeren Linie! So lautet die jetzt geltende Erklärung. Prinz Franz sprach bis an sein Ende nicht wieder von der Sache, bereute vielleicht, wie sich wohl denken läßt, überhaupt davon gesprochen und solch einen Gegenstand der Allgemeinheit preisgegeben zu haben[2]. Für jetzt ist er Moritzens Adjutant und leistet fleißig buchstäblichen Gehorsam.

Friedrich, der wieder nach seiner Anhöhe reitet, findet, indem er sich nach Moritz umblickt, daß dieser geradeaus gegen die österreichische Linie vorgehe. Was keineswegs Friedrichs Absicht war. Wäre er nur nicht so kurz angebunden gewesen. Friedrich erinnert sich nun ohne Zweifel mit Schmerz, daß er bloß „Front!" gesagt hatte und dann in einen olympischen Sturm geraten war, welcher Moritz im unklaren ließ. „Halb links!" Diesen neuen Befehl läßt er nun eiligst an den Fürsten ergehen. „Rechts Front, dann halb links halten!" Hätte Fürst Moritz gleich anfangs diese Erklärung zu seiner Order erhalten, so würde wahrscheinlich seinerseits keine Einwendung erfolgt, es würde kein olympischer Auftritt zu verschweigen gewesen sein. Und indem der Fürst diese schräge Richtung gleich anfangs genommen hätte, würde er bei oder unterhalb Krzeczhorz, genau an dem Punkt, wo man seiner bedurfte, angekommen sein. Ach, über die zu große Hast! Kürzere Wege, wenn sie nützen sollen, sollten wenigstens deutlich bezeichnet werden. Sowie Moritz die neue Order erhält, steuert er augenblicklich halb links. Aber er kommt nun oberhalb Krzeczhorz an. Trifft auf die österreichische Linie diesseits Krzeczhorz,

[1] Heinrich von Berenhorst (ein natürlicher Sohn des alten Dessauer), in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst, ist der erste, der den Vorfall öffentlich erwähnt (Leipzig 1797 — Seitenziffer in der zweiten Auflage 1798 ist I. 219).

[2] S. bei Kutzen S. 217—237 eine lange Abhandlung darüber.

von Hülsen getrennt, wo er Hülsen nichts nützen kann. Kurzum, Fürst Moritz und mit ihm nunmehr die ganze Linie muß tun, wie Manstein und die Nachfolgenden tun, nämlich in der Front, nicht auf der Flanke angreifen und versuchen, was sie auf solche Weise in einem Verhältnis von eins zu zwei, bergauf und gegen Batterien auszurichten vermögen!

Und so wütet nun auf der ganzen Schlachtlinie ein allgemeiner Sturm von Salven, Bajonettangriffen, Artilleriedonner, Kleingewehrfeuer und schwefliger, mörderischer Windsbraut. Der Kampf ist hartnäckig und wütend, namentlich auf der angreifenden Seite. Hier wie bei Prag standen sämtliche preußische Truppen im Feuer. Ein jeder tat angestrengt sein mögliches, es ist an ihren Leistungen nichts auszusetzen. Vollkommenere Soldaten sind, glaube ich, selten oder nie auf irgendeinem Schlachtfelde gesehen worden. Aber es ist keine Reserve übrig. Manstein und die übrigen, welche zur Reserve dienen und einem General zur Verfügung hätten stehen sollen: wir sahen was sie tun! Vergebens oder beinahe vergebens ist Friedrichs Taktik oder Geschicklichkeit im Manövrieren. Was gibt es nun noch zu manövrieren? Alles ist in eine Feuersbrunst aufgegangen. Das Feuer anzufachen, überall gegenwärtig zu sein, um es zu schüren, wo es nötig scheint, dies ist nun Friedrichs Funktion. „Überall im heißesten Gefecht", das ist alles, was wir jetzt von ihm wissen, sonst ist er für uns unsichtbar. Dieser Todeskampf dauerte etwa vier Stunden, bis sieben oder gegen acht Uhr an jenem Juniabend. Die Sonne neigt sich zum Untergang, der Ausgang ist noch unentschieden.

Und in der Tat drehte sich zuletzt der Ausgang um ein Haar — so viel hängt in Kriegsdingen vom Zufall ab. Dem vorsichtigen Daun — die Tatsache ist wohlbekannt — gefiel das Aussehen der Dinge nicht. Der vorsichtige Daun denkt bei sich: „Wenn wir in das Lager von gestern nacht zurückgedrängt würden, die Kamhajeker Höhen hinab und in die ungangbaren Moräste hinein? In umgekehrter Weise, die Höhen nun *sein*, nicht unser, während ungangbare Moräste unser warten, um uns zu verschlingen. Das wäre völlige Vernichtung, und es bliebe nichts übrig als bedingungslose Übergabe!" — Daun schreibt mit Bleistift: „Rückzug nach Suchdol" (nach Kuttenberg zu, südlich, wo wir wieder Höhen haben und Magazine). Dauns Adjutant galoppiert mit diesem wichtigen Schriftstück überallhin, und Generale schicken sich zum Rückzug an. Ein General auf dem rechten Flügel hat, Hülsen wird das sichtbar, die Kanonen aus der Batterie weggenommen und macht eine rückwärtige Bewegung; ein willkommener Anblick für Hülsen, der sich dort mit ungenügender Verstärkung den ganzen Tag zähe behauptet.

Und nun kann Dauns Adjutant, so wollte es der Zufall, Nostitz, den sächsischen Reitereikommandanten auf jener Seite, nicht finden. Findet einen „sächsischen Oberstleutnant B." („Benkendorf", so schreiben jetzt alle Bücher seinen Namen aus), der durch einen anderen kleinen Zufall

noch dort stehengeblieben war. „Kann mir der Herr Oberstleutnant sagen, wo General Nostitz ist?" Benkendorf kann es sagen, will die Botschaft selber überbringen. Benkendorf blickt aber in das wichtige Bleistiftdokument, hält es für vorzeitig, schädlich und gerade das Gegenteil für tunlich. Überredet Nostitz zu derselben Ansicht, überredet dies und jenes Regiment (Sachsen, Österreicher, zu Roß und zu Fuß), obgleich zurückgezogene Kanonen an ihnen vorbeifahren. „Bloße Batterieveränderung, seht ihr denn nicht? — Ruhig!" Kurz, er organisiert mit sächsischer und österreichischer Kavallerie und Infanterie in entsprechender Anzahl (die Sachsen sind von Pirna her, nicht zu vergessen Striegau und anderen alten Groll, in großer Erbitterung) einen neuen allgemeinen Angriff auf Hülsen.

Der Angriff war wütend und wurde es immer mehr und am Ende für Hülsen unwiderstehlich. Hülsens Reiterei, die wie zum Siege vordrängt, ward völlig zurückgeworfen und konnte nicht wieder zum Stehen gebracht werden[1]. Ergriff (zum Teil) förmlich die Flucht und brachte Hülsens Infanterie in Verwirrung. Die Infanterie wird geworfen, ordnet sich augenblicklich wieder, wie das die Art der Preußen ist, bildet improvisierte Vierecke und steht wieder unerschrocken da und wehrt sich mitten im Gewühl einhauender Reiterei. Ein Kampf mit äußerster Wut, berichten die Augenzeugen. „Das ist für Striegau!" riefen die sächsischen Dragoner, indem sie wütend einhieben[2]. Jawohl, und nichts für Pirna und die späteren Rechnungen? Da sind noch unbezahlte Rechnungen die Menge. Aber das Ende vom Liede ist, Hülsen ist geschlagen; zieht sich parthisch die Anhöhe hinab, eine Strecke zurück. Sein trauriges Beispiel verbreitet sich weiter nach rechts wie ein Lauffeuer, bis alle auf dem Rückzug sind. Gen Norden nach Nimburg geht der Weg — und die Koliner Schlacht ist zu Ende.

Friedrich machte verzweifelte Versuche, die Reiterei zu sammeln, allerlei zu sammeln; jedoch umsonst. Ein Bericht erzählt, er habe eine kleine Truppe zusammengebracht und ritt an deren Spitze auf eine gewisse Batterie los. Aber hinter ihm fiel ein Mann nach dem andern ab, bis Major Grant (nicht „Le Grand", wie einige ihn nennen, und in der Tat können wir ihm den schottischen Akzent noch hier anhören) die Äußerung an ihn richten mußte: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?" Da sah sich Friedrich um, und als er fand, daß ihm niemand folgte, betrachtete er den Feind noch einmal durch sein Fernglas und ritt langsam hinweg[3] — anderer Aufgabe entgegen.

Er sah ein, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren, und berief

[1] Die Erzählungen von dem: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?" und jenem: „Fritz, für acht Groschen ist's heute genug!" — sind als reine Erfindungen zu betrachten, die übrigens in ihrer derben Art nicht übel gelungen sind.

[2] Archenholz I. 65.

[3] Retzow I. 139.

nur Bevern und Moritz zu sich, übertrug ihnen den Rückzug. „Nach Nimburg, dort über die Elbe" (drei Meilen entfernt), „und in den Verschanzungen von Planian habt besonders acht!" Und ritt selber, von seinen Leibgardisten begleitet, dahin ab. Retzow sagt: Ein Schwarm von flüchtigen Reitern, Reitknechten und Handpferden schloß sich an ihn an. Etliche von diesem Troß — so hat Retzow in gegnerischen Kreisen erzählen hören — erhoben unterwegs ein Geschrei: „Feindliche Husaren!", worauf alles eine Zeitlang mit verhängtem Zügel jagte, bis man gewahr wurde, daß es ein blinder Lärm war[1]. Von Friedrich bemerken wir nichts oder nur noch Ungewisses, wie bei umwölktem Mondschein, durch diese oder jene kleine Anekdote, die vielleicht halb erdichtet und nur dem Wesen nach wahr ist.

Daun ließ nirgendwo nachsetzen. Auf seiner äußersten Linken hatte er, vielleicht als Vorbereitung zur Verfolgung, die Reiterei zum Vorgehen befohlen. „General Stampach mit der ganzen im Zentrum versammelten Reiterei", mit Kanonen, mit Infanterie und Zubehör, soll die Trümmer Mansteins, und was rechts von diesen auf der Planianer Straße noch standhält, hinwegräumen. Aber Stampach „geriet auf Terrainhindernisse", nämlich auf kleinere und größere preußische Posten, die keinen Fußbreit weichen wollten. In der Tat auf einen ganz mörderischen Sturm der Abwehr von seiten der hierherum stehenden erzürnten Regimenter — — das erste Bataillon König und zwei andere — die aus freiem Antriebe ein fürchterliches Feuer auf Stampach unterhielten und selber eisenfest all seine Versuche scheitern machten. „Wir sterben ehe wir weichen!" Und in der Tat ließ jeder zweite Mann dieser braven Leute hier sein Leben[2]. So daß Bevern, der auf diesem Flügel kommandierte, als er von der Unterredung mit dem Könige zurückkehrte, einen neuen Kampf ausgebrochen fand, welchen er nicht verbot, sondern ermutigte, bis Stampach genug hatte und sich in etwas zersprengtem Zustande zurückzog. Das, falls es eine Vorbereitung zum Nachsetzen gewesen, war alles, was Daun in dieser Richtung durch Reiterei ausführen ließ. Der Infanterie verbot er strenge, ihre Stellung zu verlassen. „Unsagbar, welche Wendung es nehmen könnte, wenn wir einem solchen Feind gegenüber auf ebenes Gelände kommen!" — und brachte die Nacht unter dem Gewehr auf dem Schlachtfelde zu. Weit drüben auf unserer Linken, oder was einmal unsere Linke war, behauptete Zieten mit seinen sämtlichen Schwadronen, ja Hülsen mit der Mehrzahl seiner Bataillone, ruhig den Walplatz und marschierte dann gelassen (mit Muße) als Nachhut ab.

„Es schien," sagt Tempelhof in mürrischem Ton, „als wenn Feldmarschall Daun als guter Christ die Sonne nicht über seinen Zorn untergehen lassen wollte. An diesem Tage, der beinahe der längste im Jahre ist, erlaubte er der preußischen Kavallerie, die das Nadastische Korps ge-

[1] Retzow, I. 140.
[2] Kutzen S. 138 (nach den urkundlichen Quellen des Generalstabs).

schlagen hatte, bis um 10 Uhr" (bis 9 Uhr) „auf dem Schlachtfelde stehenzubleiben. Auch schickte er nicht einen Husaren ab, die geschlagene Infanterie zu verfolgen. Er ließ seine Armee die Nacht unter dem Gewehr bleiben und den anderen Morgen in ihr altes Lager bei Kirchenau rücken, als wenn er befürchtet hätte, der König würde zurückkommen. Als er selber dort ankam, sah er des Morgens um 10 Uhr noch die ganze preußische Bagage hinter Kaurzim und Planian, die so zusammengefahren war, daß sich die Fahrzeuge nicht auseinander entwirren konnten. Dennoch ließ er sie unter Bedeckung des Grenadierbataillons von Manteuffel in Frieden ziehen[1]." Ein Mann, der aus Vorsicht und Langsamkeit keinen Gebrauch von seinem Siege zu machen wußte!

Die Stärke der Österreicher im Felde an diesem Tage wird auf 60 000 angegeben; ihr Verlust an Toten, Verwundeten und Vermißten betrug 8114 Mann. Die Preußen, die mit einer Stärke von 34 000 Mann begannen, verloren 13 733 Mann, darunter 5380 Gefangene (mit Einschluß sämtlicher Verwundeten). Ihr Gepäck ward, wie wir sahen, nicht berührt, sie verloren 45 Geschütze und 22 Fahnen — ein Verlust, der nicht nennenswert ist im Vergleich mit dieser zweiten traurigen Zerstörung des Kerns der preußischen Infanterie[2].

Die Nachricht gelangte morgens zwei Uhr (Sonntag den 19.) in das preußische Lager; zur tiefen Bestürzung der dortigen Generäle, die „stumm dastanden. Nur der Prinz von Preußen brach in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus", was selbst Retzow unschicklich dünkt. Friedrich kam jenen Sonntag abends an, und folgenden Tags ward die Belagerung fast unbelästigt und ohne Verlust aufgehoben. Völlig unbelästigt von seiten Dauns, der noch immer zwischen den Höhen und Sümpfen von Planian stand und an jenem Tage, als Friedrich sein Belagerungsgerät zusammenpackte und abzog, sehr beschäftigt war mit allgemeinem Tedeum-Singen oder Schießen, mit gewaltigem Paukenwirbel und anderem Pomp.

Der Maria-Theresia-Orden als neues Rittertum für Österreich.

Keine Zunge vermag den Jubel der Österreicher über diesen Sieg auszudrücken, der ihnen durch Oberstleutnant von Benkendorf und die waltenden Mächte auf diese Weise beschert wurde. Sieh da, wunderbar, sie befinden sich nicht in Eilmärschen und in zerrissener sich immer verlängernder Linie auf dem Rückzug nach Suchdol, sondern stehen in Reih' und Glied die ganze Nacht hier auf den Kamhajeker Anhöhen vor Planian-Kolin.

[1] Tempelhof I. 195.
[2] Retzow I. 141 (dessen Zahlenangaben mitunter ungenau sind); Kutzen S. 144 (der aus den urkundlichen Quellen der Stabsoffiziere schöpft).

Sieh da, sie haben wirklich zum erstenmal Friedrich geschlagen, sind nicht von ihm geschlagen worden, haben offenbar irgendwie einen Sieg über diesen Friedrich errungen. Und noch dazu mit so wichtigen Folgen. Man bedenke nur: das blanke Schwert saß schon an unserer Kehle! Und nun hat es sich wunderbar gegen die seinige gewendet (wenn Daun flink zu Werke geht), und wir — wir wollen jubeln und einstimmig Tedeum und Tedaunum singen, daß der Himmel davon widerhallt.

In Wien erhob sich wegen dieses Sieges ein völliger Orkan oder andauernder ungeheurer Sturm von Jubel und Freude ob dieses Sieges. Es ward sogar ein neuer „militärischer Maria-Theresia-Orden in angemessener olympischer Weise gestiftet, mit endlosen Regulationen und Inaugurationen, dessen erstes Großkreuz Daun erhielt, versehen, wie wir mit Vergnügen entnehmen, mit „Verdienstpensionen" als hervorstechendem Bestandteil der Stiftung. Er besteht bis zum heutigen Tage als der höchste militärische Orden, den die Österreicher bis dato haben, und der damals die Welt eine Zeitlang betäubte mit seinen endlosen Feierlichkeiten, Ernennungen, Standreden und Posaunen. Wie das sicherlich jener hohen kaiserlichen großherzigen Frau und jenem loyalen, festen, grützköpfigen österreichischen Volke gemäß war. Daun ist auf der Höhe des Theresia-Ordens und der militärischen Berühmtheit in den Wiener Kreisen. Von dem Oberstleutnant Benkendorf habe ich nie gehört, daß ihm die mindeste Belohnung oder Anerkennung zuteil geworden wäre. Er blieb in der Stille bis an das Ende seiner Jahre eine militärische Merkwürdigkeit für Einsichtsvolle [1].

Ja einmal, an Dauns Tedeumstage, ward ihm eine Art von Anerkennung. Und er kann uns sogar durch einen glücklichen Zufall in seinen eigenen Werken davon erzählen [2]:

„Ich" — (nämlich Benkendorf) „wurde durch einen Trompeter in das Hauptquartier beordert, wo alles zum Tedeum bereit war. Der Feldmarschall General Daun sagte mir bei meiner Ankunft, ‚weil ich so vielen Anteil am Siege gehabt habe, sei es wohl billig, daß ich mit ihm unserem Herrgott danke'. Da ich nichts zum Umkleiden hatte, indem der Bediente, der eine Uniform und etwas Wäsche mit sich führen mußte, während der Schlacht davongeritten, unsere Equipage aber zurückgeschickt worden war, so wollte ich mich unter den kaiserlichen, in voller Gala gekleideten Offizieren verstecken. Der regierende Herzog von Württemberg aber" (Wilhelmines Schwiegersohn, ein verkehrter eigensinniger Herr, und der es immer mehr wurde, eine von Wilhelminens schweren Betrübnissen in jenen Tagen) „rief mich vor und setzte hinzu: ‚Er wolle gern seine ganze Garderobe darum geben, wenn er diesen staubigen Rock mit der Ehre, wie ich, tragen könnte!'" — Ja, und strebte auch auf seine perverse Weise begierig nach derartigem Erfolg; konnte es aber, wie wir sehen werden, niemals erreichen.

[1] „Starb zu Dresden, General der Kavallerie", 5. Mai 1801 (Rödenbeck I. 338, 339).
[2] Kutzen (der eine Biographie Benkendorfs anführt) S. 143.

Welch glücklicher Zufall, daß die polnische Majestät zur Zeit von Pirna noch einige Überreste von Kavallerie in Warschau hatte, daß sie zu einer sächsischen Brigade gebildet und in österreichische Dienste genommen waren, eine Brigade von drei Regimentern, Nostitz ihr Befehlshaber und dieser Benkendorf ein Oberstleutnant unter ihnen — so daß die polnische Majestät, wenngleich selber verloren, Österreich in einem Jahre zweimal gerettet hat!

Fünftes Kapitel / Friedrich in Leitmeritz. Eine Welt von Feinden rückt heran

Von Friedrichs Nachtgedanken in Nimburg, wie er schlief und was er träumte, haben wir keine Nachricht. Selten ist ein müdes Herz unter solchen Umständen in Vergessenheit gesunken. Um ein Kleines ist das Spiel verfehlt worden, und was für Folgen stehen bevor! Es war ein recht tapferer Stoß, den er hier mit all seiner Kraft und all seiner Kunst auf das Herz seines Hauptfeindes versuchte. Seinen Hauptfeind zu erdrücken, ehe ein neuer nahte. Es war ein tapferer Plan, tapfer ausgeführt, doch er ist mißlungen. Vor den Mauern Wiens die Friedensbedingungen zu diktieren, das stand heute früh für ihn im Einsatz. Und heute nacht —? Kolin ist verloren, und auch die Frucht des Prager Sieges ist dahin. Und Schwerin und die frischen Zehntausende, an Wert unersetzlich in dieser Welt, sind verloren. Vieles ist verloren. Mut, Ew. Majestät, alles ist nicht verloren, Sie nicht und die Ehre nicht!

Auf dem Wege nach Nimburg soll er, wie berichtet wird, zu dem jungen Grafen von Anhalt gesagt haben: „Wissen Sie denn nicht, daß jeder Mensch seine Schicksalsschläge haben muß? (Mais ne savez-vous donc pas que chaque homme doit avoir ses revers?) Es scheint, daß ich die meinigen erhalten werde[1]." Und unbestimmter wird in den Anekdotenbüchern eines wackeren, derb-gottesfürchtigen alten Dragoners erwähnt, der dem Könige in seiner Blechhaube einen Trunk frischen Wassers von einer hellsprudelnden Quelle brachte, die er entdeckt hatte: der alten Mutter Natur selbsteigene Gabe, die sie als erfrischendes Labsal der durstigen matten Seele durch ihren derben Dragoner sandte, der in seinem Dragonerdialekt sagte: „Nun, die Kaiserin kann ja wohl auch einmal eine Schlacht gewinnen. Davon wird uns der Teufel nicht holen!" — Worte rauhen Trostes, die gut aufgenommen wurden.

Am andern Morgen zeigen ihn uns verschiedene Bücher und viele bildliche Darstellungen von unklarer, wenig gelungener Art in Nimburg, stumm „auf einer Brunnenröhre" sitzend (einer Ableitungsröhre, ein unbequemer Sitz). Er ist vorwärts gebeugt, heftet seine Blicke unverwandt

[1] Rödenbeck I. 309.

auf den Boden und zirkelt mit dem Stock Figuren in den Sand, während seine zersprengten Truppen sich um ihn sammeln. Archenholz sagt: „Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibwache", seines geliebten ersten Bataillons, gestern 1000 Mann stark, nun kaum 400. Die übrigen sind alle bei dem wütenden Ansturm gegen Stampach geblieben, womit das Tagewerk endigte. „Alle Krieger dieser auserlesenen Schar waren ihm persönlich bekannt. Er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale" (die Elite seines Ruppiner Regimentes bildete den Kern derselben). „In wenigen Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt. Sie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren sie gestorben. Nie, bei keinem Unglück seines Lebens, wurden Friedrichs Augen naß; diese Betrachtungen aber preßten ihm Tränen aus[1]."

Öffentlich habe ich diesen König sonst niemals Tränen vergießen sehen — aber heimlich will ich nicht für ihn stehen, denn sein Gefühl war, wie wenig man es meinen sollte, sehr lebhaft und tief. „Jedoch frisch an die Arbeit!" Dieser König kann dergleichen Dinge von sich abschütteln (und ist nicht gewohnt, Gedanken über die unabänderliche Vergangenheit nachzuhängen) „wie Tautropfen von des Löwen Mähne" (wie es figürlich heißt). Der Löwe aber richtet sich rasch wieder auf! In Nimburg ward an jenem Tage viel und schnell befohlen, erwogen und beschlossen. Und gegen Abend eilte der König in das Prager Hauptquartier, wo laut Befehl vor allem ein sehr rasches Geschäft betrieben wird, welches zur Zeit seiner Ankunft bereits ziemlich vorgeschritten ist.

Belagerungsgerät und Mannschaft angesichts eines so zahlreichen Feindes in guter Ordnung von jenen beiden Höhen wegzubringen und sicher damit abzuziehen, dies muß das erste und schnellste sein, wenn es sich, wie man annimmt, ausführen läßt. Hernach wird aus allen vier Himmelsgegenden die Welt von Feinden, die so lange auf dem Sprung gestanden, losbrechen. Wohin, ist unbekannt. Man muß abwarten, um zu sehen, wohin und wie.

Friedrichs Geschichte während der übrigen sechs Monate dieses Jahres zerfällt demgemäß in drei Abschnitte. Erster Abschnitt: Abwarten, wie und auf welches Ziel seine Feinde, vor allem die Österreicher, vorgehen werden. Dies dauert ungefähr einen Monat, während Friedrich hauptsächlich in Leitmeritz wartet, wo er sowohl Sachsen als Schlesien hütet, bis sich dies langsam entscheiden wird. Langsam, beinahe dumm, aber keineswegs befriedigend für Friedrich, wie wir sehen werden! Hierauf erstreckt sich der zweite Abschnitt seiner Geschichte über zwei Monate. Friedrichs Feinde sind alle auf dem Plan und geeinigt in der Hoffnung und dem Entschluß, ihn zu überwältigen und zu verderben. Aber ihre Anschläge, Stellungen und Operationen sind so äußerst verschiedenartig, daß

[1] Archenholz I. 66, 68; Kutzen S. 138, 259; Retzow I. 142.

Friedrich eine lange Zeit (von Ende August bis Anfang November) nicht weiß, was mit ihnen anfangen. Und er muß sich in winzige Teile zersplittern und, hauptsächlich in Thüringen und im Westen von Sachsen, umherziehen, auf der Suche nach einem Gegner, mit dem man sich schlagen könne, und keinen findend. Und gerät über solche jämmerliche Erbärmlichkeit immer mehr in Ungeduld und zuzeiten fast in Verzweiflung und treibt allmählich trotz aller Anstrengungen mehr und mehr in die Nacht der Verzweiflung. Bis er im dritten Abschnitt, welcher vom 5. November bis zum 5. Dezember und in das neue Jahr hinübergeht, findet, was zu tun sei, und dies auf eine ewig denkwürdige Weise tut.

Drei Abschnitte, von welchen der Leser nacheinander, wenn er sich Mühe geben will, einen Begriff erhalten soll; obgleich wir nur versprechen können, bruchstückweise, anregend für eine tätige Phantasie, dabei zu verweilen, namentlich bei den ersten beiden, welche ziemlich unübersehbar in den chaotischen Berichten wie ein ungeheurer Wust von Trümmern daliegen. Wir wollen auf Friedrichs Manier schnell sein und versuchen, die kleinen Fragmente des Wesentlichen hervorheben! Hier sind in bezug auf den ersten Abschnitt einige Notizen, zum Teil von Augenzeugen[1]:

Sonntag, den 19. Juni, früh 2 Uhr, kommt Major Grant vor Prag an (er muß sich gleich den Augenblick nach jenem ‚Sire, wollen Sie die Batterie allein nehmen?' auf den Weg gemacht haben) — begibt sich zu dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, dem einstweiligen Kommandeur auf dem Ziskaberg, mit dem Befehl, die Belagerung aufzuheben. Bestürzung von seiten einiger; Schlimmeres von seiten des Prinzen von Preußen; die übrigen schwiegen wenigstens still — und gingen augenblicklich ans Werk. Von beiden Höhen werden die Kanonen fort geführt (die vom Ziskaberg über die Moldau), die Batterien zerstört, das Belagerungsgerät ordentlich gesammelt, um auf Wagen nach Leitmeritz, von da zu Schiff nach Dresden gebracht zu werden. All dies ist fertig, der gefährliche Teil davon vollzogen, als Friedrich ankommt.

Montag, den 20. Vor Tagesanbruch wird die Belagerung aufgehoben. Morgens drei Uhr marschiert Friedrich vom Ziskaberg ab; er selber gen Osten nach Alt-Bunzlau, von da nach Alt-Lissa, auf Nimburg zu, in welcher Absicht, werden wir sehen. Feldmarschall Keiths schöne Leistung: Keith vom Weißen Berg marschiert nicht. So viel ist zu packen und aufzuladen, da alles Gepäck und Geschütz bei Keith ist. Erst nachmittags vier Uhr marschierte Keith ab, dann aber auf eine sehr hübsche Weise, und löste sich geschickt los — die Nachhut unter Schmettau, „der sich wie auf dem Schachbrett zurückzog", nur von Panduren belästigt — westwärts gen Budin, ohne einen Luntenstock zu verlieren, geschweige Kanonen. Sehr hübsch ausgeführt von seiten Keiths. Dieser ging über Budin nach Leitmeritz, wo der König binnen kurzem zu ihm stoßen will.

Friedrichs Zweck in Alt-Lissa in östlicher Richtung, während Keith westlich marschierte, war: in der Nähe der Moritz-Bevernschen oder geschlagenen Koliner Armee zu sein, die dieses Weges kommt, um mit dem Zittauer Magazin und der Lausitz im Rücken in dieser Gegend Posto zu

[1] Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand (darin Tagebuch Westphalens) II. 12—19; Retzow usw.

fassen und ihr mögliches zu tun. Einer von unseren Augenzeugen, ein gewisser Herr von Westphalen, Ferdinand von Braunschweigs Sekretär — der mit seinem Herrn binnen kurzem auf ein größeres Feld versetzt wurde — liefert uns folgende fernere Einzelheiten:

Dienstag, den 21. Juni 1757. Das königliche Hauptquartier ist bis nächsten Freitag in oder in der Nachbarschaft von Lissa, welches zentral für diese beiden Bewegungen liegt. — Donnerstag werden sieben Regimenter Kavallerie zur Verstärkung Keiths entsendet. Nirgendwo noch Anzeichen von Verfolgung.

Freitag, den 24. Fürst Moritz ist mit der Koliner Armee eingetroffen und wird den Befehl hier führen, da der König beabsichtigt, zu Keith zu stoßen. Nach der Tafel und nach vollzogenem Austausch von Bataillonen für diesen Zweck trat der König nebst Prinz Heinrich den Marsch zu Keith an. Das Hauptquartier ist wieder in Alt-Bunzlau. Sonnabend nacht in Melnik. Sonntag in Gastorf. Montag nacht, den 27. Juni, in Leitmeritz. Der König wohnt auf dem Dom, von wo er Keith sehen kann, der auf dem entgegengesetzten Ufer der Elbe lagert — aber es führt eine Brücke hinüber. „Niemals gab es einen ruhigeren Marsch als der unserige war; wir sahen nichts von Panduren noch Husaren. Der Herzog" (Ferdinand, mein Herr, Chathams künftiges Kleinod und unschätzbar für England) „wurde stark von einem cours de rentre oder Durchfall inkommodiert, der infolge der argen Hitze bei Tage und der kalten Nächte sehr peinlich war."

Dienstag, den 28. Vereinigung mit Keith. Zur Sicherung der Brücke ließ man eine Truppe Infanterie und Dragoner auf dem rechten Ufer zurück, um eine Höhe, welche Leitmeritz beherrscht, zu besetzen. ‚Reinigung des Paskopols' (nämlich Vertreibung der Panduren von demselben) ist das erste Geschäft, da Oberst Loudon mit seinen Panduren, ein sehr flinker scharf zuhauender Mann, sich nun in jener Gegend befindet und viel Schaden anrichtet. Vor drei Tagen, Sonnabend, den 25., entsandte Keith zu diesem Zwecke sieben Bataillone nach dem Paskopol. Dienstag nach der Vereinigung sendet Seine Majestät noch drei mehr. Mittwoch ist das Geschäft vollzogen, wird als ‚vollzogen' gemeldet — „obgleich es mich nicht wundernehmen würde," sagt Westphalen, „wenn hier und da noch Straßenräubereien im Gebirge vorkommen."

Nein! Was ist das etwa, was Loudon vor seinem Abzuge (am selbigen Tage, da der König ankam, dem 27. Juni) da drüben auf der alten Walstatt von Lobositz angestellt hat? Es fügte sich, daß der bei Kolin verwundete General Manstein mit anderen Verwundeten auf der Reise nach Dresden und zu besserer chirurgischer Behandlung dieses Weges kam, als Loudons Kroaten sie überfielen und ihre geringe Bedeckung zerstreuten: „Wollt Ihr Euch gefangen geben?" „Nimmermehr!" antwortete Manstein. „Nimmermehr!" der allzu hitzige Mann, und sprang aus seinem Wagen, ergriff ein Gewehr und ward auf der Stelle niedergehauen. Und so endigt er. Ein Mann von Kopf und mit nur allzu heißem Herzen[1].

Von Prag ab gab es hier eine Reihe kitzliger Operationen, welche dank Friedrichs schneller Beweglichkeit und auch der bedächtigen, grübelnden Langsamkeit Launs vollkommen ausgeführt wurden. Hätte Daun ein wenig Tätigkeit gezeigt, wären Daun und Prinz Karl, zusammen oder auch nur einzeln, wachsam auf der Hut gewesen! Aber Friedrich nahm an, daß sie es selten oder nie waren. Daß sie gewöhnlich einige Tage

[1] Preuß II. 58; Militärlexikon III. 10.

mit Überlegen zubrachten, und daß er, wenn er schnell mache, Zeit zu allem haben werde. Daun, wie wir bemerkten, stand mit gemächlicher Muße in seinem alten Lager am 20. Juni und sang Tedeum, während Friedrich mit dem ersten Morgengrauen und den ganzen Tag hindurch emsig aus den Laufgräben von Prag abzog. Armee und Gepäck wurden in bester Ordnung und mit vollkommenem Erfolg abgeführt. Kein Daun erschien, es zu hindern. Daun hielt acht Meilen davon gemächlich Tedeum ab und half durch dies Verfahren der unrechten Seite[1]! —

„Der brave Browne ist in Prag an seinen Wunden gestorben", schreibt Westphalen in seinem Leitmeritzer Tagebuche. „Die Nachricht traf am 1. Juli bei uns ein. Die Leute sagten: ‚Das war es also, warum sie schliefen.'"

Bis zum 26. Juni hatten sich Daun und Karl nicht vereinigt, noch sonst etwas, außer der Entsendung Loudons mit den Kroaten, unternommen. Sonntag, den 26. Juni, acht Tage nach Kolin, kamen sie auf dem alten Schlachtfelde von Prag zusammen, noch immer, wie es scheint, etwas unentschlossen. „Sollen wir dem Könige folgen? Sollen wir Moritz und Bevern folgen?" Sie kommen eine Zeitlang zu keinem andern Entschluß, als Panduren gegen beide auszusenden. Fürst Moritz ist, seitdem er sich bei Alt-Bunzlau von dem Könige getrennt hatte, etliche Tagesmärsche, etwa sechs Meilen, nördlich gerückt, nach Jung-Bunzlau, wo die Iser und Elbe zusammenfließen, sicherlich eine gute Stellung. Als Moritz den ihm bestimmten Anteil dieser Panduren in seiner Nähe spürt, fragt er bei dem Könige an, ob er sich nach Zittau zurückziehen solle. Sofort nach Zittau? Man denke sich Friedrichs Staunen. Dessen Absicht es ist, erst die Vorräte des Landes völlig aufzuzehren, vielleicht, wenn sich eine Gelegenheit bietet, eine Schlacht zu liefern und wenigstens vor den Toren Schlesiens und der Lausitz als auch Sachsens zu liegen. Und der auf der Stelle eigenhändig antwortet: „Ew. Liebden werden doch so toll nicht sein[2]!" Und ruft Moritz sofort zurück und ernennt den Prinzen von Preußen an seiner Stelle. Welcher auch sogleich dahin abging. — Ein höchst wichtiger Schritt für die Interessen des Königs und für seine eigenen. Sein Schicksal in dieser Unternehmung werden wir bald sehen! —

In Leitmeritz bleibt der König vier Wochen, während seine Armee auf diese Weise geteilt ist. Und wartet, um zu sehen, zu welchen Kombinationen sich das endlose feindliche Element, welches seinen Horizont rings umgibt, gestalten werde. Damit er, wenn dies erst klar geworden, diejenige angreife, welche die bedrohlichste ist und den besten Erfolg verspricht. Der Horizont ringsum ist schwarz genug. Österreicher, Franzosen, Schweden, Russen, Reichsvölker, in nächster Nähe oder noch nicht so nahe, sind alle im Anzug. Sachsen, die Lausitz und Schlesien, sogar Brandenburg, es

[1] Cogniazzo II. 367.
[2] Bei Preuß II. 58 das kurze bissige Schreiben vollständig.

ist ungewiß, welches von diesen zuerst seine tätige Gegenwart erfordern wird.

Am Tage nach seiner Ankunft in Leitmeritz — Dienstag, den 28. Juni, während die Vereinigung mit Keith vor sich ging und die Truppen über die Brücken zogen, um zu Keith zu stoßen — traf ihn ein schwerer Schlag, wovon er noch nichts wußte. Ein unersetzlicher häuslicher Verlust, traurige Ergänzung zu diesen militärischen und anderen öffentlichen Schicksalsschlägen. Die Königin Sophie Dorothea, um deren Gesundheit er besorgt, aber wieder beruhigt war, starb an diesem Tage in Berlin[1]. In ihrem einundsiebzigsten Jahre an keiner bestimmten, heftigen Krankheit, aufgezehrt von Gram und Sorgen in diesem dunklen Strudel öffentlicher Drangsale. Soweit sich entnehmen läßt, ward Friedrich von der Nachricht überrascht. Wir hören von einem „schlimmen Husten" und seiner deshalbigen Besorgnis im Frühjahr, dann wieder von „Besserung, Genesung bei der schönen Witterung" — kein Gedanke zur Zeit an solch ein Ereignis. Und es ergriff ihn mit einer Schmerzenstiefe, die meine weniger unterrichteten Leser nicht von ihm hätten erwarten mögen.

Den 2. Juli traf die Nachricht ein. Der König zog sich in die Einsamkeit zurück, um zu weinen und zu trauern über diesen neuen herben Kummer, der zu so vielen anderen Bekümmernissen noch hinzugekommen. Mitchell sagt: „Zwei Tage lang hielt er keinen Empfang. Nur die Prinzen speisten mit ihm." Die Prinzen Heinrich und Ferdinand. Der Prinz von Preußen ist nach Jung-Bunzlau abgegangen, empfing wohl dort unter seinen übrigen Trübsalen die Trauerbotschaft. „Gestern, den 3. Juli, ließ mich der König nachmittags rufen. Es war das erstemal, daß er jemanden empfing, seitdem die Nachricht eingetroffen. Ich hatte die Ehre, mit ihm einige Stunden in seinem Kabinett zu verweilen. Ich muß Ew. Herrlichkeit gestehen, daß es mir sehr naheging, ihn so dem Schmerz nachhängen und sich den wärmsten kindlichen Gefühlen hingeben zu sehen. Er gedachte der vielen Verpflichtungen, die er gegen Ihre verstorbene Majestät habe; was sie alles gelitten und wie edel sie es getragen habe; wieviel Gutes sie jedermann erzeigt. Sein einziger Trost sei nur der Gedanke, daß er sich bestrebt habe, ihre letzten Jahre angenehm zu machen[2]." Die Gemütsstimmung gegenüber Mitchell, mitten im Gedränge der öffentlichen Angelegenheiten, scheint durch die ganze Leitmeritzer Zeit, d. h. noch etwa drei Wochen angedauert zu haben. Mitchells Tagebücher und Gesandtschaftsberichte aus dieser Zeit besitzen ein schönes biographisches Interesse. Der ganze Mensch Friedrich wird uns hier völlig sichtbar, wie er es selten ist. Er erzählt Mitchell seinen vergangenen Lebenslauf, kurz, freimütig,

[1] Auf Monbijou, 28. Juni 1757; geboren in Hannover, 27. März 1687.

[2] Papers and Memoirs I. 253; Depesche an Holderneß, 4. Juli (um ein weniges abgekürzt) — vgl. das. I. 357—359 (Privat-Tagebuch); Westphalen II. 14. S. Oeuvres de Frédéric IV. 182.

mit Pietät gegen seine beiden Eltern — unsäglich traurig, wie Mondlicht auf dem Grabe einer Mutter, so still, während so vieles andere allzu geräuschvoll ist! —

Dieser Friedrich, gegen den die ganze Welt wie ein toller Hexensabbat aufgestanden ist, wie sicher ruhte auch er einst, wie wir andern, in seiner Wiege, von Mutterliebe sanft umgeben. — Und nun? Diese Gedanken mischen sich auf tragische Weise mit der Lawine öffentlichen Unglücks, die auf allen Seiten herabdonnert. Heiße Tränen fließen diesem neuen Schmerze, der klein an Umfang, aber an schneidender Schärfe größer ist, als alle übrigen zusammen. „Meine arme alte Mutter, o meine Mutter, die mich allezeit so liebte und ihr Leben hergegeben hätte, um das meinige zu schirmen!" — In Leitmeritz vermute ich, war es, daß Mitchell zuerst mit dem Könige entschieden bekannt, man darf beinahe sagen, vertraut wurde. Wir haben diesen bereits als einen gescheiten, gewiegten, rechtschaffenen diplomatischen Mann geschildert, Schotte von Geburt und Charakteranlage. Welchen Friedrich sogleich für das, was er war, erkannte und liebgewann, auch eine herzliche Erwiderung fand, so daß sie bald gut miteinander standen und es fortwährend blieben. Mitchell „begleitete des Königs Person", wie seine Instruktionen lauteten, durch diesen ganzen Krieg, zuweilen selbst, wenn es sich fügte, im Schlachtgetümmel und Kugelregen; und hat in seinen zahlreichen Papieren sehr viele Züge von Friedrich aufbewahrt, die nirgendswo sonst anzutreffen sind.

Der gelegentliche Umgang mit Mitchell, die Unterhaltung mit einem Manne von Verstand und Charakter, welche Friedrich stets liebte, war ohne Zweifel in seinem einsamen, wandernden Dasein und in den Begegnissen jener trüben Jahre eine Quelle des Trostes für ihn. Kein anderer britischer Gesandter hatte je das Glück, ihm zu gefallen oder Gefallen an ihm zu finden. Die meisten derselben, wie der Ex-Finanzminister Legge und ähnliche parlamentarische Leute, scheint er betrachtet zu haben als langweilige, eigensinnige, lederne Menschen von phantastischem, schroffem, ziemlich schrulligem Charakter, der nicht des Entzifferns wert. Einige von ihnen, wie Hanbury Williams, mit dem boshaften Tic (mehr wie Galvanismus oder St. Veitstanz), der Witz sein wollte, und mit der unbequemen Neigung zum Intrigieren, waren Friedrich unausstehlich, und er veranlaßte sobald als möglich ihre Zurückberufung — selbstverständlich nicht ohne sich ihren Haß zuzuziehen.

In Leitmeritz hielt er sich, wie es scheint, viel in seinem Kabinett zurückgezogen. Überließ sich seinem Schmerz und seinen Gedanken. Saß stundenlang in Tränen gebadet, bitterlich weinend wie ein Kind oder ein Weib. Dies wird einigen Lesern seltsam erscheinen. Es ist jedoch wahr und sollte gewisse landläufige Meinungen über ihn umwandeln. Friedrich, der wie blanker Stahl auf Übeltäter und lügenhafte, ungerechte Personen und ihre Werke losblitzt, ist demnach von Natur kein grausamer oder ge-

fühlloser Mensch wie das Gerücht besagt? Leser, nein, gar sehr das Gegenteil. Und das öffentliche Gerücht kann, wie du bemerkt haben magst, ein großer Dummkopf voll Raserei und Blödsinn in betreff solcher Punkte sein und täte viel besser, den Mund zu halten, bis es sich einigermaßen belehrt hat. Außerordentliche Empfindungsfähigkeit ist nicht notwendig ein Verdienst, wenn es schon von den gierigen blöden Gaffern, die müßig zusehen, sicher dafür gehalten wird. Jedenfalls aber war der Anteil daran, welcher (im stillen meistens) Friedrich innewohnte, sehr groß. Und ihm selbst schien dies eher eine traurige als eine erfreuliche Tatsache. Lange hernach im Gespräch mit Garve, dem schlesischen Philosophen, mit welchem er sich in Breslau zu unterhalten pflegte, sagt er über diesen Gegenstand — oder lassen wir den langweiligen Garve selber aus eigenem Munde darüber berichten:

„Und hierin, glaube ich" (nämlich der Herr Garve, indem er sich erdreistete, über ein Lieblingsthema Sr. Majestät zu disputieren), „hierin liegt eigentlich der Grund der ‚Glückseligkeit': mit großen Kräften große Dinge tun können, und noch dazu solche, die andere glücklich machen. Der König verwarf dies, so wie man eine Schmeichelei verwirft, indem er sagte, daß ich viel zu wenig auf die Empfindung des Herzens gerechnet hätte, die, wenn sie schmerzlich wäre, das Leben des Größten wie des Kleinsten verbitterte. Er hätte in dem seinigen die größten Leiden dieser Art erfahren: ‚Und,' setzte er mit einem Ton der Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie so rührend wieder kam, hinzu, ‚wenn Er wüßte, was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich so unglücklich gewesen bin wie jeder andere, und unglücklicher als andere, weil ich mehr Empfindungsfähigkeit gehabt habe[1].'"

Friedrichs Geschicke hatten dieses neuen Schlages gerade jetzt nicht bedurft! Aus allen Windstrichen fluten seine so lange im Zaum gehaltenen Feinde heran. Die Vereinigung von Mißgeschicken und schlimmen Nachrichten ist zu dieser Zeit sehr groß. Aus Jung-Bunzlau ganz in der Nähe lauten die Berichte seines Bruders sehr schlimm und werden immer schlimmer, wie sich zeigen wird. Im äußersten Westen nehmen am 3. Juli, während Friedrich in Leitmeritz seine Mutter beweint, die Franzosen ihm Emden weg, den 5. Juli die Russen Memel im äußersten Osten. Den 30. Juni, sechs Tage zuvor, überschritten die Russen mit 37 000 Mann an diesem Punkt nach ebenso vielen Monaten des Zögerns die Grenze und begannen Memel von der Land- und Seeseite zu bombardieren. Das arme Memel (die Garnison zählt nur 700 Mann) antwortete sehr heftig, „bohrte zwei ihrer Kanonenboote in den Grund" u. dgl. m. Aber das Ende war wie vorauszusehen, da Feldmarschall Lehwald nicht zu Hilfe kommen konnte. Denn über 70 000 andere Russen (Feldmarschall Apraxin mit diesen letzteren und mit Kosaken und Kalmücken die Fülle) überschritten

[1] Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs des Zweiten von Christian Garve (Breslau 1798) I. 314—316. Ein unerwartet langweiliges Buch (denn Garve ist ein Mann von Talent und Ruf); eine Art monotoner Predigt über Friedrichs Charakter, woraus wir jetzt fast nichts als den obigen Bruchteil uns aneignen können.

anderswo, südlich in der Tilsiter Gegend, die Grenze und rücken auf den alten Lehwald heran[1]. Lehwald mit 30 000 Mann in solcher Lage — was soll aus Ostpreußen und aus ihm werden? In der Nähe scheinen die Österreicher, Franzosen, sogar die Reichsvölker nun wirklich Ernst machen zu wollen.

Wir sahen, wie Mayr und die Prager Schlacht die Reichsexekutions-Armee in ihren Geburtswehen hemmten und ihr Anlaß zu Wehen von anderer Art gaben. „Wie?" schrien die armen Reichsstände. „Wie? Den Krieg in unser Land bringen? Den König von Preußen an unseren eigenen Hals hetzen?" — Und hielten mit ihren Werbungen und Rüstungen inne. Vergebens trieben österreichische Kommissare sie dazu an. Sie warteten beobachtend mit verstörtem Blick, wie die 12 000 Bomben nach Prag hineinflogen.

Die Koliner Schlacht hat all das umgekehrt. Und das arme alte Reich ist wieder geschäftig mit Exekutionsrüstungen. Es trommelt, tagt, plant, projektiert und tummelt sich allerwärts aus allen Kräften und unterhält seit dem Ereignis von Kolin ein sichtbares Lager in der Umgegend von Nürnberg, wo Bruchteile wirklicher Mannschaft sich versammeln. „Zum Hauptquartier ward der Marktflecken Fürth erwählt, und zwischen diesem Orte und Farrenbach war das Lager abgesteckt", erzählt mein anonymer Freund, der dazu einen lustigen Kupferstich von der Sache gibt: rote, blaue und bunte Fähnchen, Generalszelte, Schlachtordnungen und entsprechende Sammelplätze. Das Bamberger Land vor der Front und die Kuppen des Fichtelgebirges angenehm im Hintergrunde. Ein Schauspiel für Neugierige[2]. Es ist dasselbe Gelände, wo Mayr letzthin tätig war, als der Adel und die Honoratioren der Umgegend sich ein Vergnügen daraus machten, in Gala zu erscheinen und mit Mayr zu tanzen. Dort stellten sich während des ganzen Juli Truppen in immer zunehmenden hellen Haufen ein. „Den 8. August" kam der Bischof von Bamberg und Würzburg, um die Reichsarmee, die nun beisammen war, zu besichtigen (des Bischofs Bemerkungen sind nicht mitgeteilt). Den 10. August kam der junge regierende Herzog von Hildburghausen (des Herzogs Großonkel führt den Befehl) zu gleichem Zweck. Den 11. August trat das Reichsheer den Marsch an. Auch nach Norden! — die Leser werden sehen zu welchem Ziel.

Eine wahrhaft „elende" Reichsexekutionsarmee (wie sie durch einen Druckfehler genannt worden), die aber in den Zeitungen viel von sich reden macht und angetrieben wird, etwas zu leisten. Der Prinz von Hildburghausen — ein General von geringem Verdienst, obschon er in österreichischen

[1] Heldengeschichte IV. 407—413.

[2] J. F. S. (den ich vorlängst Anonymus von Hamburg nannte; der die alten Zeitungen mit großem Fleiß eingekocht hat und viele Daten, Notizen usw. ohne Register gibt) I. 211, 224 (der Kupferstich).

Diensten emporgestiegen ist, wo wir ihn mit Seckendorff in den alten Türkenkriegen gesehen haben — hat seinem Kaiser zuliebe den Befehl übernommen. Vielleicht mit dem Bewußtsein, daß hier kein Ruhm zu ernten sei, aber bereitwillig, sich nützlich zu machen. Der Kaiser und Österreich treiben überall aus allen Kräften an. Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, der kürzlich auf dem Weißen Berg stand, einer von Keiths ausgezeichneten Untergeneralen daselbst und jahrelang preußischer Offizier, ist auf kaiserlichen Befehl aus dem preußischen Dienst getreten und hier im Lager bei Fürth Hildburghausens Unterbefehlshaber geworden. Da er glaubte, daß sein pflichtgemäßer Platz auf dieser Seite liege — obschon seine Gemahlin, eine der edelsten Frauen ihrer Zeit, ganz anders dachte [1]. Ein ähnlicher kaiserlicher Befehl, unterstützt von all dem Kanzleidonner, den der Reichstag besaß, war gegen Friedrichs eigenen Bruder und gegen jeden in Friedrichs Diensten stehenden Reichsfürsten erlassen worden. Aber keiner, außer dem Hessen-Darmstädter, hatte sich viel daran gekehrt [2]. Es ist mir nicht bekannt, ob sein strategisches Talent erheblich war. Aber Preußen hatte ihm, wahrlich zu geringem Nutzen, die Kenntnis guten Soldatenwesens gelehrt, und Friedrich blickte ohne Zweifel ungehalten auf diesen kleinen Fall unter so vielen großen.

Von ungefähr Ende Juni an versammelte sich die Reichsarmee langsam. Die schlechteste Armee von der Welt, kein Teil derselben gut ausgebildet, der größte Teil gar nicht ausgebildet. Und ihre Verschiedenartigkeit in Farbe, Gattung, Ausbildung und Ausrüstung übersteigt alle Beschreibung. Hildburghausen tut sein möglichstes, der Kaiser desgleichen. Die Anzahl hatte weit über 50 000 sein sollen, war aber im Felde nicht über die Hälfte dieser Zahl: 25 000. Endlich kamen noch 8000 österreichische Truppen hinzu, darunter zwei Regimenter Kavallerie. Diese 8000 gut, die übrigen schlecht, das war die Reichsexekutionsarmee. Die schlechteste der Armeen, und ein ansehnlicher Teil davon, der ganze protestantische Teil, soll es im stillen mit Friedrich gehalten haben. Sie wird nun in dem Lager zwischen Fürth und Farrenbach auf der Ostseite der Regnitz mannigfach gedrillt. Man denke sich, welch ein Anblick für Wilhelmine, wenn sie etwa dieses Weges führe, was sie wohl schwerlich tat. Sogar das Bayreuther Kontingent ist dabei. Der Markgraf würde sich geweigert haben, aber Friedrich selber riet ihm, Folge zu leisten. Der Markgraf von Ansbach — der perverse, vertrunkene Mann, der, wie ich fürchte, auf schlechtem Fuße mit seiner Gemahlin steht — hat freudig seine gesetzmäßigen Hunderte geschickt, will für die Achtserklärung gegen diesen Schlechtesten der Deutschen stimmen, den er zum Schwager hat.

[1] Ihr Brief an Friedrich, „Berlin, 30. Oktober 1751": Oeuvres de Frédéric XXVIII. II. 135.

[2] Bei Orlich, Fürst Moritz von Anhalt-Dessau (Berlin 1842) S. 74, 75 das etwas trübselige Schreiben des Fürsten über den Gegenstand nebst Friedrichs scharfer Antwort

Das sind finstere Tage im Herzen Wilhelminens, jene Tage des Fürther Lagers. Tage, welche immer dunkler werden, mit seltsamem Aufleuchten glühender Blitze aus dem wunden treuen Herzen und ohne Frieden, bis die edle Heldin von hinnen scheidet! —

Diese „elende" Reichsarmee, elende „Kreisarmee", erhält den Spottnamen „Faßbinder, Böttcher (Tonneliers)", und es wird ihr von dem gegnerischen Publikum Spott genug unter diesem und anderen Titeln zuteil. Ganz anders dagegen wird sie von den Franzosen und Österreichern angesehen, die fest beabsichtigen, daß die Armee Taten in der Welt verrichten und sich einem Räuberkönig fühlbar machen soll. Demgemäß hat Soubise, dank dem Eifer der Pompadour, auch „für die Befreiung Sachsens" 30 000 Mann Hilfstruppen (40 330 sagte die Theorie, aber das Faktum nie so viel) im Elsaß versammelt, um mit dem Reichsheer in jener heiligen Sache zusammenzuwirken; und läßt sie den ganzen Juli hindurch, während das Drillen bei Fürth im Schwange ist, in der Gegend von Frankfurt über den Rhein gehen. Mit diesen will Soubise gleichzeitig aufbrechend gen Norden rücken, sich vor Ende August bei Erfurt mit dem Reichsheer vereinigen und — wir werden sehen, was alsdann aus der vereinten Soubise- und Reichsarmee wird!

Man muß gestehen, daß die Franzosen, von der Pompadour und Ruhmbegierde angespornt, seit dem Ereignis von Kolin sehr tätig sind. In höchsten Pariser Kreisen wird die Armee des Soubise, oder sogar die ganze Armee unter d'Estrées, welche durch die Tränen einer kindlichen Prinzessin hervorgebracht wurde, als eine fast heilige oder ungemein edle Sache betrachtet und nach ihr „l'Armée de la Dauphine" oder kurzweg „la Dauphine" genannt. Also wie eine Art von ritterlicher Bellona, Rache in ihrer Rechten, Tränen und Feuer in ihren Augen, rückt die Dauphine vor und will sich vor Ende August zu Erfurt mit dem Reichsheere vereinigen. So will es die Pompadour, während Richelieu aus besonderen Gründen dazu aufmuntert. Soubise, heißt es, sei im geheimen gespannt mit dem armen d'Estrées[1] und beabsichtige, ihn durch großartigere Leistungen auszustechen, wiewohl auch d'Estrées sein mögliches tut.

Am 3. Juli sahen wir d'Estrées' Völker Emden nehmen. Nachdem er so lange ruhig in seinem Lager bei Bielefeld gestanden, hatte er sich nach der Koliner Schlacht sofort geregt, eine Abteilung nach links entsendet, und am obigen Tage kapitulierte Emden. Adieu den dortigen Seehandelsinteressen und anderen guten Dingen! „Den 9. Juli nach Sonnenuntergang" brach d'Estrées selber von Bielefeld auf, trat in der Abendkühle den Marsch an — 60 000 Mann stark, und 10 000 mehr sollen unterwegs zu ihm stoßen (der Überrest bleibt als Besatzungen, als Reserven zurück, 1000

[1] „Er erschien unerwartet in Paris" (von d'Estrées' Armee) „den 22. Juni" (vier Tage nach Kolin); brachte mit Hilfe der Pompadour, Richelieus usw. diese Armee der Dauphine zustande: Barbier IV. 227, 231. Richelieu war „neulich in Straßburg tätig" (29. Juli: Collinis Voltaire S. 191).

Plünderer derselben schwingen als warnende Pendel an ihren besonderen Bäumen) — geradeswegs gen Hannover und zur Königlichen Hoheit von Cumberland. Diese weicht zurück und ist zurückgewichen hinter die Ems, die Weser, zurück und immer zurück, und wird dem Anschein nach ein schlimmes Ende dort nehmen.

Friedrich, der in Leitmeritz wartet, hat von all diesen Dingen traurige Kenntnis. Aber das Dringendste ist das mit den Österreichern und Jung-Bunzlau in nächster Nähe. Wir wollen einige Äußerungen an Wilhelmine, fast das einzige, was wir von ihm an Unmittelbarem aus dieser Zeit besitzen, mitteilen und dann dorthin zu dem Prinzen von Preußen eilen:

Friedrich an Wilhelmine (in Bayreuth).

Leitmeritz, den 1. Juli 1757. — — „Ich fühle so sehr man nur immer kann Ihre zärtliche Teilnahme an allem, was mich betrifft. Fürchten Sie nicht um mich, teure Schwester: die Menschen sind allezeit in der Hand dessen, was man das Geschick nennt" (‚Prädestination, Gnadenwahl' — möge der Herr Papa uns verzeihen! — „ce qu'on nomme le destin); es begegnen den Menschen Zufälle auf Spaziergängen, im Zimmer, im Bett, und viele entgehen den Kriegsgefahren." — — „Ich denke, es ist fürs erste am sichersten, Ihre Briefe über Hessen zu schicken — und außer bei wichtigen Anlässen gar keine zu schreiben. Zugleich sende ich Ihnen hiermit etwas in geheimer Schrift, anonym" — für die Zeitungen oder irgendeinen ähnlichen Zweck bestimmt.

Den 5. Juli. „Ich benutze einen Kurier von Plotho, der nach Regensburg zurückkehrt" (und nahe bei Bayreuth vorüberkommt), um Sie, teure Schwester, von dem neuen Jammer, der uns betroffen, in Kenntnis zu setzen. Wir haben keine Mutter mehr. Dieser Verlust vollendet mein Weh. Ich bin gezwungen zu handeln und habe nicht Zeit, meinen Tränen freien Lauf zu lassen. Beurteilen Sie, ich bitte Sie, den Zustand eines empfindsamen Herzens, das eine so grausame Prüfung zu bestehen hat. Alle Verluste in der Welt können geheilt werden; aber diejenigen, welche der Tod verursacht, sind hoffnungslos."

Den 7. Juli. „Sie sind allzugütig, ich schäme mich, Ihre Nachsicht zu mißbrauchen. Jedoch, teure Schwester, da Sie sich mit dem großen Friedenswerk befassen wollen, so bitte ich Sie, diesen Mirabeau (ce M. de Mirabeau) nach Frankreich zu senden. Ich übernehme gern die Kosten; er darf der Favoritin" (ja, sogar der Pompadour) „bis auf fünfhunderttausend Taler für den bloßen Frieden anbieten. Es versteht sich, daß er die äußerste Diskretion beobachten muß" — wenn den Engländern ein Laut davon zu Ohren käme! Aber wenn sie vom St. Veit besessen sind und in allen Stücken fehlen, was kann man machen? Dieser Herr de Mirabeau ist, wie der Leser mit Verwunderung hören wird, ein Onkel des großen Mirabeau, der flüchtig geworden, mittellos in die Fremde gewandert ist und in diesen Jahren „die Oper in Bayreuth dirigiert". — Einen Brief wollen wir vollständig mitteilen:

„Leitmeritz, den 13. Juli 1757.

Meine teuerste Schwester — Ihr Brief ist mir richtig zugekommen, ich ersehe daraus Ihren Schmerz über den unersetzlichen Verlust der besten und würdigsten Mutter von der Welt, den wir erlitten. Ich bin so erschüttert von all diesen Schlägen, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Die Franzosen haben sich soeben Frieslands bemächtigt" (nahmen Emden am 3. Juli), „werden über die Weser gehen. Sie haben die Schweden angestiftet, mir den Krieg zu erklären. Die Schweden senden 17 000 Mann" (eher mehr als weniger; aber sie erwiesen sich hübsch unwirksam) „nach Pommern" — werden vornehmlich Stralsund und den armen Landleuten lästig werden; denn sie haben kein Oberhaupt über sich

außer einem vielköpfigen National-Palaver zu Haus und einer Stange mit aufgestülptem Militärhut hier im Felde. „Die Russen belagern Memel" (haben es vor zehn Tagen eingenommen). „Lehwald hat sie vor seiner Front und in seinem Rücken. Die Reichstruppen", von ihrer Fürther Ebene dort, „sind ebenfalls im Begriff zu marschieren. All dieses wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald diese Masse von Feinden sich in Bewegung setzen wird.

Ich bin fest entschlossen, das Äußerste zu tun, um mein Vaterland zu retten, und lasse es darauf ankommen, ob das Glück sich anders besinnen oder mir gänzlich den Rücken zukehren wird. Glücklicher Augenblick, da ich mich mit der Philosophie vertraut machte! Nur diese vermag die Seele in einer Lage wie die meinige aufrecht zu halten. Ich setze Ihnen, teuere Schwester, meine Leiden umständlich auseinander; wenn diese Dinge nur meine Person beträfen, so könnte ich sie mit Ruhe ertragen; aber ich muß über die Sicherheit und das Glück eines Volkes wachen, das mir anvertraut ist. Das ist die Hauptsache, und ich werde mir den kleinsten Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich durch Zögerung oder Übereilung den geringsten Unfall verursachte, um so mehr da in dem gegenwärtigen Augenblick jeder Fehler zum Kapitalfehler werden kann.

Enfin, hier ist die Freiheit Deutschlands und jene protestantische Sache, für welche so viel Blut vergossen worden, hier sind diese zwei großen Interessen auf dem Spiele, und die Krise ist so gewaltig, daß eine unglückliche Viertelstunde für immer die tyrannische Herrschaft des Hauses Österreich im Reich begründen kann! Ich befinde mich in dem Falle eines Reisenden, der sich umringt und im Begriff sieht, von einer Bande Bösewichter ermordet zu werden, die seine Beute zu teilen gedenken. Seit der Liga von Cambrai" (1508—1510, in welcher ein Papst und ein Kaiser und ein Allerchristlicher König sich ruchlos gegen das arme Venedig zusammentaten — doch glücklicherweise vergebens) „ist kein Beispiel vorhanden von einer solchen Verschwörung, wie sie dies infame Triumvirat" (Österreich, Frankreich, Rußland) „nun gegen mich anzettelt. Hat man je gesehen, daß drei große Fürsten komplottieren, um einen vierten zu verderben, der ihnen kein Leid getan? Weder mit Frankreich, noch mit Rußland, noch weniger mit Schweden habe ich den mindesten Streit gehabt. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Bürger sich es sollten beikommen lassen, über ihren lieben Nachbar räuberisch herzufallen, so würden sie wie gebührlich von Rechts wegen gerädert werden. Was! sollen Monarchen, welche solches Gesetz und Recht in ihren Staaten aufrecht halten, ihren Untertanen mit so abscheulichem Beispiele vorangehen? — Glückselig, meine Schwester, ist der unbekannte Mensch, dessen natürlicher Verstand von Jugend auf jederlei Ruhm entsagt hat, der keine Neider hat, weil er unbekannt ist, und dessen Reichtum nicht das Gelüst der Schurken erweckt!

Aber diese Betrachtungen nützen nichts. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, welche entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt gemacht hat. Ich glaubte, daß es mir, da ich König bin, geziemte, als Monarch zu denken, und ich machte mir es zum Grundsatz, daß einem Fürsten der Ruf teurer sein müsse als das Leben. Man hat gegen mich komplottiert; der Wiener Hof hat sich herausgenommen, mich mißhandeln zu wollen; es war gegen meine Ehre, es zu dulden. Es kam zum Krieg zwischen uns; eine Liga von Bösewichtern fällt über mich her: das ist die Geschichte, die mir begegnet ist, das Heilmittel ist schwierig: in heftigen Übeln gibt es nur verzweifelte Mittel.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, teuere Schwester; drei lange Seiten voll plaudere ich Ihnen von nichts als meinen Angelegenheiten vor; das hieße jedes andern Freundschaft mißbrauchen. Aber die Ihrige, meine teuerste Schwester, ist mir bekannt, und ich bin überzeugt, daß Sie mir es nicht übelnehmen, wenn ich mein Herz gegen Sie eröffne: — ein Herz das ganz Ihnen gehört, denn es ist erfüllt mit den Gefühlen der zärtlichsten Hochschätzung, mit welcher ich bin, meine teuerste Schwester, Ihr" (in Wahrheit stets treu ergebener Bruder) „F." [1]

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 294—298.

Prinz August Wilhelm findet in Jung=Bunzlau eine schwierige Aufgabe vor und löst sie schlecht. Hierauf muß Friedrich in bitterer Hast und Ungeduld und mit schlimmeren Aussichten als je von Leitmeritz aufbrechen und anderswo ins Feld rücken.

Die Unternehmung des Prinzen von Preußen hatte ihre Schwierigkeiten, war aber mit geschickter Handhabung ausführbar. So wenigstens glaubte Friedrich. Obschon es allerdings besser gewesen wäre, wenn Friedrich selber sich dahin begeben hätte, indem der Hauptdruck gerade dorthin traf. Der Prinz soll sich parthisch, so langsam wie möglich, mit der früheren Koliner oder Moritz=Bevernschen Armee nach der Lausitz zurückziehen und dabei Schlesien beständig im Auge behalten. Unterwegs sind, wie sich von selbst versteht, die Pässe und festen Plätze mindestens zur Sicherung seiner eigenen Nachhut zu besetzen, vorzüglich Zittau, eine stattliche wohlhabende Stadt, wo sich sein Hauptmagazin befindet, das nun aus Schlesien Zufuhren erhält. Die Armee ist in guter Stärke (sage 30 000), mit allem wohl versehen, in Disziplin, in Gesundheitszustand und Geist, wie es einer preußischen Armee gebührt. Verlangt vermutlich, wenn sie überhaupt wagt, etwas noch nicht Befohlenes zu verlangen oder zu wünschen, sich aufs neue mit den Österreichern zu messen und ihnen etwas von der neulichen Koliner Rechnung heimzuzahlen.

Der Prinz kam den 30. Juni in Jung=Bunzlau an. Winterfeldt befindet sich bei ihm und, auf seinen eigenen Wunsch, Schmettau. Die Österreicher haben sich noch nicht gerührt. Tun sie es, so mag es dem König, oder es mag dem Prinzen gelten. In drei oder selbst in zwei Märschen können sich diese beiden vereinigen. Der König wäre in dem gegenwärtigen, drückenden Gewirr von Zweifeln nur zu froh, die Österreicher zu einer neuen Schlacht und einer unmittelbaren Entscheidung bereit zu finden. Wirklich setzten sich die Österreicher in Bewegung, wie es anfangs schien, gegen den König, in Wirklichkeit aber gegen den Prinzen, mit dem es ihnen sicherer erscheint, anzubinden, und für welchen die Sache viel kritischer ward, als man erwartet hatte.

Man traute dem Prinzen gute Urteilsfähigkeit (mit zu viel Redseligkeit verbunden, fürchteten wir zuweilen) und militärische Kenntnisse zu. Der König hatte ihm, nicht ganz auf des Prinzen Wunsch, Winterfeldt als Ratgeber mitgegeben. Winterfeldt, der in solchen Dingen einen vortrefflichen militärischen Kopf und ein Herz fest wie Stahl hat, und den der König fast wie sein anderes Selbst betrachtet. Der vortreffliche Winterfeldt — aber es sind auch Schmettau, Bevern und andere da, die diesem möglicherweise nicht allzusehr wohlwollen. In der Tat sind die Ratgeber viele da bei diesem freimütigen beherzten Prinzen, der vielleicht einen besseren Ruf auf seiten des Gegners besitzt, als Talent, bei eintretender

Krisis und wenn die Umstände wirklich schwierig werden, eine Menge von Ratschlägen in wirklicher Weisheit zu gebrauchen. Die Krisis trat ein. Die siegreichen Österreicher hatten nach so langer Zögerung beschlossen, diesen ein wenig zu drängen und ihm, lieber ihm als dem Könige, zu Leibe zu gehen. Daun und Prinz Karl zogen, gerade um die Zeit seiner Ankunft, gegen ihn aus, „70 000 Mann stark", wie der Prinz hört, zahlreiche Panduren mit eingeschlossen. Gewiß ist, der arme Prinz verlor die Fassung, und seine Maßregeln hatten sehr schlechten Erfolg. Gewiß ist auch, daß sie im Hauptquartier großen Unwillen erregten, und daß er sogar bald darauf starb — hauptsächlich vor Gram, sagte die tadelsüchtige Welt. Es ist bekannt, wieviel Aufsehen die Sache eine lange Zeit in Europa machte. Es erschienen Bücher darüber und Urkunden und Sammlungen durch Meisterhand[1]. Wir, die wir nur ein paar Seiten darauf verwenden können, müssen uns sorgfältig an das Wesentliche halten.

30. Juni bis 3. Juli, der Prinz in Jung-Bunzlau als Oberbefehlshaber. Die Generale unter ihm, außer Winterfeldt, sind: Zieten, Schmettau, Fouquet, Retzow, Goltz und zwei andere, deren Bekanntschaft wir nicht zu machen brauchen. Unmöglich, hier zu bleiben, meint der Prinz, meint jedermann. Den 1. Juli war Daun — (Daun, laßt uns der Kürze halber sagen, obschon es Daun und Karl oder sogar Karl und Daun war, indem Karl Oberbefehlshaber ist und es mitunter sogar betont; wiewohl Daun seit Kolin sehr glänzend dasteht) — oberhalb Brandeis über die Elbe gegangen. Nadasti und Panduren-Vortrab waren nun innerhalb einer Stunde vor Jung-Bunzlau, und es war Zeit, abzuziehen.

3.—6. Juli. In Neuschloß, welches für einen festen Posten gilt, dem Schlüssel der dortigen Gegend und auch näher an Friedrich, blieb der Prinz nicht ganz vier Tage; rückte nach Böhmisch-Leipa, 7. Juli — etwas weiter ab von Leitmeritz, aber näher an Zittau, wo die Lebensmittel sind. ‚Ein schlechter Tausch', sagten des Prinzen Freunde nachher. — ‚Winterfeldt hatte ihn angeraten — der diesen Umstand niemals gegen Se. Majestät erwähnte, wie viele andere Umstände er auch, nicht in der günstigsten Weise anführte!' — Der Prinz langt den 7. Juli in Böhmisch-Leipa an; bleibt dort unter bedenklichen Umständen neun Tage.

Böhmisch-Leipa liegt wohl kaum über sechs Meilen nordöstlich vom Könige, und es ist ungefähr eben so weit südwestlich von Zittau, von welcher hübschen Stadt der Prinz, zum Teil auf Nebenwegen, seine Lebensmittel auf diesem Marsche bezieht. Von Zittau herwärts bis an das Städtchen Gabel, welches ungefähr halbwegs liegt, ist breite Heerstraße, die große südliche Kaiserstraße. Von Gabel nach Böhmisch-Leipa geht es südwestlich auf Landwegen, deren Schlüsselpunkte, Gabel namentlich, sich der Prinz durch gehörige Besatzungen ungesäumt versicherte. Und so bleibt er, nicht ganz ungemächlich, ungefähr eine Woche in Böhmisch-Leipa stehen. Er beobachtet aufmerksam die ihn umschwirrenden Panduren, die offenbar im Zunehmen sind; korrespondiert inzwischen fleißig mit dem Könige, der von ungebührlicher Besorgnis oder von Rückzugsbewegungen, ehe das Äußerste dazu drängt, abmahnt. ‚Wenn Sie sich noch ferner

[1] Lettres Secrètes touchant la Dernière Guerre, de Main de Maître, divisées en trois parties (Frankfurt und Amsterdam 1772): dies ist des Prinzen eigene Darstellung mit dem Beweis in der Hand. Der bei weitem klarste Bericht ist in Schmettaus Lebensgeschichte (von seinem Sohne) S. 353—384. Vgl. auch Preuß II. 58—61 und besonders II. 407.

zurückziehen, so werden Sie sich in Monatsfrist an die Tore von Berlin gelehnt finden!' — was dem Prinzen nicht angenehm zu lesen ist. Aber unstreitig werden die schwirrenden Panduren um ihn her zu dichten Schwärmen, und auch reguläre Truppen lassen sich blicken. Es ist gewiß, die Österreicher sind im Felde. Tun zuerst, als sei der König und Leitmeritz ihr Ziel, verstehen es aber besser und haben es die ganze Zeit über auf den Prinzen und Böhmisch-Leipa abgesehen. Wir wollen zur Ergänzung Dauns interimistische Stellungen notieren:

Daun und Karl waren am 26. Juni in Podschernitz. Überschreiten am 1. Juli die Elbe oberhalb Brandeis (Nadasti ist nun eine Stunde Weges von Jung-Bunzlau). Den 7. Juli (an demselben Tage, an dem der Prinz nach Böhmisch-Leipa entwich) ist Daun durch Jung-Bunzlau nach Münchengrätz gegangen, von da nach Liebenau, den 14. nach Niemes, kaum zwei Stunden von des Prinzen äußerstem rechten Vorposten (oder östlichsten, der von seinem Bruder hinweg blickt), während zwei abkommandierte Truppenkörper, Beck und Macguire, auf seiner nach Zittau zugekehrten Flanke manövrieren und Nadasti (wüßte er es) in seinem Rücken herankommt.

Donnerstag, den 14. Juli gegen sechs Uhr abends hört man in Böhmisch-Leipa deutlichen Kanonendonner aus dem Nordosten. ‚Offenbar wird Gabel beschossen, und unser Convoy' (ein leerer, der unter General Puttkammers Bedeckung nach Zittau geht, um Mehl zu holen) ‚ist in Gefahr!' Und nachgerade treffen Husarenhaufen mit bestimmter Nachricht des schlimmen Inhalts ein: ‚Gabel sei unter heftigem Angriff von regulären Truppen; Puttkammer, der sich mit seinen 3000 Mann kräftig verteidige, erwarte Entsatz innerhalb weniger Stunden!' Hier ist die Krise eingetreten. Die Krise ganz sicher. Und der Prinz, um ihr zu begegnen, beruft jene Zuflucht der Unentschlossenen, einen Kriegsrat.

Winterfeldt, der in diesen Augenblicken eben zurückgekehrt ist, erschien nicht — nicht bis nächsten Morgen um drei. Winterfeldt war zu Bette gegangen, müde und erschöpft von langem Marschieren und Umherjagen. Der arme Prinz sieht drei Wege vor sich: Der erste ist, sich mit dem Könige in Leitmeritz zu vereinigen. Gabel, Zittau wären in diesem Falle verloren, das Spiel wäre aufgegeben — der Empfang in Leitmeritz vermutlich ein schlimmer. Der zweite Weg — derjenige welchen Friedrich selber auf der Stelle eingeschlagen hätte, und mit dessen Ausführung er bereits stark vorgeschritten sein würde — ist: augenblickliche Anstalten zu Puttkammers Entsatz zu treffen. Man verteidige bis aufs äußerste. Geht es verloren, so ziehe man sich parthisch auf der kurzen breiten Heerstraße auf Zittau zurück. Die ganze Entfernung ist nur sechs Meilen. ‚Sechs Meilen,' sagt die Menge von Ratgebern. ‚Allerdings, aber die ersten drei bis Gabel sind Landweg, hügelig, schwierig, wir geben dem Feind die Flanke!' ‚Wir sind 25 000,' drängt der Prinz, ‚drei Meilen ist nicht viel!' Die Sache hatte ihre Schwierigkeiten. Der Prinz selber hielt sie, wie es scheint, allenfalls für ausführbar. ‚Wir 25 000, sie 20 000, nur drei Meilen!' sagte er. Aber die Vielheit von Ratgebern: ‚Landwege, Engpässe, Flankenmarsch, gefährlich!' sagten sie. Und so fand denn der dritte Weg, welcher ohne Vergleich der schlimmste war, Aufnahme bei dem Kriegsrat, nämlich: Gabel und Puttkammer ihrem Schicksal zu überlassen und links durch das sichere Gebirge über Kamnitz, Kreywitz, Rumburg auf Zittau zu rücken. Welches, wie ein Blick auf die Karte zeigt, auf einem Umwege, ja auf einer völlig gebogenen Linie, doppelt oder dreimal so weit ist. ‚Auf diese Weise laßt uns Zittau und unsere Haupt-Truppenmasse retten!' sagte der Kriegsrat. Ja meine Freunde, eine Kanonenkugel, die aus dem Stadtgraben nach Zittau hinein gelangen wollte, hätte einen parabolischen Lauf zu nehmen, und die Kanonenkugel würde es schnell machen und keine Bergwege zu passieren haben! Dieser bemerkenswerte, bogenhafte Umweg auf engen steilen Straßen dürfte für eine Armee und ihr Gepäck seine Schwierigkeiten haben! Genug, der arme Prinz entschied sich für jenen schlimmsten dritten Weg und beeilte sich nicht einmal mit der Ausführung. Und derselbe erwies sich verderblich für Zittau und für vieles andere, sein eigenes Leben teilweise mit inbegriffen.

16.—22. Juli. Donnerstag nacht oder Freitag früh 3 Uhr entschied man sich für jenen dritten und unvergleichlich schlimmsten Weg. Gabel, Puttkammer mit seinen Wagen, Fahnen, Trommeln, all das muß sich binnen einem Tage ergeben. Die Heerstraße nach Zittau ist für die Österreicher ein glatter Marsch, wenn sie sich hier völlig versammeln und vorrücken wollen. Und im Gebirge mit seinen holperigen Wegen und jähen Windungen, dazu von Panduren belagert, hat die arme preußische Armee eine schlimme Zeit auf ihrem weiten bogenhaften Umweg. Verliert ihre Pontons, verliert ihr meistes Gepäck. Ist gezwungen, nicht die Panduren, sondern ihre eigenen Wagen und was zum Armeeleben notwendig ist, zu vernichten. Lagert auf rauhen Höhen, hat keine Lebensmittel, nicht einmal Wasser. Der Weg ist gänzlich verloren, er muß von neuem entdeckt oder erfunden werden. Panduren feuern aus jedem Gebüsch und Hohlgrund. Die Vorspannbauern schneiden die Stränge entzwei und suchen das Weite. Das sind die Umstände jenes Marsches auf dem Umwege linksherum, welchen der arme Prinz machte. Der Marsch begann bald nach Mitternacht, Sonnabend den 16., Schmettau als Vorhut, und —

Und schließlich, als Freitag abend, den 22., nach Verlauf von nicht ganz einer Woche der Prinz (auf Umwegen, aber weniger schnell als der Lauf der Kanonenkugel gewesen sein würde, von Norden her einbiegend) Zittau erblickte — siehe, da haben sich die Österreicher weit und breit zu unserer Linken unangreifbar hinter der Neiße gelagert! Sie sind im Besitz des Eckartsberges, welcher Zittau beherrscht. Wie nun nach Zittau hinein und zu unseren Magazinen gelangen, und wie uns behaupten, wenn wir darin sind? Der arme Prinz faßt auf den Anhöhen auf seiner Neißeseite Posten, blickt bedenklich auf Zittau hinab und fragt: Wie?

Den andern Tag, Sonnabend, den 23., begehen die Österreicher von ihrem Eckartsberge aus eine Handlung, die viel Redens machte. Sie eröffnen nämlich eine Batterie glühender Kugeln auf Zittau, zünden die Dächer an — Schindeldächer im trockenen Juli — stecken ganz Zittau in Brand, während die 10 000 unschuldigen Seelen umsonst Himmel und Erde anrufen. Und vor Sonnenuntergang liegt Zittau in Asche und glühenden Mauern da, nicht mehr Zittau, sondern eine rauchende Brandstätte. Die preußische Garnison hat keinen Schaden gelitten, und auch die Magazine sind noch unversehrt. Die Garnison, denke ich mir, ist fleißig mit Feuereimern bei der Hand, findet aber nachgerade, daß die Luft sehr heiß wird. Am andern Morgen ist Zittau eine dampfende Brandstätte, die der preußischen Garnison immer heißer wird, und existiert nicht mehr als Stadt.

Eine der unmenschlichsten Handlungen, die je im Krieg erhört worden, schreit ganz Deutschland und fragt sich, was einen ritterlichen Karl zu diesem teuflichen Werk bewegen konnte. „Sie waren protestantisch, diese armen Zittauer. Taten sich in Handel und Gewerbe hervor. Ihre Webereien, ihre Industrie fand ihresgleichen nicht im ganzen übrigen Deutschland. Ha, waren sie etwa mit ihrem Handel, ihrer Weberei und Industrie den österreichischen Papisten, die kein Geschick zur Weberei oder zum Handel haben, ein Dorn im Auge?" Das war schließlich die Mut-

maßung einiger — eine fälschliche Mutmaßung, wie wir wohl annehmen dürfen. Prinz Xaver von Sachsen, der mit im Lager anwesend war, machte keine Einwendung, sagten andere. Ach, meine Freunde, was hätte wohl Xaver ausrichten können, der närrische Kauz mit seinen drei Regimentern? Prinz Karl hätte, wie sich nachher auswies, Zittau unverbrannt in seinen Besitz bekommen und sogar die Preußen gänzlich von Zittau absperren können. Zittau wäre sicherlich dem Prinzen von großem Nutzen gewesen. Aber über Nacht (versuchen wir, es uns so vorzustellen) hatte Prinz Karl in Ungewißheit dessen, was alles den Preußen möglich sein könnte, den teuflischen Entschluß gefaßt, seine Mörser heizen, seine glühenden Kugeln fertigmachen zu lassen. Und so, von seinem Hochmut und seinen übrigen Teufeln angetrieben, ließ er —. Es geschehen mitunter teuflische Dinge im Krieg, und ganze Städte werden dadurch eingeäschert. Hier ist allerdings ein eigentümlicher Anfang zu eurer „Befreiung von Sachsen!" Und Prinz Karl trägt wahrlich ein Brandmal von dieser Feuersbrunst davon, welches ihm anhängen wird, bis jede Erinnerung an ihn geschwunden ist. Was Zittau anlangt, das baute sich wieder auf. Zittau ist wieder lebendig, eine ansehnliche Stadt in unseren Tagen. Auf seinem neuerbauten Rathause steht wieder: „Bene facere et male audire regium est, Gutes tun und üble Nachrede hören ist königlich" (erstaunlich wahr von Königen — wenn sie keine Scheinkönige sind). Welche Zeiten für Herrnhut, das unter solchen Vorzeichen in seiner Nachbarschaft Zurichtungen zu seinem christlichen Sabbat macht!

Der Prinz von Preußen sagt uns, er habe an jenem Morgen nach seiner Ankunft (Sonnabend, den 23. Juli) „seine Zelte aufschlagen lassen", eine wenig fruchtende Maßregel unter diesen Umständen. „Man hole uns Brot und Mehl aus der zerstörten Stadt", befahl der Prinz. Seine Leute kamen unverrichteter Sache zurück. „Es ist so heiß, wir können nicht hineinmarschieren." Und der Kommandant der Garnison (ein gewisser Oberst Diereke und fünf Bataillone bilden die Besatzung) läßt sagen: „Die Hitze sei so groß, er könne sich nicht länger halten." — „Haltet Euch nur noch eine kurze Zeit, alsdann —!" antwortet der Prinz. Aber Diereke und die Bataillone vermögen es nicht, oder wenigstens nicht lange genug, und schicken sich an herauszumarschieren. In fester Ordnung, ohne Zweifel, und mit einigem Vorrate von Brot. Aber einstürzende brennende Mauern schnitten den Oberst von seinen Leuten ab. Der Oberst mit den Fahnen, mit den Ehrenzeichen (seine Leute, obgleich auseinandergesprengt, schlugen sich größtenteils durch) fiel einem eindringenden österreichischen Haufen in die Hände und ward zum Gefangenen gemacht. Eine traurige Geschichte, dies Ereignis von Zittau!

Folgenden Abend, Sonntag, nachdem es dunkel geworden, läßt der Prinz von Preußen seine Zelte wieder abbrechen und zieht in nicht sehr geschlossener Ordnung ab. Glücklicherweise unverfolgt, denn er selbst räumt

ein, daß Verfolgung verderblich gewesen wäre. Marschiert nach Löbau (was für Nächte für Zinzendorf und Herrnhut, während solche Dinge an ihnen vorbeirasseln!), von da nach Bautzen und langt in dem kläglichsten zerrütteten Zustande an, in welchem sich je ein preußischer General befand. Erreicht Bautzen unter diesen Umständen und erfährt, daß sein Bruder in einem oder zwei Tagen eintreffen werde.

Man kann sich Friedrichs Entrüstung, Staunen und Kummer vorstellen, als er Nachricht erhielt von jenem Marsch nach Zittau auf dem Umwege durch das Gebirge, dessen Ausgang Friedrich nur zu klar voraussieht. Er selber bricht auf der Stelle von Leitmeritz auf, marschiert in starken Abteilungen über den Paskopol, durch die Elbpässe nach Pirna und eilt, nachdem er Moritz von Dessau mit 10 000 Mann zur Sicherung der Pässe bei Pirna zurückgelassen, Keith aber mit den Magazinen nachkommen läßt, nach Bautzen hinüber, um sich nach diesen vordringenden siegreichen Österreichern, diesen seltsamen preußischen Vorgängen umzusehen. Auf die erste Nachricht von jenem Seitenmarsch waren seine Vorausahnungen schlimm genug[1]; aber die Wirklichkeit hatte sie weit übertroffen. Zittau ist verloren. Die Armee heimeilend in solch zerrüttetem Zustande wie auf der Flucht. Das Tor von Sachsen, das Tor von Schlesien steht weit offen — Daun braucht nur zu wählen! Mit jedem Tage, während Friedrich vorrückte, um den Schaden wieder gutzumachen, haben sich die Nachrichten von demselben verschlimmert. Andere schlimme Nachrichten häufen sich in denselben Tagen. Die Russen sind in Memel, Preußen liegt zu ihren Füßen; Soubises Franzosen und das Reichsheer rücken auf Erfurt, um auf jener westlichen Seite „Sachsen zu befreien". Und von dem französisch-englischen Operations-Schauplatz — in jenen selben schlimmen Tagen hat die Königliche Hoheit von Cumberland eine Kriegstat vollbracht, die in Verbindung mit obigem der Beachtung wert ist! Man lese folgendes, nach einer authentischen Quelle:

Hastenbeck, 22.—26. Juli 1757. Königliche Hoheit, immer zurück und zurückweichend, war in Hameln angelangt, einem festen Ort auf seiner oder der sicheren Seite der Weser, und machte endlich halt, da Hannover selber nun nahe war, und beschloß Posto zu fassen. Den 22. Juli (am selben Tage da die Preußen Zittau, von den Österreichern belagert, erblickten) nahm Se. Königliche Hoheit eine Stellung in jener günstigen Nachbarschaft vor Hameln, hat volle Muße, sein Terrain zu wählen, und erwartet dort d'Estrées — (Sümpfe decken unseren rechten Flügel und die Weser ist nicht weit davon; das kleine Dorf Hastenbeck vor der Front und ein bewaldeter Hügel auf unserer Linken) — in völliger Untätigkeit vier Tage lang, unternimmt nichts gegen d'Estrées und seine verwickelten Bewegungen, sondern blickt müßig gen Süden nach dem Laufe der Sonne, bis d'Estrées herankommt. Königliche Hoheit ist zu großer Wohlbeleibtheit, zu schlaffer Schläfrigkeit aufgedunsen, ein veränderter Mann seit den Zeiten von Fontenoy. Man sagt, er sei auffallend untätig auf diesem Posten zu Hastenbeck

[1] Brief an Wilhelmine, „Linai, 22. Juli" (zweiter Tag des Marsches von Leitmeritz): Oeuvres XXVII. I. 296.

gewesen. Auch d'Estrées war lächerlich vorsichtig, „hat fünfzehn Tage lang manövriert, während er drei Meilen weit vorgerückt ist". D'Estrées kam endlich heran (25. Juli), fast noch einmal so stark als Königliche Hoheit — 72 000 schätzen ihn einige, aber teilweise sehr in Unordnung, unter anderem mit Hofgeneralen und Prinzen von Geblüt überhäuft — und beschließt, am andern Morgen anzugreifen. D'Estrées schickte sich an, wie sich's gebührt, die feindliche Stellung zu rekognoszieren, aber unglücklicherweise „fiel plötzlich ein dicker Nebel". — „Einerlei, wir müssen doch eingreifen!"

Und so erfolgte Dienstag, den 26. Juli, die Schlacht bei Hastenbeck: Die absurdeste Schlacht von der Welt, welche von Rechts wegen beide hätten verlieren müssen, obgleich nur Königliche Hoheit allein das Unglück hatte. Beide Anführer benahmen sich sehr erbärmlich, aber jeder hatte einen Untergebenen, der sich brav benahm. D'Estrées mit seinen 70 000 kontra dort postierte 40 000, weiß nichts von Seiner Königlichen Hoheit Stellung, sieht nur der Königlichen Hoheit linken Flügel auf jener bewaldeten Anhöhe. Und nach stundenlangem vorläufigen Kanonieren läßt er General Gevert dagegen vorgehen. Gevert, sein Untergebener (ein tüchtiger Soldat, derselbe Gevert, den wir einst zur Zeit Belleisles in Prag kennenlernten), stürmt wütend dagegen an, während die braunschweigischen Grenadiere in gleicher Weise und immer heftiger widerstehen. Hier auf dem linken Flügel Sr. Königlichen Hoheit wird hart gestritten. Gevert ist sehr ungestüm, die Grenadiere sehr hartnäckig. Bis im Zentrum westlich, in der dortigen Hauptbatterie unserer Königlichen Hoheit, ein Funken den unrechten Weg nahm und ein Pulverwagen mit entsetzlichem Flammen und Krachen in die Luft flog. Und in der Verwirrung brachen die Franzosen ein, und die Batterie war verloren. Dies entmutigte die Grenadiere, so daß Gevert gegen sie auf ihrer bewaldeten Höhe einige Fortschritte machte und anfing, auf den Sieg zu hoffen.

Hätte nur Gevert oder hätte es d'Estrées gewußt, daß hart hinter besagter Anhöhe sich ein Hohlweg hinziehe, durch welchen die Grenadiere im Rücken gefaßt werden konnten. Ein von Seiner Königlichen Hoheit sehr vernachlässigter Hohlweg, den er nur mit einer schwachen Truppe unter General Breitenbach besetzt hatte. Dieser Breitenbach, der zufällig ein Mann von selbständigem Urteil war und in dem Hohlweg oder nach rechts hin nichts zu tun fand, greift aus eigenem Antrieb Geverts rechte Flanke an, kanoniert, schießt und macht Reiterangriffe. Der Lärm hiervon (‚Ha, auch dort Franzosen!') benahm Königlicher Hoheit den Mut. Er befahl augenblicklich den Rückzug und machte sich aus dem Staube. Welch ein sonderbarer, unglücklicher Zufall war dieser Lärm von Breitenbachs Angriff für die Königliche Hoheit! Denn wohlgemerkt, die Wirkung von Breitenbachs Angriff — welche war, daß die verlorene Batterie wiedergewonnen wurde (der tapfere junge Prinz von Braunschweig, „der Erbprinz" oder künftige Herzog, stürmte im rechten Augenblick mit gefälltem Bajonett darauf los) — bewog auch d'Estrées, den Rückzug zu befehlen. ‚Die Schlacht ist verloren', denkt d'Estrées — und zwar mit gutem Grunde. Wäre Breitenbach nur unterstützt worden. Aber kein Subalternoffizier wagte das. Und Königliche Hoheit selber war schon zu weit weg und nicht mehr einzuholen. Königliche Hoheit weinte, als er es erfuhr. Auch die braunschweigischen Grenadiere sollen geweint haben (nämlich vor Wut), und vermutlich auch Breitenbach und der Erbprinz [1].

Dies ist die letzte von Sr. Königlichen Hoheit Kriegstaten. Der Rückzug war ‚auf Hannover' befohlen; aber der Troß zog irrtümlich die Straße nach Minden. Und Königliche Hoheit folgte dahin, ziemlich gleichgültig, welchen Weg er oder das Gepäck nehme. Friedrich mochte noch immer hoffen, er werde sich auf Magdeburg zurückziehen. 40 000 gute Truppen dürften dort einen Befehlshaber finden und in jener Gegend von Nutzen gegen einen d'Estrées und Soubise sein. Doch nein, durch das Bremer Land nach Stade in die See, so wollte es das Unglück, retirierte Se. Königliche Hoheit!

[1] Mauvillon I. 228; J. F. S. I. 206 (welcher einen Schlachtplan und allerhand Einzelheiten gibt, falls jemand ihrer bedürfen sollte); Kausler usw.

Noch einen großen Verdruß muß er Friedrich bereiten, für uns fast ein Trost, da wir wissen, was daraus folgte — und muß noch einmal in dieser Geschichte genannt werden. Alsdann wird er gänzlich aus unserm Horizont verschwinden.

Ob Friedrich an dem Tag, da er mit seinem Bruder zusammenkam (den 29. Juli, in Bautzen), bereits von dem Hastenbecker Ereignis wußte, ist mir nicht bekannt. Aber es ist leicht möglich, daß er jenen selben Morgen die Nachricht davon erhielt, welche nicht dazu angetan war, die Stimmung zu verbessern! Seine Zusammenkunft mit dem Prinzen ist königlich, nicht brüderlich, wie alle Welt gehört hat. Wir wollen aus dem jüngeren Schmettau die Einzelheiten dieses Ereignisses kurz mitteilen und es dem billigen Leser, der sich einen Begriff von dem Königtum, von seinen Sorgen und harten Notwendigkeiten gebildet hat (indem er vielleicht selber bis zu einem geringen Grade etwas von einer königlichen Natur in sich trägt), überlassen, sich die Sache zu erklären und daraus zu machen, was er eben kann:

Bautzen, den 29. Juli 1757. Der König kommt mit Verstärkung von Dresden her, um selber die Zügel dieser in Unordnung geratenen Zittauer Armee zu ergreifen, sich mit derselben schleunig gegen die Österreicher zu wenden und wenn menschenmöglich die Tore Schlesiens und Sachsens wieder zu verschließen und die Eindringenden zu vertreiben. „Es ward also sämtlichen Generalen befohlen, sich um vier Uhr des Morgens im Hauptquartier zu versammeln, um ihm entgegenzureiten. Sie fanden sich alle ein; nur Winterfeldt und Goltz fehlten. Nachdem sie der Prinz eine ganze Stunde lang vergeblich erwartet hatte, ritt er endlich mit seinem übrigen Gefolge ab und begegnete in der Entfernung einer Viertelmeile dem König, mit jenen zwei Generalen von der prinzlichen Armee zu seinen Seiten. Der Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig ritten mit seinem übrigen Gefolge hinter ihm. Als er sich dem Prinzen von Preußen auf ungefähr 300 Schritte genähert hatte, hielt er still. Der Prinz tat ein gleiches, indem er und seine Begleiter durch Abnehmen der Hüte grüßten, welches das Gefolge des Königs erwiderte. Dieser aber kehrte statt dessen sein Pferd um, stieg ab; legte sich auf die Erde nieder, als erwartete er die Tête seiner nachkommenden Truppen; Winterfeldt und Goltz ließ er neben sich sitzen." Armer Prinz von Preußen und ergraute schwer bedrückte Generale! „Alle seine Offiziere stiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebst seinem Gefolge auf der anderen Seite. Zu diesem kam Goltz gleich nachher herüber und sagte ihm einige Worte, worauf der Prinz seine Generalität zusammenrief und von Goltz forderte, den Auftrag des Königs in ihrer Gegenwart zu wiederholen." Hierauf richtete Goltz in gehaltenem amtlichen Tone folgende ergreifende Worte an den Prinzen und die Generale: ‚Se. Majestät lassen Ew. Königlichen Hoheit sagen, daß sie sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein Ursache hätten; Sie verdienten, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann Sie und alle Ihre bei sich habende Generale die Köpfe verlieren müßten; jedoch wollten Se. Majestät die Sache nicht so weit treiben, weil sie im General auch den Bruder nicht vergessen würden[1]'

Der Prinz antwortete, „er verlange nichts als ein strenges Verhör", und ähnliches, in schroffem Tone. Nachstehend ist der Brief, den er tags darauf an seinen Bruder schrieb, nebst der Antwort:

[1] Schmettau S. 384—385.

Der Prinz von Preußen an den König.

„Bautzen, den 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder — die Briefe, so Ihr mir geschrieben, und die Art, womit Ihr mich gestern aufgenommen, zeigen mir genugsam, daß ich nach Eurer Meinung Ehre und Reputation verloren. Dies betrübt mich, es schlägt mich aber gar nicht nieder, weil ich mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen habe. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ich nicht nach meiner Kaprice gehandelt, ich habe nicht dem Rate solcher gefolgt, so unvermögend wären einen guten zu geben; sondern ich habe dasjenige getan, was ich zum Besten der Armee habe für nötig gehalten. Alle Eure Generale werden mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich sehe vor unnütz, Euch zu bitten, meine Aufführung untersuchen zu lassen: Dieses würde eine Gnade sein, so Ihr mir tätet, also kann ich mich dessen nicht getrösten. Meine Gesundheit ist durch die Fatiguen, noch mehr aber durch den Verdruß geschwächt worden. Ich habe mich in die Stadt logiert, um mich wieder zu erholen.

Den Herzog von Bevern habe ich gebeten, Euch die Rapports von der Armee zu machen. Seid versichert, mein lieber Bruder, daß ungeachtet der unverdienten Unglücksfälle, so mich überhäufen, ich niemals in meinem Leben aufhören werde, dem Staat ergeben zu sein, und als ein treues Mitglied desselben wird meine Freude vollkommen sein, wenn ich den glücklichen Ausgang Eurer Unternehmung erfahre. Ich habe die Ehre zu sein" — August Wilhelm[1].

Antwort des Königs, vom selben Tage.

„Lager bei Bautzen, den 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder — Ihr habt durch Eure üble Aufführung meine Sachen in verzweifelte Umstände versetzt. Es ist nicht der Feind, sondern Eure üblen Maßregeln, welche mir allen Schaden zufügen. Meine Generale sind gar nicht zu entschuldigen, entweder weil sie Euch übel geraten haben oder doch zugegeben, daß Ihr so üble Entschließungen genommen. Eure Ohren sind nur gewohnt, die Reden der Schmeichler zu hören: Daun hat Euch nicht geschmeichelt, und Ihr seht die Folgen davon. Vor mir bleibt in dieser traurigen Situation nichts übrig, als das äußerste und letzte Mittel zu ergreifen. Ich werde schlagen, und wenn wir nicht werden überwinden können, so werden wir uns alle niedermachen lassen.

Ich beschwere mich nicht über Euer Herz, wohl aber über Eure Unfähigkeit und Mangel der Beurteilung, um die besten Mittel zu wählen. Wer" (wie ich; man brachte diese Äußerung von solcher Seite!) „nur noch einige wenige Tage zu leben hat, darf sich nicht verstellen. Ich wünsche Euch mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß Ihr nach allen denen üblen und nachteiligen Begebenheiten, so Euch begegnet sind, künftighin lernen möget, wichtige Sachen mit mehr Ernst, Vernunft und Resolution zu traktieren. Das Unglück, welches ich voraussehe, ist größtenteils durch Euch verursacht worden. Ihr und Eure Kinder werden die Last davon mehr tragen, als ich. Seid unterdessen versichert, daß ich Euch allemal geliebt habe, und daß ich auch in derselben Gesinnung sterben werde. — Friedrich[2]."

Da der König noch denselben Abend nach den Höhen von Weißenberg gen Zittau zu marschierte, um dort den Österreichern gegenüber sein Lager aufzuschlagen, so beantwortete der Prinz diesen Brief nicht. Außer daß

[1] Anekdoten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte und des letzteren Krieges. (Ohne Druckort. Dies ist das deutsche Original der angeführten Schrift de Main de Maître.) S. 38.

[2] Anekdoten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte und des letzteren Krieges S. 40.

er mündlich durch den Oberstleutnant Lentulus (eine stumme Schweizergestalt, die viel um den König ist und uns häufig in diesen Geschichten begegnet) um Erlaubnis bat, „mit der ersten Eskorte nach Dresden zurückzukehren." „Das steht bei ihm — es geht noch heute abend eine Eskorte ab!" antwortete Friedrich. Also entfernte sich der Prinz und kam am andern Tage mit seiner Eskorte in Dresden an. Und hatte, dessen noch unbewußt, das Feld des Krieges für immer verlassen und sollte bald die Welt verlassen und das Zeitliche segnen, der arme Prinz. Er starb ein Jahr nachher (12. Juni 1758) auf Oranienburg bei seiner Familie, wo er sich in der letzten Zeit aufhielt[1]. — Winterfeldt war bereits sechs Monate früher gestorben, Goltz starb bald nach ihm, die übrigen Zittauer Generale überlebten alle den Krieg.

Das Schicksal des armen Prinzen erregte sehr natürlich viel Teilnahme, und es wird bis auf den heutigen Tag dem König „unmenschliche Behandlung" usw. vorgeworfen. Auf welche Frage wir nicht eingehen, es sei denn, um zu bemerken, daß auch Friedrich seine Kümmernisse hatte, und daß vermutlich jene Schlußworte, „daß er auch in derselben Gesinnung sterben werde", vollkommen wahr waren. Die Schrift de Main de Maître fand weite Verbreitung in der Welt. Die Worte des armen Prinzen wurden von einem kritischen Publikum begierig aufgegriffen — und manche der ersteren waren nicht allzu behutsam. In Dresden sagte er einmal zu einem General Finck, von dem wir wieder hören werden: „Ein kommandierender General, welcher das Unglück hat, vier solche uneinige pikierte Generale bei sich zu haben, wie Fouqué, Schmettau, Winterfeldt und Goltz, ist zu beklagen[2]!"

Seine Gemahlin pflegte ihn zärtlich, als er schließlich nach Oranienburg kam; das ist eine tröstliche Tatsache. Prinz Heinrich bewahrte darüber im stillen bis an sein Lebensende einen besonderen bitteren Groll gegen alle dabei Beteiligten, den König nicht ausgenommen. Wie er überhaupt wegen allerlei Sachen leicht grollte, der eifersüchtige, allzu heftige kleine Mann. Friedrichs Stimmung zu dieser Zeit kann ich mir als nahezu verzweifelt denken. Er spricht einmal davon, daß ein Pferd, „wenn es auf die Stange beißt, keine Gefahr mehr sieht oder kennt[3]." Obgleich er selbst es nie so weit kommen läßt und allezeit auch im schnellsten Fluge ein wachsames Auge hat! Von Weißenberg treibt er jenen Abend die Panduren hinein nach Zittau und dem Eckartsberg, aber die Österreicher kommen nicht heraus. Und drei Wochen lang, während dringende Eile ihm so not tut, kann er den Österreichern nicht zu Leibe rücken, die unbezwinglich auf ihrem mit Kanonen gespickten Eckartsberg sitzen und sich auf keinerlei Weise herabmanövrieren oder zu einer Schlacht zwingen

[1] Preuß II. 60 (das. 78).
[2] Preuß II. 79 Anm.: s. das. 60, 78.
[3] Brief an Wilhelmine, „Linai, 22. Juli" (oben angeführt).

oder verlocken lassen. Drei Wochen eitler Mühe und bitterer Ungeduld, wovon er zwei, die schlimmsten zwei, in Weißenberg selber zubrachte und sich oberflächlich mit Panduren herumschlug, bis Keith und die Magazinwagen ankamen. Er schreibt sogar mitunter Verse, wenn sonst die Stunden unerträglich werden!

Nach Ankunft Keiths und der Magazine bricht er sofort nach Bernstadt auf, 56 000 Mann stark nach dieser Vereinigung. Und ein preußischer Offizier gibt uns aus „Bernstädtel" (Bernstadt in den jetzigen Karten) vom „21. August 1757" datiert folgenden Bericht, der gleichfalls nur einleitender Natur ist:

„Den 15. August brachen des Königs Majestät von Weißenberg auf und gingen bis Bernstädtel. Der Feind, so in seiner Position ruhig stehen blieb, geriet sofort in die größte Konsternation. Unsere Husaren von der Avantgarde bekamen die sämtliche Bagage des Generals Beck, der sich mit der Flucht zu retten kaum Zeit gehabt, und brachten etliche vierzig Panduren und Husaren gefangen ein. Ebendiese Avantgarde poussierte selbige bis Ostritz, allwo sie den General Nadasti an der Tafel surprennierte, und letzterer konnte kaum einen Moment gewinnen, sich auf das Pferd zu werfen und davonzukommen. Inzwischen fiel dessen sämtliche Feldequipage, Wagen, Pferde, Kasse, Gerätschaft, nebst allen Domestiquen, worunter auch dessen Kanzler usw. nebst 72 Gefangenen in der Husaren Hände." — Und was noch am schlimmsten war, „bei der Equipage des Generals Nadasti fiel Sr. Königlichen Majestät zugleich ein Höchstderoselben nachteiliger Briefwechsel, welchen gewisse Personen aus Dresden mit der feindlichen Armee unterhalten hatten, in die Hände" (woran die Schreiber in Dresden jetzt mit Zittern denken mögen) — könnte Friedrich oder könnten wir uns in diesem Drang der Dinge viel um sie bekümmern[1].

Anderen Tages, den 16. August, entsandte Friedrich fünf Bataillone nach Görlitz. Prinz Karl (er sagt Daun) lagert noch immer auf dem Eckartsberg. Und er selber rückte um 5 Uhr nachmittag mit dem Hauptheer geradeswegs gegen den Feind auf seiner Anhöhe, um zu sehen, ob er fechten will[2]. Nein, er wollte nicht. Führte bloß einige schwenkende Bewegungen aus, um Front gegen ihn zu machen und ihn sogar auf der Flanke mit Kanonenbatterien zu bestreichen, falls er zu nahe kommen sollte. Steiles Gelände, „schroffe Felsenwand" an einigen Stellen. „Ein Hohlgrund vor ihrer Front, darin das Dorf Wittgenau, durch welches drei Straßen führen, worunter eine breit genug für Wagenräder"; kurzum, Daun sitzt unzugänglich auf seiner Höhe. Am folgenden Tage ging Winterfeldt mit einer Abteilung über die Neiße und versuchte es mit Nadasti. „Man greife Nadasti dort auf seinem bewaldeten Hügel bei Hirschfeld an; sie müssen sich dann erheben, um ihn zu retten!" Auch das war fruchtlos; sie überließen Nadasti seinem eigenen Glück. Vier Tage lang (16.—20. August) ward alles versucht — vergebens.

Die Österreicher sind zu keiner Schlacht zu bewegen. Und es wäre uns so unendlich bequem gewesen. Das Reichsheer und Soubises Franzosen

[1] Heldengeschichte IV. 596—599.
[2] Oeuvres de Frédéric IV. 137.

stehen nun bei Erfurt (Soubise nahm den 25. August sein Hauptquartier daselbst). Königliche Hoheit von Cumberland schwankt zurück in die See. Richelieus Franzosen (nicht mehr d'Estrées, denn d'Estrées ist auf diese seltsame Weise abgesetzt worden) haben es, glaubt man, auf Magdeburg abgesehen, wenn sie mit der Königlichen Hoheit fertig geworden sind. Die Schweden setzen sich in Pommern, die Russen mit ungeheuerer Macht in Preußen fest. Wie bequem wäre es nicht gewesen, zuvor unseren Österreichern ein Ende bereitet zu haben, ehe man sich gegen die andern wendet! Während fernerer vier Tage (20.—24. August) trifft Friedrich Anordnungen für sein Heer, um die Österreicher zu beobachten und Schlesien zu hüten — Bevern und Winterfeldt haben in seiner Abwesenheit den Befehl zu führen. Dann, am 25. August, marschiert er mit einer kleinen Abteilung — die er in Dresden durch das Korps des Prinzen Moritz, welches nun in der Pirnaer Gegend unnötig ist, verstärken wird — gen Thüringen, um sich nach Soubise und dem Reichsheere umzusehen, einer Angelegenheit, die nun schlechterdings keinen Aufschub leidet. Kommt Montag, den 29. August, in Dresden an und — oder lassen wir lieber den alten Zeitungsbericht (im Reichspostreiter) mit seiner lebendigen Schilderung sprechen:

„Dresden, den 29. August 1757. Heute gegen Mittag kamen Se. Majestät der König von Preußen mit einem Teile von der Armee aus der Oberlausitz vor der hiesigen Neustadt an. Ungeachtet die Küche auf den sogenannten Scheunen bestellt gewesen, so stiegen Höchstdieselben doch in dem an der Königsbrücker Straße gelegenen neuen Gebäude des gräflich Brühlschen Kammerdieners Haller ab und hielten allda das Nachtlager. Dienstag abend, den 30., marschierte Se. Majestät mit Dero Leibgarde zu Pferde und zu Fuß, desgleichen den Gendarmen und einigen anderen Bataillonen durch die Stadt nach der Freiberger Straße, 1/4 Meile von hier, und nahmen Dero Quartier in Klein-Hamberg. Den 31. zog die Armee völlig ab" — armselige 20 000 Mann, Moritz und er, alles zusammen [1]! „Es wurde auch aus dem Brühlschen Palais die königliche Feldequipage auf zwölf Wagen gepackt und mit fortgeführt [2]."

[1] „22, 360" (Tempelhof I. 228).
[2] Rödenbeck S. 316.

Sechstes Kapitel / Winterfeldts Tod

Ehe wir uns auf diesen trostlosen Marsch Friedrichs begeben, einen der trostlosesten, die je ein Sohn Adams gemacht hat, müssen wir von einem Ereignis sprechen, das sich im Rücken zutrug, während der Marsch erst halb vollbracht war, und welches großen Einfluß auf denselben und auf alles folgende ausübte. Es war am siebenten Tage von Friedrichs Marsch, als er gerade erst sechzehn Meilen hinter sich hatte, daß Winterfeldt im Kampfe umkam. Es ist nun kein Winterfeldt mehr da, der die Österreicher in Friedrichs Abwesenheit beschäftige, der Schlesien gegen sie schirme oder ihm ferner beistehe in seinem einsamen Kampf gegen die Welt. Widmen wir einen Augenblick dem Ende dieses tapferen Mannes: Bernstadt-Görlitzer Gegend, 7. September 1757.

Die Bevernsche Armee, 36 000 Mann stark, hat noch ihre alte Stellung in der Lausitz bei Görlitz inne. Prinz Karl liegt ruhig in der seinigen bei Zittau, seit er diese Stadt eingeäschert hat und vier Tage lang, ohne daß Friedrich ihn mit Aussicht auf Erfolg hätte angreifen können, unter Waffen stand. Dem Wiener Hof ist dieser Zustand der Untätigkeit unbegreiflich: „Zwei gegen eins und nur einem Bevern gegenüber; der König in weiter Entfernung in Sachsen, auf seinem verzweifelten Zuge gegen die dort stehenden Franzosen: warum nicht diesem Bevern zu Leibe gehen? Was werden die Franzosen, die wir mit jedem Kurier leidenschaftlich bestürmen, Sachsen vom Feinde zu reinigen, was werden sie zu dieser seltsamen Art, Schlesien zu reinigen, sagen?" Maria Theresia und ihr Kriegshofrat werden von diesen Gedanken und von französischen und sonst eingehenden Vorstellungen vielfach bewegt. Maria Theresia und ihr Kriegshofrat entsenden endlich ihren erhabenen Kaunitz, den Grafen Kaunitz in eigener Person, um den Prinzen Karl zur Tätigkeit anzuspornen und mit seinen eigenen weisen Augen und seinem großen Herzen Einsicht in die Sache zu nehmen. Prinz Karl beschließt zu Ehren dieses hohen Herrn gegen Bevern etwas von Belang auszuführen.

Bevern liegt mit seiner Hauptarmee bei Görlitz, in und westlich von Görlitz, einer angenehmen Stadt auf dem linken Ufer der Neiße (die Leser

wissen, daß es vier Neißeflüsse gibt und welcher diese ist), umgeben von schöner hügeliger Landschaft, in welcher massenhaft vereinzelte Anhöhen und Berge aus fruchtbaren Ebenen emporsteigen. Z. B. liegen zwei Hochkirchs in dieser Gegend, wovon das eine nächstes Jahr sehr denkwürdig werden wird. Bevern hat ein festes Lager hier, das sich an die entsprechenden Berge anlehnt, mit Görlitz im Schoße. Und jenseits Görlitz, auf dem rechten Ufer der Neiße, durch eine Brücke mit ihm verbunden, ist Winterfeldt mit 10 000 Mann postiert. Dieser steht mit dem Rücken nach Görlitz, ist auf den Flanken durch Bäche und verteidigungsfähige Plätze geschützt, hat ein Dorf des Namens Moys in s e i n e m Schoße. Und eine kurze Strecke jenseits Moys stehen 2000 seiner Grenadiere auf dem Gipfel des sogenannten Moysberges (auch Holzberg und Jäkelsberg genannt), welchen der Leser sich merken möge. Ein guter Vorposten, mit gehörigen Batterien besetzt, mit umherliegenden Husarenschwadronen und Husarenfeldwachen, welcher eine weite Fernsicht nach Schlesien zu gewährt, und dessen Besitz für den Marsch dahin oder Aufenthalt hier von Nutzen ist — wäre er nicht ein wenig zu entfernt von der Hauptarmee. Auf diesen Jäkelsberg, der genommen werden kann, wenn man schnell genug ist, hat es Prinz Karl abgesehen. Er mag für Prinz Karl von viel oder wenig Nutzen sein, und wäre er auch von gar keinem Nutzen, es wäre immerhin eine glänzende Demütigung für Winterfeldt und Bevern und mehr oder weniger ergötzlich für Kaunitz.

Winterfeldt, der feurige unternehmende Mann, des Königs anderes Ich, wird als Haupttriebfeder der Dinge hier angesehen (wofür ihm Bevern im stillen geringen Dank zollt, fügen einige hinzu) und steht, wie wir sehen, auf der äußersten Vorhut. Winterfeldt ist noch mit vielerlei außer der Sorge für diesen Posten beschäftigt. Und in der Tat, wo immer etwas Kritisches zu leisten ist, können wir uns Winterfeldt als damit betraut denken. „Wir müssen suchen, uns hier zu behaupten, bis der König in Sachsen aufgeräumt hat!" sagt Winterfeldt allezeit. Darauf erwidert Bevern: „Vortrefflich, gewiß; aber wie?" Bevern bezieht seine Lebensmittel von Dresden, sehr weit ab, muß Bautzen besetzt halten und hat viel Plackerei mit seinen Zufuhren. Besser, wir wären in Schlesien und hätten unsere Magazine nahe bei der Hand, denkt Bevern, indem er auf anderes weniger Rücksicht nimmt.

Dienstag, den 6. September, entsendet Prinz Karl Nadasti auf das rechte Ufer des Flusses vorwärts gegen Moys, um sich vor Anbruch des folgenden Tages des Jäkelsberges zu bemächtigen. Der ist nur von etwa 2000 Grenadieren besetzt. Nadasti hat 15 000, einige sagen 20 000, von allen Waffengattungen, Artillerie in Fülle, mit sich. Sicherlich hinreichend für den Jäkelsberg. Und Daun rückt mit der Hauptarmee auf der anderen Seite des Flusses vor, um in der Nähe zu sein, falls Moys ernstere Folgen nach sich ziehen sollte. Nadasti marschiert fleißig den ganzen Tag;

postiert sich bei Nacht in der Nähe von Moys, stellt seine Kanonen auf den passenden Hügeln (unter anderen auf dem Galgenberge), seine Kroaten in den passenden Gehölzen auf und gedenkt morgen vor Tagesanbruch seine Operationen gegen den Moysberg und dessen 2000 Grenadiere zu beginnen.

Mittwoch früh zur bestimmten Stunde ist demgemäß Nadasti mit donnernder Artillerie und glitzernden Schlachtlinien bei der Arbeit; schickt zum guten Anfang 1000 Kroaten von den Regulären „vierzig Kompanien in drei Treffen" den Berg hinauf. Die etwas erstaunten Grenadiere, denn der Morgen war nebelig, und die Husarenwachen waren eilig hereingekommen, waren nach preußischer Art auf der Hut. Warfen die 1000 Kroaten schnell genug zurück, trieben hartnäckig auch die Regulären zurück. Warfen sie mit Kugelsturm zur Begleitung den Berg hinab und vereitelten tapfer diesen ersten Versuch Nadastis. Es versteht sich, daß Nadasti einen neuen und immer wieder neue Versuche machen wird. Die Einnahme des Jäkelsberges kann für Nadasti kaum zweifelhaft sein.

Winterfeldt befand sich nicht in Moys. Er war soeben mit einer wichtigen Zufuhr, die er aus Bautzen hergeleitet, nach Görlitz gekommen und besprach sich mit Bevern, als das eilende Gerücht von diesen Kroatenangriffen anlangte. Winterfeldt machte sich wenig aus den Gerüchten. Er hatte von einem beabsichtigten Angriff gehört, aber der sollte über Nacht geschehen und ist nicht geschehen. „Bloßes Fouragieren des Kroatengesindels, wie das gestrige!" sagte Winterfeldt und setzte sein gegenwärtiges Geschäft fort. In wenigen Minuten überzeugte ihn heftiger Kanonendonner. „Ha, ha, da sind meine Gäste!" rief er aus, „Nun will ich sie auch gut bewirten!" Sprang zu Pferde, ließ die ihm nächsten drei Regimenter im Eilschritt abrücken und eilte selbst dahin — zu spät, oder leider zu f r ü h durfte man vielmehr sagen! Im gestreckten Galopp herzugekommen, fand Winterfeldt seine Grenadiere und ihre unzureichende Unterstützung im Zurückweichen, den Berg verloren. Winterfeldt „warf sich auf ein frisches Pferd", schoß seine blitzenden Blicke und anfeuernde Tatkraft hierhin und dorthin, stellte stürmisch den Kampf wieder her, eroberte den Berg wieder und verteidigte ihn stürmisch wohl eine Stunde lang oder länger. Und hätte noch wer weiß was zustande bringen können, hätte ihn nicht eine Kugel in die Brust getroffen und plötzlich all seinem Tun in dieser Welt ein Ende gemacht.

Drei andere Ursachen gaben die Preußen für den Verlust ihres Berges an, die vergleichsweise unerheblich für sie oder uns sind. Erstens, daß Bevern auf wiederholte dringende Aufforderungen keine Verstärkung sandte, so daß Winterfeldt auf seine 10 000 Mann und das, was er und sie auszurichten vermochten, angewiesen war. Bevern sei eifersüchtig auf Winterfeldt, deuten sie an, und sehe nicht ungern seine heftige Verwegenheit gezähmt. Er war vielleicht bloß vorsichtig, um nicht wegen einer an sich geringfügigen Sache in eine allgemeine Aktion verwickelt zu werden.

Zweitens, daß zwei Infanterieregimenter, welche Winterfeldt eilig ausgeschickt hatte, um sich zweier Dörfer (Leopoldshagen, Hermsdorf) auf seiner Rechten zu bemächtigen und von da aus Nadastis Flanke zu beschießen, besagte Dörfer bereits von Tausenden von Kroaten nebst regulärer Infanterie und Kanonenbatterien besetzt fanden und sich ihrer auf keine Weise bemächtigen konnten. Dies war allerdings das Gegenteil von einem Vorteil. Drittens, daß ein Adjutant ein Wort falsch ausrichtete, welches furchtbar wichtig war: „Das Regiment Manteuffel soll hierher kommen!" hatte Winterfeldt befohlen. Der Adjutant richtete es aus: „Manteuffel-Grenadiere." Worauf die Grenadiere, welche in einem ummauerten Garten, einem wichtigen Punkte zu Winterfeldts Rechten, postiert waren, augenblicklich auf Befehl kamen, und Österreicher augenblicklich in den leeren Posten eindrangen und Winterfeldts andere Flanke mit ihrem Feuer bestrichen[1].

Genug, Winterfeldt lag zu Tode blutend da. Der Berg war verloren. Die Preußen zogen sich ungefähr um 2 Uhr nachmittags langsam, mit dem Rücken voran, zurück. Worauf die Österreicher sich ebenfalls zurückzogen und nur eine kleine Besatzung auf dem Berge hinterließen, welche ihn am folgenden Morgen freiwillig räumte. Gleichfalls am folgenden Morgen war Winterfeldt gestorben. Der Berg war, außer als Gegenstand der Prahlerei und als eine Erquickung für Kaunitz, von keinem Belang für die Österreicher. Aber der Tod Winterfeldts, den ihnen der Zufall in diesem Gefecht bescherte, war vermutlich von etwas sehr großer Bedeutung. Besser als zwei gewonnene Schlachten. Wer kann es sagen? Er war eine glänzende Gestalt, dieser Winterfeldt, gefährlich für die Österreicher. Die glänzendste Gestalt in der preußischen Armee, ihren Oberherrn ausgenommen. Und er trug sich mit großen Entwürfen. Preußen ist nicht geschickt im Feiern seiner Helden. — Die preußische Muse der Geschichte erstickt in trockenem militärischen Gamaschentum oder deren Spinngeweben und akademischen Pedanterien. Wie sollte sie auch geschickt dazu sein? Aber daß Preußen rühmenswerte Helden hervorbringen kann, das bleibt doch das allein Wichtige. Abgesehen vom Soldaten und den äußeren Umständen, die sehr verschieden sind, lassen sich bei Winterfeldt Spuren von Seelenverwandtschaft mit dem englischen Chatham, seinem Zeitgenossen, finden, wenn ihm auch nicht der Ruhm Chatams zuteil geworden.

Winterfeldt war keineswegs allgemein beliebt. Welcher tapfere Mann ist oder kann das sein? Er sei zu empfänglich für Schmeichelei, zu sehr dies, zu sehr jenes gewesen. Er ist, wie man allezeit fühlt, die leuchtendste Gestalt in der preußischen Armee, Friedrich allein ausgenommen. Und es

[1] Reichliche Berichte bei Seyfarth II. (Beilagen) 162—183; Heldengeschichte IV. 615—633; Retzow I. 216—221.

war nicht unnatürlich, daß er Friedrichs einziger Freund war — wie es der Fall gewesen zu sein scheint. Friedrich, als ihn (in der Gegend von Erfurt, acht Tage nachher) diese Hiobspost erreichte, ward tief davon erschüttert, bis zu Tränen oder über Tränen hinaus, wie wir uns wohl vorstellen können. „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden," hörte man ihn ausrufen, „aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt finden!" Lebe wohl, mein einziger Freund, wahrhaftiger Genosse, alleiniger Gefährte auf meiner einsamen Pilgerschaft durch diese gefahrvollen hohen Regionen.

Der Prinz von Preußen hingegen (besagt eine erbärmliche kleine Notiz, die nicht vorenthalten werden darf) ward durch die Nachricht aufgeheitert: ‚Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist!' Und sechs Monate nachher in seinen letzten Augenblicken rief er aus: ‚Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir soviel Kummer verursacht hat; aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte[1]!' — Erbitterte gegnerische Machenschaften solcher Art sind dort wie anderswo in der Welt im Umlauf!

Bevern hat, nachdem er den Mühlstein Winterfeldt von seinem Halse los ist, größere Verantwortlichkeit auf sich, fühlt sich aber als freier Mann. Er war Winterfeldt abgeneigt, sagt man, oder soll ihn sogar seit jener schlimmen zittauischen Zeit gehaßt haben. Jedenfalls kann er jetzt nach Schlesien und zu den Proviantmagazinen rücken, wenn er es für gut erachtet. Er wird dort Proviant bequemer zur Hand finden. Möge er andere Dinge entsprechend günstig finden! Niemand ist jetzt da, der ihn nötigt, mühsam manövrierend in hiesiger Gegend auszuharren, wo die königliche Armee, aber nicht der Proviant ihm näher ist.

Am dritten Tage darauf (10. September), als seine Vorbereitungen fertig waren, schlug Bevern den Weg nach Schlesien ein. Daun und Karl folgten ihm, und es ist nichts von ihnen in diesen sächsischen Landen zurückgeblieben — ausgenommen in Stolpen, gen Dresden zu, ein Reserveposten oder Nachhut von 15 000 Mann, falls wir wieder von diesen hören sollten. Und von Ende September an sank Beverns Stern, der nur einmal bei Reichenbach etwas hell aufstrahlte, rasch abwärts, gänzlich unter den Horizont hinunter. Und eine Post nach der anderen brachte Nachrichten aus Schlesien — jener Stolpenschen Reserve nicht zu erwähnen — wie Friedrich sie noch nicht erhalten hatte.

[1] Preuß II. 78, welcher Retzow anführt.

Siebentes Kapitel / Friedrich in Thüringen, die ganze Weltmacht seiner Feinde ist herangekommen

Die Soubiseschen und Reichsvölker hatten sich am 25. August bei Erfurt vereinigt, 50 000 an der Zahl und kein Feind auf vierzig Meilen in der Runde. Und in Versailler Kreisen erwartete man, sie würden geradeswegs zur „Befreiung von Sachsen" schreiten. Was sollte sie daran hindern? — Friedrich, mit den Österreichern bei Bernstadt scharmützelnd, konnte nur armselige 23 000 mustern, als er gen Erfurt rückte. In derselben Nachbarschaft, von Soubise erreichbar, ist die Richelieusche, vormals d'Estréessche Armee. Stolz auf den Sieg von Hastenbeck, die Königliche Hoheit von Cumberland, die keinen Widerstand leistet, gemächlich, schrittweise in die See treibend. Siegreich, weit und breit plündernd in jenen Landstrichen. Hannover selbst ist Hauptquartier. In den Versailler Kreisen wird ferner erwartet, daß Richelieu, „der Eroberer von Minorka", binnen kurzem Magdeburg belagern und erobern und seinem Ruhm die Krone aufsetzen werde. Warum nicht, wenn die „Befreiung von Sachsen" erst vollständig ist?

Alles dies fügte sich aber ganz anders zu Versailles' trauriger Enttäuschung. Der Eroberer von Minorca ist sich vermutlich bewußt, daß die Eroberung von Magdeburg gegenüber einem, dessen Stückbettungen nicht wurmstichig sind und der nicht „immer zu Bette liegt", wie der arme alte Blakeney tat, etwas ganz anderes bedeutet. Und die geheime Wahrheit ist, daß der Maréchal de Richelieu seine Gedanken überhaupt nicht auf Magdeburg noch auf irgendeinen Kriegspunkt richtete, welcher Schwierigkeiten bot, sondern einzig darauf, in jenen Landen Leute für sich zu sammeln. Einer der großartigsten Beutejäger, von welchem Kunde da ist. Und er läuft keine Gefahr, ein Warnungsbeispiel und Pendel zu werden, wie die Tausende, welche bereits in dieser Eigenschaft in seinem Rücken baumeln! Wirklich betrieb er diesen Feldzug, welcher der letzte seiner Kriegsdienste war, dergestalt, daß er in Paris „über eine Million Schulden bezahlte und sich ein schönes Gartenschloß dort baute, welches das spöttische Volk ‚Pavillon d'Hanovre' nannte"[1], einen Na-

[1] Barbier III. 256, 271.

men, den es, glaube ich, noch jetzt führt. Von dem Richelieuschen Feldzug brauchen wir glücklicherweise fast nichts zu sagen. Das Hauptinteresse für uns dreht sich jetzt um jenen Soubise-Hildburghausenschen Flügel — welcher freilich ebenfalls eine genugsam verächtliche Angelegenheit ist, wovon sich, das streng Unvermeidliche ausgenommen, nicht zu sprechen geziemt.

Friedrich, der mit seinen 23 000 am 30. August von Dresden aufbrach, hat nach Erfurt einen Marsch von etwa 34 Meilen. Er darf annehmen, daß er — Richelieu mit eingerechnet, wenn Königliche Hoheit von Cumberland fortfährt, wie bisher Null vorzustellen — insgesamt eine Masse von ungefähr 150 000 Feinden, von einer oder der anderen Gattung, zu seinem Empfang vorfinden wird, nicht zu vergessen jener, die er soeben hinter sich in seinem Rücken gelassen hat — und er mag schwerlich in einer triumphierenden Stimmung sein! Hinten, vorn, ringsum sind die Feinde versammelt. Nur eines ist gewiß: er muß sie schlagen oder sterben. Gern möchte wohl der Leser ihm auf diesem trostlosen Marsche folgen, ihm, dem einzigen Punkt von Interesse, das noch darin enthalten ist. Und die Leser sollen es, wenn wir es bewerkstelligen können, obgleich es äußerst schwierig ist. Denn als er nach Erfurt kam, fand er die vereinigte Soubise-Hildburghausensche Armee noch weiter westlich in das unzugängliche Gebirge zurückweichend und mußte notgedrungen dort verweilen und Truppen absondern und sogar persönlich gegen andere Feinde ziehen. Damit fertig, muß er wieder zurückmarschieren gegen seine Erfurtischen, welche mittlerweile wieder Mut fassen. Kurzum, vom 1. September bis 5. November verstreichen zwei Monate wirren Manövrierens und Hin- und Hermarschierens in jener Thüringer Gegend, die sehr verwickelt sind für den Leser. Der 5. November ist ein unvergeßlicher Tag. Aber was können wir in betreff der vorhergehenden Vorgänge tun? Hier sind aufgezählt die drei Hauptepochen der Begebenheiten, welche die Leser vorbereitungsweise in das Gedächtnis aufnehmen mögen:

1. 13. September, Friedrich ist in der Nachbarschaft von Erfurt angekommen. Aber Soubise und Konsorten sind westlich in das Gebirge bei Eisenach hinaufgezogen und wollen nicht herabkommen. Friedrich ist gezwungen, in der Umgegend zu verweilen, fast einen Monat lang in peinlicher Erwartung, bis er

2. am 11. Oktober auf die Nachricht, daß „15 000 Österreicher" (jene Stolpensche Reserve, die als Nachhut in Stolpen blieb, größtenteils Kroaten unter einem gewissen General Haddick) auf dem Marsch nach Berlin begriffen seien, eilig dahin aufbricht, durch Leipzig, Torgau, etwa 20 Meilen; hört, daß Haddick einen Tag (16.—17. Oktober) in Berlin war und aufs eiligste mit 200 000 Talern Brandschatzung, die man ihm zahlen mußte, wieder abgezogen sei. Hierauf macht Friedrich in der

Gegend von Torgau halt und würde in Ungewißheit gewesen sein, was zu tun, wären nicht

3. Soubise und Konsorten, durch diesen Haddickschen Zug sehr übermütig gemacht, aus ihren Bergen hervorgekommen, mit der Absicht, nun doch Sachsen zu befreien. So daß Friedrich (26.—30. Oktober) wieder kehrtmachen muß, durch Leipzig — nach Roßbach und auf den 5. November zu, in seiner alten Saalegegend, welche sich nicht so langweilig erweist wie das vorige Mal!

Dies sind die Hauptdaten, zu diesen möge der Leser nötigenfalls seine Zuflucht nehmen und sie stetig im Auge behalten. Es wird dann vielleicht möglich sein, was sich an anderen lichten Ereignissen darbietet, auf eine ihm verständliche Weise einzuschalten. Und diese düsteren Wanderungen und elendesten zwei Monate von Friedrichs Leben werden nicht ganz und gar ein ärgerlicher Klecks rätselhafter Dunkelheit sein, sondern eine Begebenheit mit einigermaßen erkennbaren Zügen im Zwielicht der Vergangenheit.

I. Friedrichs Marsch von Dresden nach Erfurt (31. August bis 13. September 1757).

Der Marsch nach Erfurt dauerte zwölf Tage und ging ohne bemerkenswerte Zwischenfälle vor sich. Mayr und das Freibataillon hatten die Vorhut. Friedrich ist bei dieser, wie gewöhnlich. Die Hauptarmee unter Keith, nebst Ferdinand und Moritz, folgt in verschiedenen Heersäulen auf geradem Wege nach ihrem Ziel mit stetiger Eile, zwölf Tage lang — das Wetter oft sehr naß[1]. Seidlitz mit der Kavallerie war vorausgegangen, um einen gewissen Turpin aufzusuchen, einen kühnen französischen Husarengeneral, der Leipzig bedrohte, Halle bedrohte. Aber Turpin machte sich bei seinem Annahen aus dem Staube, ohne es zu einem Kampfe kommen zu lassen, so daß Seidlitz nun haltmachen und sich der Armee wieder anschließen konnte, mit der Hoffnung auf besseres Glück für ein anderes Mal.

Ein Marsch ganz gewöhnlicher Art — die Haltepunkte sind nicht bemerkenswert, außer für gewisse Leser. Er bietet uns an Denkwürdigem höchstens folgendes. Zu Rötha, in der Leipziger Gegend, dem achten Rastort von Dresden, schreibt Friedrich, bereit, den Frieden anzubahnen, wenn es möglich ist:

„An den Maréchal Herzog von Richelieu.

Rötha, den 7. September 1757.

Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß der Neffe des großen Kardinals Richelieu so gut dazu geschaffen ist, Verträge zu unter-

[1] Tempelhof I. 229; Rödenbeck I. 317 (nicht sehr zutreffend); bei Westphalen (II. 20 usw.) ein persönliches Tagebuch dieses Marsches und der folgenden Vorgänge auf seiten des Herzogs Ferdinand.

zeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie infolge der Hochachtung, die Sie selbst denjenigen einflößen, welche Sie nicht persönlich kennen.

Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, mein Herr: nämlich Frieden zu machen, wenn man dazu geneigt sein sollte. Ihre Instruktionen sind mir zwar nicht bekannt: aber in der Voraussetzung, daß der König, Ihr Herr, von der Schnelligkeit Ihrer Fortschritte versichert, Sie in den Stand gesetzt haben mag, an dem Frieden Deutschlands zu arbeiten, sende ich Ihnen hier den Herrn von Elchetet" (Balbi ist sein wirklicher Name, mein italienischer Ingenieur, der vordem, in der Zeit von Fontenoy, unter Ihnen diente — und einige sagen, er habe im geheimen 100 000 Taler zum Geschenk für Ew. Gnaden bei sich — „den Herrn von Elchetet), dem Sie sich völlig vertrauen können.

Obgleich die Ereignisse dieses Jahres mich nicht hoffen lassen, daß Ihr Hof noch einige günstige Gesinnungen für mich hege, so kann ich mich doch nicht überreden, daß eine sechzehnjährige Verbindung nicht einige Spuren in den Gemütern zurückgelassen haben sollte. Vielleicht schließe ich auf andere nach meiner Empfindung. Dem sei aber wie ihm wolle, so wünsche ich mein Wohl lieber dem König, Ihrem Herrn, als irgendeinem anderen anzuvertrauen. Haben Sie, mein Herr, keine Verhaltungsbefehle für die Vorschläge, welche ich Ihnen mache, so bitte ich Sie, diese einzuholen und mich davon zu unterrichten.

Wer Bildsäulen in Genua verdient hat" (vor zehn Jahren, in jenen antiösterreichischen Zeiten, als Genua in Empörung ausbrach und die Franzosen und Richelieu so herrlich gegen die Unterdrücker intervenierten), „wer ungeachtet der größten Hindernisse die Insel Minorca erobert hat und im Begriff ist, Niedersachsen zu unterwerfen — kann nichts Glorreicheres tun als Europa den Frieden verschaffen. Gewiß wird dies der schönste Ihrer Lorbeeren sein. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit jener Lebhaftigkeit, die Sie solche rasche Fortschritte hat machen lassen, und seien Sie versichert, daß Ihnen niemand mehr Dank dafür wissen wird, als, Herr Herzog — Ihr treuer Freund — Frédéric [1]."

Richelieu soll, so weit sich ergibt, bereitwillig auf diesen Plan eingegangen sein und sich verlangtermaßen nach Versailles gewendet haben, mit einem peremtorischen Nein als Resultat. Richelieu richtete nichts in Versailles aus, noch auch „ce M. de Mirabeau", wenn er je dort war, noch sonst irgendeiner mit gleichem Auftrag. Es ist umsonst, in Versailles den Frieden nachzusuchen (und eine bloße Verschwendung Eurer „Summe von 100 000 Talern", welche hoffentlich nur eine Fabel ist bei dem obwaltenden Geldmangel); und wir würden vielleicht die Sache gar nicht erwähnt haben, wenn Wilhelmine nicht wäre, deren Lieblingsplan es ist, in dieser äußersten Schicksalsbedrängnis. Welchen Plan sie noch in anderen Richtungen versuchte, wie wir sehen werden. Und auch ihr Bruder gab seine Einwilligung dazu, jedoch vermutlich mit viel weniger Hoffnung. Wenn ein höflicher Brief und eine Geldbestechung es erwirken können, so sollen diese nicht gespart werden.

Dieser Tag zu Rötha ist derselbe, an welchem Winterfeldt auf dem Moysberg seinen Tod findet. In Pegau in dieser Nachbarschaft hat heute

[1] Mitgeteilt bei Rödenbeck I. 317 (zweifelsohne aus Memoires de Richelieu, Paris 1793, IX. 175, der einzigen Quelle hinsichtlich dieser geringfügigen Sache); anlangend „die 100 000 Taler", und was sonst das Gerücht sagte, s. Retzow I. 197; Preuß II. 84; Oeuvres de Frédéric IV. 145.

Seidlitz, der Turpin nicht auftreiben konnte, Loudons Husaren eine hübsche Schlappe beigebracht. Es war der erste Feind, den wir auf dem Marsch zu Gesicht bekamen, und der letzte — außer Loudon und Husaren läßt sich nichts hierherum blicken, der Rest jener Soubiseschen und Reichsvölker scheint zu schlafen. „D'Elchetet", Balbi, oder wer es immer war, fand wohl Richelieu nicht in Hannover, sondern an einem Orte namens Kloster-Zeven in der Gegend von Bremen, zehn oder zwölf Meilen weiter. Dort führt heute Richelieu mit einem gewissen Sporken, einem Hannoveraner, und einem gewissen Lynar, einem Dänen, rasch etwas zu Ende, das sie „Konvention von Kloster-Zeven" zu nennen belieben. Welche Friedrich als ein ihn treffendes neues großes Unglück ansah, obschon sie sich kurz hernach als ganz das Gegenteil herausstellte. Zur Erläuterung diene folgende kurze Notiz, sie kann nicht zu kurz sein über einen solchen Gegenstand:

Niemals ist eine hinfälligere Konvention dagewesen, als diese von Kloster-Zeven, welche ganz Europa während des übrigen Jahres mit kläglichem Lärm, Zorn und Besorgnissen erfüllte, jetzt aber für Europa und die Welt zu einem stummen mathematischen Punkt oder bloßen Positionsmerkmal geworden ist, das in dieser Eigenschaft noch zu beachten, obgleich an sich in jeder anderen Null ist. Folgendes sind die hauptsächlichen Umstände, wie sie aufeinander folgten.

Den 3. August gegen Mitternacht, „nachts 11 Uhr" sagen die Bücher, trifft Maréchal de Richelieu in d'Estrées Lager ein („im Lager bei Oldenburg", erst einen Tagesmarsch westlich von Hastenbeck). d'Estrées übergibt ihm stolz sofort seine Armee, erklärt mit Loyalität dem neuen Befehlshaber noch einige Tage alle nötigen Sachen, lehnt den Unterbefehl für sich ab und zieht sich stolz ‚gesundheitshalber' nach den Bädern von Aachen zurück.

Königliche Hoheit von Cumberland ist um diese Zeit bereits ziemlich weit elbewärts, seewärts vorgerückt. Bis 1. August, eine Woche lang, lag die Königliche Hoheit von Cumberland in Minden, etwa sechs Meilen von Hastenbeck, jenen traurigen Irrtum beklagend, aber nicht dazu zu bringen, standzuhalten und zu versuchen, ihn wieder gutzumachen. Den 1. August, als die Franzosen wieder gegen ihn vorrückten, zog er ab, nordwärts, seewärts. Über Nienburg, Verden, Zeven, Bremervörde, Stade — kam in Stade, an dem Ebb- und Flutwasser der Elbe, am 5. August an und machte hier gezwungen halt. Von Minden ab hat Richelieu, nicht d'Estrées, die Verfolgung der Königlichen Hoheit geleitet. Eine der einfachsten Operationen, nur daß das Gelände schlammig wird. Schwierig für das Fortbringen der Artillerie (meint Richelieu), mit einer so zerrütteten, hungrigen, des Soldes baren Armee. Und daß Königliche Hoheit, nach früherer Erfahrung eine sehr wütige Persönlichkeit, sich wie ein gehetzter Eber gegen uns wenden und alles gefährden könnte. Und endlich, daß man selber gar kein Verlangen nach Schlacht und Kampf hat, sondern nach Gelegenheit zum Plündern, um seine Schulden zu bezahlen.

Die britannische Majestät hat sich in dieser schrecklichen Lage ihres hannoverschen Heeres an den dänischen Hof gewendet; Richelieu hat ein gleiches Gesuch dahin abgehen lassen: ‚Vermittelt zwischen uns, erspart unnötiges Blutvergießen[1]!' — Was denn auch die dänische Majestät (Schwiegersohn der britischen) wohlgemut unternimmt und einen gewissen Lynar damit beauftragt, Graf Lynar, einen geschätzten Staatsdiener, der in der Nachbarschaft jener Gegend lebt, als dänischer Statthalter in Oldenburg — gibt sich viel ab mit der Heiligen Schrift, mit den heiligen Sprachen und anderen seraphischen Studien — und ist ein veränderter Mensch, seitdem wir ihn unlängst

[1] Valfons S. 291.

zuletzt in den Petersburger Regionen Frau Anton Ulrich die Cour machen sahen[1]! Lynar, der die Weltachse in solcher Weise auf seine Schultern gelegt fühlt, verliert keinen Augenblick, ruft die himmlischen Mächte an, geht an das Werk mit einer Lebendigkeit und Rührigkeit, die über alles Lob erhaben. Fliegt zu dem Herzog von Cumberland in Stade, von da zu Richelieu in Zeven, zurück zum Herzog, zurück nach Zeven: ‚Mögen Sie nicht, und mögen S i e nicht?‘ Und in vier kurzen Tagen hat er die dereinst weltberühmte ‚Konvention von Kloster-Zeven‘ auf Pergament stehen, unterzeichnet, bereit zur Ratifikation: ‚Sr. Königlichen Hoheit Truppen gehen in ihre Heimat zurück‘ (Wege, Art und Weise, Zeit, wann, wie und was nachher, ist unbestimmt gelassen), ‚und das Kriegsgetümmel hört in dortiger Gegend auf.‘ Beiderseits freudig unterzeichnet den 9. September 1757, und Lynars Herz schwellend vor Stolz ob seiner großen Tat[2].

Unbegreiflich, wie Lynar eine so schwierige Sache zustande gebracht hat. Er sagt seraphisch in einem Brief an einen Freund, in dessen Besitz die preußischen Husaren kamen, ‚der Gedanke sei vom Heiligen Geist eingegeben gewesen‘ — darüber lachte alle Welt wieder. Denn es war ein unbestimmter, alberner, nicht ausführbarer Vertrag, dessen Ratifikation beide Höfe verweigerten. Der französische Hof zuerst, falls das was auf sich hat, und das einzige jetzt Denkwürdige daran ist, daß der Vertrag selber eine völlige Nichtigkeit war, daß aber eine Tatsache daraus folgte, die noch immer von Belang ist, nämlich:

Daß am folgenden 5. Oktober Königliche Hoheit Stade und seine schiffbrüchige Armee verließ, die dort kläglich in der Schwebe hing wie ein im Flug gerupfter Kranich mitten in der Luft — den 12. Oktober in Kensington ankam, denselben Abend die väterliche Majestät sagen hörte: ‚Hier ist mein Sohn, der mich ins Unglück gestürzt und sich selber entehrt hat!‘ — und hierauf entrüstet alle seine militärischen Ämter samt und sonders niederlegte und ganz und gar aufhörte, Armeen, englische oder andere, in dieser Welt zu befehligen[3]. Dadurch bleibt Kloster-Zeven als ein mathematischer Punkt in der damaligen und heutigen Gestalt der Dinge denkwürdig in der Geschichte, wennschon es hiervon abgesehen zur Null zusammengeschrumpft ist.

Pitt benahm sich der Königlichen Hoheit gegenüber mit glänzender Großmut. Königliche Hoheit heißt es, sei in dieser Sache von seinem armen kleinlichen Vater und den hannoverschen Ministern äußerst schlecht behandelt worden, da die Sache von Anfang bis ans Ende das Werk vielseitigen Unverstandes gewesen. Der Herzog war die Ehre selbst, tapfer wie ein welfischer Löwe, aber schwach an Verstand und besaß nicht die ‚allergeringste‘ (sagt Mauvillon) militärische Geschicklichkeit: schrecklich, ihn im Befehl britischer Armeen zu sehen! Er fahre wohl für immerdar.

Bereits seit dem 29. Juli, drei Tage nach Hastenbeck, war Pitt wieder im Ministerium, so stark war die Wirkung des Bombardierens mit Diplom-Büchsen und der Ereignisse auf die britannische Majestät. Aber jetzt erst, wie ich es mir vorstelle, ging Sr. Majestät ein Licht auf über Pitts Verhalten gegenüber diesen deutschen Dingen. Die Frage einer deutschen Armee, wenn du einen Nicht-General an ihrer Spitze haben mußt, mochte wohl für Pitt problematisch sein. (Deinen starken wehrhaften Mann auszurüsten und ohne Rücksicht auf die Kosten für dein Geschäft auszuschicken, und als vorläufige Maßregel ihm den Kopf abzuschneiden, ehe du zu ihm

[1] S. oben III. 197.

[2] Büsching (der allein zuverlässig in der Sache ist) B e i t r ä g e IV. 167—168; § Lynar: s. Schöll III. 49; Valfons S. 292—293; Oeuvres de Frédéric IV. 143 (mit Verbesserung der dortigen Anmerkung von Preuß).

[3] Bei Walpole (III. 59—64) die ausführlichsten Einzelheiten.

sagst „Gute Verrichtung starker Mann!") Aber mit einem General an der Spitze sieht Pitt — daß es anders sein könne. Daß sich vielleicht „Amerika in Deutschland erobern ließe", und daß man es gegenüber einer britannischen Majestät, deren Sinn einmal so gestellt ist, überhaupt auf keine andere Weise versuchen könne. Diesen Weg verfolgt Pitt hinfort standhaft und unbekümmert um das Zeitungsgeschnatter: „Ha, auch unser Pitt ist deutsch geworden, trotz all seinem Reden!" Wie ein Schiff mit vollen Segeln, wenn See, Wind, Steuermann sämtlich einstimmig sind und nur gewisses Wassergevögel Einspruch tut. Und ist während der nächstfolgenden vier Jahre König von England. Der einzige König, den das arme England seit langem gehabt hat; seine Hand wird binnen kurzem an allen Enden der Erde gefühlt. Und er erweist sich als ein solcher Segen für Friedrich (unter anderen) wie sonst nichts in diesem Kriege. So ziemlich der einzige Segen, wie er ihn kaum erwartete. Es dauert nicht lange, und Exzellenz Mitchell fängt an, über einen General ratzuschlagen. Und Friedrich sieht in dunkler Ferne eine bessere Zukunft, sieht, daß Kloster-Zeven kein so großes Unglück war, wie er sich einbildete, sondern nur „die dunkelste Stunde", welche, wie das Sprichwort besagt, dem Tagesanbruch vorangeht.

II. Die Soubise-Hildburghausenschen Völker rücken in das Gebirge. Friedrich wartet in der Nähe von Erfurt eine Woche nach der andern in peinlicher Untätigkeit (13. September bis 10. Oktober).

Friedrichs Marsch ging über Döbeln, Grimma nach Pegau und Rötha auf der Leipziger Straße, aber Leipzig weit ab rechts lassend. Streift am anderen Tag nach Rötha, rechts an Weißenfels vorbei, geht bei Naumburg über die Saale, von da gerade durch das weimarsche Land, Stadt Weimar zur Linken, nach Erfurt auf der Nordseite und —

„Erfurt, Dienstag, den 13. September 1757, gegen 10 Uhr vormittags" (man höre einen glaubwürdigen Zeugen) „erblickte man in unseren Feldern einige preußische Husaren", nördlich von der Stadt. ‚Die Vorhut der preußischen Armee!‘ sagte Erfurt mit Schrecken, und sagten unsere französischen Gäste mit Schrecken. „Kaum aber war davon gesprochen, so sah man selbige" (es waren nur etwa 9000 Mann, obschon wir alle glaubten, es sei die ganze Armee) „über die Weinberge vor dem Krempfer Tor anmarschieren kommen." Sie stellten sich in einem Halbkreis um die Stadt auf, während die Franzosen und Reichsvölker sich von dem Cyriaksberg und Petersberg vor den entgegengesetzten Toren davonmachten, was sie konnten — nach Gotha und dem Eisenacher Gebirge. Man denke sich, welch ein Zwiespalt für das in solcher Weise zwischen zwei Hörner eingeklemmte Erfurt, falls das eine Horn hereinkäme, ehe das andere hinaus ist! „Nach langem Verhandeln wurde endlich der Einmarsch bewilligt. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr", nachdem die Franzosen alle fort waren, „erfolgte alsdann der Einzug" mit einigem angemessenen Pomp. „Preußische Majestät in eigener Person (wer hätte es glauben sollen!) mit Prinz Heinrich an seiner Seite; Kavallerie mit entblößten Klingen, Infanterie mit Feldstücken und klingendem Spiel" —

spielten hoffentlich den preußischen Grenadiermarsch oder etwas gleich Lustiges. „Die übrige Kavallerie, und was zur Avantgarde gehörig, schlug alsdann vor dem Johannistore, dem eine halbe Stunde vor der Stadt gelegenen Dorfe Ilversgehofen gegenüber, ein Lager auf und fing an zu kampieren, bis die Armee völlig herbeigerückt war[1]."

Dies ist der erste Anblick, den Friedrich von „la Dauphine" hat, wie die Versailler diese zur „Befreiung Sachsens" gekommene Bellona nennen, und sie ist viel spröder, als man erwartet hatte. Viele traurige Tage und heiß vertane Gelübde Friedrichs, ehe er ihres Saumes wieder ansichtig werden konnte! Von Ilversgehofen nordwestwärts nach Dittelstädt, Gamstädt und andern armen Flecken im Gothaischen ist es zwei bis drei Meilen. Von Dittelstädt ostwärts nach Bullstädt und Buttelstädt im Weimarischen mag es fünf Meilen sein. Auf diesem Flächenraume mußte Friedrich, Quartiere wechselnd, hauptsächlich des Unterhalts halber — das Hauptquartier ist eine Zeitlang Kirschleben, schließlich und am längsten Buttelstädt — vier Wochen und länger ungeduldig auf und ab wandern, ohne Arbeit, die der Rede wert, finden zu können — in der Gemütsbeschaffenheit eines Menschen, dessen Haus brennt, so daß aus allen Fenstern vorn und hinten die lichten Flammen herausschlagen, und der mit dem Löschapparat herzugeeilt ist, aber festgebannt nicht einen Eimer in Anwendung bringen kann. Und ist von Natur die geschwindeste Seele, die zur Zeit lebt. Man stelle sich seine Lage dort vor, wie sie nachgerade ihm offenbar wird!

Für jetzt hat die ins Gebirge eilende Dauphine-Bellona noch einen Rest von Gesindel in Gotha zurückgelassen. Und so haben wir hier zwei Tage darauf wieder eine „Zeitungskorrespondenz", die zwar nicht mittels elektrischer Telegraphen herkommt, aber (was ein fühlbarer Vorteil) in allen Stücken glaubbar ist, wenn sie eintrifft:

„Gotha, Donnerstag, den 15. September." Der Herzog und die Herzogin, wie alle Welt, waren den ganzen Morgen mit der Tatsache beschäftigt, daß die preußische Armee (Seidlitz und ein paar Regimenter, weiter nichts) wirklich hier sei; diese besetzten heute früh die Hauptwache und Stadttore — nachdem gewisses ungarisch-französisches Husarengesindel, das allen Gothaern verhaßt, vorher eilig nach Eisenach und dem Gebirge abmarschiert war.

Gegen Mittag aber „langten Se. Königliche Majestät in höchster Person mit Dero Herrn Bruder, des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit, unter einer Bedeckung von Husaren in Gotha an. Sie fertigten sofort einen von Dero Offizieren mit einem Kompliment an den Herzog ab und ließen Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht melden: daß sie gern das Vergnügen genießen möchten, mit Ihnen zu Mittag zu speisen. Dieser Offizier traf gerade zu der Zeit ein, da sich der Herzog an die Tafel setzen wollte. Einen Augenblick darauf erschien der König selbst und sagte, indem er den Herzog umarmte, zu ihm: ‚Ich habe mit Fleiß den Augenblick gewählt, da ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht an der Tafel sein würden, um ohne Umstände empfangen zu werden und die Mittagsmahlzeit mit Ihnen freundschaftlich einzunehmen.' So unvermutet dieser Besuch geschah, so kann man doch die Freude, welche solcher bei dem Herzog und der Herzogin", alle beide treue Freunde Friedrichs, und letztere von der Zeit an seine Korrespondentin, „verursachte, nicht genug ausdrücken, indem beiderseits

[1] Heldengeschichte IV. 636—637.

Hochfürstliche Durchlauchten durch die Ehre der Gegenwart eines so großen Königs auf das zärtlichste gerührt wurden.

Se. Majestät baten, daß die Frau von Buchwald, Hofdame bei unserer gnädigsten Herzogin, deren Verdienste Se. Majestät hochschätzen, mitspeisen möchten" — wie er denn allezeit ein Freund von verständigen Leuten, insbesondere von verständigen Frauen war. „Die ganze höchste und hohe Gesellschaft war während der Tafel ungemein aufgeräumt. Der Monarch bezeigte sich vollkommen vergnügt, und seine lebhaften, geistreichen und jedermann ermunternden Gespräche ließen nicht das allergeringste von den wichtigen Bemühungen, womit sich seine Aufmerksamkeit beschäftigte, an sich spüren, und je mehr dieser Bemühungen damals waren, je weniger durften selbige die edle Freimütigkeit seiner erhabenen Seele, die sich durch nichts niederschlagen läßt, binden.

Nachdem Se. Königliche Majestät von dem Herzoge und der Herzogin Abschied genommen, auch den vornehmsten des gothaischen Hofes beiderlei Geschlechts die Ehre, Ihnen die Aufwartung zu machen, gegönnt hatten, kehrten Sie wieder zu Dero Armee zurück[1]" Schlief, wie ich anderwärts entnehme, „in Gamstädt, auf dem Fußboden in einem kleinen Wirtshaus," in der Absicht, am anderen Morgen die Posten in der Umgegend zu besichtigen.

Hier war ein heiterer kleiner Auftritt für Friedrich, der letzte, der ihm in diesen dunkeln Wochen zuteil ward. Ein emsiger Vorgänger, bemüht zu erläutern und zu erklären, hinterläßt mir nachstehende Notiz:

Wie schade, daß man nichts Näheres über diesen Herzog und Herzogin weiß, noch wissen kann, obgleich ihre Namen, besonders der letzteren Name, in den Büchern vielfach umhergeworfen wurden. Wir hörten zu Voltaires Zeit, und zwar in günstiger Weise, von ihnen und mögen vielleicht wieder von ihnen hören, wenigstens von der Dame, die fortan in brieflichem Verkehr mit Friedrich bleibt. Obiges ist ein dunkler unmittelbarer Anblick, den wir von ihnen erlangen, vermutlich sowohl der erste als der letzte. Des Herzogs Name ist Friedrich III.; wie mir scheint, ein Mann von Biederkeit, Ehre und höflichem, würdigem Wesen. Ein höchst achtbarer Herzog von Sachsen-Gotha, der sich begnügt, unbekannt zu sein und ruhig zu leisten, was in jener seltsamen Stellung noch leistbar ist. Er ist Oheim unseres englischen Georg III. Seine Schwester ist die dermalige verwitwete Prinzessin von Wales, umgeben von einem Lord Bute und von ich weiß nicht was für bedenklichen Gestalten und Intrigen oder Furcht vor Intrigen. Seine Herzogin Luise Dorothea ist eine Fürstin von ausgezeichneten Eigenschaften, literarischen Neigungen — Voltaires Gastfreundin, Friedrichs Korrespondentin, eine lichte und ruhig strahlende Erscheinung in dem Kreise, den sie bewohnt. Der Herzog ist gegenwärtig achtundfünfzig, die Herzogin siebenundvierzig, und sie verloren vergangenes Jahr ihren Sohn. Es ist in der letzten Zeit ein beträchtlicher Privatstreit anhängig gewesen wegen der Vormundschaft über den Herzog von Weimar (Wilhelmines toller Herzog ist vor kurzem gestorben unter Hinterlassung eines Prinzen, welcher auch bald starb, aber einen Sohn hinterließ, der emporwuchs und Goethes Freund wurde). Die von verschiedenen Vettern beanspruchte Vormundschaft ist diesem zuerkannt worden, ein Resultat, an welchem König Friedrich mitwirkte.

Was die berühmte Herzogin betrifft, so ist sie eine sachsen-meiningsche Prinzessin, von Ernst dem Frommen, von Johann dem Großmütigen abstammend, ebensowohl als ihr Gemahl und all diese sächsischen Fürstenhäuser. Als Voltaire plötzlich mit solcher Schnelligkeit den Potsdamer Himmel verließ, nahm sie ihn in Gotha auf, ließ ihn die *Geschichte des deutschen Reichs* schreiben und bemühte sich, seinen Sturz zu lindern. Sie war edel gegen Voltaire und hoch geehrt von diesem schwankenden Geist. Gotha besitzt eine schöne Bibliothek, und die Dame liebt Bücher und diejenigen,

[1] Brief in *Heldengeschichte* IV. 638—639.

die sie schreiben können — eine Freundin des Lichtes, eine Tochter der Sonne und des Empyräums, nicht der Finsternis und der stygischen Sümpfe [1].

Friedrichs erster Brief an Ihre Durchlaucht war ein vor mehr als einem Jahre geschriebener Dankbrief für eine Gefälligkeit und zugleich Gerechtigkeit, die sie einem seiner Beamten erzeigt hatte. Hier, vom anderen Tage nach jenem Mittagessen, ist der zweite Brief, viel ätherischer und herzlicher, in welchem Stile sie alle fortdauern, seitdem er die Bekanntschaft der bewunderten Herzogin gemacht hat.

An Ihre Durchlauchtige Hoheit, die Herzogin von Sachsen-Gotha.

Dittelstädt, „den 1. September 1757.

Madame — Ich werde niemals den gestrigen Tag vergessen, der ein gerechtes Verlangen befriedigte, das ich seit langem gehegt, eine von ganz Europa bewunderte Fürstin zu sehen und zu hören. Ich wundere mich nicht, Madame, daß Sie die Herzen unterjochen; Sie sind sicherlich dazu gemacht, die Hochachtung und die Huldigung aller anzuziehen, welche das Glück haben, Sie zu kennen. Aber es ist mir unbegreiflich wie Sie Feinde haben können, und wie Menschen, die nicht für Barbaren gehalten sein wollen, so unwürdigerweise der Hochachtung, die sie Ihnen schuldig sind, und der Rücksicht, die allen Souveränen gebührt, haben ermangeln können" (die Franzosen zeichneten sich diesmal nicht durch feines Betragen in Sachsen aus). „Daß ich nicht herzufliegen konnte, um solche Unordnung und solche Unschicklichkeit zu verhindern! Ich kann Ihnen nur sehr viel guten Willen anbieten; aber ich fühle wohl, daß unter gegenwärtigen Umständen Erfolge und Tatsachen not tun. Möchte ich, Madame, so glücklich sein, Ihnen einigen Dienst leisten zu können! Ich bin mit höchster Verehrung, Madame, Ihrer Hoheit treuer Cousin — F." [2]

Zu Wilhelmine spricht er am folgenden Tage noch immer befriedigt davon, obgleich in der Zwischenzeit traurige Nachrichten eingetroffen waren, darunter die von Winterfeldts Tod:

— „Vorgestern war ich in Gotha. Es war eine rührende Szene, Unglücksgenossen zu sehen, mit gleichem Kummer und gleichen Klagen. Die Herzogin ist eine Frau von wirklichem Verdienst, deren Festigkeit manchen Mann beschämt. Frau von Buchwald scheint mir eine sehr schätzbare Person, die Ihnen sehr zusagen würde: Geist, Kenntnisse, ohne Ansprüche und ein gutes Gemüt. Mein Bruder Heinrich stattet ihnen heute einen Besuch ab. Ich bin so von Schmerz überhäuft, daß ich meine Trauer lieber für mich behalten und mein Unglück nicht zur Schau tragen will. Ich habe Ursache mir zu meinem Bruder Heinrich Glück zu wünschen; er hat sich als Soldat wie ein Engel und als Bruder sehr gut gegen mich benommen. Ich kann unglücklicherweise nicht dasselbe von dem älteren sagen. Er schmollt mit mir und hat sich nach Torgau zurückgezogen, von wo er, wie man mir schreibt, nach Wittenberg abgegangen ist. Ich werde ihn seinen Launen und seinem schlechten Betragen überlassen, und weissage nichts Gutes für die Zukunft, es wäre denn, daß der jüngere ihn leite [3]." —

Dies ist aus einem langen traurigen Brief an Wilhelmine, auf dessen übrigen Inhalt, als in anderer Hinsicht belehrend, wir vielleicht zurückkommen werden. Aber ehe wir auf jene tragische Menge schlimmer Nach-

[1] Michaelis I. 517 usw.
[2] Oeuvres de Frédéric XVIII. 166.
[3] „Kirschleben bei Erfurt, 17. September 1757" (Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 306)

richten eingehen, wollen wir den Ausgang zu Gotha mitteilen, welcher sich — teilweise tragi-komisch — den Tag darauf ereignete und das letzte bißchen Aktion in jenen düstern vier Wochen ist.

Gotha, den 18. September. Seit Donnerstag, dem 15., war Generalmajor Seidlitz, der jüngste Generalmajor in der Armee, aber ein rasch emporsteigender Mann, Kommandant in Gotha, unter angenehmen Verhältnissen, beliebt und allmächtig, obgleich nur mit einer Macht von 1500 Mann Dragonern und Husaren. Montag in der Frühe erhält Seidlitz Kunde, daß die Soubise-Hildburghausenschen Völker im Anzuge seien, französische und österreichische Husaren, Turpins, Loudons, alle die sie haben, Grenadiere in großer Masse. Im ganzen sage 8000 Mann zu Roß und und zu Fuß nebst zahlreicher Artillerie. Sie sind die ganze Nacht auf dem Marsch gewesen, um Gotha wieder zu nehmen, und sämtliche Generalität und Herrschaften der Armee folgen seit einigen Stunden in ihren Wagen, um es mit anzusehen. Seidlitz hat, als er dies gewahr wird, nur eine Wahl — sich fort zu machen, was er mit ordnungsmäßiger Geschwindigkeit tut. Und vormittags 9 Uhr finden die Herrschaften und 8000 Mann offene Tore, Seidlitz auf und davon, besetzen die Posten unter Trommelschlag und mit gehörigem Auftreten und begeben sich mit grandiosem Triumph auf das Schloß, wo sie im geheimen nicht sehr willkommen sind, obschon man die beste Miene dazu macht. Und Anstalten zu einem angemessenen Diner sind das erste, was die Umstände gebieterisch erheischen. Der Hof von Gotha wird ein sehr bewegter, und französische Federbüsche schwadronieren stark umher, seitdem Seidlitz abziehen mußte.

Seidlitz ist nicht sehr weit abgezogen. Seidlitz hat seine kleine Dragoner-Husaren-Truppe eine halbe Stunde davon in einer Vertiefung aufgestellt; hat ein ihm nahe stehendes drittes Regiment zu sich berufen mit dem Befehl, ‚in einem gewissen von Gotha ostwärts sichtbaren Defilee so und so aufzumarschieren' — und urteilt nach dem da oben vor sich gehenden Schwadronieren, wovon er Kunde erhält, daß man vielleicht doch noch etwas ausrichten könne. Das Diner oben auf dem Schloß wird eben vom Bratspieß abgenommen, und das Schwadronieren ist in vollem Schwung, als — ‚Ha! was ist das?' und alle Federbüsche halten still. Denn Seidlitz, der kunstfertige Mann, rückt ausgeschwärmt von allen hervorragenden Punkten heran, mehr wie 15 000 denn 1500: ‚Und in dem Defilee dort, jenes Regiment, wohl die Vorhut des Königs? — Aufgesessen!'

Das ist Seidlitzens schönes Gemälde, das dort, an den Himmel selber angelehnt, als zeitweiliger Hintergrund zu Gotha aufgestellt ist und sich dem Urteil der Kunstkenner darbietet. Was malerischen Effekt, Naturwahrheit und Macht über den Kunstkenner anlangt, so habe ich von nichts Ähnlichem von irgendeinem Künstler gehört. Die hohe Generalität, Soubise, Hildburghausen, Darmstadt, sitzen eiligst auf. Es sitzt alles auf, glücklich wer ein Pferd hat, um aufzusitzen. Die Grenadiere packen sich zum Schloß hinaus. Dragoner, Artillerie packen sich hinaus. Die Dauphineß samt und sonders sucht mit großer Geschwindigkeit das Weite, so daß Seidlitzens Husaren ihr kaum zu Leibe kommen konnten. Sie machten sechzig und etliche Gefangene, darunter neun Offiziere (nicht von Auszeichnung), töteten dreißig und hatten eine solche Beute von Ausrüstungen und Wertsachen, nicht wenige davon Toilettengegenstände, Anzüge u. dgl., daß das Husarenherz vor Freude jubelte. Unter anderer Beute fand sich auch Loudons Generalmajorspatent, eben auf dem Weg von Wien (des armes Mannsteins Tod habe die Anregung dazu gegeben, sagen einige). Zweifelsohne ein ausgezeichneter Loudon, welchem Friedrich die Urkunde am anderen Tage mit einem höflichen Billett überschickte [1].

[1] Heldengeschichte IV. 640; Westphalen II. 37; Oeuvres de Frédéric IV. 147.

Am Tage nach dieser hübschen Seidlitzschen Kriegstat, die ein kleiner Trost für Friedrich war, kam ein Brief nicht bloß höfischen Inhalts. Der Brief selber mußte auf der Stelle verbrannt werden, weil er, wie es scheint, von Gefahr für die hohe Frau war, die Friedrich sehr zugetan. Ihr Briefwechsel, der sehr artig und anmutig, aber größtenteils in einen unverständlichen Zustand geraten und leer und gespensterhaft geworden ist, spielt eine große Rolle in den Büchern und war ohne Zweifel eine wichtige Tatsache für Friedrich. Seine Antwort bei dieser Gelegenheit mag eine Stelle hier finden, da wir sie besitzen — aus Furcht, es möchte sich anderwärts nicht Gelegenheit zu einer zweiten Probe finden.

Friedrich an die Herzogin von Sachsen-Gotha.

„Kirschleben, bei Erfurt, 20. September 1757.

Madame — Nichts Ruhmvolleres konnte meinen Truppen begegnen, als sich unter Ihren Augen, Madame, und für ihre Verteidigung zu schlagen. Ich möchte wünschen, daß ihre Hilfe Ihnen nützlich sein könnte; aber ich sehe das Gegenteil voraus. Wollte ich hartnäckig beharren, den Posten von Gotha mit Infanterie zu behaupten, so würde ich Ihnen Ihre Stadt ruinieren, Madame, indem ich das Kriegstheater dahin zöge und dort festhielte, anstatt daß Sie jetzt nur Streifereien zu erdulden haben, die nicht von langer Dauer sein werden.

Tausend Dank, daß Sie während der Unruhe eines Tages wie der gestrige noch einen Augenblick finden konnten, um an Ihre Freunde zu denken und sich für dieselben zu beschäftigen." (Seidlitzens Angriff war lebhaft, ganz plötzlich, mit einer Wirkung, die der des Harlekinschwertes in den Pantomimen gleicht, und Gotha, an allen Ecken, namentlich auf dem Schloß unten und oben — das Diner zubereitet für A und von B in solcher Weise verzehrt — muß die aufgeregteste der kleinen Städte gewesen sein.) „Ich werde nichts von dem versäumen, was Sie die Güte haben, mir zu sagen; ich werde von diesen Mitteilungen Nutzen ziehen. Gebe der Himmel, daß es zur Befreiung und zum Heil Deutschlands ausschlage!

Der größte Beweis des Gehorsams, den ich Ihnen geben kann, besteht sicherlich darin, daß ich mit Ihrem Brief nach Ihrer Vorschrift verfahre" — (nämlich ihn sobald er gelesen verbrenne). „Ich würde ihn als ein Monument Ihrer Großmut und Standhaftigkeit aufbewahrt haben; aber, Madame, da Sie anders darüber verfügen, so sollen Ihre Befehle ausgeführt werden, denn ich meine, daß, wenn man Freunden nicht dienen kann, man wenigstens vermeiden muß, ihnen zu schaden; daß man mit seinen eigenen Interessen weniger behutsam sein darf, aber mit dem was sie angeht vorsichtig und sogar furchtsam verfahren muß. Ich verbleibe mit der größten Hochachtung und vollkommensten Verehrung, Madame, Ihrer Hoheit treuester und affektionierter Cousin — F.[1]"

Von Erfurt aus hatte Friedrich am Abend seiner Ankunft, nachdem er die Dauphine in solcher Stimmung befunden, Ferdinand von Braunschweig mit seinem Korps und Prinz Moritz mit dem seinigen, welche beide noch in Naumburg standen, zu verschiedenen Zwecken abkommandiert. Ferdinand gegen Halberstadt-Magdeburg, wohin Richelieu, geierhaft wenn nicht adlerhaft, auf dem Fluge ist. Moritz nach Torgau, um unsere Magazine zu schützen und dort auf der Warte zu stehen. Beide marschierten andern Tags (14. November) und senden ihre Nachrichten, selten angenehme,

[1] Oeuvres de Frédéric XVIII. 167.

hauptsächlich, daß trotz allem, was man tun könne (und das ist nicht weniges von seiten Ferdinands), die Richelieuschen Geier, 80 000 an der Zahl, meilenbreit heranströmend, nicht aus Halberstadt, höchstens noch aus Magdeburg selber zu halten seien, und daß, mit einem Wort, die allgemeine Feuersbrunst auch in jener Gegend um sich greife[1]. Moritz, während etlicher Wochen unangefochten in Torgau, sollte zugleich ein Augenmerk auf Brandenburg, auf Berlin selber haben, und binnen kurzem wird Moritz etwas Bemerkenswertes dort wahrnehmen!

Aus Preußen hört Friedrich von nichts als Verwüstungen und abscheulichen Grausamkeiten, kosakisch-kalmückischen Greueltaten, vor welchen die Menschennatur zurückschaudert[2]. „Schlagt euch mit den Ungeheuern, greift sie an auf jede Gefahr hin!" schreibt er nachdrücklich an Lehwald. Lehwald, 25 000 gegen 80 000, tut es. Stellt sich vor Wehlau nicht weit östlich von Königsberg zwischen waldigen Morästen am 30. August bei Groß-Jägersdorf mit seiner besten Geschicklichkeit in Schlachtordnung auf; schlägt sich wacker, wennschon nicht ohne Irrtümer, und wird durch Kanonen und Überzahl geschlagen[3]. Preußen ist nun in Apraxins unbeschränkter Gewalt. Auch diese Neuigkeit ist auf dem Wege in das Thüringer Land. Solche sechs Wochen für den raschen Mann, der gezwungen ist, festgebannt dazustehen — die müßige Nachwelt wird sie nie begreifen, und Beschreibung ist unnütz.

Fügen wir hier gleich hinzu, daß Apraxin nicht auf Königsberg oder überhaupt weiter in Preußen vorrückte, sondern nach einigem Zögern zu jedermanns Erstaunen kehrtmachte und langsam heimzog. „Er habe sich keine Lebensmittel verschaffen können", sagte Apraxin. „Er glaubte die Zarin dem Tode nahe," sagte die Welt, „und daß Peter, ihr Nachfolger, es wohl aufnehmen würde!" Sicher ist, er zog langsam heimwärts, und Lehwald folgte ihm, nicht zu nahe, bis über die Grenze. Es ist nichts von Apraxin und seinem großen Heerzuge übrig, außer Memel: Memel und viele Gräber und Trümmer. So daß Lehwald vor dem Eintritt des Winters zurückberufen werden konnte, um auf die Schweden acht zu geben. Und Friedrichs schlimmste Ahnungen trafen in diesem Falle nicht zu — auch nicht in einigen anderen Fällen, wie wir sehen werden!

Friedrichs Klagelieder.

Ist es inzwischen nicht merkwürdig, daß Friedrich diesen Herbst mehr Verse schrieb, als fast in irgendwelchen anderen drei Monaten seines Lebens? Merkwürdig allerdings, obschon vielleicht nicht unerklärlich. Und

[1] In Orlichs Fürst Moritz S. 71—89 und bei Westphalen II. 33—143 (hinsichtlich Ferdinands): interessante urkundliche Angaben, Handschreiben Friedrichs usw. über diese beiden Expeditionen.

[2] In Heldengeschichte IV. 427—437 die gräßlichen Einzelheiten.

[3] Tempelhof I. 299; Retzow I. 184 usw. („die Russen verloren ungefähr 9000", nach ihrer eigenen Angabe 5000, „die Preußen 3000" und das Schlachtfeld).

wenn die Leser diese Tatsache gehörig würdigen könnten, anstatt mit der bloßen Schale davonzulaufen und den Kern zurückzulassen, so würde dieselbe ein bedeutsames Licht auf Friedrich werfen. Er ist also kein in sich gekehrter unartikulierter Mensch, sondern ein hell blickender, artikulierter, der selbst angesichts des Todes nicht verstummt. Blickt helläugig in das Antlitz des Todes und des Untergangs und der Schrecken des sich öffnenden Abgrundes und hat ein scharfes Wort zu ihnen zu sagen. Die Erklärung dieser großen Ladung Verse während dieses Spätjahrs ist, daß er allezeit, abwechselnd mit solch feurig schnellen Bewegungen, unerträgliche Perioden des Wartens hatte, bis die Dinge reif waren. Und gab sich mit Versemachen ab, um sich auszulassen und die bösen Geister niederzuhalten. Kein übles Vorhaben unter diesen Umständen, namentlich wenn man eine so wunderbare Anlage dazu hat, sich redend auszulassen. „Sämtlich schlecht als Poesie, jene Verse?" fragt der Leser. Nun, manche darunter sind nicht von erster Güte; hätten verbrannt werden oder es hätte angemerkt werden sollen, was für Zeit sie kosteten, und ob gute Zeit damit verschwendet (was vermutlich niemals geschah) oder schlimme Zeit geschickt überstanden wurde. Zeit, das ist der Hauptpunkt, und die Herzenswahrheit oder bloße Lippenwahrheit der Verse ist ein zweiter. Wir müssen jedenfalls einige Probestücke mitteilen.

Namentlich jenes bemerkenswerte Stück aus der Zittauer Gegend, das „Sendschreiben an Wilhelmine (Epître â ma Soeur)"[1], welches gleichsam der Schlüssel ist, der Urquell vieler anderen Verse und auch vieler Prosa und Korrespondenz, nicht bloß mit Wilhelmine, wovon gleichfalls einige Proben mitgeteilt werden sollen. Die Haupt-Epistel, verfaßt, wie ich bemerke, in jener Zwischenzeit des Wartens auf Keith und die Magazine, obgleich das schließliche Datum „Bernstadt, 24. August" ist, über welche Smelfungus sich voreilig herausnimmt zu sagen: „Ist es nicht seltsam, daß einer im Begriff, für sein Dasein zu kämpfen, von so vielen Geschäften überhäuft, geneigt sei, sich noch obendrein auf Versemachen einzulassen! Man begreife diese Gemütsform, sie würde einiges Licht auf Friedrichs Charakter werfen: ich kann mir eine solche Geistesbeschaffenheit noch nicht recht vorstellen und weiß nicht, was ich dazu sagen soll, als ‚seltsam!'" —

Begriffen oder nicht begriffen, wir erhalten dadurch einige unzweifelhafte Einblicke, fast die einzigen unmittelbaren, die uns irgendeine Quelle gewährt, in Friedrichs Inneres: was seine Gedanken waren und was seine Stimmung war in jener außerordentlichen Krise. Und für Leser, die hiernach suchen, sind diese Stücke, welche für jede andere Art von Lesern veraltet und frostig geworden, wohl einer aufmerksamen Prüfung wert. Es sind, wie sich erkennen läßt, höchst wahrhaftige Urkunden; nichts könnte wahrer sein. Es sind im offenkundigsten Sinne Beichten, nie wurden wahrere einem Priester im Namen des Allerhöchsten abgelegt. Wie ein

[1] Oeuvres de Frédéric XII. 36—42.

Selbstgespräch von Nachtgedanken, das uns durch Zufall hörbar geworden. Mahomet, finde ich, schrieb in solcher Weise den Koran. Aus diesen armen Gedichten, welche Stimmen De Profundis sind, ließe sich mittels gehöriger Sorgfalt und Auswahl ein friderizianischer Koran zusammenstellen, und mit Erklärungen und Erläuterungen würde er angenehm zu lesen sein. Der Koran Friedrichs oder die Klagelieder Friedrichs! Aber es würde einen Herausgeber erfordern — von anderer als der dryasdustischen Art! Mahomets Koran, von dem arabischen Dryasdust herausgegeben (indem er bloß die Schulterblätter, worauf die Spuren aufgezeichnet waren, wie es gerade kam, aus ihrer Kiste herausnahm und veröffentlichte), ist auf dieser Seite der Erdkugel eine fürchterlich zähe Lektüre geworden und hat Anlaß gegeben zu den ungereimtesten Begriffen von Mahomet! Sicher ist: Helden in ihrer Betrübnis, Mahomet und David, haben Linderung gefunden, indem sie sich in Psalmen, in Suren ergossen, in dichterischen Ausbrüchen, die sich bis zu schwunghaftem Gesang erhoben. Und wenn Friedrich unter ganz anderen Bedingungen ein Gleiches tat, was hat die Geschichtschreibung daran auszusetzen?

Wilhelmine erweist sich sehr stark in dieser Periode der Bedrängnis. Fast das letzte, was wir von unserer vortrefflichen Wilhelmine sehen. Wie eine Löwin, wie eine verzweifelte Mutter, wenn ihre Kinder gefährdet sind. Es ist eine edle schwesterliche Liebe in Wilhelmine, eine wilde, heilige Leidenschaft, die das Unmögliche versucht. Daß gegen einen Bruder und einen solchen Bruder, den heldenmütigsten, der da atmet, tapfer und treu und die Seele der Ehre in allen Dingen, die ganze Welt ringsum aufstehen solle wie ein rasender Hexensabbat, gewillt, die Berge auf ihn zu schleudern, das dünkt Wilhelmine ein solcher Greuel und Wahnsinn. Wie die Bruthenne, welche wilden Hunden und der Spur nachjagenden Meuten ins Gesicht fliegt! Allerchristlichste Pompadour-Könige, wütende Zarinnen, unversöhnliche Kaiserin-Königinnen, eine ganze Welt in bewaffneter Raserei stürzt heran, ohne sich an Wilhelmine zu kehren. Beruhige dich, edle Seele, es wird deinem Bruder vielleicht gelingen, diesem oder jenem Ungeheuer unter diesem Haufen zur gelegenen Zeit zu begegnen und ihm in die Weiche zu stechen. Dein Bruder läßt sich durchaus nicht so an, als werde er sich fügen. Dank dem Himmel, er selbst wenigstens wird treu für sich einstehen, seine eigene Stärke wird völlig auf seiner eigenen Seite sein.

Von Wilhelmines Hoffnungen auf einen Frieden mit Frankreich, von der Sendung ihres Mirabeau und von allerlei Sendungen und Plänen von seiten Wilhelmines für diesen Zweck haben wir bereits gehört. Aber der bemerkenswerteste Plan von allen bleibt noch zu erwähnen: nämlich mit Hilfe Voltaires einen gewichtig aussehenden Kardinal Tencin anzuregen, daß er für die Sache wirke. Eminenz Tencin wohnt in Lyon, ist der Markgräfin von ihrer italienischen Reise her bekannt; war zu behutsam, um Voltaire bei einer guten Gelegenheit an seiner Tafel zu empfan-

gen[1], ist aber außeramtlich durchaus wohlgesinnt gegen unseren Voltaire. Er war einmal erster Minister von Frankreich und möchte es gern wieder werden; ist kein Freund jener Bernisschen Neuerungen und österreichischen Allianzen, hätte er nur jetzt die Macht, sie über den Haufen zu werfen. Er korrespondiert wenigstens mit der Allerchristlichsten Majestät und redete einem Frieden mit Preußen das Wort, da Preußen so bereit dazu ist. Eminenz Tencin, auf Voltaires Anregung, tat dieses, tut es vielleicht selbst jetzt, bis ihm befohlen wird, davon abzulassen. So viel ist sicher und wohlbekannt; aber weiter wissen wir nichts darüber und können nichts wissen, da Voltaire in ungenauer Weise unsere einzige Quelle ist, in der man vergebens sucht und forscht[2]. Die Daten, wieviel mehr die Besonderheiten und Umstände, liegen alle für uns begraben und müssen — bis vielleicht einmal die Klagelieder gut herausgegeben sind — es bleiben. Als eine Tatsache gewiß, aber unstreitig unklar.

Voltaires Benehmen ist, wie sich ersehen läßt, höflich aber zweideutig, nicht erhaben genug bei diesem Anlasse. In der Tat ist es darauf angelegt, ihm selber zu dienen. An die Markgräfin schreibt er hingebungsvoll, bereitwillig, in allen Dingen zu gehorchen. Und dann an die Eminenz Kardinal Tencin scheint der Ton vielmehr zu sein: „Pah, jawohl Ew. Eminenz, so sind die Ideen der armen Dame. Aber bemerken Ew. Eminenz auch, wie hoch meine Beziehungen sind? Welchen Dienst ein armes unbeachtetes Individuum vielleicht eines Tages dem Staat erweisen kann?" Friedrich selber gerät hierdurch wieder in brieflichen Verkehr mit Voltaire und schreibt an ihn gelegentlich während dieses Krieges und stets nachher. Voltaire antwortet mit schöner Teilnahme, allezeit auf eine hübsche Weise, im Enthusiasmus des Augenblicks. Und zu anderer Zeit wieder schreibt er viel über Friedrich, meistens in etwas boshaftem Ton. „Der Verräter!" schrien einige preußische Schriftsteller, nicht viele oder wichtige heutigen Tages. Allerdings ist ein beträchtlicher Anflug von grinsender Bosheit (die des Affen gegen die Katze, die einmal seine Pfote verbrannt hat, anstatt die ihrige verbrennen zu lassen) in jenen Auslassungen Voltaires. Über manche derselben wird auch der Leser ohne viel tragische Empfindung grinsen. Um so mehr, da sie unserem Felis Leo keinerlei Schaden zufügten und unsern unvergleichlichen Singe mit einigem Funkeln des Tigre in seinem Gemüte zeigen, mit bloß theoretischem Funkeln und nur auf Momente, was ihn nur um so unterhaltender und interessanter am häuslichen Herde macht.

Von Friedrichs Klageliedern gedenken wir dies erste und das letzte mitzuteilen. Diese, nebst gewissen dazwischen fallenden und verknüpfenden Stücken in Prosa, mögen vielleicht den Lesern verständlich werden und einiges Licht auf diese tragischen Wochen der Geschichte des Königs werfen:

[1] S. oben IV. 489.
[2] Oeuvres (Memoires) II. 92—93; das. I. 143; Preuß II. 84.

1. Epître à ma Soeur (erstes Klagelied). — Dies ist das bereits erwähnte berühmte „Sendschreiben an Wilhelmine", welches der König aus Bernstadt, „den 24. August", gerade als er aus jener Gegend nach Erfurt aufbrach, absandte, obschon es früher, in der Langeweile des Wartens auf Keith, gedichtet war. Das Stück ist lang, leidenschaftlich, durchaus aufrichtig, singt lyrisch laut oder deklamiert in Reimen, was des Verfassers erzürnter Gedanke über die umgebenden Wesen und Greuel wirklich ist. Wir kürzen mit Treue ab und verdichten zu gedrängter Prosa — der Leser mag Wasser und den Klingklang französischer Reime ad libitum hinzufügen. Es hebt so an:

„O süße und teure Hoffnung meiner noch übrigen Lebenstage; o Schwester, deren Freundschaft so fruchtbar an Hilfsquellen meine Leiden teilt, mit hilfreichem Arm mir im Abgrund beisteht! Vergebens überhäuft mich das Mißgeschick: wenn der Haufen Könige meinen Untergang beschworen hat; wenn unter meinen Tritten die Erde sich auftut — liebst du mich ja, zärtlich fühlende Schwester: geliebt von dir, gibt es kein Unglück mehr." (Geht nichtsdestoweniger auf einige Überschau desselben ein.)

„Ich sah, du weißt wie, die gewitterschwangeren Wolken sich zusammenballen, gefährliche Komplotte" (in jenen Menzelschen Urkunden) „sich gegen mich anzetteln. Das Unwetter zog herauf, kein Schutzdach für mich offen: dann plötzlich erschien aus den Tiefen der Hölle die Zwietracht und erschütterte die Welt.

Ce fut dans ton Sénat, o fougueuse Angleterre!
Où ce monstre inhumain fit éclater la guerre:

In deinem Rat, ungestümes England, ließ sie den Krieg ausbrechen, zuerst in entfernten Zonen, weit hinweg in Amerika — zwischen Frankreich und dir. Es erzitterte das Meer in seinen Tiefen, Neptun sah England seine Wellen unterjochen: der wilde Irokese, Opfer dieser Frevel, verabscheut die Tyrannen, die seine Wälder stören" — und skalpiert Braddocks Leute usw.

„Die Zwietracht, mit ihrem Werk zufrieden und lachend der schwachen Sterblichen, die, um sich zu zerfleischen, über den Ozean setzen, redet Europas Könige an: ‚Wie lange noch wollt ihr Sklaven von Gesetzen sein? Ziemt es euch, veralteten Vorurteilen von Recht und Billigkeit euch zu beugen? Mars ist der einzige Gott. Macht schafft Recht, und Könige sind dazu geboren, Kriegstaten zu verrichten.'

O Tochter der Cäsaren," Maria Theresia, „wie entflammt bei diesem Wort der Ehrgeiz in deiner Seele! Redlichkeit, Ehre, Verträge, Pflicht: zu schwache Fesseln dies für ein Herz, das seinen Leidenschaften den Zügel schießen läßt, vollbegierig, ihrer Freiheit die großmütigen Deutschen zu berauben, deinesgleichen zu erniedrigen, das ‚Schisma' zu vernichten und über allen den Trümmern deine Gewaltherrschaft zu begründen.

Ungeheueres Komplott" — „fier Triumvirat" — und was sonst nicht alles: „Von Roussillon und den sonnigen Pyrenäen bis zum eisigen Rußland rüstet sich alles für Österreich, marschiert auf sein Geheiß. Man verabredet meinen Untergang, tritt meine Rechte mit Füßen.

Die Tochter der Cäsaren, stolzer Siegesgedanken voll — es ist die Art der Großen, deren alltägliche Tugend, kleinmütig im Unglück, selbstüberhebend im Erfolg, ihre Begierden nicht bezähmen kann — bezeichnet dem Triumvirat, welche Könige zu ächten seien" (der britannische Georg und ich, der Reichstag ist eben jetzt mit beiden beschäftigt), „und diese undankbaren Tyrannen, durch Verbrechen vereinigt, opfern einander ohne Gewissensbisse ihre teuersten Bundesgenossen." Z. B.

„O jour digne d'oubli! Quelle atroce imprudence!
Thérèse, c'est l'Angleterre que tu vends à la France:

Theresia! England verkaufest du an Frankreich, deinen großmütigen Helfer in deinen ersten Drangsalen, dein einziger Freund damals, als die ganze Welt aufgestanden, dich zu verschlingen. Du herrschest jetzt: — doch England allein war es, das die Länder, die du beherrschest, dir rettete!

Tu règnes, mais lui seul a sauvé tes états:
Les bienfaits chez les rois ne font que des ingrats.

Und du, träger Monarch" — alberner Louis, lassen wir ihn aus — „Pompadour verkauft ihren Liebhaber an den Meistbietenden und macht Frankreich in unseren Tagen zu Österreichs Sklaven!" Auch die Koliner Schlacht, die mit stolzer Bescheidenheit erwähnt wird (Prags geschieht gar keine Erwähnung) lassen wir aus, und wie die benachbarten raubgierigen Mächte, bisher ruhig zuschauend, allesamt die Rachen aufgetan haben, um Preußen zu verschlingen, dessen Untergang sie für sicher halten: „das arme feile Schweden, einst so gefürchtet unter seinen kriegerischen Königen, nun erniedrigt unter einem käuflichen Senat"; Schweden — „was sag' ich? meine eigenen Verwandten" (der törichte Ansbacher und andere), „von verkehrten Antrieben bewogen, gesellen sich zu dem scheußlichen Komplott und werden Trabanten der glücklichen Triumvirn.

Und du, geliebtes Volk" (meine eigenen Preußen), „dessen Glück meine Pflicht ist" (merkwürdig wie oft er dies wiederholt), „dein trauriges Geschick, die dir drohende Gefahr, das ist's, was mir das Herz durchbohrt. Dem Prunk meines Ranges könnte ich ohne Schmerz entsagen; aber um dich aus dieser Krisis zu erretten, will ich mein Blut vergießen. Wem gehört dies Blut, als dir? Munter will ich meine Krieger sammeln, um deinen Schimpf zu rächen, dem Tod trotzen am Fuße jener Wälle" (des Eckartsberges dort drüben, wo Daun ist) „und entweder siegen oder mich unter den Trümmern begraben." Gut, aber ach —

„Während ich mich zu diesem Zwecke vorbereite, Himmel! welcher Jammerruf dringt zu uns: ‚Der Tod hat deine Mutter niedergestreckt!' — Ha! das war der letzte Schlag des tückischen Schicksals. — — O Mutter, der Tod flieht meine Mißgeschicke und breitet seine bleichen Schrecken über dich aus!" (Gar gefühlvoll, gar traurig, was er über seine Mutter sagt; aber es muß der Phantasie überlassen bleiben. Der Schluß des Ganzen lautet:)

„So erfüllt das Schicksal mit einem Gewebe von Qualen das vergiftete Ende meiner Tage. Die Gegenwart ist mir gräßlich, die Zukunft ungewiß: was! ein allgütiges Wesen hätte mich geschaffen? —

Quoi! serais-je formé par un Dieu bienfaisant?
Ah! s'il était si bon, tendre pour son ouvrage" —

— Still, mein kleiner Titan!

Und nun, ihr Pfleger geheiligter Lügen, fahret fort, Memmen an der Nase zu führen in die dunklen Windungen eures Labyrinths: — für mich hat der Zauber ein Ende. Ich sehe, daß jeder Mensch das Spielzeug des Geschickes ist. Gibt es aber ein finsteres und unerbittliches Wesen, das eine verachtete Herde hienieden wachsen und sich vermehren läßt, so schätzt es sie gering, blickt gleichgültig auf einen gekrönten Phalaris, auf einen Sokrates in Ketten, auf unsere Tugenden, unsere Missetaten, auf des Krieges Greuel und all die grausamen Plagen, die die Erde verheeren. Daher ist meine einzige Zuflucht, mein alleiniger Hafen, geliebte Schwester, in den Armen des Todes:

Ainsi mon seul asile et mon unique port
Se trouve, chère soeur, dans les bras de la mort[1]."

2. Wilhelmine an Voltaire nebst Antwort (erstes gewisser eingeschalteter Prosastücke). — Wilhelmine hatte bereits früher an Voltaire geschrieben und Tröstungen seit Kolin empfangen; aber ihre Briefe sind verloren bis auf diesen ersten, der uns überliefert ist:

Bayreuth, 19. August 1757 (an Voltaire). — „Nur im Unglück erkennt man seine Freunde. Der Brief, den Sie mir geschrieben haben, macht Ihrer Denkungsweise Ehre. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie erkenntlich ich für das bin, was Sie getan" (hat den Kardinal Tencin in Bewegung gesetzt, wir wollen hoffen mit

[1] Oeuvres XII. 36—42; abgesandt an Wilhelmine am 24. August.

Erfolg). „Der König, mein Bruder, ist es ebensosehr wie ich. Sie werden beiliegend ein Billett finden, welches er mir befohlen hat, Ihnen zu übersenden" (das Billett ist verloren). „Dieser große Mensch bleibt immer derselbe. Er trägt seine Mißgeschicke mit einem Mut und einer Festigkeit, die seiner würdig sind. Er hat das Billett, das er Ihnen schrieb, nicht mehr umschreiben können. Es fing mit Versen an; aber anstatt Sand darauf zu streuen, nahm er das Tintenfaß; darum ist das Papier abgeschnitten."

— Dies Billett, sagten wir, ist für uns verloren. Nur zufällig erfahren wir folgendes von dessen Inhalt: Am 12. September schreibt Voltaire zweimal an Freunde. Seinem d'Argental sagt er: „Die Angelegenheiten dieses Königs" (Friedrich) „werden immer schlimmer. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon von dem Brief erzählte, den er mir vor ungefähr drei Wochen schrieb" (sage 17.—18. August: offenbar jenes Billett durch Wilhelmine). ‚Ich habe erfahren,' sagt er, ‚daß Sie Anteil nehmen an meinen Erfolgen und Mißgeschicken. Es bleibt mir nichts übrig, als mein Leben teuer zu verkaufen,' usw. Seine Schwester schreibt mir einen noch viel kläglicheren", denselben, den wir oben lesen: —

„Ich bin in einem entsetzlichen Zustande und werde den Untergang meines Hauses und meiner Familie nicht überleben. Das ist der einzige Trost, der mir bleibt. Sie werden schöne Stoffe zu Tragödien haben. O Zeiten — o Sitten! Sie werden durch eine täuschende Darstellung vielleicht Tränen hervorrufen, während man mit trockenem Auge den Unglücksschlägen eines ganzen Hauses zusieht, über welches man im Grunde keine wirkliche Ursache zu klagen hat. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen; meine Seele ist so unruhig, daß ich nicht mehr weiß, was ich tue. Aber was auch immer kommen möge, seien Sie versichert, daß ich mehr als je bin Ihre Freundin — Wilhelmine[1]."

Derweil Wilhelmine so schreibt, ist Friedrich am Fuße des Eckartsberges, eifrig mit den Österreichern manövrierend, in der Hoffnung, ihnen eine Schlacht zu liefern — was ihm nicht gelingt. Als Friedrich jenes Billett an Voltaire schrieb und anstatt der Sandbüchse das Tintenfaß darauf goß, zog er eben auf dies Geschäft aus.

Voltaire, 12. September (an eine Dame, deren Sohn in d'Estrées Armee ist[2]). — „Hier gehen mächtige Umwälzungen vor, Madame, und wir stehen noch nicht am Ende. Man sagt, es sei in Stade über 18 000 Hannoveraner verfügt worden" (Konvention von Kloster-Zeven). „Das ist nichts Kleines. Ich kann hoffen, daß M. Richelieu" (der, wenn ich an ihn schreibe, ‚mon héros' heißt) „sein Haupt mit den Lorbeeren zieren wird, die sie ihm in die Tasche gesteckt haben. Wünsche Ihrem Herrn Sohn reichlichen Ruhm und Ehre ohne Wunden, und Ihnen, Madame, unveränderliche Gesundheit. Der König von Preußen hat mir einen sehr rührenden Brief geschrieben" (wovon wir eine Zeile lasen); „aber ich habe allezeit Madame Denis' Abenteuer auf dem Herzen" (das ihr in Frankfurt begegnete). „Wäre ich wohl, so würde ich selber in der Angelegenheit einen Abstecher nach Frankfurt machen" — nun da Soubises Reserven in jener Gegend stehen und Freytag und Schmidt schon für mich ausbezahlen könnten, wenn sie wollten! Soll ich deshalb an Collini schreiben? Er schreibt und schreibt in zwei Jahren abermals bei noch günstigerer Gelegenheit[3].

3. Wilhelmine wieder an Voltaire, nebst Antwort (zweites der Prosastücke). — Er ist am Ende kein sehr eifriger Freund Friedrichs, dieser Voltaire! Die arme Wilhelmine, durch jenes Schreiben ihres Bruders und seinen festen Vorsatz, den Tod zu suchen, erschreckt, hat Voltaire angegangen (ihr Brief ist aber verloren), ihm zu schreiben und abzuraten — was Voltaire auch tut. Davon sogleich. Ihr Brief an Voltaire über diesen dreimal wichtigen Gegenstand ist verloren. Aber zur selben Stunde, da Voltaire am Pulte saß und schrieb, was wir soeben lasen,

[1] In Oeuvres de Voltaire LXXVII. 30.
[2] In Oeuvres de Voltaire LXXVII. 55—56.
[3] Collini S. 208—211 („Januar bis Mai 1759").

„allezeit mit Madame Denis' Abenteuer auf dem Herzen", schreibt Wilhelmine in Bayreuth wieder an ihn, wie folgt:

Bayreuth, 12. September 1757 (an Voltaire). — „Ihr Brief hat mich tief gerührt, und ebenso hat der, den Sie mir für den König sandten" (der Brief ist verloren), „auf ihn denselben Eindruck gemacht. Ich hoffe, daß Sie mit seiner Antwort, in dem was Sie betrifft, zufrieden sein werden; mit seinen Entschlüssen aber werden Sie es ebensowenig sein, als ich es bin. Ich hatte mir geschmeichelt, daß Ihre Vorstellungen einigen Eindruck auf sein Gemüt machen würden. Sie werden aus beiliegendem Schreiben das Gegenteil ersehen.

Mir bleibt nichts übrig, als seinem Schicksal zu folgen, wenn dies unglücklich ist. Ich habe mir nie etwas darauf zugute getan, Philosophin zu sein; aber ich habe mir Mühe gegeben, es zu werden. Die geringen Fortschritte, die ich darin gemacht, haben mich gelehrt, Glanz und Reichtum zu verachten: aber für die Wunden des Herzens habe ich in der Philosophie kein anderes Heilmittel gefunden, als durch Verzicht auf das Leben unsere Leiden los zu werden. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist schlimmer als der Tod. Ich sehe den größten Menschen des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Not und Gefahren ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, das Land, wo ich lebe, vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Wollte der Himmel, ich allein wäre mit all den Leiden beladen, die ich Ihnen gegeschildert habe! Ich würde sie tragen, und zwar mit Festigkeit.

Verzeihen Sie diese Details. Durch den Anteil, den Sie an dem, was mich betrifft, nehmen, bewegen Sie mich, Ihnen mein Herz zu öffnen. Ach, die Hoffnung ist fast daraus verbannt. Das Glück, wenn es sich wendet, ist ebenso beharrlich in seinen Verfolgungen als in seiner Gunst. Die Geschichte ist voll solcher Beispiele — aber ich habe keines gefunden, welches diesem, das wir vor uns sehen, gleichkäme, auch keinen so unmenschlichen und grausamen Krieg zwischen zivilisierten Völkern. Sie würden seufzen, wenn Sie die traurige Lage Deutschlands und Preußens kennten. Vor den Grausamkeiten, welche die Russen in letzterem verüben, schaudert die Natur [1]. Wie glücklich sind Sie in Ihrer Eremitage, wo Sie auf Ihren Lorbeeren ausruhen und ruhigen Gemütes über die Verirrungen der Menschen philosophieren können! Ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Glück. Wenn uns das Schicksal noch begünstigt, rechnen Sie auf meine ganze Dankbarkeit, denn ich werde nie die Beweise Ihrer Anhänglichkeit vergessen, mein Empfinden ist Ihnen Bürge dafür; ich bin niemals eine halbe Freundin, und gegen Bruder Voltaire werde ich es immer ganz und wahrhaftig sein. — Wilhelmine.

Viele Empfehlungen an Madame Denis. Fahren Sie fort, ich bitte Sie, dem König zu schreiben [2]."

Voltaire an Wilhelmine (Tag ungewiß: Aux Délices, September 1757). — „Madame, mein Herz ist mehr denn je ergriffen von der Huld und dem Vertrauen, welche Ew. Königliche Hoheit mir zu erweisen geruhen. Wie sollte ich nicht aufs tiefste gerührt sein! Ich sehe, daß Sie allein nur durch Ihre schöne Seele leiden. Ich fühle mich dazu geboren, mit überschwenglicher Verehrung hingezogen zu werden zu solch erhabenen und fein fühlenden Naturen, die denken wie Sie.

Sie wissen, wie sehr ich immer dem König, Ihrem Bruder, ergeben war. Je ruhiger mein Alter wird, je mehr ich auf alles verzichtet habe, je mehr ich mir aus meiner Zurückgezogenheit eine Heimat mache, desto mehr bin ich diesem philosophischen König ergeben. Ich schreibe ihm nichts, was ich nicht in der Tiefe meines Herzens empfände, nichts, was ich nicht für völlig wahr halte; und wenn mein Brief" (er

[1] Ausführliches, gräßlich aber authentisch, in Heldengeschichte, bereits angeführt.
[2] In Voltaire II. 197—199, LXXVII. 57.

soll den König abmahnen den Tod zu suchen) „Ew. Königlichen Hoheit angemessen dünkt, so bitte ich Sie, denselben, wie die vorhergehenden, bei ihm in Schutz zu nehmen" usw.

4. Friedrich an Wilhelmine und ihre Antwort im voraus (drittes der Prosastücke). — „Kirschleben bei Erfurt, 17. September 1757. Meine teuerste Schwester, ich finde keinen anderen Trost als in Ihren lieben Briefen. Möge der Himmel so viele Tugend und solche heldenmütige Gesinnungen belohnen!

Seit meinem letzten Briefe haben sich meine Mißgeschicke nur immer mehr angehäuft. Es scheint, als wollte das Geschick seine ganze Wut und seinen ganzen Zorn auf den armen Staat ausgießen, den ich zu regieren habe. Die Schweden sind in Pommern eingefallen. Die Franzosen, nachdem sie eine für den König von England demütigende Neutralität" (die uns bekannte von Kloster-Zeven) „abgeschlossen, sind in vollem Marsch, um das Halberstädtische und Magdeburgische zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich täglich die Nachricht von einer Schlacht: das Verhältnis der Kombattanten ist 25 000 gegen 80 000" (ward bei Groß-Jägersdorf am 30. August geschlagen und demgemäß verloren). „Die Österreicher sind nach Schlesien marschiert, wohin der Prinz von Bevern ihnen folgt. Ich bin nach dieser Seite vorgegangen, um auf das Korps der verbündeten Armee zu fallen, welches entflohen ist und sich hinter Eisenach im Gebirge verschanzt hat, wohin alle Kriegsregeln verbieten, ihnen zu folgen, wieviel mehr sie anzugreifen. Den Augenblick, da ich mich nach Sachsen zurückziehe, ist der ganze Schwarm hinter mir her. Ich bin fest entschlossen, mich auf jede Gefahr hin auf dasjenige Korps des Feindes zu werfen, das mir am nächsten kommt. Ich will Gott noch für seine Barmherzigkeit danken, wenn er mir die Gnade gewährt, mit dem Degen in der Hand zu sterben.

Sollte mir diese Hoffnung fehlschlagen, so werden Sie zugeben, daß es zu hart wäre, einer Versammlung von Verrätern zu Füßen zu kriechen, denen gelungene Verbrechen den Vorteil verschafft haben, mir das Gesetz vorzuschreiben. Wie, meine teure, meine unvergleichliche Schwester, wie könnte ich Gefühle der Rache und des Zornes gegen meine sämtlichen Nachbarn unterdrücken, unter welchen nicht einer ist, der meinen Fall nicht beschleunigt hat und nicht die Beute teilt? Wie kann ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seines Landes, seinen eigenen Ruf überleben? Mag ein Kurfürst von Bayern in seiner Unmündigkeit" (Sohn des verstorbenen armen Kaisers und schiffbrüchig mit siebzehn Jahren hinterlassen) „oder vielmehr in einer Art von Unterwürfigkeit unter seinen Ministern und unempfindlich für die Stimme der Ehre sich der gebieterischen Herrschaft des Hauses Österreich als Sklave überliefern und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte: ich verzeihe es seiner Jugend und seiner Untüchtigkeit. Aber wäre das ein Beispiel, dem ich folgen sollte? Nein, meine teure Schwester, Sie denken zu edel, um mir solchen feigen Rat zu geben. Sollte die Freiheit, dies kostbare Vorrecht, Fürsten im achtzehnten Jahrhundert weniger teuer sein, als sie ehedem Roms Patriziern war? Und wo wird gesagt, daß Brutus und Cato mehr Seelengröße haben sollten als Fürsten und Könige? Festigkeit besteht im Widerstand gegen Unglück: aber nur Feige beugen sich dem Joche, tragen geduldig ihre Ketten und ertragen Unterdrückung mit Ruhe. Niemals, meine teure Schwester, könnte ich mich zu solchem Schimpf entschließen. —

Wäre ich nur meiner eigenen Neigung gefolgt, so würde ich gleich nach jener unglücklichen Schlacht, die ich verlor, ein Ende mit mir gemacht haben (je me serais depêché). Aber ich fühlte, daß das Schwäche wäre und daß es mir gezieme, das Übel, das sich ereignet hatte, wieder gutzumachen. Meine Anhänglichkeit an den Staat erwachte; ich sagte mir: nicht im Glück ist es selten, Verteidiger zu finden, sondern im Unglück. Ich machte mir es zum Ehrenpunkt, alles, was schief gegangen, wieder ins gleiche zu bringen, was mir zuletzt noch in der Lausitz" (nach jenen schlimmen Händeln von Zittau) „gelungen ist. Aber kaum eilte ich dieses Weges hier-

her, um mich neuen Feinden zu widersetzen, als Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getötet wurde, als die Franzosen in das Herz meiner Staaten drangen, als die Schweden Stettin berannten. Jetzt ist nichts Rechtes mehr für mich auszurichten übrig: es sind der Feinde zu viel. Gelänge es mir auch, zwei Armeen zu schlagen, so würde mich die dritte erdrücken. Aus einliegendem Billett" (in Chiffren) „werden Sie ersehen, was ich noch im Plane habe: es ist der letzte Versuch.

Die Dankbarkeit, die zärtliche Liebe, die ich für Sie fühle, jene felsenfeste Freundschaft, die sich nie verleugnet, zwingt mich, mit Ihnen offen zu sein. Nein, meine göttliche Schwester, ich werde Ihnen keinen meiner Schritte verbergen, werde Sie von allem benachrichtigen; meine Gedanken, das Innerste meiner Seele, all meine Entschlüsse, alles soll Ihnen zeitig offenbar und bekannt sein. Ich werde nichts übereilen: aber es wird mir auch unmöglich sein, meine Gesinnungen zu ändern.

Was Sie betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Sie von Ihren Entschlüssen abwendig zu machen. Wir denken gleich, und ich kann die Gesinnungen in Ihnen nicht verdammen, die ich täglich hege (éprouve). Das Leben ist uns von der Natur als eine Wohltat gegeben worden: wenn es aufhört dies zu sein — —! Ich habe nur noch Sie in der Welt übrig, die mich daran festhält; meine Freunde, die Verwandten, die ich am liebsten hatte, sind im Grab; kurz, ich habe alles verloren. Wenn Sie den Entschluß fassen, den ich gefaßt, so endigen wir zusammen unsere Mißgeschicke und unser unglückliches Schicksal, und es ist die Reihe an denjenigen, die auf der Welt bleiben, für die ihnen alsdann obliegenden Angelegenheiten zu sorgen und die Last zu tragen, die so lange auf unseren Schultern geruht. Dies, meine anbetungswürdige Schwester, sind traurige Betrachtungen, aber meiner gegenwärtigen Lage angemessen. Vorgestern war ich in Gotha" (jawohl, sieh oben — und morgen, wüßte ich es, wird Seidlitz mit malerischer Wirkung dort sein).

„Aber es ist endlich Zeit, diesen langen düstern Brief zu schließen, der fast von nichts als meinen eigenen Angelegenheiten handelt. Ich habe Muße gehabt und habe sie dazu benutzt, ein Herz vor Ihnen auszuschütten, das mit Bewunderung und Dankbarkeit für Sie erfüllt ist. Ja, meine anbetungswürdige Schwester, wenn sich die Vorsehung um menschliche Dinge bekümmerte, so müßten Sie das glücklichste Geschöpf in der Welt sein. Daß Sie es nicht sind, bestätigt mich in den am Ende meiner Epître ausgesprochenen Meinungen. Schließlich seien Sie überzeugt, daß ich Sie anbete, und daß ich tausendmal mein Leben hingeben würde, um Ihnen zu dienen. Das sind die Gefühle, die ich bis zum letzten Lebensseufzer bewahren werde, indem ich, meine teuerste Schwester, allezeit bin" — Ihr — F.[1]

Wilhelmines Antwort — im voraus, wie wir sagten, geschrieben, „am 15. September", während Friedrich, Soubise aufsuchend, in Gotha zu Mittag speiste.

„Bayreuth, 15. September 1757. Mein teuerster Bruder, Ihr Brief und jener, den Sie an Voltaire schrieben, mein lieber Bruder, haben mir fast den Tod gegeben. Welche verhängnisvollen Entschlüsse, großer Gott! Ach, mein teuerer Bruder, Sie sagen, Sie lieben mich, und Sie stoßen mir den Dolch ins Herz. Ihre Epître, die ich empfangen habe, hat mich Tränenströme vergießen lassen. Ich schäme mich jetzt dieser Schwäche. Mein Unglück würde" in dem angedeuteten Falle „so groß sein, daß ich würdigere Zufluchtsmittel als Tränen finden würde. Ihr Los entscheidet das meinige: ich werde weder Ihre Mißgeschicke noch diejenigen meines Hauses überleben. Sie können darauf rechnen, daß dies mein fester Entschluß ist.

Aber nach diesem Geständnisse wage ich es Sie anzuflehen, des jammervollen Zustandes Ihrer Feindin zu gedenken, als Sie vor Prag standen! Es ist der plötzliche Glückswechsel für beide Parteien. Dieser Wechsel kann sich erneuern, wenn man sich dessen am wenigsten versieht. Cäsar war der Sklave von Piraten und ward der Herr

[1] Oeuvres XXVII. I. 303—307.

der Welt. Ein großes Genie wie das Ihrige findet Auskunftsmittel, selbst wenn alles verloren ist, und es ist unmöglich, daß diese Fieberwut anhalten könne. Mein Herz blutet beim Gedanken an die unglücklichen Preußen" (Apraxin und seine christlichen Kosaken daselbst — welche, so heißt es, die kalmückischen Dalai-Lama-Anbeter weit übertreffen). „Welche scheußlichen Barbareien sind jene einzelnen Grausamkeiten, die dort verübt werden! Ich empfinde alles, was Sie darüber empfinden, mein teurer Bruder. Ich kenne Ihr Herz und Ihr Gefühl für Ihre Untertanen.

Ich leide tausendmal mehr, als ich sagen kann, aber die Hoffnung verläßt mich nicht. Ich habe Ihren Brief vom 14. durch W. empfangen" (wer W. ist, weiß kein Sterblicher). „Welche Güte, an mich zu denken, die nichts zu geben hat als eine unnütze Liebe, welche reichlich durch die Ihre belohnt ist! Ich muß schließen; aber ich werde niemals aufhören, mit tiefster Ehrerbietung (très-profond respect" — und mit etwas noch Besserem, wäre meine arme Feder nicht befangen) „zu sein Ihre" —

Wilhelmine.

5. Friedrichs Antwort auf Voltaires Abmahnungen (letztes Klagelied: „Bullstädt, 9. Oktober"). — Voltaires Abmahnungsbrief ist ein armseliges Stück[1], nicht mitteilenswert. Er wird nur merkwürdig durch Friedrichs ruhige Aufnahme, die meine Leser nun als Schluß aller dieser Klagelieder sehen sollen. Es gibt deren noch eines, ein sehr bekanntes, das wir auslassen wollen: die Epître an d'Argens[2], hinlänglich leidenschaftlich, wild sich ergehend über das menschliche Leben und teilweise fast schrill aufrichtig; über welche sich Voltaire ebenfalls äußert. Sie darf hier wegbleiben, da die Festigkeit der Absicht Voltaire und uns anderweitig offenbar ist. Voltaires Gegengründe sind schwach oder noch schlimmer: „daß man den Römertod heutzutage nicht vom Philosophen erwarte; daß Ew. Majestät schlimmstenfalls noch ansehnliche Staaten übrigbehalten werden, alle die Ihr Urgroßvater besaß, noch Hilfsquellen genug usw.; daß in der Pariser Gesellschaft eine achtungswürdige Minderzahl sogar jetzt eine hohe Meinung von Ihnen hege; daß in Paris selber Ew. Majestät" (sagt nicht ausdrücklich: wenn entthront und auf Reisen) „Hilfsquellen haben würden!" Auf welche charmante Betrachtungen Friedrich nicht mit Feuer und Schwefel antwortet, wie man hätte fürchten sollen, sondern auf folgende gelassene Weise (Réponse au Sieur Voltaire):

„Je suis homme, il suffit, et né pour la souffrance;
Aux rigueurs du destin j'appose ma constance[3].

Aber mit diesen Gesinnungen bin ich weit davon entfernt, den Cato und Otho zu verdammen. Letzterer hat keinen schönen Augenblick in seinem Leben gehabt, als denjenigen seines Todes." (Bricht in Verse aus):

„Croyez que si j'etais Voltaire,
Et particulier comme lui,
Me contentant de nécessaire,
Je verrais voltiger la fortune legère" —

oder wenn man das Wasser und den Klingklang ausringt und den Inhalt in Prosa gibt:

„Ja, wäre ich Voltaire und ein Privatmann, ich könnte, mit dem Notwendigen mich begnügend, Fortunas Sprüngen ruhig zusehen und zu ihren Purzelbäumen lachen.

Ich kenne der Ehren Langeweile, die Last der Pflichten, das Geschwätz der Schmeichler, die Jämmerlichkeiten jeder Art und all die erbärmlichen Kleinlichkeiten, mit denen der Hochgestellte sich befassen muß. Eitlen Ruhm verachte ich, obschon Poet und

[1] Oeuvres de Voltaire LXXVII. 80—83 (Aux Délices, zeitig im September 1757: kein Datum angegeben).
[2] In Oeuvres de Frédéric XII. 50—56 („Erfurt, 23. September 1757").
[3] „Ich bin ein Mensch und daher zum Leiden geboren, den Schlägen des Schicksals setze ich meine Standhaftigkeit entgegen." — Angeführt, ich weiß nicht woher.

König: wenn Atropos meinem Dasein für immer ein Ende gemacht haben wird, was bedeutet dann die ungewisse Ehre, im Tempel der Erinnerung zu leben? Ein Augenblick wirklichen Glückes ist tausend Jahre des eingebildeten in solchem Tempel wert. — Ist das Los der Großen denn so süß? Genuß und Wohlbehagen, heitere frische Luft fliehen allezeit vor ihrem Prunk und ihren Beschäftigungen.

Nein, die flatterhafte Glücksgöttin hat mir nie Sorgen gemacht. Ob sie mir lächle oder grolle, ich werde allnächtlich ruhig schlafen, jede Huldigung ihr verweigernd. Aber unsere besondere Stellung schreibt uns unser Gesetz vor, sie verpflichtet uns, sie nötigt uns, unsere Empfindungen in Gemäßheit zu bringen mit den Forderungen unseres Amtes. Voltaire in seiner Eremitage, in einem Lande, dessen Erbteil alte Treue und Glauben, kann in Frieden einem Philosophendasein nach Platons Lehre leben. Aber ich, vom Schiffbruche bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi[1]."

Dies ist vom 9. Oktober und beschließt würdig die Klagelieder; denn es hat sich nun Arbeit dargeboten, was eine günstige Wendung ist. Friedrichs Urteil hält es, wie man bemerken kann, keineswegs für richtig, sein Dasein in schwächlicher felo-de-se-Weise auszuspucken; sondern im Gegenteil, wenn es sein muß, wie es nur allzu wahrscheinlich scheint, bis ans Ende aufs äußerste für sich und seine Rechte kämpfend zu sterben. Von dieser letzteren Idee kann ihn niemand abwendig machen. Eine tapfer entschiedene, helle und glänzend praktische Seele, mit einer Fähigkeit, sich stets wieder zur Klarheit durchzuringen. Setzt er aber in dieser Weise rückhaltlos sein Leben ein, so hütet euch, ihr Soubises, Karls und schlaffen alltäglichen Personen vor der Wucht des Schlages, den er führen könnte! —

III. Das Gerücht von einem Streich auf Berlin verursacht Friedrichs plötzlichen Abmarsch dahin. Der Streich wird ausgeführt — mit wichtigen Folgen, besonders in umgekehrter Richtung.

Am 11. Oktober kam eine wichtige Botschaft von General Fink (welcher in Dresden von seinen Koliner Wunden genesen und sogar Kommandant dort ist, falls etwas zu kommandieren ist): „daß die ansehnliche österreichische Brigade oder der Vorposten, der in Stolpen zurückblieb, als die übrigen nach Schlesien gingen, auf Berlin marschiere." Hier sind Neuigkeiten! „Die sämtlichen 15 000", fügt das Gerücht hinzu — wiewohl es sich nur als ein Streifkommando und bei weitem nicht von dieser Stärke erwies, größtenteils ausgewählte Panduren, welche unter einem raschen General Haddick mit diesem Auftrag entsendet wurden. Zwischen ihnen und Berlin befindet sich keine Spur von militärischer Macht, und Berlin selber hat nur Pfahlwerk und vielleicht eine Besatzung von 4000 Mann. Friedrich erläßt an den Fürsten Moritz, der am nächsten

[1] Oeuvres XXIII. 14.

steht, den Befehl, augenblicklich aufzubrechen, die Elbe bei Torgau zu überschreiten. Er selber wolle unverzüglich nachfolgen[1]. Und tritt noch dieselbe Nacht den Marsch an oder schickt Kavallerie zu Moritzens Verstärkung voraus.

Friedrich, nicht bezweifelnd, daß Feldherrnkunst und Plan bei seinen Feinden walte, hielt dafür, daß die Schweden und vielleicht Richelieus Franzosen im Einverständnis mit dieser österreichischen Bewegung seien — von Osten, von Norden und von Westen drei Invasionen auf das Herz seiner Staaten herankämen — und daß hier endlich Arbeit, und zwar in Fülle bevorstehe! Das war Friedrichs und der meisten anderen Leute Meinung, als der österreichische Streifzug zuerst ruchbar wurde: „Ein dreifacher Ruin, der sich über diesem König zusammenzieht", wie die Zeitungsschreiber urteilten. Und es herrschte große Unruhe unter des Königs Freunden, in Berlin sehr große. Friedrich, jedenfalls froh, daß des trübseligen Harrens in Buttelstädt ein Ende, beeilt sich, seine Anstalten für die neuen Umstände zu treffen, seine Keiths, seine Ferdinands mit ihren geringen Streitkräften aufs vorteilhafteste zu postieren und hinter Moritz über Leipzig, Torgau, gen Berlin mit aller Macht vorzurücken. In Leipzig, in solchem Drange der Geschäfte und in so gespannter Lage — man urteile aus nachfolgendem Vorfall, welch eine klar gefaßte Seele dies ist, und welchen Gleichmut er sich unter allen Umständen zu bewahren weiß:

Leipzig, 15. Oktober 1757 (Unterredung mit Gottsched). — Um 11 Uhr heute vormittag traf Se. Majestät in Leipzig ein; hat hier eine Menge von Dingen anzuordnen, angesichts der wichtigen Ereignisse, die zu erwarten stehen. Als er fand, daß er nach der Tafel Zeit haben werde, ließ er sofort den Professor Gottsched, einen gigantischen Herrn, damaligen herrschenden König der deutschen Literatur, auf 3 Uhr nachmittags zu sich bescheiden. Damals herrschender König, jetzt gänzlich in Makulatur verwandelt — nachdem ‚der öffentliche Wahn (Popular Delusion)' wie der alte Samuel Johnson sich ausdrückt, seitdem zum Bewußtsein erwachend, in Hohngelächter über seinen armen Gottsched ausgebrochen und andere Wege, schlimmere und bessere, gerannt ist. Und sein armer Gottsched ist nur ein Name geworden, welcher jedem Deutschen Pedanterie, Dummheit, gelehrte Schalheit und die Verehrung gefärbten Wassers bedeutet.

Punkt 3 Uhr machte der stattliche alte Herr (er ist nun nahe an den Sechzigern, von mächtiger Statur, mit einer schreienden Stimme und spricht ungemein schnell) seine Aufwartung, und es entspann sich ein Gespräch über Literatur usw., wie man sich denken kann. Ein Gespräch, das sehr berühmt in der Welt wurde, indem Gottsched selber — wegen der Ungenauigkeiten des Gerüchts und der holländischen Zeitungen in diesem Betreff — einen beglaubigten Bericht davon herausgab[2], heute eines der langweiligsten Stückchen Lektüre und niemandes Stückchen Zeit wert. Das Gespräch währte

[1] Seine Botschaft an Moritz, Orlich S. 73; Rödenbeck I. 322 (zweifelhaft oder unrichtig).

[2] Nächstes Jahr, in einer beliebten Leipziger Monatsschrift, mit Namensunterzeichnung, mitgeteilt in Heldengeschichte IV. 724—739 (mit zahlreichen Kommentaren und Erörterungen, welche auf ein aufmerksames Publikum schließen lassen). Nicolai, Anekdoten III. 286—290.

drei Stunden mit größter Lebhaftigkeit auf beiden Seiten. Unter anderem griff der König die deutsche Sprache wegen ihrer Rauheit an, während Gottsched in raschen, in solcher Gesellschaft viel zu geläufigen Redeströmen zu ihrer Verteidigung bereit war. ‚Und die deutschen Konsonanten!‘ sagte der König: ‚mir tun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Koch und Poch: Knap — Knip — Klop — Klotz — Krok —! Sein eigener Name z. B.!‘ — Ja, sein eigener Name, mißlautiges Gottsched, das noch dazu gotteslästerlich klingt. ‚Man müsse den Namen Gottes nicht mißbrauchen, sondern den Mann kurzweg Sched nennen‘, sagte ein Witzling einmal[1]. ‚Fünf Konsonanten hintereinander, ttsch, ttsch‘, fuhr der König fort, ‚was für ein Ton!‘ ‚Hör' Er dagegen den Wohlklang dieser Strophe von Rousseau‘ (liest eine Stelle aus Rousseaus Oden). ‚Wer kann das auf deutsch mit solcher Melodie ausdrücken?‘ Und so weiter, mit Abwegen nach vielerlei Richtungen. Des Königs Bekanntschaft mit alter Literatur, alter und neuer, „setzte mich völlig in Erstaunen“. Und ich selber, der schnellredende Gottsched, ließ mich auch nicht ungeläufig vernehmen. Die Katastrophe und der Inbegriff des Ganzen war, daß Gottsched sich erbot, die Rousseausche Strophe in Deutsch von mäßiger Sanftheit zu übertragen, und dies auch mit Hilfe von Wasser noch denselben Abend zustande brachte[2]. Er übersandte das Produkt am andern Tage und empfing ‚eine Stunde darauf‘ eine Allergnädigste Königliche Antwort in Versen, worin man beiläufig ‚sächsischer Schwan, Cygne Saxon‘, genannt wird, obgleich man eine solche Gans ist! Zugleich ward vermeldet ‚Majestät werde morgen früh um 7 Uhr abgehn‘ — keine Unterredungen mehr für jetzt.

Etwa zehn Tage nachher (um uns durch diese Sache nicht noch einmal unterbrechen zu lassen) hatte Friedrich bei seiner Rückkehr in Leipzig eine zweite Unterredung mit Gottsched, nur von einer Stunde diesmal — aber über vielerlei Sachen. Es ward eine Gottschedsche Ode vorgelesen (eine sehr langweilige, schwülstige, wässerige Dank-Ode an Se. Majestät für die dem sächsischen Schwan erzeigte große Huld, auch einige Stücke von „Madame Gottscheds Sachen“ wurden gelesen). Majestät gestand später, daß er mit jeder Stunde, von der allerersten an, eine geringere Meinung von dem sächsischen Schwan faßte, bis zuletzt das Ganstum nur zu augenfällig ward. Friedrich sandte ihm einige Zeit darauf eine goldene Tabaksdose, hatte aber keine ferneren Gespräche mit ihm.

Ein Wort von Exzellenz Mitchell an Gottsched — denn Gottsched prahlte bei jenem zweiten Leipziger Anlasse auch unter des Königs Gefolge umher — steht noch in Erinnerung. Es war die Rede von Shakespeare: ‚Geistreich, wenn Sie wollen‘, sagte Gottsched, ‚aber wo bleiben die Gesetze des Aristoteles? Fünf Akte, die drei Einheiten!‘ — ‚Aristoteles? Warum sollte ein Dichter sein Stück nicht in sieben oder zehn Akte einteilen können, wenn das ihm besser paßt?‘ ‚Unmöglich, Ew. Exzellenz! Aristoteles gibt die Regel.‘ — ‚Pah‘, sagte Se. Exzellenz, ‚nehmen Sie einmal an, Aristoteles und auch die Mode hätten die Regel aufgestellt, es sollen zu einem ganzen männlichen Anzug immer fünf Ellen Tuch genommen werden: wie würde es dem Herrn Professor‘ (mit seinen riesigen Gliedmaßen) ‚gefallen, wenn wegen des Aristoteles keine Beinkleider für ihn herauskämen?‘ — Nehmen wir Abschied von Gottsched, dem bändereichsten der Menschen — der eine deutsche Grammatik schrieb, die nützlich gewesen sein soll. Ich gedenke allezeit mit einiger Rührung seiner armen Gattin, die ein edles, anmutiges, treues Wesen mit zehnmal soviel Verstand als er war und endlose Arbeiten und Übersetzungen und Zusammenstellungen (Addisons Cato, Addisons Spectator, tausenderlei Dinge aus allen Sprachen) auf Befehl ihres Gottsched verfertigte, bis das Leben unter solchen Unternehmungen dahinschwand. Und sie hegte niemals einen

[1] Nicolai, Anekdoten III. 287.
[2] Abschrift in Heldengeschichte IV. 726.

Zweifel, die tragisch getreue Seele, daß ihr Gottsched ein wirklicher Seneschall Apolls und der Musen sei [1].

Montag, den 17., um sieben begab sich also der König auf den Marsch; er selbst heiter in der Aussicht auf Arbeit, was auch seine Freunde in der Ferne sein mochten. Hier, aus Eilenburg, seiner ersten Station gen Torgau, sind ein paar Briefe in merkwürdigem Gegensatz zueinander.

Wilhelmine an den König (auf das Gerücht von Haddick, das zu einer dreifachen Invasion, österreichischen, französischen, schwedischen, angeschwollen war).

Bayreuth, „15. Oktober 1757.

Mein teuerster Bruder —

Der Tod und tausend Qualen wären nichts gegen den gräßlichen Zustand, in welchem ich mich befinde. Es zirkulieren Gerüchte, die mir Schauder verursachen. Einige sagen, Sie seien schwer verwundet, andere, krank. Vergebens habe ich mich gequält, Nachricht von Ihnen zu erhalten; ich kann keine bekommen. Oh, mein teurer Bruder, es komme was da wolle, ich werde Sie nicht überleben. Bleibe ich länger in dieser grausamen Ungewißheit, so unterliege ich und würde glücklich sein. Ich war im Begriff, einen Eilboten an Sie abzusenden; aber" (umringt wie wir sind) „habe ich es nicht gewagt. Um Gottes willen, lassen Sie mir ein Wort schreiben.

Ich weiß nicht was ich geschrieben habe; mein Herz ist zerrissen, und ich fühle, daß ich durch die Unruhe und die Schrecken den Verstand verliere. Oh, mein teurer, mein anbetungswürdiger Bruder, haben Sie Mitleid mit mir. Gebe der Himmel, daß ich mich irre und daß ich Schelte von Ihnen bekomme; aber die mindeste Sache, die Sie betrifft, durchbohrt mir das Herz und verursacht meiner Liebe allzu große Unruhe. Möge ich tausendmal umkommen, wenn Sie nur leben und glücklich sind!

Ich kann nicht mehr sagen. Der Schmerz erstickt mich, und ich kann nur wiederholen, daß Ihr Schicksal das meine sein wird, indem ich verbleibe, mein teurer Bruder, Ihre — Wilhelmine."

Welch ein schriller durchdringender Ton, wie die wild weinende Stimme der Rahel; tragisch, schmerzensvoll, ganz in das Falsett und über die natürliche Höhe hinaus gestiegen; aber mit einer Melodie in seinem Wehklang wie das Singen der Sterne. Meine arme, verzweifelte Wilhelmine! —

Der König an Wilhelmine (hat obiges noch nicht erhalten).

„Eilenburg, 17. Oktober 1757.

Meine teuerste Schwester — Wozu ist die Philosophie nütze, wenn man sie nicht in den unangenehmen Augenblicken des Lebens anwendet? Dann ist es, meine teure Schwester, daß Mut und Festigkeit uns zustatten kommen.

Ich bin jetzt in Bewegung, und da ich mich einmal in dieselbe gesetzt habe, so dürfen Sie darauf rechnen, daß ich nicht wieder an Ruhe denken werde, als unter guten Vorzeichen. Wenn der Schimpf selbst die Feigen aufbringt, welche Wirkung muß er auf die mutigen Herzen machen?

Ich sehe voraus, daß ich Ihnen erst in sechs Wochen wieder werde schreiben können; wohl tut mir dies leid: aber ich bitte Sie, sich während dieser Zwischenzeit zu beruhigen und mit Geduld den Monat Dezember abzuwarten, ohne sich an die Nürnberger und die Reichs-Zeitungen zu kehren, die alle österreichisch sind.

Ich bin müde wie ein Hund (comme un chien). Ich umarme Sie mit ganzem Herzen und bin mit zärtlichster Liebe, meine teuerste Schwester, Ihr" — Friedrich.

[1] Ihre von einer sie überlebenden Freundin gesammelten Briefe: „Briefe der Frau Luise Adelgunde Victoria Gottsched geb. Kulmus (Dresden 1771—1772, 3 Bde. 8) sind, wie mir scheint, das einzige Gottschedsche Buch, welches heutzutage irgend jemand lesen möchte.

— — (Zu einer andern Stunde, selbiger Ort und Datum.) „‚Keine Möglichkeit des Friedens,‘ sagen Ihre Berichte“ (der Brief ist verloren); „‚die Franzosen wollen nichts von mir hören‘. Gut, von mir sollen sie nichts weiter hören. Ich gedenke jedoch durch Taten zu ihnen zu reden, so daß sie ihre Ungebühr und ihren Stolz bereuen sollen [1].“

Die Haddicksche Affäre erwies sich, trotz aller Gerüchte darüber, als etwas sehr Unerhebliches. Kein Schwede oder Richelieu dachte an Mitwirkung. Haddick war am Ende kaum viertausend Mann stark, mit vier Feldstücken. General Rochow, Kommandant von Berlin, hätte mit seiner kleinen Garnison, hätte sich Haddick nicht geschickt durch die Wälder geschlichen, und wäre er nicht vom Gerücht so vergrößert worden, herausmarschieren und zwei Haddicks schlagen können. So aber langte Haddick unvermerkt am 16. Oktober, vormittags 11 Uhr, vor dem Schlesischen Tore von Berlin an, forderte 300 000 Taler Brandsteuer, erhielt eine abschlägige Antwort und fing an, auf das arme Pfahlwerk, auf die arme Fallbrücke zu feuern. „Mit dem dritten Schuß kam die Fallbrücke herab“, er drang in die Vorstadt und war durch das schwache Kommando, welches Rochow gegen ihn vorschickte, nicht wieder hinauszutreiben. Rochow, in Unwissenheit über die Haddicksche Unternehmung, marschierte hierauf mit der königlichen Familie und dem Schatz nach Spandau, ließ Haddick die Herrschaft über die Vorstadt und überließ es Berlin, sich mit ihm abzufinden. Haddick, dessen Kroaten nicht ganz von Ausschreitungen abzuhalten waren, blieb zwölf Stunden lang oder mehr Herr der Vorstadt, Berlin bedrohend. Und zog nach vielem Unterhandeln über eine Brandsteuer von 300 000 Taler, von 500 000 Taler schließlich mit 180 000 Taler und „zwei Dutzend Paar Handschuhen für die Kaiserin-Königin“ am andern Morgen um fünf ab, wobei die Nachricht von des Fürsten Moritz Anmarsch seinem Abzug Flügel verlieh [2].

Moritz kam am folgenden Abend (den 18.) an, konnte aber mit seinen ermüdeten Truppen Haddick, der nun drei Märsche voraus war, nicht mehr einholen. Die königliche Familie mit dem Schatz kehrte den andern Tag von Spandau zurück, siedelte aber ein oder zwei Tage darauf nach Magdeburg über, bis die Hauptstadt vor solchen Angriffen sicher sei. Rochow bekam viel Tadel zu hören. „Was konnte ich machen? Wie konnte ich wissen?“ antwortete Rochow, der allerdings nicht sehr gut gesehen hatte. Berlin kostete es 180 000 Taler und den Schrecken. Es behauptet aber (nicht völlig erfunden, meint Retzow), „die zwei Dutzend Handschuhe wären lauter linke Handschuhe gewesen“ — da Berlin Witz und genug Anflug von Wermut besitzt, um solcher Dinge fähig zu sein! Friedrich erhielt die Nachricht zu Annaburg, einen Tagesmarsch jenseits Torgau und hielt dort abermals ungewiß ungefähr eine Woche lang.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 308—310.

[2] Heldengeschichte IV. 715—723 (Haddicks eigener und der Berliner Bericht).

Alsdann entdeckte er, daß Leipzig der rechte Ort wäre, und kehrte dahin zurück und befahl, daß die Armee sich dort versammle.

Auftritt zu Regensburg während der Zwischenzeit.

Gerade während Haddick rasch durch die Wälder pirschte und nun nahe an Berlin war, trug sich ein Ereignis in Regensburg zu, ein tragisches Ereignis, das aber in einer Posse endigte. Mit einem Wort der Beschluß der Reichsacht. Worüber ganz Regensburg in Aufregung war, entrüstet oder lachend, je nach der Laune, derweil Berlin seine Kontribution und linken Handschuhe bezahlte. Wir müssen uns einen Augenblick dabei aufhalten, obgleich unsere Eile groß ist.

Im Reichstage war die Achtserklärung gegen Friedrich fix und fertig. „Citatio" und alles andere war bereit, und es fehlte nun weiter nichts, als ihm „Citatio zu insinuieren", wie der Ausdruck lautet. Welcher letztere wesentliche Punkt einiges Schütteln der Perücken verursacht. Es ist gefährlich, die Zitation an solcher Stelle zu insinuieren. Und durch welche Kunst läßt es sich anstellen, sie in die Hände eines solchen einzuschwärzen? ‚So insinuiere man sie in Plothos Hände, das ist der Modus und das genügt!' sagen die Perücken und erwählen einen unglücklichen Reichsnotar, Doktor Aprill, um es zu vollziehen. Welcher in gewichtigem Kanzleistil folgenden rührenden Bericht abstattet — wunderbar, aber begreiflich (wenn abgekürzt):

„Citatio ad videndum et audiendum", d. i. die Vorladung des Kurfürsten von Brandenburg, zu sehen und zu hören, wie er werde in des Reichs Acht erklärt — ein gar feierlich lautendes Instrument, welches anfängt (oder vielleicht ist es der Doktor Aprill selber, der so anfängt, einerlei welches): ‚Im Namen der allerheiligsten und ungeteilten Dreifaltigkeit, Amen' — „an mich Endes unterschriebenen Kaiserlichen geschworenen Notarium Publicum, Mittwochs, den 12. Octobris, im Jahr nach Christi unsers lieben Herrn und Seligmachers Geburt 1757, um 11 Uhr, in meinem Wohnzimmer eine Stiege hoch gegen Mittag gelegen, in der Jacoben Wirnrohrs, Bürgers und Gastgebers allhier in Regensburg Behausung, zum roten Stern genannt, zukommend", um solche dem kurbrandenburgischen Gesandten von Plotho zu insinuieren:

Mit diesem feierlichen Instrument begab sich Aprill am folgenden Tag, Donnerstag nachmittag um halb 3 Uhr in Plothos mit gleicher Genauigkeit beschriebene Wohnung und, fährt Aprill fort, „ließ mich alldorten durch einen von des Herrn Gesandten Bedienten ansagen, mit dem Beisatz, daß ich mit Sr. Exzellenz etwas zu sprechen hätte, wenn dieselbe erlaubten, mich vorzulassen; auf welches der Herr Gesandte durch eben diesen Bedienten mir vermelden ließe, wie derselbe mit einem Katarrh behaftet wäre, was ich also zu sprechen hätte, nur dem Secretario sagen solle. Da ich aber erwiderte, daß ich Sr. Exzellenz selbsten in Person die obhandene Verrichtung vorzubringen hätte, wurde mir durch denselben Bedienten hinwiederum bedeutet, daß ich morgen gegen 12 Uhr kommen solle."

Morgen, Schlag zwölf: Freitag, den 14. Oktober, erscheint Aprill wieder, rekapituliert die ihm gestern gewordene Zusage und wird ihm ausgerichtet, daß er nur hinaufkommen solle. „Ich verfügte mich sodann, als der Bediente vorausginge und den Weg gewiesen, mit den Gezeugen über eine Stiege hoch in das Vorzimmer der Herrn Gesandten Freiherrn von Plotho, allwo dieser, da wir kaum in das Zimmer getreten, durch ein Nebenzimmer in seinem Schlafrock uns schon entgegen kam und mit Vermelden, daß ich, was ich ihm vorzubringen, nun zu sprechen hätte.

Ich insinuierte Ihnen demnach Citationem fiscalem und sagte" — sagte zuerst gar nichts, behauptet Plotho; murmelt bloß etwas, sah aus wie ein ängstlicher armer Schlucker, der mit Schriftstücken, angehend einen beim hiesigen Hochstifte ventilierten

Prozeß, gekommen — und sagte nur allmählich (kürzen wir ab; Szene: Aprill und Plotho, Vorzimmer in Regensburg, eine Treppe hoch):

Aprill. „Ich habe Ew. Exzellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben" — (welche, wenn Ew. Exzellenz es erraten könnten, insgeheim ist) „,Citatio fiscalis, wodurch Se. Majestät vorgeladen wird, um erhebliche Ursach zuzubringen, warum die Reichsachtserklärung nicht geschehen solle!' Es nahm gleich bei Anfange meiner Insinuation Se. Exzellenz die Citationem samt dem opponendo aus meinen Händen zu sich; als Sie solche selbst eingesehen, hatte Se. Exzellenz sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit Attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seind Se. Exzellenz Freiherr von Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm geraten, also zwar, daß dieselben sich nicht mehr stillezuhalten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beide Arme in die Höhe haltend gegen mich aufgefahren, dabei auch die fiskalische Zitation nebst dem opponendo annoch in seiner rechten Hand haltend, in diese Formalia wider mich ausgebrochen:

Plotho. ,Was, du Flegel! Insinuieren?'

Aprill. ,Dieses ist mein Notariatamt, dem ich nachkommen muß.' Dessen aber ohngeachtet fallete mich der Freiherr von P. mit allem Grimme an, ergriff mich bei denen vorderen Teilen meines Mantels, mit dem Vermelden:

Plotho. ,Willst du es zurücknehmen?' Da mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sotane Citation nebst dem opponendo vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinaus gedrücket, rief er zu denen zweien vorhanden gewesenen Bedienten: ,Werfet ihn über den Gang hinunter!'" — Was sie jedoch, da sie diskrete Kerle waren, nicht völlig taten, noch zu tun nötig hatten, „sondern haben nur (da inzwischen der Herr Gesandte wiederum zurück in sein Zimmer sich begeben, dessen Kammerdiener aber, welcher anfangs auf den Stiegen gestanden, nicht mehr zu sehen gewest) mich samt denen Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genötigt" — und habe nun mit Tränen in den Augen dem Universum und dem Kaiserlichen Reichshof-Fiskal gehorsamsten Bericht davon abzustatten [1].

Was hiernach aus der Reichsacht wurde, frage man nicht. Sie ward hinfällig durch Friedrichs Siege, die nun erfolgten, lebte wieder auf, als es ihm schlecht erging (August 1758), und drohte Georg II. mit einzuschließen. Hierauf machte das Corpus Evangelicorum irgendein Gegengemurmel, und ich habe gehört, daß die Franzosen insgeheim dazu geraten hätten, die Sache fallen zu lassen. ,Diese zwei Könige', hätten sie gesagt, ,sind imstande, von euch auszuscheiden und beim Austreten die Tische hinter sich umzuschmeißen! — Dadurch ward sie abermals, zum letztenmal, hinfällig und, kurzum, ist nicht mehr erwähnens- oder erinnernswert.

Der Corpus Evangelicorum war von Haus aus gegen die Achtserklärung gewesen, mit Ausnahme weniger Ganz- oder Halbdissentierender, wie Mecklenburg ganz und von ganzem Herzen, das törichte Ansbach ganz und die Anhalte, die schwankend dissentierten und dann widerriefen (warum, habe ich niemals entdecken können) — was Mecklenburg und die Anhalte, die nahe zur Hand lagen, in kommenden Jahren bitter zu bereuen hatten! Genug von all diesem.

Der Streich Haddicks, der seine Handschuhe, linke oder nicht, und einen Teil seiner Reisekosten davontrug, zog eine andere weit wichtigere Folge auf der anderen Seite nach sich. Das Triumphieren, Tedeum-Singen und Frohlocken ob desselben — „Hauptstadt eingenommen, königliche Familie auf der Flucht!" — versetzte die Dauphinesse-Armee

[1] Preuß II. 397—401; in Heldengeschichte IV. 745—749 Plothos Bericht.

und besonders Versailles in eine solche Begeisterung, daß die Dauphinesse (auf Befehl von Versailles) leibhaftig aus ihrem Schlupfwinkel hervorkam, sich über das Land verbreitete, beispiellos plündernd und wirtschaftend, 15 000 Mann Verstärkung von der Richelieuschen Armee an sich zog, die Saale überschritt, entschlossen, Leipzig zu nehmen, Friedrich zu schlagen und ich weiß nicht was alles zu tun. Keith, der mit einer kleinen Truppe in Leipzig steht, ward von Soubises Vorhut (24. Oktober) zur Übergabe aufgefordert. Keith antwortete, er werde die Vorstädte abbrennen. Worauf besagte Vorhut, da noch dazu Nachricht von Friedrichs Anmarsch kam, sich eilig zurückzog. Und Soubise und sie wären, wie es heißt, gern wieder über die Saale zurückgegangen, wäre Versailles nicht bestimmend gewesen.

Mit einem Wort, Friedrich traf den 26. Oktober in Leipzig ein. Ferdinand, Moritz und all die andern sind im Anzug oder schon da, und es steht etwas Großes nahe bevor. Friedrich verweilte nur vier Tage in Leipzig. Er hat nun ermunternde Aussicht auf Arbeit vor sich. Dazu kommt die Gewißheit aus Preußen, daß Apraxin wirklich nach Hause geht, und daß Lehwald komme, um sich nach den Schweden umzusehen. Außer daß die Nachrichten aus Schlesien schlimm lauten, fangen die Dinge im allgemeinen an, sich besser anzulassen.

Die auf Gottsched in diesen vier Tagen verwendete Stunde soll uns nicht weiter angehen; aber da war ein anderer, viel weniger Aufsehen machender und unendlich viel wichtigerer Besuch, und zwar von einem gewissen hannöverschen Grafen Schulenburg. Nicht in rotem Rock oder mit Federbusch wie ein Generalmajor, der er war, sondern „im schwarzen Anzug eines Landgeistlichen", der in dieser unscheinbaren Verkleidung kam, um Friedrich amtlich in Kenntnis zu setzen: „Daß die Hannoveraner und die Majestät von England beschlossen haben, den Vertrag von Kloster-Zeven aufzugeben, ihre arme Stader Armee wieder ins Feld zu führen und ihn, König Friedrich, darum anzugehen, ihnen den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Befehlshaber derselben zu bewilligen[1]."

Hier ist eine unscheinbare Botschaft von sehr hohem Belang, welcher Friedrich, bereits darauf vorbereitet, seine freudige Zustimmung gibt. Die Ernennungen und das Weitere sollen erfolgen, sobald der gegenwärtige Drang der Geschäfte vorüber ist. Wer es war, der all dieses vorbereitet hatte? Wer den ersten Gedanken dazu hergab, ob Friedrich, Mitchell, George, Pitt, ist mir unbekannt — ich kann nicht umhin, auf Pitt zu mutmaßen, auf Pitt und Friedrich zusammen. Und von allen Lebenden war sicherlich

[1] Mauvillon I. 256; Westphalen I. 315: Beide unklar und mit geringen Abweichungen. Mitchell-Papiere (im Britischen Museum), ebenfalls unklar: Additional Mss. 6815, p. 96 und 108 („Lord Holderneß an Mitchell", zweifelsohne auf Pitts Eingebung, „10. Oktober 1757", ist der Anfang davon, zwei Tage, ehe der Herzog von Cumberland von Stade nach Hause kam); ebendas. 6806, p. 241—252.

Ferdinand — verwandt mit der königlichen Familie sowohl von England als von Preußen, ein Soldat von anerkannter Vortrefflichkeit und zugleich ein edelmütiger, umsichtiger, geduldiger und unüberwindlich tapferer und standhafter Mann — ohne Vergleich der befugteste für diese Stelle. Pitt ist nun förmlich am Ruder und sieht ein — so originell ist Pitts Ansicht — daß ein Heer mit einem Befehlshaber sich wesentlich unterscheiden dürfte von einem ohne einen solchen. Und in der Tat darf man dies als den ersten Ruck an den Zügeln von seiten Pitts betrachten, dessen feine Hand, indem ganz England eines Herzens ihrer Leitung folgt, ehe wenige Monate vergehen, an den Enden der Erde verspürt werden wird. Zur großen und unerwarteten Freude Friedrichs. „Es hat lange gedauert, bis England einen großen Mann hervorgebracht hat,“ sagte er zu Mitchell, „aber hier ist endlich einer!“

Achtes Kapitel / Schlacht bei Roßbach

Friedrich verließ Leipzig Sonntag, den 30. Oktober, und lagerte jene Nacht auf dem berühmten Feld bei Lützen. Er war bei der Vorhut (wie gewöhnlich, und Mayr ist mit ihm, der an die dort stehenden französischen Vorposten einige tüchtige Schläge austeilte), Keith und Herzog Ferdinand folgten mit dem Hauptkörper und der Nachhut.

Die Bewegungen Soubise-Hildburghausenscherseits gehen sämtlich wieder rückwärts. Kann die Dauphinesse-Bellona denn nichts anderes tun, als wie ein Webschiff vorwärts und dann wieder rückwärts zu fahren, je nach Friedrichs Abwesenheit oder Anwesenheit? Die Soubise-Hildburghausensche Armee macht diesmal wie das vorige Mal auf der Stelle eine rückläufige Bewegung und geht wieder hinüber auf die sichere Seite der Saale. In raschem Rückzuge vor Friedrich, der im Verhältnis eins zu zwei steht gegen sie, beinahe eins zu drei, nun, da Broglios Korps angekommen. Broglio gelangte den 26. Oktober nach Merseburg, etwa 15 000 Mann stark, in ziemlich schlechter Verfassung und froh, eines solchen Marsches ledig und in der Nähe von Soubise zu sein. Dies ist der zweite Sohn unseres alten polternden Freundes, ein Mann, der in diesem Kriege zu einigem Ruf und zu sehr viel Ungemach gelangte und vierzig Jahre nachher bei der Belagerung der Bastille endigte, die Leser wissen wie!

Sobald er ausgeruht ist, rückt Broglio befehlsgemäß links nach Halle, um die dortige Saalebrücke zu hüten. Soubise selber zieht ihm nach Merseburg zu gleichem Zwecke nach, während Hildburghausen zur Verteidigung von Weißenfels und der dritten Saalebrücke zurückbleibt. Das ist die Stellung der Dauphinesse, derweil Friedrich bei Lützen lagert. Die ungeduldige menschliche Natur möge sich diese drei Plätze merken und zur Katastrophe der unglückseligen Dauphinesse eilen. Soubise, muß erinnert werden, ist nicht bestens aufgelegt, aber seine Offiziere sind es im Übermaß, „erzeigen diesem petit Marquis de Brandebourg die Ehre, eine Art von Krieg mit ihm zu führen (de lui faire une espèce de guerre)", wie sie sich ausdrücken, aufgeblähet von allgemeiner Eitelkeit und von den Zeitungs-

gerüchten von Haddicks Tat — welche, wie die Handschuhe, die sie einbrachte, auf diese Weise gänzlich einen linkischen Ausgang nimmt. Hildburghausen und die übrigen überstimmen Soubise, und wahrlich, anders ist nicht zu helfen: „Der Proviant ist fast zu Ende! Wie zu unseren Magazinen und Schlupfwinkeln retirieren, wenn Friedrich über die Saale herüber und auf unsern Fersen ist?" Nachstehend sind (nach den Berichten von Augenzeugen, wo immer möglich) die aufeinanderfolgenden Schritte der Dauphinesse ihrem Schicksale entgegen, das seit der Zeit berühmt in der Welt ist.

„Montag, den 31. Oktober 1757," wie der Stadtsyndikus von Weißenfels erzählt[1], „früh gegen 8 Uhr, kamen Ihre Königliche Majestät von Preußen mit Dero ganzen Armee" (oder was wir für die ganze Armee hielten, obgleich es nur die eine Hälfte war; Keith mit der anderen Hälfte befindet sich nördlich in kurzer Entfernung von uns auf dem Wege nach Merseburg) „vor die Stadt." Er ist schon vorher hier gewesen, wie auch Keith, Soubise und andere. Eine seither sehr von Truppendurchzügen beunruhigte Stadt. Friedrich kam von der östlichen oder hohen Landseite her, wo das sogenannte Schloß steht, welches, ursprünglich auf einem „weißen Fels" erbaut (der jetzt nicht bemerkbar), der Stadt und dem ehemaligen Herzogtum ihren Namen gab.

Wir haben oft von Weißenfels gehört, bei Lebzeiten des armen alten trunkliebenden Herzogs, der ein verschmähter Freier Wilhelmines war, und sind in Friedenszeiten mit den Salzburgern hindurchmarschiert[2]. Eine ehrbare, ganz angenehme kleine Stadt (etwa 7000 Seelen). Liegt an einer Anhöhe (weiße Felsen oder was es immer einst gewesen) angelehnt auf dem östlichen oder rechten Ufer der Saale; eine teilweise flache, teilweise sehr steile Stadt. Die Straßen oder die Hauptstraße mit ihren Nebenstraßen laufen ziemlich flach von dem Fluß und der Brücke aus, steigen langsam, aber zuletzt schnell die besagte Anhöhe oder Felsen hinan. Ein steiler Aufgang, bis die Straßen auf dem sogenannten Schloß gipfeln, der ‚Augustusburg' in jenen Tagen, der ‚Friedrich-Wilhelms-Kaserne' in den heutigen. Auf dieser Höhe erschien Seine preußische Majestät.

Die Saale ist hier von ziemlicher Breite, hat vielleicht vierzig Meilen zurückgelegt, seitdem sie im Fichtelgebirge ihren langen Lauf elbewärts begann. Nahm nur zwei Meilen von hier ihren letzten großen Nebenfluß auf, die weitwandernde Unstrut, die mit vielem Gewässer von Norden herkommt. Die Saale ist von mäßiger Tiefe und nicht durchwatbar. Die Hauptladungen, die man darauf sieht, sind Holzflöße. Die Ufer sind grün, von scharfen Umrissen, leer von Bäumen. Der Fluß hat eine etwas dunkle Farbe, fließt meist geräuschlos, ist aber von nützlichen, angenehmen Eigenschaften.

Von dieser Schloß- oder Landseite her kommen Friedrich und seine Preußen am Montag früh um acht. „Die Besatzung" — ungefähr 4000 Mann Reichsvölker und ein paar französische Bataillone — „verschloß die Tore und versammelte sich auf dem Markt", einem großen Platz

[1] Müller, Schlacht bei Roßbach („eine Jubiläums-Schrift", Berlin 1857, die verschiedene kuriose Auszüge enthält) S. 44; Heldengeschichte IV. 643, 651—668.

[2] S. oben II. 306.

hart am Fuße der Anhöhe. „Dagegen wurde preußischerseits von Klammerk" auf dem Gipfel der Höhen, „auf die Stadt und Tore kanoniert, welche sie endlich sprengten und über die Schloßhofsmauer in die Stadt drangen, bis die besagte Besatzung die Stadt verließ, sich über die Saalebrücke retirierte und dieselbe in Brand steckte." Dies war ihr Verteidigungsmittel bei allen drei Brücken, als sie angegriffen wurden, aber es gelang nirgends so gut wie hier. „Das Feuer war vorher angelegt und brannte mit außerordentlicher Geschwindigkeit. — Es war eine bedeckte hölzerne Brücke, mit Teer angestrichen. — „Das Feuer ward verstärkt durch all den Speck und Talg, den die Besatzung in Weißenfels hatte auftreiben können, mehrere hundert Zentner Talglichter gingen mit darauf." Die Brücke, „die 100 000 Taler wert war", stand augenblicklich in Flammen. Über 400 Mann, die das Tempo versahen und vorm Brande nicht über die Brücke gegangen, wurden von den Preußen gefangengenommen." Feldmarschall Prinz von Hildburghausen, der eine Stunde davon schlief, ward auf diese unangenehme Weise aufgeweckt. Die flüchtige Besatzung macht auf der andern Seite des Flusses halt, wo sich der Rest ihres Heeres befindet. Fährt dort Kanonen auf, um das Löschen der Brücke zu verhindern. Die Preußen antworten, und so dauert das Feuer mit vielem Lärm und ohne großen Schaden bis 3 Uhr nachmittags fort. Wodurch die Brücke (mitsamt der Zollbude) gänzlich zerstört und die Unternehmung des Flußüberganges daselbst offenbar unmöglich geworden war.

Mittlerweile hat Friedrich rasch eine andere Übergangsstelle, eine kleine halbe Stunde flußabwärts, ausfindig gemacht und läßt eine andere dienliche Flanken- oder Floßbrücke dort schlagen, welche mittels fleißigen Arbeitens die ganze Nacht hindurch morgen gangbar sein wird. So daß die Kanonade, außer um den Feind zu amüsieren, in Weißenfels aufhören darf. Ein gewisser Herzog von Crillon, der bei diesem Abbrennen der Weißenfelser Brücke und bei der Kanonade den Befehl führte, erzählt eine ritterliche Anekdote (die so ziemlich auf Null hinausläuft, wenn man sie genau untersucht) von einer Rettung oder Schonung von Friedrichs Leben bei dieser interessanten Gelegenheit. Als er, Crillon, um auf der linken sicheren Seite des Flusses sich nach überstandener Hast und Unruhe mit seinem Stabe zu einem Frühstück niedergelassen, sei einer seiner Artillerieoffiziere, der auf einer Insel stationiert war, zu ihm gekommen mit der Frage: „Darf ich den König von Preußen totschießen, Monseigneur? Wir können ihn unten an seinem Ende der Brücke rekognoszieren sehen. Darf ich?" Da habe Crillon ihm ein Glas Wein und eine lächelnde, großmütige verneinende Arbeit gegeben[1]. Hierzu ist zu bemerken, nicht nur erstens, daß des Artilleriekapitäns Fähigkeit, Friedrich zu sehen (was an sich schon ungewiß ist), allerdings die Möglichkeit bedeutet, auf ihn zu zielen, aber

[1] „Mémoires militaires de Louis etc. Duc de Crillon (Paris 1791) p. 166" — angeführt bei Preuß II. 88.

sehr verschieden ist von der Fähigkeit, ihn zu treffen. So daß dieses „Darf ich den König totschießen?“ nichts als Windbeutelei von seiten des Kapitäns Brunet war. Sondern zweitens, daß hierherum gar keine „Insel“ im Flusse ist, von welcher Kapitän Brunet hätte feuern können! So daß vermutlich die ganze Geschichte Wind oder erträumt ist oder höchstens irgendeine müßige trasonisch-theoretische Frage von seiten Brunets, angemessene Antwort darauf (die hauptsächlich in einem Glase Wein bestand) von Monseigneur. Worauf zurückblickend Monseigneur fühlt oder gern fühlen möchte, daß es nicht trasonisch-theoretisch, sondern praktisch und eher von göttlicher Natur war. Gleich Null, wie gesagt; Friedrich dankt euch gleich Null, edler Herr.

„Nach diesem wurden die Preußen einquartiert“, sagt unser Syndikus, „und es kamen in manches Haus über zwanzig und dreißig und auch mehr Mann zu liegen. Die folgende Nacht war es zwar in der Stadt ruhig; überm Strom drüben von Burgwerben bis Tagewerben hatten die Österreicher und Franzosen ihr Lager aufgeschlagen und ein Wachtfeuer dabei.“ Friedrichs Brücke wird mittlerweile ungestört vom Feinde fertiggestellt.

Als Keith am folgenden Morgen (Dienstag, den 1. November) hinüber nach Merseburg blickt, wohin er auf geradem Wege mit der anderen Hälfte des Heeres marschiert war, findet er die Merseburger Brücke zerstört oder abgebrochen und Soubise mit Batterien auf der jenseitigen Seite, um den Übergang streitig zu machen. Keith entsendet Herzog Ferdinand nach Halle, noch fünf Stunden stromabwärts, der die dortige Brücke in gleicher Weise zerstört findet, und Broglio will den Übergang streitig machen; was jedoch nach reiflicher Überlegung keiner von beiden tat. Friedrichs neue Brücke bei Herrenmühle ist natürlich ein wichtiger Grund für sie. Friedrichs Übergang läßt sich nun nicht mehr verwehren! „Laßt uns zurückweichen“, sagen sie, „und eine Stellung einnehmen. Wir sind 50 000 oder 60 000 stark, schlecht verproviantiert zwar, aber sehr wohl imstande, uns zurückzuziehen. Und wir haben Erlaubnis zum Schlagen auf dieser Seite des Flusses.“

Die vereinigte Armee „Dauphine“, oder wie wir sie sonst nennen sollen, zieht Mittwoch früh (2. November) ihre Vorposten ein und gibt die Saalefrage auf. Zieht sich etliche Stunden landein nach dem höheren Gelände zurück und ist fleißig bemüht, sich bei dem Dorfe Mücheln (welches Kirch-Michel bedeutet und bei dieser Gelegenheit noch von einigen „Sankt-Michel“ geschrieben wird) zu vereinigen und in mehr oder weniger guter oder schlechter Schlachtordnung aufzustellen. Dort faßt die Dauphineß, sich an die Höhen lehnend, auf eine nicht sehr kunstgerechte Weise Posto und läßt Keith und Ferdinand ungestört ihre Brücken wiederherstellen und alle Preußen nach Belieben herüberkommen. Dies haben sie (2.—3. November), jeder auf seiner Brücke, emsig getan, und Donnerstag nachmittag sind sie alle drüben und haben ein Lager bei

Bedra aufgeschlagen in naher Nachbarschaft von Mücheln. Friedrich hat letzteres besichtigt und findet, daß er es am anderen Morgen in aller Frühe angreifen kann.

Demgemäß am anderen Morgen, „um zwei Uhr, bei hellem Mondschein“, ist Friedrich zu Pferde, von seiner Armee gefolgt. Aber beim Nachspähen im Mondschein zeigt sich, daß der Feind seine Stellung verändert, sich mehr oder weniger um seine Achse herum in neue Gehölze, neue Verschanzungen und durchschnittenes Gelände hineingedreht und dadurch seine Lage bedeutend verbessert hat. Nützt nichts, sie so anzugreifen, denkt Friedrich und kehrt in sein Lager zurück. Der Feind sandte einem Flügel einige Kanonenschüsse nach und brüstete sich unmäßig: „Er wagt es nicht, wie ihr seht! Hat es versucht und ward abgewiesen!“ schreien ihre Zeitungen und sie — einen Tag lang. Friedrich schläft diese Nacht wieder in Bedra, andere sagen, in Roßbach. Die Wirkung des Hungers auf die Dauphineß, die so weit ab von ihren Vorräten ist, wird stärker sein, rechnet er, als auf ihn und wird binnen kurzem günstigere Umstände erzeugen. Die Dauphineß braucht Brot; man kann ihr vielleicht zu Leibe rücken, wenn sie den Rückzug versucht. Daß die Dauphineß den Streich spielen würde, den sie am folgenden Morgen ausführte, darauf hatte Friedrich nicht zu rechnen gewagt.

Katastrophe der Dauphine (Sonnabend, den 5. November 1757).

Die sich schlängelnde Saale macht eine ihrer großen Krümmungen, indem sie an Weißenfels vorbeifließt; wendet sich, hier ziemlich schnell, von südostwärts, in welcher Richtung sie dritthalb Meilen weiter oben floß, gen Nordost oder völlig nordwärts, welches letztere ihre Richtung bei Merseburg dritthalb Meilen weiter unten wird. Gerade gegenüber Weißenfels, von dieser Biegung der Saale umfaßt oder auf der Süd- und Ostseite von ihr bespült, steigt sehr allmählich ein stumpfer kreisförmiger Landbuckel auf, zweiundeinhalb oder drei Stunden im Durchmesser, auf welchem Roßbach und ein halbes Dutzend anderer ärmlicher schläfriger Dörfer zerstreut liegen, die bis zum Sonnabendmorgen des 5. November 1757 für keinen Besucher bemerkenswert waren. Den höchsten Punkt oder die höchsten Punkte, denn es sind deren zwei (nur durch Fragen und Erraten entdeckbar), nennen die Anwohner Hügel, Janushügel, Pülzenhügel, ein Hügel, bemerkbar für Wagengäule in den schlimmen Radspuren von sandigem Lehm, der aber keinen Eindruck auf den Touristen macht. Der stellt vielmehr fest, daß selten ein so flacher Hügel dagewesen. Er steigt vielleicht 100 oder 120 Fuß in fünfviertel oder anderthalb Stunden seiner Erhebung und würde richtiger eine wahrnehmbare wohlbeleibte Ebene heißen. Ein flacher, etwas aufgewellter Boden, an Gestalt nicht steiler, als die Form einer ungeheuren Untertasse sein würde. Eine

umgestürzte Untertasse, dritthalb Stunden im Durchmesser, 100 Fuß an Tiefe und von unregelmäßigem Umriß. Dies dürfte dem Leser die Gestalt des Bodens hinreichend veranschaulichen.

Die Saale begrenzt diese rauhe Erhebung im Osten und Süden in einer Entfernung von etwa zwei Stunden. Was wir für zwei Bäche halten, die westlich und nördlich in der Gegend von Mücheln zu beiden Seiten entspringen und nach rechts und links der Saale zufließen, sind wenigstens zwei Rinnsale. Und hinter diesen erhebt sich der Boden höher, noch immer in träger gewellter Anschwellung, aber nun, durch die Ferne blau gemalt, nicht unfreundlich anzuschauen. Seine rauhen Einzelheiten sind alle dem Blick entzogen, und seine ärmlichen Bäche (wie wir annehmen) rieseln in die Saale nach Merseburg zu oder umgekehrt in die Unstrut, dem letzten großen Nebenfluß der Saale. Südlich von unserem Janushügel drei oder vier Stunden weit entfernt kann man einige Spuren von Freiburg wahrnehmen — jene da drüben an der Unstrut sichtbare Turmspitze oder vergoldete Wetterfahne — welches wohl gegenwärtig Soubises Proviantkorb ist. Und weiter weg und der Mündung der Unstrut gegenüber am jenseitigen Ufer der Saale liegt eine andere nennenswerte Stadt (sichtbar bei hellem Wetter als eine Rauchwolke, zu gewissen Stunden, wenn die Suppe auf den Herden kocht), die Stadt Naumburg. Das Naumburg Gustav Adolfs, wo in der Nacht nach der Schlacht bei Lützen sein Leichnam lag, über dem seine arme Königin und andere weinten. Naumburg ist auf der andern Seite der Saale von keiner Wichtigkeit für Soubise in solcher Stellung.

Dies ist die kreisförmige Erhebung oder Landbuckel, auf dessen nördlicher oder nordwestlicher Seite Friedrich nun gelagert ist, und welcher morgen, er ahnt nicht, wie denkwürdig werden wird. Jenseits der Anhöhen unmittelbar im Osten von Friedrich ist eine Art Niederung oder Vertiefung, ein seichtes Tal von einigem Umfang, welches für morgen Anmerkung verdient. Aber im allgemeinen steigt der Boden, wenn er den Fluß erst hinter sich hat, langsam kugelförmig an, ohne bemerkbare Vertiefungen oder Täler. Ein stumpfer, klumpiger Brocken Land, aus Sand und Lehm geschaffen, mag einst in Pastoralzeiten grasige Weide gewesen sein mit Ginstern bewachsen. Ist nun unter ärmlicher Ackerwirtschaft allenthalben pflügbar oder tragbar und sieht in Winterszeit traurig genug aus. Keine Spur von Hecken, Strauch oder Buschwerk ist darauf vorhanden. Ein häßlicher aber großer Baum, der in Friedrichs Zeiten gegrünt haben mag, steht nicht weit von Roßbach. Sonst ist keiner auf diesen Flächenräumen zu entdecken.

Verschiedene Dörfer liegen ringsum verstreut. Gar schläfrige, altertümliche, regellos gebaute kleine Ortschaften, Hütten und Ställe durcheinandergeworfen, so als wären sie aus einem Sack geschüttet. Viel Stroh, dicke Strohdächer und zerbröckelnde Lehmmauern aber

sehen nur friedlich aus für die Vierfüßler und die Zweifüßler, welche letztere, wenn man sie anspricht, gesetzte verständige Menschen mit wackeren deutschen Augen und Herzen sind, obgleich sie so schlecht wohnen. Diese Dörfer, die Schutz und Quellwasser brauchen, liegen gewöhnlich in einer seichten Vertiefung, wenn sie weit genug oben auf der Höhe sind, wie Roßbach. Zuweilen, wenn näher am Fuß, sind sie eingenistet in einen unvermittelten Hohlgrund oder Einschnitt — das Werk urzeitlichen Regens, der sich von oben herab gesammelt und einen Weg gegraben hat. Das Regenwasser, kann man sehen, ist wirksam gewesen. Aber selten ist das mindeste fließende Wasser wahrzunehmen, weil der Boden zu sandig und porös ist. Auf der westlichen Niederung wird heutzutage eine Art Erdkohle oder Kohlenstaub gegraben, ausgegraben, nicht ausgeschachtet. Und in ein oder zwei großen Brüchen dieser Art geht es lebhaft zu. Die Einwohner mengen diesen wertvollen Kohlenstaub mit Wasser, formen ihn zu Backsteinen und gebrauchen ihn so als Brennmaterial. Eine der Eigentümlichkeiten dieser Dörfer sind die sonderbaren schwarzen Backsteine, die um die Haustüren herum seitwärts aufgestellt sind, um abzuträufen und in der Sonne zu trocknen. Aus dieser oder aus anderen Ursachen scheint diese westliche Niederung die bessere zu sein und hat eine größere Anzahl von Dörfern. Roßbach liegt weit oben und blickt hinüber auf Mücheln und dessen undeutlichen Kirchturm und Umgebung, die sicher, jenseits des tiefen Grundes, etwa eine kleine Stunde weit davon liegen. Sicher vor Friedrich, wäre Proviant und Unterkommen in einem solchen Ort zu finden. Friedrichs linker Flügel ist in Roßbach. Bedra, wo Friedrichs rechter Flügel, Banderode, wo Soubises rechter Flügel ist, sodann Gröst, Schevenroda, Zugfeld, Pettstädt, Lunstädt, insbesondere Reichartswerben, wo Soubises Rechte zu stehen kommen wird. Diese mag sich der Leser auf seiner Karte anmerken. Mehrere derselben liegen zur Zeit in Asche. Geplündert und abermals geplündert und zuletzt in Brand gesteckt, so geschäftig sind Soubises hungrige Völker seither in dem Lande gewesen, das sie zu „befreien" gekommen sind. Die Freiburger Straße, die Naumburger Straße, beide auf Merseburg zu, gehen über diese Anhöhe gerade wie eine Sehne, zu welcher die Saale bei Weißenfels den Bogen bildet.

Das Herrenhaus steht noch in Roßbach, mit dem ungefegten Dorf an seiner Flanke. Ein hohes und zwar baufälliges, aber anspruchsvolles Haus mit einem Walmdach. Eine Art Hof umgibt es, eine Art Zaun oder Einfriedung von Busch und Ziegelmauer. Der Kehrbesen tut ihm arg not, ihm und seiner ganzen Umgebung. Der König übernachtete vermutlich hier. Sicher ist, daß der Gutsbesitzer abwesend war. Und sein Amtmann berichtete ihm drei Tage nachher wie folgt: — „Samstag, den 5., früh um 8 Uhr gingen Ihre Majestät auf den Boden des hiesigen Her-

renhauses, allwo einige Ziegel ausgezogen worden" (zu diesem Zwecke oder durch Zufall, wird nicht gemeldet), „und sahen, wie die Reichs- und französische Armee aus ihrem Lager nach Gröst zu zogen. Ungefähr in einer Stunde stand schon ihre halbe Armee", die sich hinter Gröst südlich oder eigentlich südöstlich gewendet, „in den Leyhischen, Almsdorfer und Roßbacher Feldern, und zog sich immer nach Pettstädt", genauer gesprochen nach Schevenroda, noch nicht nach Pettstädt. „Ihre Majestät sahen immer durch das Perspektiv; und mir wurde die Gnade, immer bei Ihnen bleiben zu dürfen und Ihnen die Wege zu nennen, so die Reichs- und französische Armee ging[1]."

Der König hatte bereits stundenlang vorher von diesem Ereignis gehört und Husaren und Kundschafter danach ausgesandt, sieht es aber nun mit eigenen Augen: — „Gehen nach Freiburg und zu ihrem Brotschrank", denkt der König, der sich noch nicht viel aus der Bewegung macht, sie aber gut beobachten will und zur rechten Zeit die Nachhut anzugreifen gedenkt. In dieser Absicht erhält die Reiterei (Seidlitz und Mayr) Befehl, zu satteln, die Fußregimenter und sonst alles, sich in Bereitschaft zu halten. Diese Reichs- und französische Armee ist nicht rasch in ihrem Felderxerzitium, und hat viel aus- und einzubiegen, ehe sie sich völlig herauswinden und vorwärts nach Schevenroda auf die Freiburger Straße gelangen kann. In drei oder in zwei Kolonnen nebeneinander, Artillerie dazwischen, Reiterei voraus, Reiterei hinten nach, bewegen sie sich dort langsam entlang; begeben sich zu ihren Brotkörben, denkt der König. Ein französischer Truppenkörper, hauptsächlich Reiterei unter St. Germain, blieb in der Gegend von Schortau-Almsdorf stehen und feuerte und führte sich auf, als gelte es, bei Roßbach, wo unser linker Flügel steht, anzugreifen. Aber Se. Majestät sieht, daß es bloß zum Schein ist. Und St. Germain, der bewegungslos bleibt und nichts tut als ein wenig kanonieren, scheint zuzugeben, daß es so ist. Die Dauphine setzt ihre langsamen Bewegungen fort, der König setzt sich im Herrenhaus in Roßbach an seine Tafel, mit Offizieren, zur gewöhnlichen Mittagsstunde 12 Uhr — wenig ahnend, was die Dauphineß im Schilde führt.

Die Wahrheit ist, die Dauphine ist diesen Morgen in übermütiger Stimmung und hat große Dinge vor gegen einen gewissen „kleinen Markgrafen von Brandenburg", dem man die große Ehre erzeigt. Generale, die gestern auf des Königs von Preußen Lager hinab blickten, so daß sie jeden Mann darin zählen konnten (die Hälfte der Leute war aber wegen der Biegungen des Geländes nicht sichtbar), zählten ihn ungefähr 10 000 Mann stark und hatten gesagt: „Pah, sind wir nicht über 50 000? Laßt uns dem Ding ein Ende machen!" Man fasse ihn in seiner linken Flanke, dort um die Anhöhe herum, bis wir an seine linke Flanke und

[1] Müller S. 50; Rödenbeck S. 326.

damit zugleich in seinen Rücken gelangen, während St. Germain auf seiner andern Seite mitwirkt. Im selben Augenblick auf der Linken, im Rücken und in der Front! Ist das nicht ein gewonnenes Spiel? Ein sehr kitzliges Spiel, antwortet der brummige scharfsichtige Lloyd: „Kein General wird zugeben, daß man ihn in der Flanke und im Rücken angreift, und am allerwenigsten durfte man es mit dem König von Preußen versuchen!"

Indessen versuchen sie es dennoch, marschieren längs der Talsenkung hin, in der Absicht, allmählich links nach dem Janushügel einzubiegen, dort gegen ihn vorzurücken. Ihn von der Flanke, im Rücken und von der Front in ihr Schlangengewinde einzuwickeln und seiner winzigen Armee und ihm ein Ende zu machen. „Warum sollten wir nicht, wenn wir im geringsten unsere Schuldigkeit tun, seine winzige Armee vernichten, ihn selber gefangennehmen und so die Sache endigen?" Man sagt, Soubise habe wirklich kurz vorher in einem Augenblick der Begeisterung das Bevorstehen eines solchen Ereignisses nach Versailles angekündigt, und die Herzogin von Orleans habe, des armen Königs Ludwig Gegenwart vergessend, in ihrer Begeisterung ausgerufen: „Tant mieux, so werde ich endlich einen König sehen!" Aber vielleicht ist es nur ein französisches Epigramm, dergleichen oft die Winde dort erzeugen und für eine Tatsache ausgeben. — Der Rückzug nach Weißenfels ist Friedrich abgeschnitten: Österreicher sind heute früh bei der Herrnmühler Brücke gewesen und haben sie abgebrochen und in den Fluß geworfen; die Planken schwimmen nun gen Merseburg. Und in der Tat, wenn Friedrich nicht behende ist. — Aber das ist er gewöhnlich.

Friedrichs Tafel hatte mit Gemächlichkeit etwa zwei Stunden gedauert. Friedrichs Absichten waren annoch niemandem bekannt. Aber jedermann, hoch und niedrig, wartete gespannt darauf, wie Windspiele auf dem Sprung, als Adjutant Gaudi, der währenddessen auf dem Boden war, schneller als geziemend in den Speisesaal eintritt und mit einiger Bestürzung in seiner Stimme und in den Augen hastig berichtet: „In Schevenroda, in Pettstädt da drüben! Der Feind hat sich links gewendet, geht sichtbar nach links vor." Der König verwies ihm seinen Mangel an Fassung mit einem Blick, der nicht bloß lachte (und indem er eine gewisse Frage in betreff seines inneren Zustandes an Gaudi richtete, die noch in traditionellen Kreisen bekannt, aber hier nicht anführbar ist) — und ging gelassen mit seinen Offizieren selbst auf den Boden. „Links, ganz gewiß; beabsichtigt uns da anzugreifen." Die Sache, welche Friedrich verzweifelt aufgegeben hatte, kommt also von selbst — und es ist dazu eine Angelegenheit ernster Natur, ein Kampf um das Leben mit glorreichen Möglichkeiten dahinter.

Friedrich überblickt die Lage ernsthaft einige Minuten lang. Nach einigen Minuten sieht Friedrich seinen Weg hindurch oder wenigstens hinein; weiß, wie er es anfassen will. Auf! Ostwärts! Marsch! Schnell sind

seine Befehle. Fast noch schneller die Ausführung derselben. Die preußische Armee ist ein flinkes Wesen im Vergleich mit der Dauphine! In Zeit von einer halben Stunde ist alles aufgepackt und auf dem Weg. Und ausgenommen Mayr und etwas leichte Reiterei, um St. Germain und seine Leute in Almsdorf zu beschäftigen, ist hier herum kein Preuße französischen Augen sichtbar. „Um halb 3 Uhr", sagt des Gutsbesitzers Amtmann — oder nehmen wir einen Satz früher, um nichts von einer solchen Urkunde zu verlieren: „Endlich speisten Ihre Majestät bis 2 Uhr; alsdann gingen sie wieder auf den Boden und wurden gewahr, daß sich die feindliche Armee bis Pettstädt an dem Opstädter Hölzchen dergestalt wendete, als wenn sie nach Lunstädt" (auf die Lunstädter Straße) „wollte; wobei sie kanonierten" (die in Almsdorf nämlich), „daß die Kugeln über uns wegflogen" — (oder es schien mir so in meiner Angst). „Halb 3 Uhr hieß es: Marsch! In aller Eile, und um 3 Uhr war preußischerseits alles aufgepackt und zum Hofe hinaus", und in der Tat die preußische Armee war um 3 Uhr auf dem Marsch. Seidlitz mit seiner gesamten Reiterei verschwindet um die Ecke der Anhöhe herum, trabt rasch unsichtbar auf seinem nördlichen Abhang dort entlang, geradeswegs nach den Janus- und Pülzen-Hügeln zu, während die Infanterie im Geschwindschritt nachfolgt — und jeder weiß, was er zu tun hat.

Aber an diesem spannenden Punkt unterbrechen die Herausgeber — geringer Dank sei ihnen, diesen authentischen, aber stupiden Sterblichen — unsern Augenzeugen und sagen uns nicht einmal seinen Namen, einige derselben nicht einmal sein Wann und Wo. Und so fällt der Vorhang herab (wie wenn die Schnur zerschnitten oder plötzlich von einem unweisen Tier abgebissen wäre), und wir sind grauem Getümmel und unsern eigenen Hilfsquellen aus zweiter Hand überlassen. Ausgenommen nur ein französischer Offizier — ohne Zweifel einer von jenen aus Almsdorf kanonierenden — der erklärt: „Es war wie eine Dekorationswandlung in der Oper"[1], so schnell geschah es, und daß „sie alle im Geschwindschritt ostwärts abmarschierten". In äußerst schnellem Geschwindschritt, und bald verschwanden sie in der seichten Vertiefung hinter dem Janushügel diesen Almsdorfer Franzosen und der vereinigten Armee überhaupt aus dem Gesicht. Letztere ist angenehm überrascht von der Erscheinung und folgert einen sehr schmeichelhaften Schluß daraus. „Ziehen sich also in aller Eile nach Merseburg zurück, aha!" denken Soubise und Konsorten: „Eilt auch ihr, wackere Leute, sonst möchten sie uns entwischen, ehe wir ihnen eins versetzen können!" —

Inzwischen führt Seidlitz mit seiner Kavallerie (achtunddreißig Schwadronen, ungefähr 4000 Reiter) rasch den ihm gewordenen Befehl aus. Seidlitz in scharfem Trab und die Infanterie im Eilschritt, um ihm nahe zu

[1] Brief bei Müller S. 60. Bei Westphalen (II. 128—133) ist ein viel besserer französischer Brief, der dem Herzog Ferdinand in die Hände fiel, und der in betreff von Roßbach und der vorhergehenden Dinge wohl lesenswert ist.

bleiben, was sie nicht völlig tun kann, marschieren wie gesagt geradeswegs auf den Pülzenhügel und den Janushügel zu. Ihr Weg ist die Sehne, derjenige der Franzosen der Bogen. Und sie sind den Franzosen unsichtbar wegen des dazwischenliegenden schmalen Höhenzuges. Seidlitz, wenn er den gehörigen Punkt ostwärts erreicht, wird rechts schwenken mit dem Gesicht nach Süden und unser linker Flügel sein. Die Infanterie als Zentrum und rechter Flügel wird in gleicher Weise erscheinen, und — wir werden sehen!

Die übermütige Dauphine oder französische und Reichsarmee (nennen wir sie der Kürze halber Dauphineß oder französische, was sie hauptsächlich war) hegte bei jenem schnellen Verschwinden der Preußen keinen Zweifel, daß diese auf wilder Flucht nach Merseburg seien, um dort über die Brücke zu gelangen. Hierauf beschleunigte die Dauphineß doppelt übermütig ihren eigenen Schritt: die Kavallerie in scharfem Trab, Infanterie im Geschwindschritt, aber nicht imstande, ihr nahe zu folgen, um die flüchtigen Preußen zu fangen oder ihnen den Weg zu verlegen. Eilt euch, meine Freunde, wenn ihr etwas gegen Friedrich ausführen und den Leuten in Versailles endlich einen König zeigen wollt! So ziehen sie entlang, in zwei Kolonnen nebeneinander — die Infanterie in langen Strömen im Geschwindschritt herankommend, aber noch in einiger Entfernung; die Kavallerie, etwa 7000 Mann, voraus — schneller und schneller, rücken frisch voran auf ihrer südlichen Seite des Hanges der Janus- und Pülzenhöhen und beginnen nun diese hinanzusteigen.

Seidlitz hat seine Husaren-Plänkler auf dem Gipfel, um sich von ihren Bewegungen und wie weit sie gelangt sind unterrichtet zu halten. Seidlitz, von dem südlichen Hange des Pülzenhügels unsichtbar, gewahrt ungefähr um halb 4 Uhr, daß er die Dauphine bereits überflügele. Seidlitz macht halt, läßt einschwenken, kommt hinter dem Hügel hervor: „Wir haben ihre rechte Flanke gewonnen, das ist sicher!" — Und ohne weitere Befehle abzuwarten, da jeder Augenblick kostbar ist, formiert er sich rasch und stürmt hinab auf die armen Leute los. „Fest wie eine Mauer und mit unglaublicher Geschwindigkeit (d'une vitesse incroyable)", sagt einer von ihnen. Man denke sich die Überraschung der Dauphine, des armen Broglio, der die Reiterei hier befehligt. In der Flanke gepackt, anstatt andere Leute in die Flanke zu nehmen. Sein Weg versperrt, hat nicht nötig, andern den Weg zu versperren! Er hat nicht Zeit, sich zu formieren, obgleich er sein möglichstes versucht. Nur die zwei österreichischen Regimenter stellten sich vollkommen in Ordnung, die übrigen sehr unvollkommen. Und Seidlitzens Scharen dringen mit blitzenden Säbeln auf sie ein. Die zwei österreichischen Regimenter und zwei französische, die genannt sind, wehren sich so gut als möglich. Es fehlt keineswegs an Mut bei so argem Mangel an Führerschaft. Ja, Soubise kam selbst ins Gefecht herangesprengt, hätte das etwas fruchten können. Aber die Sache war von Anfang

an hoffnungslos, weil Seidlitz so wütend einhaut, drei-, einige sagen, viermal hindurchstürmt und alles niederrennt. So daß im Verlauf einer halben Stunde diese unglückliche Kavallerie völlig geworfen ist, in voller Flucht, von Seidlitz verfolgt, die Anhöhe hinabstürzt, quer durch ihre eigene Infanterie und jedes Hindernis, und wild über den Horizont hinausjagt. Nach Freiburg, wie es sich auswies, und jenen Tag nichts wieder von sich hören ließ.

In ungefähr einer halben Stunde war dies Stückchen Arbeit vollbracht. Und Seidlitz, aufs neue formiert, hatte sich ein wenig südlicher in die Niederung von Tageswerben gezogen, um da das Weitere abzuwarten. Denn nun erscheint Friedrich mit dem Fußvolk über dem Janushügel in einer höchst gewitterhaften Weise. Achtzehn schwere Geschütze, darunter „vier Vierundzwanzigpfünder von dem Walle zu Leipzig", spielen, und es wird bald Ereignisse geben. Es wird erzählt, daß der Herzog von Hildburghausen, als er die Spitzen von Friedrichs Kolonnen über die Höhen kommen sah, dem Fürsten von Soubise zugeflüstert habe: „Wir sind verloren, Hoheit!" — „Mut!" antwortete wohl Soubise, und beide, wollen wir hoffen, taten ihr mögliches in dieser äußerst schlimmen Lage, in die sie geraten waren.

Friedrichs Artillerie gibt ein mörderisches Feuer. Sie war, noch ehe Seidlitz aufgeräumt hatte, auf dem Rücken des Janushügels erschienen, wobei „nur ihre Mündungen" (und die Feuerströme, die sie ausspien) den armen Franzen unten sichtbar sind. Friedrichs Linien oder vielmehr seine eine Linie, die bloße Spitze seines linken Flügels mit nur sieben Bataillonen, davon fünf unter Keith aus dem zweiten Treffen, Zentrum und rechter Flügel werden zurückgehalten, „refusiert", in schiefer Ordnung, unsichtbar hinter der Anhöhe — Friedrichs Linie, sagen wir, die Artillerie auf seiner Rechten, marschiert in geheimnisvollem preußischen Rhythmus vielfach gestaffelt schief den Janushügel herab, gerade, starr, regelmäßig wie eisernes Uhrwerk, und schreitet schweigend mit verhaltenem Blitz auf uns zu. Friedrich hat die rechte Flanke der Dauphineß gewonnen und gedenkt sie zu behalten. Einmal und abermals und zum drittenmal versucht der arme Soubise, mit seinen armen Bataillonen in argem Gewirr, hier in einen Knäuel verstrickt, dort mit großen Lücken, da der Halt gar so plötzlich eintrat, die Flanke wieder zu gewinnen, und schiebt dies und jenes Bataillon rechtswärts vor, um die gleiche Länge mit Friedrich herzustellen. Sieht jedoch mit Verzweiflung, daß es nicht angeht. Daß Friedrich mit seinen starken Staffeln und geheimnisvollen preußischen Hilfsmitteln seine Armee wie die Stücke eines Perspektivs stückweise auseinanderzieht, hoffnungslos schnell und, wie es scheint, unabsehbar, und daß die Flanke verloren ist und daß — unglückliche Generale der Dauphineß, welch ein Vorgang für sie! Ein furchtbarer Friedrich, der mitnichten nach Merseburg geflohen ist, sondern dort auf dem Janushügel wie auf seinem Sattelpferd

reitet mit dem Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung — und als Halfterpistolen achtzehn Kanonen herausgezogen hat. Fürwahr Feuer speiend, dergestalt chimärenartig reitend auf dem Janushügel. Sein linkes Bein (oder Flügel) spornt uns in die Abgründe, sein rechtes ist bereit, nachzuhelfen.

Hildburghausen tut hoffentlich sein Äußerstes, Soubise, Broglio tun es ganz gewiß. Die Franzosen sind im Vordertreffen, den Preußen zunächst. Die armen Generale der Dauphineß schnauben vor Begier, die Schlacht wiederherzustellen. Aber was läßt sich anfangen mit Regimentern, die auf diese erstaunliche Weise eingeklemmt und gemeinschaftlich in den Löwenrachen hineingeraten sind? Ruhig, starr wie ein eisernes Uhrwerk schreitet die preußische Linie voran, entfesselt auf vierzig Schritt Abstand ihren ersten Blitz, bricht in Pelotonfeuer aus und fährt stetig damit fort mit der Geschwindigkeit von fünf Schüssen die Minute — schwer auszuhalten von Massen, die in einen Knäuel zusammengedrängt sind. „Die Artillerie streckte ganze Reihen und Glieder von uns wie mit einer Sense nieder", sagt der württembergische Dragoner[1]; „das preußische Gewehrfeuer tat furchtbare Wirkung".

Es dauerte nicht lange und die Franzosen wankten vor dem preußischen Feuer zurück. Die Reichstruppen schwankten unruhig, von solcher Artillerie niedergemäht, als vollends Seidlitz, indem er alles hinlänglich schwanken sah, aus der Niederung bei Tageswerben fürchterlich geschlossen und wütend hervorbricht und ihnen in den Rücken fällt. Dadurch wird alles in einen unauflöslichen Wirrwarr versetzt, und die Schlacht ist eine wilde Flucht geworden und ein Reiten in den Untergang, nimmermehr eine Schlacht. Dieser zweite Akt derselben hatte fünfundzwanzig Minuten oder bis halb 5 Uhr gedauert. Hernach bedecken die rasch niederfallenden Vorhänge (namentlich auch der Vorhang der Nacht) das übrige, und es heißt bloß: alles flieht. Was für 50 000 oder 60 000 Mann, von Seidlitzischer Reiterei überritten, nicht eben eine leichte Sache war! Sie ließen an Toten und Verwundeten beinahe 3000, an Gefangenen 5000 zurück (darunter 8 Generale, 300 Offiziere). Alles zusammen ungefähr 8000, geschweige 67 oder 72 Kanonen, nebst Standarten, Fahnen, Pauken und geringerem unzähligem Heergerät. Der preußische Verlust war: 165 Tote, 376 Verwundete, zwischen einem Sechzehntel und einem Fünfzehntel des ihrigen. An Zahl waren die Preußen wenig mehr als eins gegen drei gewesen, 22 000 Mann von allen Waffengattungen — von welchen nicht mehr als die Hälfte im Feuer war. Die Seidlitzische Reiterei und sieben Bataillone taten all das Fechten, das nötig war. St. Germain versuchte den Rückzug zu decken. Aber er „ward geworfen", sagt er, indem Mayr auf ihn einstürmte, und es erging ihm wie den übrigen.

[1] Sein Brief bei Müller S. 83.

Selten, fast niemals, selbst nicht bei Crecy oder Poitiers, ist ein Heer gründlicher geschlagen worden. Und wahrlich, man muß sagen, selten hat eines dies, was die Hauptbeteiligten anbetraf, gründlicher verdient. Ja, meine Herren, dies ist der kleine Marquis von Brandenburg. Sie werden ihn kennen, wenn Sie ihm wieder begegnen! Die Flucht, der französische Teil wenigstens, ging nach der Freiburger Brücke in vollem Galopp, lange nachdem die Verfolgung aufgehört. Dort ging es über die Unstrut unter lautem Getöse die ganze Nacht. Die Brücke ward abgebrannt, war zerstört, als Friedrich am nächsten Morgen dahin kam. Dieser hatte ein Lager bei Oschütz, unweit dem Schlachtfelde, bezogen. Das französische Heer, das Reichsheer, alles war aufgelöst, in Chaos und Trümmer gefallen. Hildburghausen zog über Naumburg, überschritt dort die Saale, heimwärts durch das Weimarische, eine wilde Flut von Versprengten, so schnell als es gehen wollte. In Erfurt „war nur ein einziges Regiment in Reih' und Glied und marschierte mit Trommelschlag durch die Stadt." Sein Heer, welches von Anfang an widerwärtig unglücklich und nun auf tolle Art in Auflösung geraten war, versickerte ganz und gar in verschiedenen Rinnsalen, deren jedes den Lauf nahm, der am geradesten heim führte. Und als Hildburghausen mit kaum dem Schatten oder verstümmeltem Gerippe eines Heeres in Bamberg ankam, warf er seinen Kommandostab von sich — „Hol' der Henker eure Reichsarmeen und Regimentsdurcheinander!" — und kehrte entrüstet heim. Das Reichsheer mußte wieder von vorn anfangen und erschien erst spät im nächsten Jahr wieder auf dem Schauplatz unter einem neuen Anführer und in etwas verbessertem Zustande.

Das französische Heer war nicht in besserer Lage und würde auf gleiche Weise heimgeflutet sein, wäre die Heimat nicht so fern und der Weg nicht unbekannt gewesen. Zwölftausend davon durchzogen hordenweise das Eichsfeld, plündernd und verheerend wie Kosaken oder Kalmücken. „Das Feld ist von unseren Soldaten auf vierzig Lieues in der Runde bedeckt gewesen", schreibt St. Germain: „hätte der Feind uns verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. — Niemals hat sich eine Armee schlechter benommen; der erste Kanonenschuß entschied unsere Niederlage und unsere Schande [1]."

In Zeit von zwei Tagen (7. November) waren die Franzosen bis nach Langensalza, elf Meilen vom Schlachtfeld, gelangt; plündernd, laufend und fluchend, eine wilde Flut geschmolzener Trümmer, die das Eichsfeld mit ihrem wüsten Getöse erfüllte, „die Nacht" und auch den Tag „gräßlich machend". In den Dörfern waren allenthalben Anschlagszettel angeheftet, die ihnen Nordhausen und Heiligenstadt zum Sammelplatz anwiesen [2].

Soubise ritt, von wenigen Adjutanten begleitet, die ganze Nacht hin-

[1] St. Germain an Verney, verschiedene Auszüge aus Briefen in den zwei Wochen nach Roßbach (mitgeteilt bei Preuß II. 97).
[2] Müller S. 73.

durch gegen Nordhausen, sechzehn Meilen entfernt am Fuße des Harzes, wo sich die Richelieuschen Hilfsquellen befinden. Soubise mit wenigen Adjutanten, das Gesicht dem Brocken zugekehrt, er selbst wahrscheinlich in einem Zustand, als wäre er von Hexen geritten.

Die Freude des gesamten armen Deutschlands, besagt eines meiner Notizblätter, und wie alle Deutschen, preußische und antipreußische, bei der Nachricht von Roßbach mit einstimmigem ‚Hoch' ihre Mützen schwangen, ist oft bemerkt worden und ist in der Tat fast rührend anzuschauen. Die vielleicht tapferste Nation in der Welt, wennschon die wenigst prahlerische, ganz gewiß „ein tapferes Volk" (wie ihr Goethe sie nennt), so lange beschimpft, hintangesetzt und mit Füßen getreten von einem glücklicheren, nicht tapferen — hat nicht eure übermütige Dauphine eine schöne kleine Lektion erhalten und ist mit argem Gekreisch und inneren Wehen davongegangen? — es frage niemand, wohin! ‚Si un Allemand peut avoir de l'esprit (Kann ein Deutscher Geist besitzen)?' Nun es scheint doch ja: Hier ist ein deutscher Graduierter, der sich auf das Lektiongeben und auf die Eigenschaften seiner Schüler versteht! — Die Dauphine fand nirgends Mitleid, es wurden ihr Epigramme die Fülle und selbst in Paris meist nur Gelächter zuteil. Napoleon, der Friedrich sehr bewundert, findet lange hernach, daß dieser Sieg von Roßbach unvermeidlich war. ‚Aber das Erstaunliche und Schmähliche war', fügt er hinzu, ‚von sechs Bataillonen und dreißig Schwadronen' (eigentlich sieben und achtunddreißig) ‚geschlagen zu werden[1]!' — Es ist bekannt, daß Napoleon nach der Schlacht von Jena, als ob Jena ihm nicht genügt hätte, das Denkmal von Roßbach, eine ursprünglich von der Nachbarschaft errichtete armselige steinerne Pyramide oder Säule, auf welcher nichts Verletzenderes als ein Datum stand, niederreißen und auf Wagen nach Paris schaffen ließ. So daß man später die Mühe hatte, ein anderes zu errichten[2].

Von Friedrich erhält die ‚Armee der Kreise' (nämlich Dauphine und Konsorten) — mit einem verzweifelten Versuch zum Witz durch Wortspiel: ‚Cercles' (Kreise oder R e i h e n) und ‚Tonneliers' (B ö t t c h e r) genannt[3] — auch einen Nachruf in Worten. Dies ist der berufene Congé de l'Armée des Cercles et des Tonneliers, ein kurzes metrisches Stück, welches von Editoren das allerprofanste, aller undezenteste, aller- usw. genannt und mit über die schlimmsten Stellen geworfenen Sternchenschleiern gedruckt wird. Wer soll es, suchend und spürend nach Einblicken in Friedrich und klagend, daß deren keine vorhanden, wagen, einen Teil des Schleiers zu lüften und zu sagen: ‚Schau — Pfui'? Allerdings viel Zynismus, aber auch die ehrliche, ausgelassene Freude des Stückes hat eine Art von epischer Vollendung und Fülle der Aufrichtigkeit, und im Grunde ist das Ding lange nicht so gottlos, als nachlässige Ausleger vorgegeben haben. Wage es, ein wenig hineinzublicken:

‚Adieu, grands écraseurs de rois,' so hebt es an: „Fahret wohl, große Königszermalmer, anmaßende Windbeutel, Turpin, Broglio, Soubise — Hildburghausen mit grauem Bart, so töricht noch als da dein Bart noch schwarz, zur Zeit des Türkenkrieges — fahret alle wohl!" So lautet die erste Stanze, welche unanstößig ist, hätten wir nur Raum. Die zweite Stanze lautet — mit dem Schleier teilweise gelüftet und die erste Lücke vermutlich mit „Moïse" ausgefüllt, die dritte mit etwas, das zu „César gehört" —

[1] Monthelon, Mémoires etc. de Napoléon (Napoleons Précis des Guerres de Frédéric II. VII. 210), angeführt bei Preuß II. 92, 93.

[2] Rödenbeck, B e i t r ä g e I. 299, wo auch eine Abbildung des weggeführten Denkmals ist.

[3] Die Reichs- oder K r e i s truppen „Reifen" und die Franzosen, die mit den Kreisen oder Reifen agitieren, „Böttcher". D. Ü b e r s.

„Je vous ai vu comme . . .
Dans des rouces en certain lieu
Eut l'honneur de voir . . .
Ou comme au gré de sa luxure
Le bon Nicomède à l'écart
Aiguillonnait sa flamme impure
Des . . . . . . "

Es genüge, zu sagen, daß der Autor mit einem wilden Ausbruch von Begeisterung die Reize des Hinterteils gewisser Leute besingt — welch eine königliche entzückende Glückseligkeit zuweilen in dem unbestreitbaren Anblick desselben liegt. Er steigt auf die Höhen antibiblischer Profanität, indem er Moses auf den Berg Sinai führt, sinkt in den Abgrund menschlicher oder ultra-menschlicher Verderbtheit, indem er des Königs Nikomedes (glücklicherweise nur den Gelehrten bekannte) Erfahrungen mit Cäsar anführt, und kurzum, erkennt an, daß bei Gelegenheit beträchtliche Schönheit in jenem Teil der menschlichen Gestalt liegt, wenn er sich zu gelegener Zeit dir zukehrt. Ein höchst zynisches profanes Produkt. Jedoch, müssen wir nebenbei hinzufügen, eines, das Voltaires abscheulichem Gerücht von Friedrich selber in dieser Beziehung keinen Vorschub leistet, eher das Gegenteil, wenn man es richtig liest; denn es ist durchaus theoretisch, objektiv; singt mit Laune die Glut von Schönheit, die du in diesem unerwarteten Quartier findest, während du ihm nach Verdienst und mit Entzücken — Fußtritte gibst. ‚Zu schauen den' — wie sollen wir es nennen: den Sitz der Ehre, ‚deines Feindes'. Hat das nicht einen unleugbaren Reiz? ‚Ich gestehe euch im Vertrauen, o Soubise und Konsorten, dieser prächtige Lorbeer, der mir zuteil geworden und den ich so benötigte, ist nichts weiter oder anderes als der Anblick eures' — vier Sternchen. ‚Habt die Gefälligkeit, so oft das verstohlene Geschick uns zusammenführt, mir dies zu zeigen' — immer dies, wenn ihr mir Vergnügen machen wollt, wenn wir uns treffen. ‚Und oh!' sagt die folgende Stanze, ‚nun bedenke man, auf was unser Ruhm gegründet ist' — auf den Anblick jenes unnennbaren Gegenstandes, sage ich euch! — Und durch andere Stanzen hindurch, die schmutzig genug werden (wennschon nur theoretisch), welchen wir nicht weiter zu folgen brauchen[1]. Eine gewisse Derbheit und epische Größe des Zynismus, des Lebens Nacktheit wieder fast wie unschuldig geworden; ein ungeheures, unterdrücktes, ununterdrückbares Haha von seiten dieses Königs. In der Tat ein wunderliches Tedeum. Es kam vom Herzen, wahrhaftig wie wenige, ist aber in anderer Beziehung durchaus nicht zu empfehlen. Hier ist etwas Besseres von der Nacht vorher:

An Wilhelmine.

„In der Nähe von Weißenfels" (in Wirklichkeit Abschütz, weiß noch nicht, wie die Schlacht genannt werden wird),
„5. November 1757.

Endlich, meine teuere Schwester, kann ich Ihnen etwas Gutes melden. Es war Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß die Böttcher mit ihren Reifen Leipzig nehmen wollten. Ich eilte herbei und jagte sie über die Saale zurück. Der Herzog von Richelieu sandte ihnen 20 Bataillone und 14 Schwadronen zu Hilfe" (ungefähr 15 000 Mann zu Roß und zu Fuß); „sie haben selbst ihre Stärke auf 63 000 Mann angegeben. Gestern war ich auf Rekognoszierung aus; konnte sie aber in ihrer Stellung nicht angreifen, was sie verwegen gemacht hat. Heute brachen sie in der Absicht auf, mich anzugreifen, aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht zum Vergnügen (bataille en douceur). Ich habe, Gott sei Dank, nicht hundert Tote gehabt; der einzige schwer verwundete General ist Meinicke. Mein Bruder Heinrich und

[1] Oeuvres de Frédéric XII. 70—73 (geschrieben in Freiberg, 6. November, als Se. Majestät dahin kam und die Brücke zerstört fand).

General Seidlitz haben leichte Quetschungen" (Flintenschüsse, die von Seidlitz ist nicht so leicht) „am Arm. Wir haben die sämtliche Artillerie des Feindes; seine Niederlage ist vollständig, und ich bin in vollem Marsche, sie über die Unstrut zu werfen" (ist bereits geschehen, Ew. Majestät, und die Brücke brennt).

„Sie, meine teure Schwester, meine gute, göttliche und zärtliche Schwester" (wohl ist sie treu bis ins Mark, die arme Wilhelmine), „die Sie das Geschick eines Bruders, der Sie anbetet, der Teilnahme würdigen, geruhen Sie auch meine Freude zu teilen. Sobald ich Zeit habe, werde ich Ihnen ein Mehres mitteilen. Ich umarme Sie mit ganzer Seele. Adieu, F.[1]"

Weiteres Schicksal der Dauphine. Flieht über den Rhein in schlechter Verfassung. Wie die Dauphine, bei ihrem Befreiungswerk, mit dem sächsischen Volk umgegangen ist.

Friedrich schlug sich weiter nicht mit den Franzosen. Den 9. November, in Merseburg, empfing Herzog Ferdinand in aller Stille sein britannisches Patent, seine Vollmacht von Friedrich und den Beteiligten, traf in aller Stille seine Anstalten, als gälte es Magdeburg und seine Statthalterschaft daselbst, indessen Friedrich nach Schlesien eilte. Herzog Ferdinand verweilte sechs Tage in Magdeburg, inspizierte oder tat so, als ob er es tue; verkehrte angenehm mit seiner Schwester und der königlichen Familie, die sich nun dort befinden. Aber um Mitternacht des sechsten Tages machte er sich schweigend auf zu größerem Geschäft. Und schließlich am Mittwoch, dem 24. November 1757, erschien er in Stade zu Pferde, auf der Morgenparade, andeutend, zur großen Freude der armen braunschweigischen Grenadiere und anderer: Daß er gekommen sei, den Befehl zu übernehmen; daß der Vertrag von Kloster-Zeven vernichtet; daß wir nicht länger eine „Observationsarmee" seien, die hier im Pfandstall eingepfercht verfault, sondern eine „Verbündete Armee" (so heißen wir jetzt), die auf eigene Hand loszuschlagen und sofort die Pferche zu verlassen gedenkt! —

Mittwoch, den 24. November, bis Montag, den 29. Also nahm Herzog Ferdinand die Zügel dieser tollen Angelegenheit in die Hand, schöpfte auf eine Weise, die wunderbar anzusehen, gesunden Verstand in alle ihre Fibern und erhielt sie in vernünftigem, brauchbarem Zustande während der kommenden fünf Jahre. Mit einer stillschweigenden Geschwindigkeit, einer Tatkraft, einer unerschütterlichen Standhaftigkeit und klaren Einsicht in Ursache und Wirkung, die der Schule, aus welcher er stammte, viel Ehre und Pitt und anderen Beteiligten Freude machten. So daß von nächstem Montag, „dem 29. November, vor Tagesanbruch" an, da Ferdinands Batterien auf Harburg (die Stade zunächst gelegene französische Festung) zu spielen begannen, die Herrschaft der Franzosen in jenen Ländern aufhörte. Und es kam nun die Reihe an einen erstaunten Richelieu und seine Franzosen, die nur zum Plündern bereit über das ganze westliche Deutschland zerstreut lagen, in einen tollen Zustand zu geraten und eine Anzahl erstaunlicher Dinge zu tun; diese und jene mehr oder weniger tollen Versuche zu machen; von einem Posten nach dem andern vertrieben zu werden; zuerst über die Aller — worauf Richelieu heimging und einen noch unfähigeren Nachfolger erhielt.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 310.

Den 13. Dezember, vierzehn Tage nach Ferdinands Erscheinen, war Richelieu auf die sichere Seite der Aller hinübergelangt. (Das Verbrennen der Celler Brücke und der Stadt Celle dort war seine letzte Tat in Deutschland.) Ferdinands Quartiere sind nun geräumig genug, und es finden rasche Vorbereitungen statt zur weiteren Verfolgung, sobald die Witterung sich bessert.

Den 17. Februar (1758) war Ferdinand wieder auf den Beinen. Graf von Clermont, der noch unfähigere Nachfolger Richelieus, starrte ihn mit großen Augen an, tat aber sonst nichts. Und während der nächstfolgenden sechs Wochen sah man eine einst siegreiche Richelieu-d'Estréessche französische Armee zerlumpt, in Unordnung, in Schrecken, hie und da fast in Verzweiflung davonstieben, wie Wolken zerzausten Federviehs, das ein Bullenbeißer im Korn betroffen. Über die Weser, über die Ems, schließlich über den Rhein selber, bis auf den letzten Vogel. Ihr langgedehntes kreischendes Geschnatter erfüllt die ganze Natur in jenen Monaten, während ihr Bullenbeißer stetig folgt[1]. Zum Erstaunen Pitts und der Menschheit. Kann dies dasselbe Heer sein, welches Königliche Hoheit an die See und in den Pfandstall führte? Genau dasselbe, durch Königliche Hoheit auf zwei Dritteile herabgeschmolzen; sonst ist keine Trommel in demselben geändert, nur ein einziger Mann ist anders — und auf ihn kommt es hauptsächlich an! Pitt hatte, als die Siegesnachricht von Roßbach kam und die Freudenfeuer und Kirchenglocken Englands in einem so hohen Grade erweckte, eine neue nachdrucksvolle Maßregel beschlossen, nämlich englische Truppen zur Verstärkung unserer verbündeten Armee und ihres neuen Generals zu senden, da in Pitts Augen ein Bundesgenosse wie der von Roßbach ein seltener war. ‚Schieben Ew. Majestät die Zusammenkunft des Parlaments noch einige Tage auf', sagte Pitt, ‚bis ich die Voranschläge fertig habe[2]!' Die Majestät willigte ein und ganz England mit ihm. ‚Englands eigene Sache', denkt Pitt mit Zuversicht, ‚unser Weg, Amerika zu erobern — und unter den Umständen unser einziger Weg!' Also landeten englische Truppen, die erste Sendung 12 000 Mann (im folgenden August), die allmählich auf 20 000 vermehrt wurden; mit unzähligen Ausrüstungen für sie und für alle und mit Ergebnissen, die abermals befriedigend für Pitt und sehr berühmt in dem damaligen England waren, wie dunkel sie auch jetzt geworden sind.

Die Wirkung von all diesem war, daß Pitt mit seinen Ferdinands und seinen Verstärkungen den Franzosen von Roßbach ab und weiter zu tun gab. Während auch die Franzosen sich gleichsam ausschließlich gegen das perfide Albion wendeten. Und die Sache ward auf deutschem Boden wie anderwärts ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen diesen natürlichen Feinden. Deutschland ist der Mittelpunkt davon, Deutschland und die zugänglichen französischen Seestädte, aber die Peripherie erstreckte sich von Manila und Madras herum nach Havanna und Quebec. — Ein weitausgebreiteter Zweikampf. Der Preis: Amerika und das Leben, zu Land und zur See, auf beiden Elementen. Von Pitt trefflich ins Werk gesetzt. Der Krieg zu Lande fand, wie gesagt, allezeit hauptsächlich in Deutschland statt, unter Ferdinand. In Hessen und den westfälischen Gegenden östlich bis Minden, westlich bis Frankfurt am Main, gewöhnlich

[1] Mauvillon I. 252—284 („9. November 1757—1. April 1758"); Westphalen I. 316—503 (überflüssig deutlich, authentisch und sogar unterhaltend, mit dem reichlichen Briefwechsel, das. II. 147—350); Schaper, Vie militaire du Maréchal Prince Ferdinand (2 Bände 8° Magdeburg 1796, 1799) I. 7—100 (ein sorgfältiges Buch, von amtlicher Genauigkeit, wie das Westphalensche, und scheint wie dieses unvollendet geblieben).

[2] Thackeray I. 310.

gut nördlich vom Rhein, gut südlich von der Elbe. Dies war während der kommenden fünf Jahre der Fechtboden oder Schauplatz tödlichen Kampfes zwischen Frankreich und England. Friedrichs Arena liegt östlich von dieser, spielt gelegentlich ein wenig in dieselbe hinüber (und jene herüber) und steht immer in lebhafter Sympathie und Beratung mit derselben. Aber abgesehen von französischen Hilfsgeldern, Diplomatisieren und eifrigem Bemühen gegen ihn an auswärtigen Höfen, ist Friedrich in praktischer Beziehung frei von den Franzosen. Und von Roßbach ab geben Ferdinand und die Engländer ihnen vollauf und mit jedem Jahr mehr zu tun. Ein schweres Geschäft für England und Ferdinand. Welches glücklicherweise fortan abseits von Friedrich bleibt, von Friedrich und von uns; welches nicht auf der Bühne seines oder unseres Geschäftes spielt, das man sich aber allezeit vorstellen muß als neben derselben, ganz nahe jenseits der Szene, kräftig vor sich gehend und imstande, zu jeder Zeit wieder tragisch bei ihm aufzutreten. Wovon wir die wichtigeren Ereignisse und Hauptabschnitte verzeichnen müssen, aber in Zukunft sonst nichts.

Soubise, der sich in der Schleppe der Richelieuschen Armee in Hannover oder Hessenland verkrochen hatte, mußte natürlich mitfliehen in jener allgemeinen Flucht vor dem Bullenbeißer. Soubise ging nicht mit derselben über den Rhein. Soubise zog östlich[1] — fand einen neuen Ruheort in der Frankfurt-Hanauer Gegend und dachte daran, sich nächsten Feldzug den Österreichern in Böhmen anzuschließen, erhielt aber neuen Befehl, so groß war die Not eines flüggen Clermont mit einem Bullenbeißer Ferdinand an seinem armen zerzausten Gefieder — kam zurück zu dem Ferdinandschen Kriegsschauplatz, um dort Hilfe zu leisten, und sah Friedrich niemals wieder. Beide, Broglio und er, hatten sich viel mit Ferdinand zu schlagen (wurden meistens geschlagen) und hatten viel Sorge und Not im Lauf dieses Krieges auszustehen. Aber nach Roßbach ist es nicht Friedrich oder wir, sondern Ferdinand und das Schicksal, die mit ihnen zu tun haben. Der arme Soubise verdiente, abgesehen davon, daß er das Werkzeug der Obergeneralin Pompadour war, was etwas von Grund aus Abgeschmacktes an sich hatte, nicht all das Gelächter, das ihm zuteil ward. Er war ein Mann von einiger Ritterlichkeit und einigen Fähigkeiten. Was Broglio anbelangt, so gedenke ich allezeit, nicht ohne menschliche Rührung, der zwei äußersten Punkte seiner Laufbahn als Soldat: Roßbachs und des Falls der Bastille. Er war nahe an vierzig, als Friedrich auf jene feuersprühende Weise den Janusberg beschritt. Er war ein Achtziger, als von dem Pariser Pflaster das Ungeheuer Demokratie im Feuer von noch entsetzlicherer Art gegen ihn aufstand.

Die Dauphine-Bellona in ihrem besonderen und in ihrem weitesten Sinne ist also abgetreten, ist wie Wolken aufgejagten Federviehs heimgezogen über den Rhein. Sie war die räuberischste Armee, die man seit

[1] Westphalen I. 501 („Ende März 1758").

langer Zeit gesehen, zugleich die großsprecherischste, und besaß die wenigste Fähigkeit zum Fechten; drei schlimmere Eigenschaften konnte eine Armee nicht haben. Wie sie focht, haben wir gesehen. Vielleicht, daß der Leser, ehe wir für immer Abschied von ihr nehmen, da sie ein Muster ihrer Art ist, ein paar Proben von ihren Raubeigenschaften — wozu eine gute Gelegenheit sich darbietet — lesen möchte. Plotho in Regensburg unterbreitet einem hohen Reichstag, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, was für eine „Befreiung Sachsens" dies gewesen sei, eines Tages folgende unumstößliche Urkundenstücke, „welche zufällig", nicht ohne meine eigene Beflissenheit, „in meine" (Plothos) „Hände gefallen". Es sind Urkunden, teilweise in brieflicher Form, teilweise in der Form von Bittschriften, welche an die polnische Majestät aus jenen sächsischen Landen eingereicht wurden, und tragen sämtlich den Stempel der Wahrheit an sich.

1. Die große Dauphine (d. i. d'Estrées) in der Weseler Gegend zu einer frühen Periode, während sie noch nach Vermögen gute Zucht anstrebt, 1000 Plünderer u. dgl. aufknüpft (ein Privatbrief):

„Grafschaft Mark, 20. Juni 1757. Die französischen Truppen wirtschaften in hiesiger Gegend zu unserm gänzlichen Verderben. Der von ihnen im Klevischen gesetzte Justizpräsident Schmidt hat Ordre, die Magistrate" (protestantisch von Natur) „zu verändern und selbige in halb katholische und halb protestantische einzurichten. Bielefeld ist von denen Franzosen drei Stunden lang geplündert worden. Man kann sich unmöglich den elenden Zustand der hiesigen Lande so vorstellen, als er wirklich ist. Ein Scheffel Roggen kostet allhier 3 Thlr. 16 Gr." (wer weiß welches Vielfache seines natürlichen Preises). „Nun sollen wir gezwungen werden, das Mehl zu essen, so besagte Truppen mitgebracht haben, und welches dergestalt verdorben ist, daß es kein Vieh fressen will. Dieses gleichsam verpestete Mehl sollen wir ihnen für bares Geld, so viel als sie dafür verlangen, abkaufen, und damit wir durch die Not dazu vermocht werden, so wollen sie die Mühlen verschließen, wogegen sie uns unser noch übriges weniges Brotkorn mit Gewalt wegnehmen. Gott erbarme sich und erlöse uns bald! Künftige Woche haben wir einen Durchmarsch von 6000 pfälzischen Truppen." (Der Kurfürst von der Pfalz, der närrische müßige Geselle, und auch der Kurfürst von Bayern stellen alle beide wie gewöhnlich Mietstruppen an Frankreich), „die uns wohl das Letzte noch verzehren werden[1]."

Die Weseler Festung, das Tor des Rheins, konnte von Friedrich nicht verteidigt werden, und die hannöverschen Unfähigen und das zur Zeit noch im St. Veitstanz befindliche England wollten nichts davon hören, die Verteidigung zu übernehmen; ließen es weit geöffnet für die Franzosen und konnten es den ganzen Krieg über nicht zurückerobern noch das Rheintor wieder zusperren. Man hofft, sie bereuten es. Aber vielleicht war es nur Pitt und Herzog Ferdinand, die es an ihrer Statt taten! Die Weseler Lande wurden sofort von den Franzosen besetzt, ‚eine Eroberung Ihrer Kaiserlichen Majestät', fortwährend in Kaiserlicher Majestät Namen verwaltet — und gedeihen wie oben.

2. Die eigentliche Dauphine (d. i. Soubise) in Thüringen, in einer späteren Periode.

„Brief aus Freyburg, kurz nach Roßbach. — Den 23. Oktober 1757, als den Sonntag, war es, da wir hier die erste französische Einquartierung be-

[1] Heldengeschichte IV. 398—399.

kamen, welche aus einem Kommando Kavallerie von verschiedenen Regimentern bestand" (sind auf dem Marsch, um Leipzig zu nehmen, Torgau zu nehmen und was sonst nicht alles), „und von diesem Tage ist Freyburg nicht leer geworden von außerordentlicher starker Einquartierung. Das Durchmarschieren dauerte ganze 14 Tage, nämlich bis den 6. November" (den Tag n a c h Roßbach, da sie unsere arme Brücke zerstörten und zum letztenmal durchmarschierten), „und ist die Einquartierung oft so stark hier gewesen, daß in einem Hause 40—50 Mann gelegen, welche allezeit haben müssen unentgeltlich verpflegt werden. Ja, viele Wirte haben müssen über die Mahlzeit noch Geld dazu geben, und viele arme Leute, welche selber kaum den Bissen Brot für sich haben, sind so gepreßt worden, daß sie haben gleich zu 16, 18 Groschen Wein auf einmal holen müssen, den Kaffee und Zucker nicht zu gedenken; und war dabei allezeit ein Unglück, daß die Soldaten und gemeinen Leute einander nicht verstehen konnten." — Schwere Einquartierung; aber das war noch nichts. — „Unglaubliche, fast unerschwingliche Summen an Furage und Proviant" wurden uns wie der ganzen Gegend abgezwungen, „mit beständiger Drohung, die Städte und Dörfer in Grund und Boden schießen zu lassen; wie denn der hier gelegene französische Oberst oft gesagt: ‚er wolle die Kanonen auf Freiburg richten lassen'. Doch wenn es noch beim Furagieren geblieben, so hätte noch jedermann glücklich sein können. Die Not wurde von Tag zu Tag größer, und nahm sogar das Plündern so sehr stark überhand. Fast alle Städte und Dörfer sind so ausgeplündert, daß viele nichts mehr haben, als was sie am Leibe gehabt. Das Plündern ist allgemein gewesen, und ist die eine Partie weggewesen, ist eine andere gekommen, und ist diese fortgegangen, so ist eine andere dagewesen, und ist oft ein einziges Haus drei- bis viermal geplündert worden. Branderode, ein Dorf zwei Stunden von hier" (steht auf dem Schlachtfeld von Roßbach, wenn wir nachsehen) „ist so ruiniert worden, daß niemand fast nichts hat: das Schloß des kurfürstlichen Oberaufsehers von Bose zu Branderode mit allen prächtigen Zimmern haben sie gänzlich verwüstet, das Geld, Viktualien, Kostbarkeiten, Mobilien, Kleider, Wäsche und Betten ihm genommen, diejenigen Sachen, so sie stehenlassen mußten, zerschnitten, zerhauen und zerschmissen, die Weinfässer zerschlagen, auch sogar die auf dem Schlosse befindlichen Dokumente und Briefschaften zerrissen. Das Dorf Branderode wurde zweimal von ihnen angesteckt und nebst dem kursächsischen Amtshofe Zeuchfeld, nachdem beide rein ausgeplündert worden, in die Asche gelegt. Diese und etliche andere Kirchen wurden beraubt, die Altäre zerbrochen, die Altartücher und andere Bekleidungen zerschnitten und die Kirchengefäße und Kelche weggeschleppt, außer" (denn wir beobachten eine notorische Genauigkeit und wollen nichts übertreiben) „daß sie nach Branderode den Kelch zurückgesandt haben. An die Besudelung der Altäre und an die in den Kirchen von ihnen angestimmten gotteslästerlichen Lieder läßt sich ohne Entsetzen nicht gedenken.

Und es sind bloß unsere vermeintlichen Beschützer und Hilfsvölker gewesen, welche unseren Gottesdienst verstört, unser Land gänzlich verwüstet, die Einwohner in Armut und Verzweiflung gebracht, auch überhaupt so hausgehalten haben, daß man diese Gegend nicht mehr kennt. Man könnte diesen Truppen fast das meiste, was die Kosaken in Preußen verübt haben, im Sächsischen nachrühmen.

Es ist eines der allergeringsten, daß sie einen kursächsischen Prediger auf der Heerstraße dreimal beraubt, nach ihm geschossen, ihn erbärmlich geschlagen, an einen Pferdeschwanz gebunden und so mit fortgeschleppt haben, daß er in Todesgefahr daniederliegt. Überhaupt hat die Prediger das Unglück am meisten betroffen, des Ihrigen gänzlich beraubt zu werden.

Balgstät und Zscheiplig" (Zschepplin?), „beide Dörfer eine halbe Stunde von hier, sind gleichfalls stark ausgeplündert; sogar haben sie dem Pfarrer nicht einmal gelassen, was er am Leibe getragen. Groest," ein anderes Dorf auf dem Roßbacher Feld, „welches dem Herrn Kammerjunker von Helldorf gehört, ist ebenermaßen." — Wahrlich schlimm genug! — „Dieses alles geschah nun meistens vom 23.—31. Oktober,

also vor der Bataille." — „Auf vielen Dörfern sieht man die Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt.

Auf verschiedenen, dem Königlich Kurfürstlichen Geheimen Rate, Herrn Grafen von Brühl" (der eigentlich die Quelle von all diesem und vielem anderen Elend für uns ist, wenn wir es wüßten!) „gehörigen Dörfern war die Plünderung ebenfalls angegangen und eine Anzahl von 100 Schweinen in Stücken zerhauen worden: allein mitten in der Arbeit hörten die Bundesgenossen, daß es Brühlsche Güter wären, und ließen daher nach, selbige zu ruinieren. Diese Güter sind demnach die einzigen in der ganzen Gegend, deren Schicksal erträglich gewesen ist.

Der alle Augenblicke wiederholte Name ‚Ketzer' war der höflichste Ehrentitel vor unseren Glaubensgenossen.

In Weißschütz", eine halbe Stunde von uns, die Unstrut hinauf, „hat müssen der dortige Pastor, Magister Sihren, einem französischen Obersten, da er hat wollen auf das Pferd steigen, einen sogenannten Bock stehen, und ist er von ihm auf das Pferd gestiegen." (Meine Herren, Sie werden eines Tages den Zorn der Menschheit entzünden und fürchterlich gerupft werden ob solch übermütigen Treibens!)

„Die Kirchen zerschlagen; unzüchtige Lieder als Litanei von den Kanzeln und Altären abgesungen; was sie mit den Kelchen und Sakra getan, wenn sie nicht des Stehlens wert waren" — ist abscheulich für den religiösen Sinn und soll nicht in menschlicher Rede ausgesprochen werden.

3. Die Brogliosche Verstärkung zieht herüber, um zu Soubise zu stoßen und bei Roßbach zu schlagen (Untertänigste Bittschrift des Magistrats von Sangerhausen an des Königs von Polen Majestät):

Sangerhausen, 23. Oktober 1757. — „Kaum haben Ew. Königlichen Majestät und Kurfürstlichen Durchlaucht wir unterm 13. dieses alleruntertänigst angezeigt, wie hart wir von Furagelieferungen und Durchmärschen und dem damit verknüpften Aufwande an Essen, Trinken, Hafer und Heu, so niemand bezahlet, bedrängt werden — so ist gleich darauf am 14. Oktober ein französisches Kommando vom Fischerschen Korps" — Fischer ist ein mächtiger Husar, kaum geringer als Turpin, und steht in erstaunlichem Ansehen bei Richelieu und einer Armee, die es hauptsächlich auf Plündern abgesehen hat[1] — „Kommando vom Fischerschen Korps von etlichen 60 Mann zu Pferde allhier in der Stadt wieder eingerückt; hat Essen, Trinken, Heu, Hafer und alles Nötige gefordert, von uns erhalten — und dafür nicht nur keinen Dreier bezahlt, sondern es haben noch dazu einige davon, anstatt des Dankes, dem einen Gastwirte, Rottelder, Branntwein und eine Tute mit Geld gewaltsam aus seinem Schranke weggenommen; einem hiesigen Gerber, Lindauer, eine Bockshaut abgehandelt und nicht bezahlt; auf dem Ratskeller vielen Wein getrunken und dafür nichts gegeben: ja sogar bei dem Abmarsche, als kein reitender Bote bei der Hand gewesen — und ohnerachtet sie sich vorhero erklärt, daß sie dergleichen nicht verlangten — wie rasende Leute auf dem Markte und in den Straßen gewütet, Leute geprügelt, gewaltsam mit fort- und umgerissen, erschrecklich geschimpfet und alles Unglück angedrohet.

Noch waren wir von dieser Bestürzung nicht wieder befreiet, so erschien am 21. Oktober ein ganzer Schwarm von Pferden, Menschen, Weibern, Kindern und Wagen, so allerseits zum Fischerschen Korps gehörten und von dem Premier-Leutnant Schmids kommandiert wurden, in unserer Stadt. Es bestand dieser Trupp aus 80 Mann, teils Infanterie, teils Kavallerie, aus etlichen 80 Dienstpferden, aus 10 Wagens Bagage und 100 Personen an Weibern, Kranken und dergleichen. Sie blieben die ganze Nacht allhier, ließen sich insgesamt Essen, Trinken, Heu, Hafer und alles Benötigte reichen und marschierten des andern Tages ohne etwas zu bezahlen fort.

[1] Ferdinands Korrespondenten, meist (Westfalen II. 40—127); usw.

Nun waren unsere Gasthöfe von Furage an Hafer und Heu fast gänzlich erschöpft, wir wußten nicht, wovon wir bezahlen konnten — so wiederholten die 30 Mann leichte französische Reiterei, wovon wir unterm 13. hujus Ew. Königlichen Majestät und Kurfürstlichen Durchlaucht eine alleruntertänigste Anzeige getan haben, unter dem Kommando des Rittmeisters von Mom am 22. Oktober ihren Besuch; rückten gegen Abend in unsere Stadt, verzehrten an Essen, Trinken, Hafer, Heu u. dgl., was sie bekommen konnten; reisten folgenden Tages frühe wieder fort und bezahlten ihrer Gewohnheit nach nichts.

Nicht genug, außer der großen Furagelieferung, davon Ew. Königlichen Majestät und Kurfürstlichen Durchlaucht wir vorhin alleruntertänigste Anzeige getan haben, ist auch vorher gegen jene Ordre vom Duc de Broglio abermals eine Lieferung von 64 Säcken Weizen und 32 Säcken Roggen in der abschriftlichen Beilage sub A versprochen worden; und von seiten der Reichsarmee hat der Kreis-Kommissarius von Helldorf" (dessen Schloß Groest sie seitdem, wie wir bemerken, zum Dank ausplünderten [1]) „uns beigehende Verordnung sub B zu ebenmäßiger ungesäumter Furagelieferung zugeschickt! Bei so bewandten Umständen sollen wir an die Orte zugleich soviel liefern, als wir nicht erschwingen können, und nicht wissen, wenn oder wo wir weder für das bereits abgelieferte, noch für das abzuliefernde einen Dreier Geld bekommen werden. Ja, wir sollen nicht allein alles dahin geben, sondern noch über dieses die vielen Durchmärsche erdulden, und denen Durchmarschierenden Essen, Trinken, Hafer, Heu alles ohne einen Pfennig Geld preisgeben!

So unausstehlich und, wenn alles dies zusammengenommen wird, so hart beginnt uns dies Verfahren von Truppen, die als Freunde und Helfer sich zu uns machen, zu werden. Und der Himmel weiß wie lange, bei mehreren dergleichen Fällen, die Untertanen, welche von dem im vorigen Jahre erlittenen Hagelwetter ohnedem noch arm sind, dies Geben ertragen werden. Wir wollten, wenn eine ordentliche Furagelieferung gegen einen nur mäßigen Preis veranstaltet und von den Durchmarschierenden ihre Zehrung nur zum Teil bezahlt würde, alles mögliche anwenden, die Last des Vaterlandes mittragen zu helfen; allein bei dem Fortgange solcher Unternehmungen, wodurch uns nichts als das Leben in leeren Hütten gelassen wird, sehen wir nichts, als unsern endlichen Ruin und Untergang vor uns. Da aber Ew. Königlichen Majestät und Kurfürstlichen Durchlaucht allergnädigster Wille nicht ist, daß wir als Allerhöchstderselben allergetreueste Untertanen gänzlich verderben sollen: so wiederholen wir unsere bereits getane alleruntertänigste Bitte nochmals mit heißer Wehmuth und seufzen alleruntertänigst nach derjenigen Hilfe, welche Allerhöchstdieselben durch allergnädigste Vermittelung bei dem Duc de Richelieu, bei der Reichsarmee oder sonsten uns vielleicht noch allergnädigst schenken werden. Die wir in tiefster Sehnsucht hiernach mit der allertiefsten Devotion verharren —" [2] (Namen leider nicht angegeben).

Wie viele Sachsen und Deutsche überhaupt, ach, und wie viele Menschen im allgemeinen rufen in ihrer äußersten Not unter dem unerträglichem Unrecht, das sie erdulden, die himmlischen Lichter von der regierenden Sorte mit der tiefsten Untertänigkeit an, und sind leider wie Hunde, die im Hinterhof den Mond anbellen. Der Mond will nicht zu ihnen herabkommen und sich aufessen lassen; der Mond kann nicht! —

4. Die Dauphine nach Roßbach. „Akzise-Inspektor Nietzsche zu Bebra bei Weißenfels" (Bebra liegt eine ziemliche Strecke über Freiburg und die zerstörte Brücke hinaus, und gute fünf Meilen westlich von Weißenfels) „schreibt an des Königs von Polen Majestät, d. d. 9. November 1757:

„Ew. Königliche Majestät und Kurfürstliche Durchlaucht geruhen in allerhöchsten Gnaden aus beikommenden Registraturen sub signo Martis des mehreren allergnädigst

[1] Oben Nr. 2.
[2] Heldengeschichte IV. 688—691.

zu ersehen, was bei hiesiger Akzise-Inspektion der Bürgermeister Johann Adam Rathe und Konsorten nomine sämtlichen Kommun allhier vorgestellt:

‚Welchergestalt der Akzise-Inspektion bereits zur Genüge bekannt sein würde, daß den 7. November a. c.‘ (nämlich vorgestern!) die französische Armee hiesigem Orte dergestalt mitgespielt, daß selbige nicht nur denen Einwohnern alles Brot und andere Lebensmittel, sondern auch alle Kleider, Betten, Wäsche und andere Habseligkeiten mit Gewalt genommen; Kisten und Kasten, Laden und Schränke aufgebrochen, zerhauen, zerschlagen und ausgeleert; alles Federvieh, an Hühnern, Gänsen, Tauben, in Höfen und auf den Strohdächern totgeschossen, auch Schweine, Rind-, Schaf- und Pferdevieh mit sich fortgeschleppt; denen Einwohnern die Flinten, Degen und Pistolen auf die Brust gesetzt und sie umzubringen gedrohet, wo sie nicht alle Habseligkeiten anzeigten und herbeischafften; oder sie ganz und gar aus denen Häusern gejagt, nach ihnen geschossen, gehauen, geschlagen und endlich vertrieben, daß sie zum Rauben und Plündern desto mehr Raum gehabt haben: Heu und andere Getreide aus den Scheunen in Kot und Mist geschmissen und durch die Pferde zuschanden machen lassen: ja, auf eine solche unerlaubte Art mit hiesigem Orte umgegangen, daß es auch den allerunempfindlichsten Menschen erbarmen müßte.‘ — — Arme Kerle, weiteres fehlt, aber dies genügt! Was kann eine polnische Majestät und Kurfürstliche Durchlaucht tun? Auch hier ist ein kummervolles Anheulen des Mondes[1].

— „Das Land“, schreibt St. Germain, „ist auf 30 Meilen die Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer des Himmels darauf gefallen; kaum haben unsere Nachzügler und Marodörs die Häuser stehen lassen.“ — „Ich führe eine Bande von Räubern, von Mördern zum Rädern, die beim ersten Flintenschuß davonlaufen würden und stets zur Meuterei bereit sind.“ — „Wenn der Hof“ („la Cour“, der unter dem Vorsitz der Pompadour wenig zu solcher Unternehmung angetan ist) „das Messer nicht an die Wurzel legt, so muß man auf den Krieg verzichten[2].“ —

So tief sind die französischen Armeen gesunken. Wann hat man je zuvor eine solche Bellona wie diese Dauphine gesehen? Ja, im Grund ist sie dieselbe Teufelsarmee, welche jener Marschall von Sachsen mit solchem Triumph befehligte. Nur daß der Maréchal de Saxe besseres Glück in betreff von Gegnern hatte, und daß die Armee damals in einem jüngeren Stadium ihrer Entwicklung war. Sie schäumte damals wie süßer Most, wie junger Wein unter den Händen eines geschickten Winzers, giftig aber feurig, noch nicht, wie jetzt, zu Essig geworden, allen Sterblichen unerträglich. Sie kann nun auf ihren Feldtheatern das Gegenteil des Programms von Roucoux ankündigen: „Morgen, Messieurs, werden Sie fechten; unser Direktor sieht voraus“ — Sie werden geschlagen werden, und wir können nicht sagen, was oder wo das nächste Stück sein wird. Gottlose, freche, buntschimmernde Ausgeburt aller Laster wird nicht gesühnt durch die eine Scheintugend der Bereitwilligkeit, sich totschießen zu lassen. — Süß in jener und sauer in dieser Art wird eine und dieselbe Substanz, wenn du nur wartest. Wie gütig war der Teufel gegen seinen Saxe und floh mit ihm davon ins Rosenrot, als es noch Zeit war!

[1] Heldengeschichte IV. 691—692.
[2] St. Germain, nach Roßbach und vorher (bei Preuß II. 97).

Neuntes Kapitel / Friedrich marschiert nach Schlesien

Der Ruhm Friedrichs steht wieder hoch genug in der Zeitungswelt, während alle Leute und die Franzosen selber über ihre großrednerische Dauphine-Bellona lachen und Epigramme auf Soubise schreiben. Aber Friedrichs Schwierigkeiten sind noch immer ungeheuer. Einen Feind, der blindlings herankommt, überfällst du und vernichtest ihn auf dieser Seite, und es verschafft dir bloß Raum, einen Versuch zu machen gegen einen andern größern auf jener. Soubise hat er für jetzt hübsch abgefertigt; aber nun muß er es mit Prinz Karl versuchen. Rasch gen Schlesien, nach diesem glorreichen Siege, den die Zeitungen feiern.

Die Nachrichten aus Schlesien sind mehr als zweifelhaft, schlimm im günstigsten Falle. Der Herzog von Bevern fühlte sich, wie wir bemerkten, nachdem Winterfeldt fort war, frei zum Handeln, ungehemmt, aber auch nicht unterstützt durch den Rat echten Heldenmuts, und hatte unweise gehandelt. Er rückte nämlich unmittelbar nach Schlesien, wo Proviantmagazine und feste Plätze sind. Prinz Karl, wird bemerkt, war ebenfalls unklug. Übte keine Vorsorge, sonst hätte er Bevern Märsche abgewinnen, ihm den Übergang über den Bober, über den Queiß streitig machen und ihn so gut wie hindern können, überhaupt nach Schlesien zu gelangen. So sagen Kritiker, Retzow und andere, indem sie vielleicht zu starr nach einer Seite der Frage hinblicken. Gewiß ist, Bevern marschierte unbehelligt nach Schlesien, fand aber keineswegs das bessere Land dort, worauf er gehofft hatte.

Prinz Karl — Daun ist dort als zweiter, aber Karl führt nun die Armee — war Bevern dicht auf den Fersen, Tag für Tag. Schließlich in der Gegend von Liegnitz, kam Prinz Karl dem Herzog durch einen geschickten Marsch zuvor, verlegte ihm den Weg nach Schweidnitz, der Hauptfestung von Schlesien, und dem Anschein nach auch nach Breslau, der Hauptstadt. Bevern, dem es im Notfall nicht an Feldherrntalent gebrach, führte nun ein schönes Manöver aus, sagen die Kritiker. Er zog nämlich nach links und setzte über die Oder, als wolle er nach Glogau, völlig aus dem Bereiche des Prinzen Karl hinaus — wendete sich aber rechts, nicht

links, als er den Fluß überschritten, und marschierte nach Breslau auf der andern oder Ostseite desselben. Ein geschicktes Manöver, wenn man will, und welchem andere geschickte Manöver folgten. Aber das Resultat ist: Prinz Karl hat Schweidnitz hinter sich, steht zwischen Breslau und diesem; kann Schweidnitz belagern, wann ihm beliebt, und kein Entsatz ist möglich, der nicht eine Schlacht kosten würde. Eine Schlacht, meint Friedrich, hätte Bevern gleich anfangs versuchen müssen. Eine wohlgeschlagene Schlacht hätte alles klarstellen können, und anders war keine Aussicht auf Erfolg bei einem solchen Zuge. Aber nun hat er sich durch Truppenentsendungen nach verschiedenen Garnisonplätzen der rechten Kräfte zum Schlagen beraubt[1]. Schweidnitz ist einer Belagerung ausgesetzt. Breslau mit seinen schwachen Wällen und seiner zahlreichen Bevölkerung kann keine nennenswerte Belagerung aushalten. Die schlesischen festen Plätze, geschweige die Magazine, sind in einem bedenklichen Zustand. Prinz Karl tritt sehr gebieterisch auf; macht an allen Orten durch Anschläge des neuen „Kaiserlichen Königlichen Patents"[2] bekannt: Daß Schlesien wieder Ihrer K. K. Majestät gehöre. Was schnell zur Tatsache zu werden scheint — wenn kein besserer Widerspruch geschieht. Schnell!

Bevern bleibt nun (1. Oktober) kein anderes Manöver übrig, als aus Breslau herauszuziehen, sich südlich von demselben in einem sicheren Winkel zu lagern, die sumpfige Lohe vor der Front, die breite Oder im Rücken, Breslau zu seiner Rechten mit Brot. Sich dort auf die beste Weise zu verschanzen und ruhig dasitzend die Ereigisse abzuwarten, die gegenwärtig überall in raschem Gange sind. Man denke sich: Wäre Winterfeldt noch dagewesen! Es ist eine so tapfere Armee (30 000 Mann oder darüber), als je in Waffen stand. Sicherlich irgend etwas hätte damit unternommen werden können — irgend etwas Besseres als dasitzen und den Ereignissen zusehen, die ringsum im raschen Fortschreiten sind! Bevern war ein pflichttreuer, sehr geschickter und furchtloser Mann. In der Schlacht bei Lowositz und anderwärts haben wir ihn tapfer wie einen Löwen gesehen; aber vielleicht mit einer andern Art Tapferkeit, als hier erfordert wurde. — Nun, seine Lage war schrecklich schwierig, voller Verwicklungen. Und er saß da, ohne Zweifel in sehr elendem Zustande, und befragte die Orakel, während die Ereignisse (die selber orakelartig sind) sich so drängten.

Schweidnitz ward am 26. Oktober belagert. Nadasti blockierte es mit 20 000 Mann. Prinz Karl mit 60 000, ist bereit, ihn zu decken. Der Herzog von Bevern befragt die Orakel. Welch eine Zeitung für Friedrich, die plötzlich den hellen Glanz von Roßbach mit einer bedrohlichen Wolke überschattete! Friedrich, noch mitten im Gedränge rein sächsischer Ange-

[1] Oeuvres de Frédéric IV. 141, 159.

[2] In Heldengeschichte (IX. 832, 833), eine Abschrift desselben: „Durch des Königs von Preußen Angriff auf uns von allen durch die Traktate uns aufgelegten Verbindungen frei, gewärtigen Wir" usw. („21. September 1757").

legenheiten, trifft augenblicklich Anstalten auch für die schlesischen. Prinz Heinrich soll mit den und den Truppen die Saale behaupten und Sachsen hüten; Marschall Keith mit den und den soll in Böhmen einbrechen und wenigstens Kriegssteuern erheben und der großen schlesischen Schlange auf den Schweif treten. All dieses ordnet Friedrich innerhalb einer Woche an, nimmt selber 13 000 Mann und marschiert den 13. November von Leipzig ab. Herum über Torgau, über Mühlberg, Großenhain; über Bautzen, Weißenberg, über den Queiß, über den Bober. Und so in langen Märschen rückt er beständig voran, alle Herzen und alle Gliedmaßen willfährig trotz des traurigen Winterwetters vorwärts zum Entsatz von Schweidnitz.

In Großenhain am fünften Tage des Marsches erfährt Friedrich, daß Schweidnitz verloren sei. Den 12.—14. November kapitulierte Schweidnitz gegen jedermanns Erwartung oder Befürchtung. Sicherlich eine kurze Verteidigung für eine solche Festung. Die Schuld des Kommandanten, war jedermanns erster Gedanke. Vermutlich nicht der beste Kommandant, sagten andere allmählich. Aber unter seiner Besatzung waren Sachsen. Eines Tages „warfen 180 derselben auf einmal in den Laufgräben die Waffen von sich und gingen zum Feind über." Was auch schuld daran war, der Platz ist verloren. Solche Türme, solche Bastionen, Sternschanzen, ein solcher Reichtum an Geschützen, Munitionsvorräten, 230 000 Taler bares Geld unter anderem. Alles dahin, nach vierzehntägiger Belagerung. Welch eine Nachricht, als sie von Friedrich auf seinem Marsche zum Schauplatze selber gehört ward! Auch für Bevern, in seiner abwartenden Stimmung gesehen, war es ein Ereignis von sehr orakelhafter Bedeutung.

Dienstag, den 14., fiel Schweidnitz. Karl, mit welchem sich Nadasti wieder vereinigt hatte, war nun etliche 80 000 Mann stark und verlor keine Zeit. Folgenden Donnerstag, den 22. November 1757, „früh 3 Uhr", stundenlang vor Tagesanbruch, kommt Karl mit seinen 60 000 Mann, regelrecht vorbereitet, gegen den unglücklichen Bevern angerückt, mit endloser Kanonade und Sturmvorbereitungen. Die Schlacht bei Breslau nennen sie es, verderblich für Bevern. Wir werden keine Beschreibung derselben versuchen, sondern bloß sagen, daß Karl fünf Brücken über die Lohe hatte, auf fünf Brücken über die Lohe ging, und daß Bevern felsenfest zu den Waffen stand, um seinen Übergang zu verhindern und ihm zu tun zu geben, als er herüber war. Daß fünf Hauptangriffe stattfanden, so lange als erforderlich erneut und wieder erneut, mit Strömen von Feuer, Tod und Tumult, über ein anderthalb Meilen weites Gelände, während eines Zeitraums von fünfzehn Stunden. Eine Schlacht, die nur mit Malplaquet zu vergleichen, sagten die Österreicher, ein solcher Orkan von Artillerie, fest verschanzter Feind und lautes Kriegsgetümmel. Sie endete erst nachts neun Uhr. Die Österreicher mehr oder weniger siegreich in vier von ihren Angriffen oder besonderen Unternehmungen. D. h. im Besitz der Lohe und der äußersten Dörfer und Posten vor der Front des

preußischen Zentrums und rechten Flügels. Siegreich auf jenem nördlichen Teile, aber offenbar nicht siegreich im Südosten oder auf dem preußischen linken Flügel — am weitesten ab von Breslau und unter Zietens Befehl — wo sie über die Lohe zurückgetrieben wurden und Gefangene und Kanonen oder eine Kanone verloren[1].

Einige von Beverns Leuten, fußend auf diesem letzten Umstand und darauf, daß sie das Schlachtfeld oder dessen größten Teil noch innehatten, erklärten sich für siegreich, wennschon freilich nur in unklarer, kurzer Weise, wie im Bewußtsein des Gegenteils. Dies war auch die Tatsache. In einem Kriegsrat, den er jenen Abend berief, wurde ein nächtlicher Angriff und andere kühne Maßregeln vorgeschlagen. Aber Bevern, der den Plan zu einem nächtlichen Angriff auf das österreichische Lager als zu zweifelhaft verwarf, zog sich statt dessen in den dunklen Stunden durch die stummen Straßen von Breslau unter Hinterlassung von 80 Kanonen und 8000 Toten und Verwundeten über die Oder zurück, ein augenfällig geschlagener Mann und ein geschlagenes Heer. Ja, er verschwand sogar persönlich ganz und gar, als nicht länger den Begebenheiten gewachsen. Er ritt nämlich mit Anbruch seines zweiten traurigen Morgens auf diesem neuen Oderufer zum Ausspähen aus. Sah wenig außer grauem Nebel und ritt, nur von einem Reitknecht begleitet, in einen Kroatenposten hinein und ward dort zum Gefangenen gemacht. Absichtlich, dachte die Welt; absichtlich, denkt Friedrich, der sehr erzürnt über den armen Mann war[2].

Der arme Mann ward nach Wien gebracht, falls Lesern daran gelegen. Da er aber dort in naher Vetterschaft stand (er war Vetter zweiten Grades von niemand Geringerem als der verstorbenen Kaiserin-Mutter), so ward er von der hohen jetzt regierenden Kaiserin-Königin auf eine allerliebst-gnädige Weise aufgenommen und ohne Lösegeld wieder heimgesendet. Friedrich verwies ihn in seinen Bezirk Stettin und wollte ihn nicht sehen: „Nach Stettin, sage ich, Ihrem Amtsposten in Friedenszeit! Kommandieren Sie die dortige Invaliden-Garnison, Sie taugen zu nichts Besserem!" — Ich will noch eins hinzufügen, welches leider den Lesern seltsam erscheinen wird. Daß nämlich von Bevern kein Laut der Klage kam. Nichts als Stillschweigen und ergebener Fleiß mit seinen armen Mitteln kam von Bevern. Und daß er sich zwei Jahre nachher in Stettin gegen die Schweden, gegen die Russen in der Zeit der Belagerung von Kolberg heldenhaft nützlich erwies und Friedrichs Gunst wiedergewann, nebst andern guten Erfolgen. Was, wie ich bemerke, eine übliche Verhaltungsweise preußischer Generale und Soldaten war, wenn sie unverdient oder verdient in Widerwärtigkeiten dieser Art gerieten. Und es ist eine viel bessere als

[1] Bei Seyfarth drei Berichte: Beilagen II. 198, 221, 234 ff.

[2] Preuß II. 102. Genauer bei Kutzen, Der Tag von Leuthen (Breslau 1857 — eine vortreffliche, genaue kleine Zusammenfassung aus vielfältigen, wohlstudierten Quellen) S. 166—169, Datum „24. November".

die des Beschwerdeführens in den Zeitungen und Forderns einer Untersuchungskommission unter dem Vorsitz des Chaos und des vierten Standes heutzutage.

Da Bevern in den Händen der Kroaten, fällt die Leitung der preußischen Armee General Kyau, dem nächsten im Rang, zu, der nun (schnurstracks entgegen heftigen Befehlen, die für Bevern und ihn unterwegs sind) Breslau seinem Schicksal überlassend hinwegmarschiert und gen Glogau zieht, als dem einzigen sichern Fleck in diesem Schiffbruch der Dinge. Prinz Karl aber rückt am selben Tag auf Breslau, welches nicht in der Lage ist zu widerstehen und eine Kanonade auszuhalten. So daß der arme alte General Lestwitz, der preußische Kommandant — der allezeit für einen mutvollen alten Herrn galt, aber im letzten Gefecht verwundet wurde und tadelnswert entmutigt war — die angebotenen Bedingungen annahm und sich ohne Kanonenschuß ergab. „Freier Abzug" für die Besatzung und ihn, das sind die Bedingungen. Die Besatzung war 4000 Mann stark, meistens schlesische Rekruten. Aber es marschierten kaum 500 mit dem armen Lestwitz hinaus, da alle schlesischen Rekruten — durch vorstellbare Methoden überredet, daß sie Kriegsgefangene sein sollen, und daß, mit einem Wort, Österreich nun wieder Herr im Lande geworden und Rechenschaft fordern dürfte über das Verhalten der Leute — es sicherer fanden, österreichische Dienste zu nehmen oder sich in Breslau oder wo immer es anging zu verstecken. So daß z. B. ein Regiment (oder Bataillon, verschweigen wir seinen Namen), als es zum Tore hinausmarschierte, nur aus neun Offizieren und vier Mann bestand[1].

Achtundneunzig Kanonen, außerordentliche Getreide- und Kriegsvorräte waren verloren. Ein schmählich verlorenes Breslau. Ein Breslau, das am folgenden Tag (den 26., ein Sonntag) in gewissen Kirchen — namentlich tat es der Kardinal Schaffgotsch auf der Dominsel — befehlsgemäß Dankpredigten mit wirklicher oder amtlicher Salbung hielt über das Thema: „Daß unsere alte Landesherrschaft wiederhergestellt ist." Welche Predigten — außer der Schaffgotschischen, welcher Prinz Karl und die vornehme katholische Welt in Gala beiwohnten — „dünne besucht waren", sagen meine Quellen. Die Österreicher sind auf dem Gipfel ihres Hochmuts und betrachten es als völlig gewiß, daß Schlesien ihnen zu eigen geworden, und wäre auch Friedrich zweifach hier. „Was ist Friedrich? Wir schlugen ihn bei Kolin, seine Preußen in Zittau, bei Moys, bei Breslau in dem neuen Malplaquet — wurden wir von ihnen geschlagen?" — Und tun groß (an österreichischen Regimentstischen) und fragen nichts nach Friedrich und seinem Kommen.

Es war in Görlitz (dem Schauplatz von des armen Winterfeldt Tod),

[1] Dr. Adolf Müller, Schlacht bei Leuthen, eine Jubelschrift (Berlin 1857 — im wesentlichen ein bloßer Auszug aus Kutzen) S. 12 (wo Name und Umstände gegeben sind).

daß Friedrich „am 23. November, dem zehnten Tage seines Marsches", das erste Gerücht von dem Breslauer Malplaquet vernahm: „Gestern den ganzen Tag hörte man gewaltiges Kanonieren dort herum!" sagte das Gerücht aus dem Osten, immer bestimmter, während Friedrich voraneilte, und daß es „ein Sieg für Bevern" war. Bis er in Naumburg am Queiß die wirkliche Nachricht erhielt: Bevern in den Händen der Kroaten, Breslau verloren, Kyau unbestimmt marschierend, und was für eine Art Sieg es war.

Von Großenhain an und weiter war eine Botschaft nach der andern abgeschickt worden, immer strenger, bestimmter und ungehaltener: „Tun Sie dies, tun Sie jenes; Ew. Liebden sollen mir mit Ihrem Kopf dafür stehen!" — Wovon keine einzige an Seine Liebden gelangte, bis Seine Liebden und das Schicksal (so schnell galoppierten die Ereignisse) das Gegenteil getan hatten. Und nun haben Seine Liebden und sein Kopf ein Ende damit gemacht. „Nein," antwortet Friedrich bei sich, „nicht bis wir alle geendigt haben!" — Und rückt voran, auch er, wie eine Art Schicksal. „Was denn hat er oder kann er vorhaben?" fragen die Österreicher mit übermütiger Verwunderung und meinen, er müsse toll sein: „Will er uns mit seiner Potsdamer Wachtparade aus Schlesien hinausjagen?" „Potsdamer Wachtparade" — so nennen sie sein kleines Heer und sind lustig über dem Regimentstisch. „Ich werde sie angreifen, und ständen sie auf dem Zobtenberg, und ständen sie auf den Türmen von Breslau!" sagte Friedrich und rückte emsig voran. Von Tag zu Tag wird mit den eintreffenden Nachrichten von der wirklichen Sachlage seine Aussicht in Schlesien trüber und trüber. Der ganze Marsch ist ein grimmig trüber. Prinz Karl hat eine Besatzung in Liegnitz vor Friedrichs Weg geworfen. Prinz Karl lagert mit Breslau im Rücken, hat alles in allem über 80 000 Mann und ist völlig Herr in jenen Gegenden. Ein trüberer Marsch ist selten dagewesen. Alles finster, bis auf ein einziges Licht, das in einem Herzen brennt und sich nicht will auslöschen lassen bis zum Tode.

Friedrich erläßt Befehle, daß Kyau in Arrest gesetzt werde. Daß Zieten den Oberbefehl der Trümmer des Bevernschen Heeres übernehme, damit über Glogau marschiere und an bestimmtem Ort und Tag — in Parchwitz, am 2. Dezember — zu Friedrich stoße. Und seid fest und gelassen, mein alter Zieten! Friedrich pirscht an der Liegnitzer Besatzung vorüber, läßt Liegnitz und sie ein klein wenig rechts liegen; kommt den 28. November in Parchwitz an und ruht dort aus. Oder wenigstens seine müden Truppen ruhen, bis Zieten eintreffe. Der König hat nicht viel Ruhe, während es so viel anzuordnen gibt. Eine Entscheidung auf Leben und Tod ist nun vor der Tür. Wohlan, es ist nur der Tod, und dem begegnet man nicht zum erstenmal! Wir, die wir hinter dem Ereignis auf der sicheren Sonnenseite stehen, können uns heute nur eine sehr schwache Vorstellung machen von dem Grausen und den innern Zweifeln desjenigen, der durch

dasselbe hindurchschreitet, und wie sehr es not tut, daß die Hoffnung in einigen Herzen heroisch ewig leuchte. Feuer der Hoffnung, das nicht in bloßem Aufflackern, in toller Vergessenheit und chaotischer Verzweiflung endigt, sondern mit offenen Augen und gemessen seine Schritte zählend zum Kampfplatz schreitet. Dies ist ein göttlich Ding, den Menschen förderlich in allen Schlachten, die sie zu liefern haben, Schlachten mit Eisen, oder von welcher Art sie immer sein mögen.

Friedrich versammelte in Parchwitz seine Generale und redete sie an. Es war am Abend nach Zietens Ankunft, Abend des 3. Dezember 1757, und Zieten war ohne Zweifel zugegen; denn diese Versammlung in Parchwitz ist verbürgt, und die Worte wurden niedergeschrieben.

Friedrichs Anrede an seine Generale (Parchwitz, den 3. Dezember 1757[1]).

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslaus zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verlorengegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie sich es also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens: alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Disposition zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald

[1] Aus Retzow I. 240—242.

folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß sich dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der" — fuhr Seine Majestät mit fragendem Blick fort und machte dann eine Pause, „der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Bescheidenes dumpfes Gemurmel, welches, wenn du in die Augen und die Gesichter der Gruppe blickst, bedeutet: „Nein, beim Allmächtigen!" Unvergeßlich ist dem jüngeren Retzow die Szene und die Begeisterung, die aus den Gesichtszügen der alten Krieger strahlte.

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt," sagte der König mit seinem freundlichsten Lächeln, „daß keiner von Ihnen mich verlassen würde! Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben." — Die Rede schließt mit einem bezeichnenden Satz: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden! Nun leben Sie wohl, meine Herren: in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Ein vortrefflicher Geist herrscht in dieser Armee. Es ist eine starke Ader von Heldenmut in ihr, standhaft bis zum Tod. Und auch reichliche Hoffnung beseelt sie, Hoffnung in Vater Fritz. „Laß nur gut sein," pflegten die Soldaten in Herzog John von Marlboroughs Zeit zu sagen, „Korporal John wird uns schon durchbringen!" — Denselben Abend ritt Friedrich in das Lager, wo die Regimenter nun aus ihren Quartieren versammelt waren, um morgen zu marschieren. „Er stieß zuerst auf die Kürassiere des Gardedukorpsregiments. Diese boten ihm in gewohnter Weise einen freundlichen Guten Abend, welchen er heiter erwiderte. Einige der alten Krieger, an ihn sich herandrängend, fragten in treuherziger Vertraulichkeit: ‚Was bringst du uns noch so spät?' ‚Eine gute Nachricht, Kinder, ihr sollt morgen die Österreicher brav zusammenhauen!' ‚Das soll gewiß geschehen', versicherten sie mit einem derben Soldatenschwur. — ‚Aber denkt nur, wo sie dort stehen, und wie sie verschanzt sind', sagte Friedrich. ‚Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch heraus, führ du uns nur hin!' — ‚Nun, ich werde sehen, was ihr könnt; legt euch nieder und schlaft wohl!' — ‚Gute Nacht, Fritz!'

rief ihm alles nach. — Und so an der ganzen Linie des Lagers hinunterreitend, unterhielt er sich mit jedem Regiment [1]."

War das „Pommersche", das er zunächst anredete, jenes berühmte Infanterieregiment — welches einmal (wie wir weiter unten sehen werden) Loudons Aufforderung, sich gefangen zu geben, auf eine unaussprechliche, obschon unvergeßliche Weise beantwortete? Von Manteuffel zu Fuß, jawohl, dasselbe [2]! Sie haben ihren eigenen Begriff von ihrer Leistungsfähigkeit einem Feind gegenüber, und es fehlt ihnen nicht an einer guten Meinung von sich selbst. „Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark als wir." — „Das laß du nur gut sein; es sind doch keine Pommern darunter. Du weißt ja wohl, was die können." — Friedrich: „Ja, freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl; morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot." „Ja!" antwortet das ganze Regiment, „tot oder die Feinde geschlagen." Und somit legten sie sich nieder zu tiefem Schlafe, als Einleitung zu einem noch tiefern für viele unter ihnen, wie es tapfern Männer zukommt. Für den tapferen Mann, für den so vieles in dieser Welt ungewiß ist, ziemt es sich wohl, seiner selbst gewiß zu sein.

Diese Bruchstücke von Gesprächen, noch viel mehr die durch den jüngeren Retzow uns aufbehaltene Rede, scheinen wahr zu sein, wennschon über die Daten und Umstände gestritten worden ist [3]. Andere Anekdoten von zweifelhafter oder mehr als zweifelhafter Natur sind noch in großer Anzahl im Umlauf. Von diesen wollen wir nur eine wiedergeben, die von dem Deserteur (die als Legende ihren Wert hat): „Warum hast du mich verlassen?" „Wahrhaftig, Ew. Majestät, es steht gar zu schlecht mit uns!" — „Je nun, laß uns heute noch einmal schlagen; werde ich überwunden, so gehen wir morgen beide davon."

Ein gelehrter Doktor, einer der neuesten, der über diese Dinge geschrieben, wundert sich darüber, daß die Geschichten Friedrichs eine so trübselige Lektüre sind und Friedrich selber ein so prosaisches, unfruchtbares Subjekt; und gibt dem Zeitalter schuld, das, irregeführt durch napoleonische, nach keinen Kosten fragende Knalleffekte, unempfindlich ist für wirkliche Größe. Ihn schreit Smelfungus folgendermaßen an:

„Mir deucht es vielmehr, Herr Doktor, daß die Schuld an dem Dryasdust dieser Zeiten liegt, namentlich an dem preußischen Dryasdust, der behaglich auf seinen Akademien sitzt und seine langen Ohren erhaben bewegt, derweil er menschlichen Heroismus zertritt zu unverständlichem, steifleinenem Gamaschentum und öden Kontinenten von Sand und Asche, während die Doktoren alle Beifall klatschen.

Wäre der geweihte Poet oder Mann von wirklichem Genius in den jüngst verflossenen tausend Jahren bei seiner Arbeit gewesen, anstatt müßig zu geigen weitab

[1] Kutzen S. 34.
[2] Archenholz II. 41 und Kutzen S. 35.
[3] Kutzen 175—181.

von seiner Arbeit — welche sich sicherlich bezeichnen läßt als die Aufgabe, menschlichen Heroismus zu deuten, mühsam aus dem umgebenden Chaos von moderigem Gerede, Gerücht und Lüge herauszuwinden und herauszuzwingen, irgendein nicht unbegreifliches menschliches und göttliches Bild immer klarer, vollständiger und glaubbarer für die Menschheit (denn die arme Menschheit blickt stumm zu ihm auf um Leitung hinsichtlich dessen, was sie auf diesem Schauplatz der Dinge von Gott und Menschen denken soll) — ich denke, wir würden nunmehr einen andern Friedrich gehabt haben, o Himmel, eine andere Welt in so vielerlei Betracht!

Mein geschätzter Herr Doktor, es ist ein allzu schmerzhafter Gegenstand. Der göttliche, fabelhafte Achilles und die alten griechischen Könige der Menschen lassen sich nach einigem Forschen erkennen als ziemlich obskure Viehzüchterkönige, die mitten unter ‚gehügeltem Dung' lebten, bis ihr geweihter Poet sie daraus hervorzog. Und unser ungeweihter, alles entweihender Dryasdust — Herr Doktor, ich muß sagen, es erfüllt mich mit Verzweiflung! Echte menschliche Heldentaten, nicht im geringsten fabelhaft, sondern durch und durch wahr und allem Anschein nach weit edler, als diejenigen des göttlichen Achilles und frommen Äneas je sein konnten — in dieser Weise hinterlassen, von Menschen und Vieh mit Füßen getreten, Menschen und Vieh gleich unbewußt, daß etwas anderes als gewöhnlicher Moder unter ihren Füßen sei, und jedem dankbar, der sie versichert, es sei eben nichts anderes, o Doktor, Doktor! Und die Folgen davon. — Man braucht nicht ausschließlich ‚nach Frankreich' zu gehen, um sie zu betrachten. Sie sind allzu sichtbar in den sogenannten ‚Sozial-Hierarchien' und der sublimer vergoldeten Gemeinheit, der geistlichen und weltlichen, aller modernen Staaten! Laß uns stillschweigen, mein Freund." —

„Der preußische Dryasdust", sagt er anderswo, „stellt sich erschrecklich dabei an, namentlich wenn er versucht, durch seine Steifleinwand hindurch zu weinen oder sich mit seinen langen Ohren in das Moralisch-Sublime zu versteigen [1]. Was das deutsche Volk anlangt, so finde ich, daß es ihm nicht an einer ahnenden Erkenntnis für Friedrich gemangelt hat; daß die Menge von Anekdoten, die, gedruckt und in mündlicher Überlieferung, noch immer unter ihm in Umlauf sind, hiervon zeugen. Dadurch hat das Volk wenigstens einen Mythus aus Friedrichs Geschichte gebildet und seinem Wirken und ihm einigen Schwung, Leben und heitere Realität gegeben. Akzeptiere diese Anekdoten als das Epos, welches das Volk selber nicht auf ihn schreiben konnte, sich aber sehnte, von jemand, der es schreiben konnte, zu hören, jemand, der noch nicht in der Menschheit erschienen ist und noch in geraumer Zeit nicht erscheinen wird. Ach, mein Freund, wenn man durch den irremachenden Nimbus von Geschwätz, Bosheit, Lüge, welcher das Antlitz Friedrichs siebenfach vor uns verschleiert, hindurchdringt und das eigentliche Antlitz flüchtig erblickt, so verstummt man kummervoll einmal wieder. Welche selbstmörderischen Geschöpfe, die wie mit einer Stimme befehlen, es solle keinen Heroismus mehr unter ihnen geben, alles soll fortan Gemeinheit und Alltäglichkeit sein. ‚Ach, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht diese verdammte Rasse!' — — Nun wohl. ‚Salomos Tempel', sagen die Moslemin, ‚mußte unter dem Gezwitscher von zehntausend Sperlingen gebaut werden.' Zehntausend; das ganze Parlament einstimmig der entgegengesetzten Meinung — und vermochte doch nicht völlig, es zu verhindern. Auch das ist etwas!" —

[1] Man bedenke, daß Smelfungus unter anderem soeben folgende „Betrachtung" über Friedrichs Anrede an seine Generale in der angeführten Müllerschen Jubelschrift (S. 20) gelesen hatte: „Jetzt trat er" (Friedrich) „mit Ehrfurcht vor einer höheren Macht zurück, er fühlte sich nur als das Werkzeug in der Hand Gottes, er wußte, daß Gott seinen Engeln über den Menschen Befehl gibt, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, aber nur solange sie auf seinen Wegen wandeln. Daß er jetzt aber nicht sich, sondern Gottes Sache" usw. D. Übers.

Etwas, das mehr zur Sache gehört, ist dieser andere Umstand, daß nämlich die Österreicher einen Kriegsrat gehalten und nach reiflicher Überlegung beschlossen haben, aus ihren Verschanzungen herauszukommen, ihr festes, vor Breslau und hinter Lissa und dem Schweidnitzer Wasser so günstig gelegenes Lager zu verlassen, über das Schweidnitzer Wasser zu gehen, Lissa in ihrem Rücken zu lassen und diesem sich offensiv gebarenden Friedrich in offener Feldschlacht zu begegnen. Mehrere hatten gestimmt: Nein, warum uns rühren? Daun namentlich und andere mit Nachdruck. „Es ist gar kein Fechten nötig", sagte Daun. „Wir können das Schweidnitzer Wasser verteidigen, können ihn zugrunde richten, ehe er gar herüberkommt." — „Verteidigen? Uns angreifen lassen von einem Heer, wie das seinige?" entgegnet Lucchesi, der andere Hauptgeneral: „Es ist unter unserer Würde! Wir haben gewonnen Spiel, alle Trümpfe sind in unsern Händen; laßt uns nur ausspielen. Liefern wir ihm eine Schlacht, wenn er sie wagen will! Wir machen ihm den Garaus und endigen zugleich ruhmvoll den ganzen Krieg!" So argumentierte Lucchesi mit Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit — zu seinem eigenen Unglück, aber augenscheinlich unter Prinz Karls Beifall. Jedermann sieht ein, daß dies jetzt der Weg zu Prinz Karls Gunst sei. „Hab ich nicht Schlesien zurückerobert?" denkt Prinz Karl bei sich und strahlt Beifall auf den stolzen, nicht auf den bescheidenen vorsichtigen Vorschlag [1]. Mit einem Wort, die Österreicher beschließen, herauszukommen und Friedrich in offener Feldschlacht zu begegnen. Es war das erstemal, daß sie dies je taten, und es war zugleich auch das letztemal.

Sonntag, den 4. Dezember, früh 4 Uhr war Friedrich von Parchwitz aufgebrochen in gerader Richtung gegen das österreichische Lager [2]. Er erfährt — man kann sich denken mit welchem Vergnügen — daß die Österreicher ihm entgegenrücken und nicht in ihrer festen Stellung bezwungen zu werden brauchen. Sein Heer marschiert in vier Kolonnen, Friedrich mit der Vorhut. Zum Nachtquartier ist Neumarkt bestimmt, eine 2¾ Meilen davon gelegene kleine Stadt. Nicht weit von Neumarkt zeitig am Nachmittag erfährt er, daß der Ort von tausend Kroaten besetzt, daß die österreichische Feldbäckerei daselbst beschäftigt sei und Ingenieure ein österreichisches Lager dort abstecken. „Das wäre auf der Höhe jenseits Neumarkt?" denkt Friedrich. Denn er kennt diese Gegend, da er oft hier Musterungen abgehalten. Auf dem ganzen Weg bis nach Breslau ist zu beiden Seiten keine Rute Land, die ihm nicht genau bekannt wäre. Dies war ein besonderer Vorteil, sagen die Kritiker, und ein Punkt, den der österreichische Kriegsrat hätte mehr berücksichtigen sollen.

Ehe Friedrich in Neumarkt eindringt, entsendet er ein Regiment, um ruhig zu beiden Seiten um die Stadt herum zu reiten und sich jener Höhe, die er kennt, zu bemächtigen. Als dieses geschehen oder in der Ausführung

[1] Kutzen S. 45—48.
[2] Ebendas. S. 37.

begriffen ist, läßt er das Tor sprengen, stürmt auf die tausend Kroaten ein und wirft die Kroaten, mit Säbel und Musketenfeuer auf sie einwirkend, in großer Eile hinaus. Sie finden ihre Höhe besetzt, ihren Rückzug abgeschnitten und sehen, daß sie verschwinden müssen. Von den 1000 Kroaten wurden „569 gefangen und 120 getötet" bei diesem unerwarteten Ausfegen Neumarkts. Was noch besser ist, in Neumarkt wird die österreichische Feldbäckerei, aufgestellt und in voller Tätigkeit, angetroffen. Sie liefert 80 000 frische Brotportionen ab, die für andere Gäste gebacken waren. Auf der Höhe fand man die österreichischen Stangen und Ingenieurwerkzeuge im Boden stecken, so hastig war die Flucht gewesen.

Wie Prinz Karl sich beikommen lassen konnte, seine Bäckerei, sein täglich Brot, so weit vorauszusenden? Prinz Karl war, es ist augenfällig, zu dieser Zeit etwas aufgeblasen von übermütigen Gedanken. Die Eroberung von Schweidnitz, das „Malplaquet" (armselige antibevernsche Malplaquet) von letzthin, die Eroberung von Breslau und der darniederliegende und verlorene Stand von Friedrichs schlesischen Angelegenheiten hatten mehr oder weniger jedermann den Kopf verdreht — jedermann, nur dem einzigen Daun nicht. Und witzige Regimentstafeln waren, wie bereits erwähnt, gewohnt, täglich zu spotten über den Anmarsch Friedrichs mit etwaigen Angriffsabsichten, und nannten seine unbedeutende kleine Armee die „Potsdamer Wachtparade"[1]. Dies war die allgemeine übermütige Stimmung, welche Prinz Karl natürlich teilte. Wer ihm schmeicheln wollte, mußte diesen Ton anstimmen. Anders kann niemand es erklären, und niemand kann irgendwie Prinz Karls Unwissenheit über Friedrichs Vorrücken rechtfertigen und die Art, wie er dergestalt fast freiwillig seine Bäckerei preisgab.

Prinz Karls Soldaten haben alle Proviant auf drei Tage bei sich. Sie haben die Weistritz (gewöhnlicher Schweidnitzer Wasser genannt) überschritten, was ebenfalls ein Übermaß von geringschätziger Unvorsichtigkeit war, und lagern heute Nacht — in lang gedehnter nicht schlecht gewählter Linie (nachdem der Fluß einmal hinter ihnen ist) — im rechten Winkel zu Friedrichs Marsch, etwa zwei Meilen vor ihm. Seitdem sie über den Fluß herübergekommen sind, haben sie mit Staunen erfahren, daß Bäckerei und Kroaten weggeschnappt worden, daß Friedrich nicht fern, sondern in der Nähe sei, und daß man sich nicht zu bald in Verfassung setzen könne! Ihre Stellung durchschneidet, wie angedeutet, die große Straße im rechten Winkel und hat Dörfer, Sümpfe, Büsche, namentlich auf beiden Flanken wohlgeschütztes Terrain. Ihr rechter Flügel lehnt an Nippern und dessen unwegsamen Moorbrüchen, ein und eine halbe Meile nördlich der Heerstraße gelegenes Dorf. Ihr Zentrum ist dicht hinter einem andern Dorf namens Leuthen, das ungefähr ebensoweit südlich von derselben liegt. Die Länge ihres Lagers beträgt ungefähr eine Meile und wird wohl eine

[1] Cogniazzo II. 417—422.

Viertelmeile länger sein, wenn Nadasti erst seine Stellung eingenommen, der den linken Flügel bilden und bis nach Sagschütz, südlich von Leuthen, hinabreichen soll. Sieben Bataillone sind in diesem Dorf Leuthen, acht in Nippern. All die Dörfer sind besetzt, Gehölze, Verhaue, Feldschanzen nicht vergessen. Ihre Artillerie ist zahlreich, obschon von leichtem Kaliber. Friedrich hat wenigstens 71 schwere Geschützstücke und darunter 10 sehr schwere Zwölfpfünder, die Zieten von den Wällen von Glogau mitgebracht hat, unter fürchterlicher Mühe aber mit vortrefflicher Wirkung bei dieser Gelegenheit und fortan. Sie erhielten den Namen „die Brummer", diese zehn. Friedrich hatte großen Mangel an Geschütz, und der ältere Retzow empfahl diese Herbeischaffung der zehn Brummer, die in den kommenden Jahren berühmt wurden. Und nun befinden wir uns auf dem Schlachtfeld und müssen die Schlacht selber in Augenschein nehmen, wenn wir können.

Zehntes Kapitel / Die Schlacht bei Leuthen

Am Montag lange vor Tagesanbruch sind die Preußen bis auf einen kleinen Trupp, der zur Bewachung der Bäckerei und Bagage dort zurückbleibt, aus Neumarkt wieder abmarschiert. Sie ziehen in vier Kolonnen dem entgegen, was da kommen mag. Friedrich reitet wie gewöhnlich in solchen Fällen aus begreiflichen Gründen mit der Vorhut. Nach Borne, dem ersten Dorf an der Landstraße, ist es ungefähr anderthalb Meilen. Die Luft ist feucht, die trüben Anfänge der Morgendämmerung ringen im nebligen Dunste. Unweit Borne stoßen wir auf Reiterei, deren Reihen sich quer über die Landstraße und rechts und links hin in die dunkle Leere strecken: Wohl die österreichische Armee? Reitet näher, schauet wenigstens, was es ist.

Es ergibt sich, daß dies der arme General Nostitz ist mit seinen seit dem Tag von Kolin berühmten drei sächsischen Chevauxlegers-Regimentern und zwei Regimentern kaiserlicher Husaren, die hier als Vorposten stehen, und die besser auf der Hut hätten sein sollen. Aber sie konnten nicht durch die Dunkelheit sehen und so, anstatt andere zu ertappen, werden sie selbst ertappt. Die Preußen drangen von der Front und auf den Flanken auf sie ein und warfen sie über den Haufen, trieben den ganzen Vorposten in gestrecktem Galopp zurück durch Borne, auf Nippern und den rechten Flügel — ohne Anmeldung, außer in dieser sinnbildlichen Art. Die sächsischen Regimenter sind völlig zugrunde gerichtet, „540 Mann gefangen" (der arme Nostitz selber nicht gefangen, aber tödlich verwundet[1]), und das Gebiet ist frei in diesem Viertel.

Jenseits Borne macht Friedrich halt, bis der Hauptteil der Armee nachgekommen ist, reitet mit seinem Stab eine Strecke voraus nach dem höchsten von einer Reihe von Hügeln und erblickt hier weit und breit die österreichische Armee in Schlachtordnung aufgestellt. Von Nippern bis nach Sagschütz, stundenweit in Länge und so deutlich, als das Licht sich besserte

[1] Er starb zu Breslau am zwölften Tage darauf (Seyfarth II. 362).

und die Dünste schwanden, „daß man sie“ (durch das Fernglas) „Mann für Mann hätte zählen können“. Ein höchst interessanter Anblick für Friedrich, der in tiefstem Studium verweilt und einige Reiterregimenter der Vorhut herbeibefiehlt, um diese Anhöhe und die von derselben sich südlich hinziehende Hügelreihe zu besetzen. Und dort, denke ich mir, abwechselnd die Österreicher und seine eigenen Leute beobachtend, ist der König während der folgenden drei Stunden hauptsächlich anzutreffen. Sein Schlachtplan ist ihm bald klar: Nippern mit seinen Sümpfen und Brüchen, auf dem österreichischen rechten Flügel, ist, wie er sich recht gut erinnert, schwieriger, unwegsamer Boden, wenig Aussicht für uns dort. Besseres Gelände für uns ist drüben auf ihrer Linken bei Leuthen, sogar bei Sagschütz weiter südlich, wohin sie sich ausdehnen. Greifen wir ihren linken Flügel an, versuchen wir mit all unserer Kunst unsere „Schiefe Schlachtordnung“ gegen diesen. Vielleicht, daß wir es nun diesmal recht machen können, und daß es uns gelingt! Das ist Friedrichs Angriffsplan. Die vier Kolonnen müssen sich, wenn sie Borne erreichen, in zwei Treffen setzen, rechts abschwenken und südlich, immer südlich marschieren. Sie sollen unsere zwei Schlachtlinien bilden, wenn sie erst auf dem bestimmten Punkt südlich angekommen. Gegenüber Sagschütz, das wird der Punkt sein, wo sie links Front machen und aufmarschieren — in „schiefer Schlachtordnung“, mit dem äußersten Geschick, dessen sie fähig sind!

Die schiefe oder schräge Schlachtordnung — der eilende Leser wolle innehalten, um sich das erklären zu lassen — ist eine alte, von Epaminondas geübte und von Friedrich wieder erneute Stellungsart. Friedrich versuchte sie fast in all seinen Schlachten von Hohenfriedberg an bis Prag, Kolin, Roßbach, wobei er sie aber niemals in allen Punkten richtig ausgeführt bekommen konnte, bis jetzt bei Leuthen, in der höchsten Zeit der Not. Es ist eine „besondere Kunstbewegung“, sagt Archenholz etwas feldwebelmäßig, „welche zwar bei andern Truppen nachgeahmt worden, aber bis auf den heutigen Tag“ (1793) „nur von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Heeresentwicklung besteht darin, eine Linie in viele Haufen“, stufenweise aufeinanderfolgende Abteilungen, „zu teilen, diese“ leitersprossenförmigen Haufen dicht „in schräger Richtung, aufeinanderzuschieben und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe und durch die Art der Truppenbewegung der mazedonischen Phalanx nicht unähnlich“ — hauptsächlich wohl durch den letzteren Punkt, denn an ihrem bestimmten Platz angekommen ist sie nicht tiefer als gewöhnlich. „Dieser so gestellte Schlachtkörper nimmt verhältnismäßig nur einen geringen Raum ein und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Trachten und Fahnen einen höchst unordentlichen aufeinandergehäuften Menschenklumpen“, die sich rasch, labyrinthisch hierhin und dorthin bewegt. „Allein es bedarf nur eines Winkes vom Heerführer, so entwickelt sich dieser lebendige Knäuel in der größten Ordnung und mit einer Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich.“ Wenn das Eis bricht, ist er dem Feind auf dem Hals [1].

[1] Archenholz I. 135, 136.

Dein Feind steht, wie hier, in langgestreckter Linie, in einer Stärke von drei oder zwei gegen eins. Du rückst gegen ihn an, hältst ihn aber in Ungewißheit über die Art deines Angriffs. Dann gehst du plötzlich vor, nicht parallel mit ihm, sondern in schiefer Richtung, in einem Winkel von 45 Grad, geschwind, heftig, in überwältigender Anzahl auf den Flügel, den du gewählt. Du rollst diesen Flügel auf, wirfst ihn auf seine eigene Linie zurück und kannst die ganze, zwei Stunden lange Linie aufrollen und zugrunde richten und immer an dem Punkt, wo der Kampf ist, in überwältigender Anzahl sein. Vorausgesetzt nur, daß du geschwind genug, geschickt genug bist! Aber außerordentliche Geschwindigkeit, Schärfe, Präzision ist die unerläßliche Bedingung — sonst versuche es ja nicht. Nur Preußen, von einem Alten Dessauer einexerziert, sind imstande, es auszuführen. Dies ist die schiefe Schlachtordnung, worüber unter Militärs soviel auseinandergesetzt und gestritten worden: ob Friedrich sie erfunden, ob Cäsar, ob Epaminondas, ob Alexander zu Arbela, wie — Was uns bei dieser Gelegenheit nicht das geringste angehen soll.

Die vier Kolonnen verwandelten sich in zwei und schwenkten südlich auf beiden Seiten von Borne, südlich fortan zwei Stunden lang, wie in gerader Richtung nach dem Zobtenberg hin, der hoch über jener ganzen Gegend emporragt. „Es war ein Anblick, wie es keinen schönern gibt", sagt Tempelhof, ein Augenzeuge: „Die Têten waren beständig in gleicher Höhe und in der zur Formierung nötigen Entfernung voneinander: die Züge hielten ihre Distanzen so genau, als wenn es zur Revue gegangen wäre." — „Man konnte es unsern braven Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie mit dem Feinde handgemein werden könnten[1]." Ich weiß nicht, an welchem Punkte ihres Marsches oder wann, aber es war von der ersten, ihm nächsten Kolonne, welche das erste Treffen bilden soll, daß der König, vom Wind ihm zugetragen, mitten in dem Schall ihrer Feldmusik, wie sie dort marschierten, geistlichen Gesang vernahm — vielstimmige Melodie eines ihm wohlbekannten Kirchenliedes, das, von der Musik begleitet, von diesen sonst stillen Leuten angestimmt worden war. Die Tatsache steht fest, für mich eine sehr merkwürdige. Die Einzelheiten sind nicht sehr genau, außer daß ein Vers ihres Liedes angegeben wird:

„Gib, daß ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald, zu der Zeit, da ich's soll;
Und wenn ich's tu', so gib, daß es gerate wohl[2]."

Man hat die Stimme brausender Wasser gehört, man hat im Gebirge den fernen Kovenanter-Psalmen gelauscht; aber eine Stimme wie diese, die befohlene Stille unterbrechend, hat man noch nicht gehört. „Sollen wir es verbieten, Ew. Majestät?" „Nein", sagte der König, dessen Herz davon gerührt gewesen zu sein scheint, wie es wohl sein durfte. In der Tat ist in jenen grimmen Tagen ein Ton in ihm von Zuversicht auf das Ewige, von wirklicher religiöser Frömmigkeit und Glaubensstärke, wie er sonst in

[1] Tempelhof I. 287, 288.

[2] „Aus dem Liede ‚O Gott, du frommer Gott' usw., Porsts Gesangbuch S. 69": angeführt bei Preuß II. 107.

seiner Geschichte kaum bemerkbar ist. Denn seine Religion, und er besaß in verschrumpften Formen ein gut Teil Religion, ist, genau besehen, fast immer in einem strenge stimmlosen Zustand — ja mehr als stimmlos oder verkehrt gestimmt, wie nur allzu wohlbekannt. „Nein!" antwortete er. Und einen Augenblick nachher sagte er zu einem, vermutlich zu Zieten: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?"

Der Verlust ihres sächsischen Vorpostens erwies sich für die Österreicher von größerer Wichtigkeit, als es anfangs schien — nicht zu berechnen nach Gefangenen oder Getöteten und Verwundeten. Die Scheuberg genannte Höhe (sie hat seitdem eine Denksäule, die eine vergoldete Siegesgöttin trägt, erhalten[1]), wo Friedrich nun ist, und wo die Österreicher nicht sind, bildet zugleich eine Schirmwand und einen Aussichtspunkt für Friedrich. Durch den Verlust ihres Nostitzschen Vorpostens verloren sie Friedrich aus den Augen und konnten ihn nicht wieder zu Gesichte bekommen. Konnten stundenlang nicht mit Bestimmtheit ermitteln, was er tue. Und als er wieder zum Vorschein kam, war es an höchst unerwarteter Stelle. Jenseits Borne am Rande der sich dort ausbreitenden offenen Gegend hatte Friedrich haltgemacht, ritt mit seinen Adjutanten auf den Gipfel des „Scheubergs", wie er in den Büchern genannt wird, obschon es eigentlich eine stumpfe Erhebung oder Anhöhe ist, die nächste einer Reihe von Anhöhen oder Bodenanschwellungen, welche hier von Norden nach Süden läuft.

Außer dem am südlichen Horizont blau und massig sich erhebenden Zobtenberg hat diese Gegend meilenweit ringsum nichts, das ein Berg genannt werden könnte. Man kann sie ein nacktes, weithin gewelltes Flachland nennen mit aufgesetzten kleinen Buckeln oder sanften Anhöhen und Vertiefungen. Die Gegend ist größtenteils angebaut, obschon von sandigem Boden. Sie enthält einen oder zwei träge Bäche und schilfige Teiche oder Sümpfe, die heute trockengelegt sind. Es sind Dörfer von der gewöhnlichen Art darauf verstreut, und es finden sich Büsche und lichte Fichtengehölze. Der Gesichtskreis, selbst da wo er offen ist, ist beschränkt wegen den welligen Bodenanschwellungen. Windmühlen und Kirchturm sind die einzigen Mittel zur Umschau, und selbst diese lassen von Leuthen und der österreichischen Stellung aus die Gegend von Borne meistens unsichtbar. Der Leuthener Kirchturm, derselbe der wohl hundert Jahre vor dieser Schlacht gestanden haben mag, gipfelt in einem kleinen, nur an den beiden Giebeln offenen Ziegeldach. „Der Kirchturm von Leuthen", berichtet ein neuerer Reisender, „bietet nur eine beschränkte Aussicht. Gen Süden hast du einigen Fernblick auf Sagschütz, Lobetinz und andere Dörfer, inmitten magerer Fichtenholzungen und Wiesen, vormaliger Sümpfe; aber gen Nord ist die Aussicht bald verdeckt durch eine Anschwellung oder sanfte Erhebung, worauf zwei Windmühlen stehen" (die gegenwärtig von Wichtigkeit für den Leser sind); „und nach Osten hin" (nach der Breslauer und Lissaer Seite)

[1] Aber erst 1854 (Kutzen S. 194, 195).

„oder nach Westen hin" (Friedrichs Seite) „hat man gar keine Aussicht, außer einige Zoll weit auf das alte gekrümmte Gebälk und dessen alte schimmelige Ziegel, und wenn du durch waghalsige Bemühungen an den beiden Enden einen flüchtigen Blick erhaschest, wird er weit von Borne aufgehalten durch die sanften unregelmäßigen Bodenanschwellungen, mit Kiefern bewachsen oder kahl[1]."

Kurz, Friedrich hält jenen Borneschen Höhenrücken inne unter Bedeckung einer starken Abteilung von Reiterei, die auf eine rätselhafte Weise hin und her glitzert. — „Dort ist der preußische rechte Flügel," denken die Österreicher, „wohin oder was können sie wollen?" — und behält die Übersicht über seine eigenen Kolonnen und die österreichischen Linien. Er selber und seine Bewegungen bleiben unsichtbar oder noch schlimmer als dies für alle Ferngläser oder Mutmaßungen, welche die Österreicher anwenden können.

Die österreichischen Generale sind in Windmühlen, auf Kirchtürmen, hier und dort, und prüfen emsig die dunkle Erscheinung, von der sich so wenig erblicken läßt. Daun, der allezeit gegen dieses Unternehmen war, hält es für wahrscheinlich, daß die verschwundenen Preußen südlich abziehen, vermutlich nach Böhmen und unsern Magazinen. „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen[2]." Daun hatte jenen selben Morgen einen Bauern gefragt: „Was ist das?" (indem er nach einer Turmspitze in der Entfernung zeigte; der Bauer glaubte, er meine etwas näher Gelegenes). „Ew. Exzellenz, das ist der Berg, von welchem unser König alljährlich, wenn er hier Revue hält, die Österreicher herunterjagt!" Was Daun grinsend im Hauptquartier berichtete[3].

Lucchesi wiederum, indem er jene Borneschen Hügel und das Hin- und Herblinkern der Reiterei von Friedrichs Bedeckung auf denselben beobachtet, erhält die feste Überzeugung, daß dort die preußische Vorhut sei, vermutlich die Spitze des linken Flügels, und daß er, Lucchesi, hier in Nippern angegriffen werden würde. „Angegriffen, Sie?" sagte ein gewisser Montazet, französischer Kommissar im Hauptquartier, „wenn sie nicht Schnepfen sind, so ist das unmöglich!" Aber Lucchesi sah es zu deutlich.

Lucchesi läßt sagen, daß dies die augenfällige Tatsache, und daß er, Lucchesi, nicht stark genug sei, sondern ansehnliche Unterstützung an Reiterei für seinen rechten Flügel haben müsse. „Pah!" antworten Prinz Karl und Daun und schicken dem geängstigten Lucchesi nur Beweisgründe, Worttrost, zurück. Lucchesi entsendet eine zweite noch dringendere Botschaft desselben Inhalts und erhält dieselbe Antwort. Darauf sendet er mit Ungestüm zum drittenmal und läßt sich verlauten, „wenn der rechte Flügel

[1] Reisenotiz penes me.
[2] (Hormayr) Anemonen III. 76 (angeführt bei Kutzen S. 90).
[3] Nicolai, Anekdoten IV. 34.

nicht verstärkt werde, so wolle er wegen des Ausgangs nicht verantwortlich sein!" Und nun sammelt Daun die geforderte Unterstützung, „das ganze Reservekorps und einen großen Teil der Reiterei des linken Flügels", setzt sich selber an ihre Spitze und führt sie im vollen Trabe ab, um sich nach Lucchesi und seinen Nöten umzusehen, eine Stunde weit nach rechts hin, über eine Meile von der gefährdeten Stelle. Dies ist Friedrichs goldener Augenblick.

Immer auf ihrer westlichen oder unsichtbaren Seite jener Hügelreihe südlich ziehend sind Friedrichs Leute ungefähr gegenüber oder in gleicher Höhe mit Nadastis Linker angekommen, nämlich bei Radaxdorf, bei Lobetinz oder noch südlicher und vielleicht eine Viertelmeile westlich von Nadasti. Friedrich hat sich auf die Lobetinzer Windmühle begeben und urteilt, daß der Zeitpunkt da sei. Nachdem Daun und Reiterei zur Unterstützung ihres rechten Flügels abgegangen, und wir nun einen hinreichend südlichen Punkt gewonnen haben, greift Friedrich mit seiner ganzen Stärke, so rasch wie preußisches Manövrieren es vermag, ihren linken Flügel an. Formiert in schiefer Stellung — Reiterei, Fußvolk, Artillerie, sämtlich geübt in Schritt- und Abstandhalten — und kommt über die Anhöhen bei Sagschütz wie eine Feuerflut plötzlich herangeströmt auf Nadasti, der dort befehligte und keines solchen Begegnisses gewärtig war! Wie Friedrich das Formieren in schiefer Schlachtordnung ausführte, war zu jener Zeit ein Mysterium, welches nur Friedrich und seine Preußen kannten. Aber Militärs aller Länder, nachdem sie ihm das Geheimnis abgelernt, verstehen es jetzt und können es gelehrt den Wißbegierigen erklären. Wollen die Leser noch eine kurze Unterweisung beim Drillfeldwebel nehmen?

„Der Aufmarsch geschieht leitersprossenförmig (en échelon)", sagt er. „Das erste Bataillon rückt vor, das zweite steht unbeweglich, bis das erste fünfzig Schritt gemacht hat, mit dem einundfünfzigsten schreitet das zweite Bataillon gleichfalls vor, das dritte wartet auf seinen einundfünfzigsten Schritt. Das erste Bataillon" (das äußerst rechte oder äußerst linke, je nach den Umständen; das rechte in diesem Fall bei Leuthen) „macht fünfzig Schritt, ehe sich das nächste bewegt, und jedes Bataillon, eins nach dem andern, tut genau dasselbe." Marschiere in dieser Weise dahin — oder halte auf einem Ende still, während du auf dem andern vorgehst — es ist augenfällig, daß du dich aus der parallelen Stellung in jeden beliebigen Grad von Schiefe hineinschwingen kannst. Und indem du ferner bloß in den gegebenen Zwischenräumen haltmachst und halbrechts oder halblinks abschwenkst, schiebst du dich je nach Erfordernis nach rechts oder links (allezeit rechts in diesem Leuthenschen Falle) und stößt so — vorausgesetzt du kannst marschieren, wie ein Zirkel marschieren würde — in der gegebenen Anzahl Minuten im erforderlichen Winkel auf die äußerste Spitze des Feindes und überflügelst ihn in der erforderlichen Länge. Alsdann drauf und dran auf der Flanke, in der Front und im Rücken, und sieh zu, ob er

standhalten kann! Ein Manöver, „das ein Meisterwerk der Kriegskunst", sagt Hauptmann Archenholz, „von Friedrich erfunden oder erneuert", von Friedrich, der Epaminondas und den Alten Dessauer beerbte, „und das bis auf den heutigen Tag vielleicht nur von Friedrichs Leuten mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann".

Nadasti, ein geschickter Befehlshaber, namentlich der Kavallerie, war vortrefflich bei Sagschütz aufgestellt. Seine äußerste Linke bildete dort einen Haken (der Ellbogen desselben in Sagschütz, der Vorderarm zieht sich östlich nach Gohlau hin). Der Haken endigt in mit Kiefern bewachsenen Anhöhen, die von Kroaten besetzt sind, in Gräben, Teichen, schwierigem Gelände, namentlich gen Gohlau hin. Er hat eine starke Batterie, 14 Stücke, auf der Höhe hinter sich bei dem Winkel oder Ellbogen seines Hakens und einen starken gut bemannten Verhau vor der Front nach rechts hin. Gegen diesen und gegen die Kroaten im Kiefernbusch gedenken die Preußen ihren Angriff zu richten. General Wedell, Fürst Moritz als Oberführer mit sechs Bataillonen und deren Batterien, einer Batterie von 10 Brummern und einer anderen, auch Zieten und Reiterei rücken dort in rascher Feuerflut und in einem Winkel von fünfundvierzig Grad heran. Höchst unerwartet, seltsam anzuschauen! Aus dem Südwesten dort mittags um 1 Uhr.

Nadasti, obgleich erstaunt vor der preußischen Feuerflut, steht zu den Waffen, wehrt sich tapfer in der Front und ergreift sogar einigermaßen die Initiative, bricht nämlich mit seiner Kavallerie gegen Zieten hervor, ehe Zieten angegriffen hat. Zietens Reiter, die die rechte Spitze der Preußen bilden und rechts ungedeckt sind — das Gelände bietet keinen Busch, keinen Bach dort (aber der Mangel war vorgesehen, und Zieten hatte einen Trupp Infanterie zum Schutz in der Nähe) — geraten ins Wanken vor diesem ersten Stoß, der bergab auf sie herankommt. Und sie wären schlimm daran gewesen, hätte nicht besagte Infanterie augenblicklich ein so nachdrückliches Feuer auf die Nadastischen Gäste gerichtet, daß die Reihe an sie kam, zu wanken. Sie weichen zurück aus der Schußweite heraus — und lassen Zieten Raum zu einem baldigen Gegenangriff unter leichtern Bedingungen, welcher ihm gelang. Denn während jenes ersten Zusammenstoßes hat die preußische Infanterie zu Zietens Linker den Sagschützer Kiefernbusch angegriffen, säubert diesen von Kroaten, greift, von ihrer Brummer-Batterie kräftig unterstützt, Nadastis Linie an und wirft sie, denn Wedells und jedermanns Ungestüm ist sehr groß. So daß Nadasti trotz seines schönen Geländes auf der äußersten Linken oder dem äußersten Punkt seines Hakens oder taktischen K n i e s in schlimmer Lage ist. Um die Kniescheibe oder den Winkel seines Hakens herum, wo das Verhau ist, ergeht es ihm noch schlimmer. Das Verhau, von den zehn Brummern und anderen Batterien fortgefegt, bis Kleingewehrfeuer und Bajonett darauf wirken

können, hält sich nicht lange. „Das waren bloß Württemberger, und die konnten nicht dagegen standhalten!" schrien die Österreicher sehr laut zu ihrer Rechtfertigung nachher, als ob überhaupt einer hätte gut dagegen standhalten können. Unstreitig, das Verhau ist genommen, und die Württemberger sind flüchtig. Und die Brandenburger, ihnen nachstürmend, erstürmen Nadastis innere Batterie von 14 Kanonen. Und Nadastis Lage auf dieser Seite wird mit jeder Minute bedenklicher. Man denke sich das Galoppieren von Prinz Karls Adjutanten, um jene Daunsche Kavallerie zurückzuberufen! Österreichische Bataillone im Überfluß rücken eilig zu Nadastis Unterstützung heran. Aber sie stoßen auf das wirre Gedränge der Zurückweichenden und auf die verfolgenden Preußen, geraten selbst in Unordnung und können nicht das mindeste ausrichten. Sie kommen verwirrt außer Atem an, haben nicht die mindeste Zeit, sich zu verschnaufen und zu formieren. Die wenigsten kamen zu ordentlicher Aufstellung. Niemand widerstand nach dem ersten Stoß. Alles drängt wild zurück auf das Zentrum bei Leuthen. Schrecken und Verwirrung herrschen auf dem ganzen linken Flügel, und alles bloß wegen Mangel an Zeit. Könnte Nadasti nur einmal eine Minute zu zwanzig Minuten ausdehnen! Allein er kann nicht. Nadasti selber verliert die Fassung nicht, deckt geschickt den Rückzug und versucht wiederholt sich festzusetzen. Erst nach einigem Zwischenraum, nachdem die Gräben, das Gehölz, die Sumpfstellen alle überwunden waren, konnte Zieten nun auf offenem Gelände zum Einhauen gelangen, „ganze Bataillons gefangennehmen" und alles auf dieser Seite zu Paaren treiben.

Prinz Karl, dessen Adjutanten wütend umherjagen, hat sich abgemüht wie selten einer, um eine feste Stellung bei dem Dorfe Leuthen einzunehmen und dort Anstalten zur Verteidigung zuwege zu bringen. Leuthen selber, besonders der Kirchhof, eignet sich zur Verteidigung. Auf die flache Höhe an der nördlichen Seite des Dorfes, auf welcher die zwei Windmühlen stehen, werden Kanonen aufgefahren. Man wirft Verschanzungen auf, errichtet Batterien — könnte man nur die Zeit und mit derselben Friedrich eine Viertelstunde stillstehen heißen! Aber dies kann man nicht. Durch äußerste Emsigkeit haben sich die Österreicher einigermaßen in eine neue Stellung oder unvollkommene Linie um Leuthen als Zentrum herum geschwungen — Lucchesi, aus freiem Antrieb oder dazu kommandiert, auf der einen Seite, schwenkt südlich, Nadasti gezwungenerweise nördlich — in eine neue, gegen die vorige einen Winkel von etwa 75 Grad bildende Linie. Und hier ward eine Stunde lang oder länger hart gekämpft, der heißeste Kampf des Tages. Nehmen wir einen unmittelbaren Einblick von der österreichischen Seite, den uns ein später bekannt gewordener junger Herr vermittelt hat.

Leuthen, laßt uns vorausschicken, ist ein langes Dorf von der üblichen ungefegten Art, mit zwei, in einigen Teilen drei Reihen Gehöften, Scheunen, Viehställen; mit Kirche oder sogar mit zwei Kirchen, einer protestantischen und einer katholischen; zieht sich von Osten nach Westen hin, etwa 2000 Schritt. Indem die Trümmer von Nadastis Leuten aus Südost verwirrt herzuströmen und Lucchesi sich verzweifelt bemüht, aus Nordost nicht völlig zusammenhangslos herumzuschwenken, derweil der preußische Feuersturm die Begleitung spielt, ist Leuthen ungefähr eine Stunde lang vermutlich der chaotischste Ort auf dem Erdplaneten (von ½ 3—½ 4, während der Todeskampf dauerte). Um 1 Uhr ward Nadasti angegriffen. Um 2 ist er mitten im Rückzug auf Leuthen. Ich denke mir, das Datum des nachfolgenden Berichtes oder Zeugnisses eines namhaften Augenzeugen mag ½ 3 sein, als die Krise des Todeskampfes eben anhob, und vor 4 Uhr war alles aus. Der Augenzeuge ist der junge Fürst von Ligne, der zur Zeit als Hauptmann in einem österreichischen Infanterieregiment diente und hier in dieser gefährlichen Position steht, denn er ist als ein Teil der Reserve zu Hilfe beordert worden. Er erzählt:

„Man schrie nach der Reserve", bei welcher mein Regiment stand, „und daß sie so geschwind als möglich marschieren solle" — nämlich nach Leuthen, westlich von uns. „Wir liefen so sehr wir laufen konnten. Mein Oberstleutnant blieb gleich anfänglich, überdem verlor ich meinen Major und alle Offiziere, außer dreien, nebst elf oder zwölf Volontärs oder Kadetten. Schon waren wir über zwei Gräben hinweg, die sich links der Leuthener Häuser in einem Baumgarten befanden, und fingen schon an, uns vor dem Dorfe zu formieren. Aber es war nicht auszuhalten. Außer einer Kanonade, die man sich schwerlich vorstellen kann, regnete es Kartätschenkugeln auf das Bataillon, welches ich, weil kein Oberst mehr vorhanden war, jetzt kommandierte; und das dritte Bataillon der königlichen (preußischen) Garde, welches schon verschiedene unserer Regimenter die Musterung hatte passieren lassen, gab in einer Entfernung von 80 Schritt das lebhafteste Feuer auf uns. Es stand wie beim Exerzieren und erwartete uns, ohne sich zu rühren.

Das auf meiner rechten Seite stehende (österreichische) Regiment Andlau konnte sich wegen der Häuser nicht gehörig formieren, stand 30 Mann hoch hinter mir und schoß uns selbst zuweilen in den Rücken. Das (österreichische) Regiment Mercy auf meiner Linken nahm Reißaus, und dies war mir lieber. Durchaus konnte ich die 50 Schritt rückwärts stehenden Dragoner von Bathyany nicht dahin bringen, daß sie eingehauen hätten, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen" — hier ist nicht gut einhauen, denken die Dragoner von Bathyany. „Meine Soldaten, die vom Laufen noch abgemattet waren und keine Kanonen hatten (denn diese waren entweder aus Not oder freiwillig zurückgeblieben), waren zerstreut, weniger geworden und schlugen sich nur noch aus Hartnäckigkeit. Mehr unsere Ehre als das Beste des Ganzen bewog uns, nicht davonzulaufen. Ein Fähnrich vom Regiment Arberg half mir eine Weile, aus seinen und meinen Trümmern eine Linie zu formieren, allein er wurde totgeschossen. Zwei Grenadieroffiziere führten mir zu, was sie noch hatten. Als ich jetzt nebst dem, was mir von meinem braven Bataillon noch übrig war, und einigen glücklicherweise noch zusammengebrachten Ungarn höchstens 200 Mann beisammen hatte, zog ich mich auf die Anhöhe bei der Mühle zurück" [1], wohin viele sich zurückgezogen haben und an gedeckten Plätzen 100 Mann hoch zusammengedrängt stehen, sagen unsere Bücher.

Hartnäckiges Kämpfen in Leuthen, besonders wütend, bis der Leuthener Kirchhof, ein Platz mit hohen Steinmauern, genommen war. Das Dorf Leuthen, bemerken wir, war vollgestopft mit Österreichern, die aus allen Ecken und Winkeln Feuer spien. Namentlich sind die Kirche und der Kirch-

[1] Kutzen S. 103 (aus „des Prinzen Ligne Tagebuch I. 63 der Übersetzung").

hof Bollwerke des Todes. Auch von der Windmühlenhöhe feuern Kanonen herab. Die Augenblicke sind kostbar. Der preußische Kommandeur (sein Name ist wohlwollenderweise verschwiegen) vor dem Leuthener Kirchhof scheint in dem mörderischen Feuer zu stutzen. Hauptmann Möllendorf, namhaft seit jenem Tage, ruft ihm zu: „Hier ist nichts zu bedenken!" springt selber vor. „Ein anderer Mann her! Leute, folgt mir!" — stößt das Kirchhoftor ein, während neun Gewehre auf ihn anschlagen, wirft nach verzweifeltem Kampf die Österreicher völlig hinaus und erobert das Bollwerk[1].

Die Österreicher verteidigten sich in dieser zweiten Stellung hartnäckig in verworrenem Kampf wohl eine Stunde lang. Die preußische Reserve mußte anrücken, der preußische linke Flügel, der bis jetzt „verweigert" bei Radaxdorf gestanden. Zu einer Zeit waren fast alle preußischen Truppen im Bereich des Treffens. Friedrich ist hier, ist dort, wo immer das Gedränge am größten war. „Prinz Ferdinand" — den wir dann und wann als einen emsigen kleinen Burschen genannt finden und erfahren, daß er in dieser und in anderen Schlachten Friedrichs gegenwärtig war — „Prinz Ferdinand ließ eine Zeitlang seine Kanonen in der Richtung des Gehölzes bei Radaxdorf feuern. Da kam ein Adjutant zu ihm mit der Meldung: ‚Sie feuern auf den König. Der König befindet sich dort!' Ferdinand" (sein lieber kleiner Bruder) „war über den Vorfall äußerst betreten" oder ward fast ohnmächtig vor Schrecken[2].

Eine hartnäckige Verteidigung. Und hätten die Österreicher die preußische Fertigkeit im Manövrieren besessen, und wäre ein Friedrich unter ihnen gewesen, wer weiß. Aber wie die Dinge bei ihnen lagen, war von Anfang an für sie wenig Hoffnung. „Hinter der Windmühle stehen sie 100 Mann hoch zusammengedrängt!" Nachgerade müssen ihre zerschossenen Windmühlen verlassen werden, und wenn der preußische linke Flügel mit gefälltem Bajonett herankommt, werden dann nicht alle weichen müssen? Lucchesi mit seiner zahlreichen Kavallerie, als er diese letztere Bewegung und die preußische Flanke auf dieser Seite bloßgegeben sieht, beschließt, auf sie einzureiten, und dies erwies sich als das Ende vom Liede, das Ende sowohl Lucchesis als der Schlacht.

Die preußische linke Flanke war dem Anschein nach auf dieser linken Seite ungedeckt, aber nur dem Anschein nach. Driesen mit dem linken Reiterflügel hält ganz in der Nähe hinter einigen Hügeln mit dem ausdrücklichen Befehl vom Könige, besagte Flanke zu schützen und sonst nichts vorzunehmen. Driesen läßt Lucchesi vorbeireiten, bricht dann hervor und stürmt auf ihn ein — macht Lucchesis erstaunte Reiter und ihren beabsichtigten Angriff völlig zunichte. Die erstaunten Reiter, vom Kugelsturm

[1] Kutzen S. 107 (der „Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, Abth. II. 52 f." anführt).
[2] Retzow II. Zusätze S. 31 Anm. (angeführt bei Kutzen S. 110).

auf dieser, von blanken Säbeln auf jener Seite begrüßt, fliehen nach allen Richtungen (außer nach Westen und Süden) hinaus über den Horizont. Lucchesi selber wird getötet, überschreitet einen noch weiteren Horizont, der arme Mann! Er begann das Unheil, und er vollendet es. Denn nun packt Driesen die bloßgestellten Österreicher in der Flanke und im Rücken, und alles bricht auch hier zusammen. Und in wenigen Minuten ist es ein allgemeines Rückwärtsströmen nach Saara und Lissa zu.

In Saara, die Sonne war eben im Sinken, machten die Österreicher einen dritten Versuch, Widerstand zu leisten. Aber er war diesmal hoffnungslos schwach. Bei dem ersten Stoß stob alles auseinander und flutete alsdann wie ein Sturzbach nach allen Brücken über das Schweidnitzer Wasser auf Breslau zu. Es sind vier Brücken vorhanden: Stabelwitz unterhalb Lissa, Goldschmiede, Hermannsdorf oberhalb und außerdem die Hauptbrücke in Lissa selber, eine stehende Holzbrücke auf der Landstraße. Über letztere fließt der Hauptstrom. Die preußische Reiterei verfolgt kräftig. Die preußische Infanterie macht in Saara halt und rastet einige Minuten nach einem solchen Tagewerk[1].

Fürwahr ein denkwürdiges Stück Arbeit. Seit hundert Jahren oder seit Hunderten von Jahren ist kein wackereres vollbracht worden. Und die Resultate sind überaus mannigfaltig, unmittelbar sowohl als in der Zukunft. An 10 000 Österreicher, darunter 3000 Tote, sind auf der Walstatt geblieben. Gefangene hat man bereits 12 000, binnen kurzem 21 000; 51 Fahnen, 116 Kanonen. — Die „Eroberung von Schlesien" ist zu Wasser geworden, Prinz Karl und Österreich in einem einzigen Tag herabgesunken von der Höhe ihrer Hoffnungen. Die Preußen verloren an Toten 1141, an Verwundeten 5118; 85 wurden bei Sagschütz und Gohlau bei dem ersten Angriff zu Gefangenen gemacht[2]. Dort und bei dem Dorfe Leuthen hatte man sich am zähesten geschlagen, ungefähr eine Stunde jedesmal. In drei Stunden war die Schlacht geliefert. „Meine Herren," sagte Friedrich beim Ausgeben der Parole an jenem Abend, „nach einer so getanen Arbeit ist gut ruhen. Dieser Tag wird Ihren und der Nation Ruhm auf die späteste Nachwelt bringen."

Hoch und niedrig hatte sich an diesem Tag hervorgetan, insbesondere diese vier: Zieten, Driesen, Retzow — und vor allen Moritz von Dessau. Gegen abend auf dem Schlachtfeld die Linie entlangreitend, hielt Friedrich bei Moritz und dem rechten Flügel einen Augenblick still: „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!" rief er ihm heiter und das letzte Wort betonend zu. Moritz, noch sehr beschäftigt, antwortete einsilbig, und Friedrich wiederholte lauter: „Hören Sie nicht,

[1] Archenholz I. 209; Seyfarth, Beilagen II. 243—252 (von einem Augenzeugen: ein verständiger, kurzgefaßter Bericht der Schlacht und des vorausgehenden Marsches; das. 252—272 Bericht der folgenden Belagerungen usw.); Preuß II. 112 usw.; Tempelhof I. 276.

[2] Kutzen S. 118, 125.

daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall!" — Ein erfreuliches Wort für Fürst Moritz, der seit Kolin etwas im Schatten gestanden. „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat", fügte der dankbare König hinzu.

Die Front entlang reitend, nachdem es nun dunkel geworden, sagt Friedrich, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm bis Lissa zu folgen? Drei Bataillone folgten sogleich; drei sind genug. In Saara an der Landstraße ist es völlig finster geworden. „Wirt, bring Er eine Laterne und komme Er mit." Der Wirt des armen Wirtshauses zu Saara geht gehorsam mit, die Laterne in seiner Rechten, mit seiner Linken den Steigriemen des Königs haltend, da der König (den der Wirt für irgendeine Exzellenz oder General hält) mit dem Mann zu sprechen wünscht. Will sich der Leser ihr Gespräch gefallen lassen, das etwas schwerfällig ist, aber merkwürdig, weil wir es in authentischer Form besitzen, mit Nicolai als Gewährsmann[1]? Gleich einem armseligen alten Hufeisen, das auf dem Felde aufgepflügt worden, für zwei Pfennige verrostetes altes Eisen, nun nicht viel wertvoller als ein rostiger Haken. Aber es galoppierte in der Schlacht bei Leuthen, das ist immerhin etwas! —

König. ‚Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an.' (Der Wirt mit der Laterne tut es.) ‚Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?'

Wirt. ‚Ja, Ihr Exzellenz.'

König. ‚Wer seid Ihr denn?'

Wirt. ‚Ihr Exzellenz, ich bin der Kretschmer' (Gastwirt auf schlesisch) ‚von Saara.'

König. ‚Ihr habt auch wohl viel ausgestanden?'

Wirt. ‚Ach, Ihr Exzellenz, was wollt' ich nicht! Seit achtundvierzig Stunden, daß die Österreicher übers Schweidnitzer Wasser gekommen sind, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kein Apfel zur Erde mochte kommen; da han sie mich angeschircht, daß ich's kaum schaffen konnte, und da hatten sie so viel Gesindel um sich, die han mich nun recht gequält, fast han sie mich reen ausgeplündert.'

König. ‚Das tut mir recht sehr leid! — Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt mir doch.'

Wirt. ‚I nu, sehr gern, Ihr Exzellenz. Seit gestern mittag hab' ich den Prinz Karl in meiner Stube und seinen Adjutanten mitsammen haußen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten und hundert wurden wieder weggeschickt, und so gingen sie aus und ein, die ganze Nacht; wie einer weg war, kamen zehn andere wieder. Ich mußte beständig Feuer in der Küche halten, und die vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da schwatzten sie nu hin und her. Einer sagte: „Da käme nu unser König mit seiner Potsdamschen Wachtparade." Einer sagte wieder: „Dach, sie trauen sich holt nicht zu kommen! Sie laafen, lassen wir sie holt laafen!" Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Nachmittag vor ihr dummes Gespött so brav bezahlt hat!'

König. ‚Wenn seid Ihr denn Euren hohen Gast losgeworden?'

Wirt. ‚Heut vormittag, ungefähr neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heute nachmittag so um drei kam er hier mit anem großen Schwarm Offiziere

[1] Anekdoten IV. 231—235.

wieder zurück und immer in starkem Trabe vorbei nach Lissa. Da waren sie so trötzerlich hergekommen, und nu ging's hinter sich den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt' ich gleich Unrat, und nach ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr anne gute Stund, da hat's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reiter und Musketier, das alles lief durcheinander. Unser König muß sie jämmerlich gehuscht han! Aber unser Herre Gott steht dem kleinen Haufen bei, und das han sie nu vor ihren Hochmut und ihre Lästerungen — denn Ihre Exzellenz, die österreichischen Offiziere sagten noch: „Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen, und wären sie vonsammen gegangen"; was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann.'

König (der ungern auch nur ein Gerücht von dieser Art hört). ‚Ihr habt recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben.'

Wirt (den dies ‚meiner' durchbohrt hat). ‚Mein Gott, so sind Sie wohl gar unser gnädigster König! Und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickt!'

König. ‚Nein! Ihr seid ein ehrlicher Mann und wahrscheinlich evangelisch.'

Wirt. ‚Joa, Joa, Ihr Majestät, ich bin von Ihrem Glauben!'

Paff-paff! An diesem Punkt wird das Gespräch durch plötzliche Musketenschüsse abgeschnitten, die aus einem Busche rechts von der Straße daherknallen, etwa zwölf Schüsse im ganzen, die niemand verletzen, außer einige Pferde an den Beinen. Sie waren auf das Licht und zu tief gerichtet. Augenblicklich wird das Licht ausgelöscht, und die Kroaten werden verjagt. Lissa oder die Umgegend scheint also noch nicht geräumt zu sein, und der Einzug des Königs geschieht unter Schießen und Kanonieren.

Der König reitet unmittelbar nach dem Schloß, das noch heute ein stattliches Gebäude ist und, mit einem Gitter abgeschlossen, die alten Ringgräben nun zu zierlichen Blumenbeeten aufgeputzt, von der einzigen Straße des armen Fleckens etwas nördlich zurückliegt. Das Schloß ist voll österreichischer Offiziere, die da ihr Quartier genommen und sich geschäftig tummeln, als der König eintritt. Sie und die Truppen, die sie noch in Lissa hatten, hätten ihn leicht gefangennehmen können. Aber wie konnten sie es wissen? Friedrich war überrascht, blieb aber gefaßt[1]. „Bon soir, Messieurs!" rief er ihnen, eintretend, freundlich zu: „Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Die Österreicher mit tiefen Bücklingen machen Platz vor der Göttlichkeit, die einen König dieser Art umhegt, leuchten ihm stumm hinauf in den Saal (so lautet die Überlieferung) und, was gewiß ist, machen sich aus dem Staub, sie und die Ihrigen, nach der Brücke, die ein wenig weiter östlich am Ende des Dorfes liegt.

Die Weistritz oder das Schweidnitzer Wasser ist hier herum ein angehender schlammiger Fluß, der nicht lautlos strömt und strudelt, geplagt von Mühlen und ihren Dämmen. Kroaten feuerten aus den niederen Häusern des Dorfes, und sie hatten eine Kanone am anderen Ende der

[1] Bei Kutzen (S. 121, 209 f.) Erklärung der wahren Umstände und der Quelle des Irrtums.

Brücke. Aber sie waren froh, zu entkommen und in der Nacht zu verschwinden. Die schlammige Weistritz sang ihnen und ihrer Kanone ein heiseres Lebewohl. Preußische Grenadiere brachen erbittert in die Häuser und machten drinnen kurzen Prozeß mit den Musketieren. Schon in wenigen Minuten war jeder Kroat oder Österreicher jenseits der Brücke oder anderweitig abgefertigt. Preußische Kanonen feuern ihnen in den Rücken und fahren damit fort — so lautete der Befehl — „so lange als ihr Pulver habt". Gewehrfeuer und gelegentliche Kanonenschüsse gehen die ganze Nacht von der Lissaer oder preußischen Seite des Flusses, — „damit der Feind die Brücke nicht abbrenne oder sonst etwas unternehme". Was ihm freilich unter gegenwärtigen Umständen nicht einfällt.

Als die preußische Armee in Saara diesen Tumult hörte, schulterte sie das Gewehr wieder und marschierte dem König nach. Dichte Finsternis, Stille, tramp, tramp. — Ein preußischer General stimmte mit feierlichem Tenor wieder einen Choral an; stimmt ein volkstümliches Tedeum an, in welches fünfundzwanzigtausend andere Stimmen bald mit einfallen:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden."

Und so marschieren sie voran, melodisch weithin tönend durch die leere Nacht, abermals in einer höchst merkwürdigen Weise. Ein frommes Volk von echt deutschem Schrot und Korn, gemütvoll, obschon stark und, „ausgenommen etwa Oliver Cromwells Handvoll Eisenhüte", vermutlich die vollkommensten Soldaten, die annoch je dagewesen. Bei Lissa angelangt und dort alles gehörig sicher findend, lagern sie sich in ihrem Rechteck von zwei Linien weithin über die Felder, der linke Flügel an Lissa, der rechte an Guckerwitz angelehnt, und verbringen die Nacht — wobei sie, wie ich mir vorstelle, doch wenigstens Tabak und gesunde frohe Herzen besitzen — in dankbarer getroster Weise.

Leuthen war der vollständigste von allen Siegen Friedrichs. Zwei Stunden mehr Tageslicht, wie Friedrich selber sagt, und es wäre der entscheidendste dieses Jahrhunderts gewesen[1]. Auch so war die Niederlage jener großen Armee, 80 000 gegen 30 000[2], so gut wie vollkommen. Eine Welt österreichischer Hoffnungen war plötzlich zusammengestürzt. Und ihr ganzer schlesischer Apparat, mittels dessen man sich Schlesiens fest versichert hatte, war zertrümmert worden — durch diesen einzigen Schlag, der ihn traf, und der seinen Eckstein wie mit unerwartetem Blitzstrahl

[1] Oeuvres de Frédéric IV. 167.

[2] „89 200 war die Stärke der Österreicher vor der Schlacht gewesen" (davon ab die Besatzungen von Schweidnitz und Liegnitz). Preuß II. 109 (nach dem Generalstabe).

zerschmetterte. Am Tag nach der Schlacht berannte Friedrich Breslau. Karl hatte eine Besatzung von 17 000 Mann unter einem tapferen, zu hartnäckiger Verteidigung entschlossenen Kommandanten, einem gewissen Sprecher, darin zurückgelassen. Denn es stand mit Breslau so vieles auf dem Spiele, schon allein die ungeheuren Vorräte, die dort aufgespeichert waren. Aber trotz schlechten Wetters und Sprechers eifriger Verteidigung erzwang Friedrich die Übergabe binnen zwölf Tagen[1]. Sprecher hat an verschiedenen Stellen der Stadt Galgen errichten lassen mit daran gehefteten furchtbaren Bekanntmachungen, daß jeder, der von Übergabe spreche, augenblicklich aufgeknüpft werden solle. Aber Friedrich bombardierte heftig, drängte unaufhaltsam, und die Gräben drohten zuzufrieren. Am siebenten Tage der Belagerung flog ein Laboratorium in die Luft, am neunten ein Pulverturm, der ein Stück des Walles mit fortriß. Sprecher mußte kapitulieren. Wir sind Kriegsgefangene, wir 17 000, unsere Geschütze, Munition (eine große Menge, einschließlich dessen, was wir letzthin Bevern abnahmen), sie, wir und Breslau, es ist leider alles wieder euer.

Die Liegnitzer Besatzung aller Hoffnung beraubt, ergab sich unter Zusicherung freien Abzugs[2]. Schweidnitz kann nicht vor nächstem Frühjahr belagert werden. Schweidnitz ausgenommen, hat Maria Theresia, die hohe Kaiserin, keinen Fuß breit von Schlesiens Boden, welches sie wieder ihr Eigentum wähnte. Es ist völlig dahin mitsamt den Patenten; nur Schweidnitz wartet noch bis zum Frühjahr. Zur lebhaften Freude Schlesiens im allgemeinen; zum dreimal lebhaften Schmerz und Bangen gewisser Individuen, hochstehender katholischen Geistlichen hauptsächlich, die die Zeichen der Zeit in den jüngsten Monaten schlecht gedeutet hatten. Da ist insbesondere ein gewisser Schaffgotsch, ihr Fürstbischof oder Häuptling, übel daran. Niemals sind solche königliche Gnadenbeweise dagewesen, niemals solcher Undank, sagen die Bücher mit weitläufiger ermüdender Länge. Schaffgotsch war eine glänzende Persönlichkeit hohen Standes, Neffe des ehemaligen österreichischen Gouverneurs, den Friedrich, päpstlicher und anderer Opposition entgegen, zum katholischen Primat beförderte und in der Stellung vielfach auszeichnete — Schwarzer Adlerorden, Fürstenstand, Gast in Potsdam u. dgl. m. — indem er an dem feinen, gewandten Schaffgotsch sowohl einigen persönlichen Gefallen fand als ihn auch mit seinen gemäßigten Ansichten und weltmännischen Sitten — die, wie ich gehört, auch etwas ausschweifend gewesen sein sollen — für das schlesische Hochpriesteramt passend erachtete. All diesem gegenüber erwies sich Schaffgotsch im hohen Grade verräterisch und undankbar, er hatte den Schwarzen Adlerorden (so erzählen die Bücher, fast atemlos ob solchen Frevels) bei einer öffentlichen Gelegenheit vor der Leuthener

[1] 7.—19. Dezember. Diarium usw. der Belagerung in Heldengeschichte IV. 951—961.

[2] 26. Dezember: Heldengeschichte IV. 1016.

Schlacht abgerissen und mit Füßen getreten, der unwürdige Mensch. Schaffgotschs pathetischen Brief an Friedrich in den neuen Tagen nach Leuthen und Friedrichs verächtliche unerbittliche Antwort könnten wir mitteilen, tun es aber nicht. Wozu sollten wir auch? O König, ich kenne deine Verlegenheiten und weiß, welch eine Epoche es ist. Aber in Wahrheit, dein feiner ausschweifender Schaffgotsch ist als dankbarer „Bischof und Kirchenfürst" fast noch häßlicher für mich als ein undankbarer Verräter und mag auf seine eigene Art zum Teufel fahren! In Österreich wollte man ihn nicht; in Rom ward er nicht gut aufgenommen; glücklicherweise starb er in nicht langer Zeit[1]. Friedrich benahm sich nicht grausam gegen Schaffgotsch und andere, verächtlich mild vielmehr. Aber er wußte fortan, was von ihnen zu erwarten war, und änderte infolgedessen dies und jenes in seiner Behandlung schlesischer Dinge.

Fügen wir ein Wort in betreff Prinz Karls hinzu. Am Tag nach Leuthen konnte der Hauptmann Fürst von Ligne und der alte Papa Aremberg so gut wie gar keine Armee finden. Sie gingen hinüber nach Gräbschen, einem Dorf auf der sicheren Seite der Lahr, und dort trafen sie Karl und Daun, beide niedergeschlagen und wortkarg. „Der eine sah aus, als wollte er sagen, ‚das hätte ich nicht gedacht!' Der andere als, ‚Ich hab's vorausgesagt!'" — Und auch sie wußten nicht, wo die Armee sei. Die Armee war in der Tat noch nirgendswo. „In dem Hofe des Vorwerks, wo wir uns befanden," sagt von Ligne, „schossen die Kroaten nach den Tauben." Die Nacht war ungemein finster gewesen. Die Armee hatte sich in Wäldern, in Gehöften, Dörfern über die weite Umgegend zerstreut und kam erst mit dem anbrechenden Tag nach und nach zusammen. Sie ist noch immer 50 000 Mann an der Zahl; aber bestürzt, geschlagen wie selten ein Heer war. „Was für ein Getöse ist das?" fragten sich gestern die Leute in Brieg, acht Meilen davon. Und niemand konnte es sich anders erklären, als daß es eine gewaltige Schlacht sein müsse, verhängnisvoll für Schlesien und die Welt. In Breslau hörte man es noch lauter. Breslau war noch gespannter. „Was ist all das?" fragte jemand (mag vielleicht Deblin der Schuhmacher gewesen sein) eine österreichische Schildwache daselbst. „Das? das sind die Preußen, die uns Schläge geben, wie wir sie noch nicht gekriegt." Welche Kunde für Deblin, den Schuhmacher, falls er noch am Leben ist! —

Prinz Karl sammelte seine zerstreuten Trümmer, ließ 17 000 Mann in Breslau als zahlreiche Besatzung und marschierte mit dem Überrest auf Umwegen nach Schweidnitz; von da nach Landeshut und das Gebirge hinab heim nach Königgrätz — er selbst und das Heer im zerrüttetsten Zustande. Verfolgt von Zieten, der ihnen die nächsten vierzehn Tage ‚immer auf den Hacken saß', wie Friedrich ihm eifrig befahl. Oder zuweilen heißt es, ‚ihnen auf den Hosen sitzen[2]'. Zieten machte 2000 Gefangene,

[1] Preuß II. 113, 114; Kutzen S. 12, 155—160 die richtigen Umstände.
[2] Elf Königl. Autographe: bei Blumenthal, Leben Zietens (II. 99 bis 111 der englischen Übersetzung).

nahm endloses Gepäck, an schwierigen Stellen zurückgelassene Wagen usw. weg. Wildes Wetter, selbst für Zieten, noch mehr für Karl auf den schlesisch-böhmischen Gebirgsstraßen. Heftiger Regen, tiefer Schlamm, dann plötzlich Glatteis mit schneidendem Schneegestöber. Eine Armee, „die nicht wenig delapidiert ist", wie Prinz Karl fast mit Tränen in den Augen an seinen Bruder schreibt. „Eine Armee ohne Wäsche, ohne Montur; in dem mißlichsten erbärmlichsten Zustand, und muß dennoch wegen der Nähe des Feindes ohne Zelte lagern[1]." Erst nach zehn ferneren Tagen erreichte er Königgrätz und sicheres Obdach; musterte in Königgrätz um Weihnachten alles zusammen 37 000 Mann — ‚22 000 davon in Hospitälern', nach des Medikus Bericht.

Allgemeines Erstaunen, Entrüstung, sogar Unglauben ist die Stimmung in Wien. Die hohe Kaiserin selber, eine Zeitlang im Dunkeln gehalten, erhält allmählich Licht. Und auf Kaiser Franz' eigenen Rat entläßt sie Prinz Karl all seiner militärischen Ämter und ernennt Daun an seine Stelle. Prinz Karl zog sich nach seiner Statthalterschaft der Niederlande zurück. Und mit Hilfe starker Getränke und dessen, was er an natürlicher Seelengröße besaß, verbrachte er fortan ein geräuschloses Leben. Das Schwert war völlig beiseitegelegt, und der unsterbliche „alexandergleiche" Ruhm verschwand gänzlich von der Szene sowohl des zechenden als des sonstigen Daseins. ‚Der erste Feldherr in der Welt', dafür galt er vor zehn Jahren in Österreich, in England, in Holland. Der dreimal-größte Feldherr. Aber nun hat er sich mit Friedrich in fünf Feldschlachten (Czaslau, Hohenfriedberg, Sohr, dann Prag, dann Leuthen) gemessen, ist unter jederlei Gestalt der Umstände jedesmal geschlagen worden. Und nun bei Leuthen ist die fünfte Niederlage von der Art, daß kein noch so unwissendes Publikum es länger ertragen kann. Das unwissende Publikum wandelt seine langohrigen Lobpreisungen in schmähend gräßliches Zetergeschrei der Verdammung um, in welches man noch weniger einzustimmen vermag. ‚Jener Übergang über den Rhein', sagt Friedrich, ‚war une très belle chose; aber Schmeichler bläheten ihn auf zu gefährlichem Eigendünkel; dazu ward er schlecht bedient' — wie das auch andern widerfahren ist[2]. Wir wünschen ihm Lebewohl, dem armen Mann mit rotem Gesicht — und gute Getränke, wenigstens wenn er sie mit Mäßigkeit genießen kann!

Das Staunen aller Menschen, der weisen wie der einfältigen, ob dieses plötzlichen Umsturzes der Dinge und Unterstes-zu-oberst-Kehrens des Zeitungs- und Diplomatentheaters war natürlich außerordentlich. Besonders in Journalisten- und Diplomatenkreisen. Und die willige oder widerwillige Bewunderung Friedrichs in bezug auf einige seiner wesentlichsten Eigenschaften stieg sehr hoch. Einen besseren Soldaten, das ist offenbar, haben die neueren Zeitalter nicht aufzuweisen. Heroische Standhaftigkeit, Mut, der stärker ist als das Schicksal, verschiedene klare Charakterzüge eines Helden. Nur schade, daß er dabei ein solcher Lügner ist und nicht weiß, was schlichte Ehrlichkeit ist, dachten verworrenerweise die einfältigen, indem sie die letzteren Charakterzüge zu vergessen oder nicht für unvereinbar zu halten suchten. Militärische Kenner der mannigfachsten Art erklären bis zur heutigen Stunde Leuthen im wesentlichen als die beste Schlacht des Jahrhunderts und in der Tat als eine der schönsten Leistungen, die je der Mensch in seiner streitbaren Eigenschaft hervorgebracht hat. Napoleon z. B.,

[1] Kutzen S. 134 („Prinz Karl an den Kaiser, 14. Dezember").

[2] „Prince de Ligne, Mémoires sur Frédéric (Berlin 1789) S. 38" (Preuß II. 112).

der diese Schlachten Friedrichs durchgegangen ist (wie es scheint, etwas flüchtig, aber allezeit mit einem Wort darüber, das aus einer solchen Quelle wohl der Überlieferung wert ist), läßt sich folgendermaßen über Leuthen aus: „Diese Schlacht ist ein Meisterstück von Bewegungen, Manöver und Entschlossenheit; sie allein würde genügen, Friedrich unsterblich zu machen und ihn in die Reihe der größten Generale zu stellen. Sie offenbart im höchsten Grade seine moralischen sowohl als militärischen Eigenschaften[1]."

Wie die englischen Walpoles, im Parlament und außerhalb desselben, wie die preußischen Sulzer, die d'Argens, die Journalisten und das allgemeine Publikum zu jener Zeit, als die Sache noch frisch und auf jedermanns Zunge war, gesprochen und geschrieben haben mögen, schließe man noch jetzt aus zwei kleinen Anzeichen, die wir vorlegen können:

1. Ein Brief Friedrichs an d'Argens (Dürgoy, bei Breslau, 19. Dezember 1757). — „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; ich bin nur ein Lümmel (polisson) gegen ‚Alexander' und nicht wert, dem ‚Cäsar' die Schuhriemen zu lösen! Die Not, welche die Mutter der Anstrengung ist, hat mich getrieben zu handeln und bei verzweifelten Übeln zu verzweifelten Heilmitteln Zuflucht zu nehmen.

Wir haben hier" (heute, durch die Kapitulation von Breslau) „vierzehn- bis fünfzehntausend Gefangene gemacht: so daß ich im ganzen über dreiundzwanzigtausend Mann von den Truppen der Königin in meinen Händen habe, fünfzehn Generale und über siebenhundert Offiziere. Es ist dies ein Pflaster auf meine Wunden; aber es heilt sie nicht alle.

Ich bin jetzt im Begriff, in die Gebirgsgegend zu rücken, um dort die Kette der Quartiere anzuordnen, und wenn Sie kommen wollen, werden Sie die Straßen frei und sicher finden. Der Verrat des Abbé hat mich geschmerzt" — des erbärmlichen de Prades, von dem wir bereits genug gehört haben[2].

2. Eine Töpfergut-Apotheose Friedrichs. — „Es steht auf meinem Kamingesimse", sagt einer meiner Korrespondenten, kurzum der liebenswürdige Smelfungus, den die Leser kennen, „ein kleiner Porzellanbecher von nicht übler Form, fabriziert in Worcester, wie in einer dunklen Ecke zu lesen: ‚R. J. Worcester, 1757'" (spät im Jahr vermutlich, wegen lebhafter Nachfrage), „welcher ringsherum eine fleißige Töpfer-Apotheose Friedrichs darstellt, eilig angefertigt, um dem allgemeinen Enthusiasmus der englischen Menschheit zu genügen, und es verlohnt sich wohl, daß ihr ihn, während er noch ganz ist, im Vorbeieilen einen Augenblick betrachtet.

Die Vorderseite, wenn man unsern Becher am Henkel faßt, um daraus zu trinken, bietet ein armseliges wohlgemeintes Porzellanporträt, mit der Aufschrift: König von Preußen — eine Kopie des Bildnisses Friedrichs von Pesne, zwanzig Jahre zu jung für die Zeit — der vornehm auf dich herablächelt und auf den mit Geschwindigkeit ein kleiner Genius herunterkommt (welcher aber eher einem Amor gleicht, der in seiner Hast seinen Bogen vergessen hat und Hals über Kopf auf ein anderes Geschäft ausfliegt), um einen Kranz auf sein verdientes Haupt fallen zu lassen — welcher Kranz viel zu klein ist, um je an Ort und Stelle zu gelangen (wegen der Entfernung laßt uns hoffen), obgleich der kunstlose Maler sich nichts davon merken läßt; und in der

[1] Montholon, Mémoires etc. de Napoléon VII. 211. Diese Napoleonische Übersicht der Friedrichschlachten und kurzen kritischen Notizen sind angenehm zu lesen, obschon die Frucht augenscheinlich flüchtigen Studiums, und machen vielleicht Napoleon noch mehr Ehre als Friedrich.

[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 47.

Tat Genius und Kranz, wie er sie darstellt, sehen fast aus wie ein großes Insekt, dem der König, falls er es bemerken sollte, leicht ein Leid zufügen dürfte. Auf der entgegengesetzten Seite hinwiederum, von Friedrichs Rücken durch den Henkel getrennt, ist ein ungeheures Bild der Fama mit Fittichen, die den halben Becher bedecken, und mit zwei auf einmal geblasenen Trompeten (vermutlich Baß und Diskant), die mit großer Leichtigkeit fliegt, und zwischen ihrem erregten Gesicht und dem ahnungslosen Gesicht Friedrichs (welcher 180° davon ist und nichts davon weiß) steht eine kreisförmige Trophäe, oder Wirrwarr von Trommeln, Spießen, Flinten, Kanonen, Feldfahnen u. dgl., sehr schwach zusammengebunden — der Knoten, falls einer vorhanden, ist verdeckt durch einen phantastischen Streifen oder Schnörkel, worauf eine Fama mit e i n e r Trompete gekratzt ist — und hoch aus dem Wirrwarr erheben sich drei Standarten mit Namensinschriften, welche, wie wir bemerken, Namen von Friedrichs Siegen sein sollen, Standarten, denkwürdig bis zum heutigen Tag und mit Namen, die ich genau mitteilen will.

Die erste Standarte, welche westwärts oder nach links flattert, hat: ‚Reisberg' (ist nicht auf unserem wirren Erdball entdeckbar, vielleicht daß Beverns R e i c h e n b e r g gemeint ist) — ‚Reisberg', ‚Prag', ‚Kolin'. Die mittlere Standarte biegt sich sehr schön um ihre Stange und gibt uns zu lesen: ‚Welham' (existiert gleichfalls nicht, soll vielleicht W e l m i n a oder Lobositz bedeuten), ‚Roßbach' (ganz gut), ‚Breslau' (des armen Bevern, in Worcester dermalen für einen S i e g gehalten!). Die dritte Standarte, die ostwärts oder nach rechts flattert, hat: ‚Neumark' (d. h. N e u m a r k t und die österreichischen Bäckereien, 4. Dezember), ‚Lissa' (noch nicht L e u t h e n in englischer Namensgebung) und ‚Breslau' noch einmal, welches diesmal die Einnahme der S t a d t Breslau bedeutet und ein wirklicher Sieg ist, 7.—19. Dezember — was uns das ungefähre Datum, Weihnachten 1757, für diesen eilig hervorgebrachten Becher gibt. Ein Becher, angefertigt für zeitweiligen englischen Enthusiasmus und für die zufällige Belehrung der Nachwelt. Er ist von erträglich gutem Porzellan, hält einen guten Schoppen, auf das Wohl des protestantischen Helden mit ‚Hoch und abermals Hoch!' — und bietet im kleinen einen seltsamen winzigen Einblick in das damalige England, mit seinen damaligen Kenntnissen und Überzeugungen, das jetzt so tief vor uns verborgen ist unter vulkanischer Asche, französischen Revolutionen und den Trümmern von hundert sehr hinfälligen Jahren."

Elftes Kapitel / Winter in Breslau. Der Feldzug wird eröffnet

Friedrich ist während jener großen Siege körperlich sehr leidend. „Colique depuis huit jours, weder Schlaf noch Appetit", „acht Monate beständiger Sorgen und Unruhe zehren einen auf". Auch widert ihn, wie er sagt, das aufreibende, unwirtliche Hin und Her an, das seither sein Los gewesen, und er sehnt sich nach einer menschlichen Wohnung und gebildeter Gesellschaft[1]. Nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, richtet er sich in Breslau ein zu seinem eigenen Winteraufenthalt, einem Aufenthalt der Erholung, der Ruhe oder wenigstens veränderten Arbeit, die niemandem mehr not tut als ihm. Hier verbrachte er drei Monate lang eine erträgliche, vielleicht durch den Unterschied beinahe erquickliche Zeit. Die Leser müssen sich das vorstellen. Wir besitzen keine Schilderungen und hätten auch keine Zeit dafür, selbst wenn wir sie besäßen.

Es stellen sich verschiedene Besuche ein, verschiedene Festlichkeiten — des Königs Geburtstag (24. Januar) — vornehme Bälle finden statt, „auf welchen die Königliche Majestät sich mitunter zu zeigen geruhte". Ein vergleichsweise lebhaftes Breslau. Schwester Amalie stattete einen schönen vierzehntägigen oder längeren Besuch ab. Schwester Amalie und mit ihr zwei verheiratete Cousinen (geborene Markgräfinnen von Schwedt), deren Gemahle, der kleine Bruder Ferdinand und Eugen von Württemberg, hier überwintern. Der Marquis d'Argens — welche auszeichnende Behandlung ihm zum Teil wurde, werden wir sehen — ist eine Hauptfigur. Exzellenz Mitchell, eben jetzt in tief wichtigem Geschäft, ist eine zweite. Der Vorleser de Catt (er war einmal am Bord eines holländischen Flußschiffes und geriet in Gespräch mit dem Tabak schnupfenden Herrn in schwarzer Perücke) erschien diesen Winter — an de Prades' Stelle berufen. „Würdet Ihr mich wieder erkannt haben?" fragte Friedrich. „Nein, Sire, in diesem veränderten Anzuge nicht; überdies sind Ew. Majestät

[1] Seine Briefe an Prinz Heinrich (vom 26. Dezember usw.: Oeuvres XXVI. 167, 169; Stenzel V. 123).

magerer geworden.“ „Das glaub ich wohl, bei der verdammten Lebensart, die ich führe[1]!“ Ferner erschien, das Datum ist nicht angegeben, ein gewisser Hauptmann Guichard (der nachherige „Major Quintus Icilius“) mit seinem neuen Buch über die Kriegskunst der Alten, Mémoires Militaires sur les Grecs et les Romains[2], das Friedrich nur willkommen sein kann. Eine gründliche Auskunft über diesen Gegenstand von dem ersten, der jemals beides, Kriegssachen und Griechisch, verstanden hat. Weit besser als jene des Folard, eines Mannes ohne Kenntnis des Griechischen und mit militärischen Ideen, die hie und da nicht wenig phantastisch waren. Von dem Hauptmann Guichard, wenn sein Buch erst gelesen und er selbst ein wenig bekannt ist, wird ein mehreres zu sagen sein. Für jetzt denke man sich ihn als Supernumerar. Und in betreff Friedrichs Winter im allgemeinen nehme man folgende kurze Andeutungen, die aber aus erster Hand kommen:

Friedrich an d'Argens (drei verschiedene Male).

1. Auf dem Weg nach Leuthen. „(Torgau, 15. November 1757.) — — Ich bin gezwungen gewesen, den Abbé festnehmen zu lassen“ (de Prades, von welchem vorlängst genugsam die Rede war); „er hat den Spion gemacht, und ich habe viele offenbare Beweise davon. Das ist sehr infam und sehr undankbar. — Ich habe eine Unzahl von Versen gemacht (prodigieusement de vers). Wenn ich am Leben bleibe, werde ich sie Ihnen im Winterquartier zeigen: komme ich um, so hinterlasse ich sie Ihnen, und ich habe Befehl gegeben, daß sie Ihnen zugestellt werden.“

„Adieu, mein lieber Marquis. Ich denke Sie mir im Bett: faulen Sie nicht darin — und erinnern Sie sich, daß Sie versprochen haben, zu mir ins Winterquartier zu kommen“ — in betreff dieses letzten Punktes ist Friedrich sehr drängend, liebenswürdig eifrig; bereit, den armen Marquis in Baumwolle einzuwickeln und ihn, wie Glas, sorgfältig zu transportieren und aufzuheben[3]. Z. B.:

2. Im Begriff, das Winterquartier zu beziehen („Striegau, 26. Dezember 1757.“ Belagerung von Breslau seit zehn Tagen beendigt). — — „Welch ein Vergnügen, zu hören, daß Sie kommen! Sie können Ihre Reise nach eigener Bequemlichkeit machen. Ich habe Jäger ausgewählt und nach Berlin geschickt, um Sie zu geleiten. Sie können kleine Tagereisen machen: die erste bis Frankfurt, die zweite bis Krossen, die dritte bis Grünberg, vierte bis Glogau, fünfte bis Parchwitz, sechste bis Breslau. Ich habe anbefohlen, die Pferde bestellen und die Zimmer unterwegs heizen zu lassen und daß auf dem ganzen Weg gute Hühner für Sie zubereitet werden. Ihr Zimmer im Hause“ (dem Schloß in Breslau, das der König vor Jahren für sich bauen ließ) „ist tapeziert und hermetisch geschlossen; weder Zugwind noch Geräusch werden Sie inkommodieren[4].“ — Glücklicher Marquis; welch ein Wirt! Er kam demgemäß; blieb bis spät im April, in der letzten Zeit, wie ich bemerke, auf gutes Wetter wartend, lange nachdem der König selber fort war. So:

3. Friedrich seit fünf Wochen wieder im Felde („Münsterberg, 23. April 1758“). „Adieu, mein lieber Marquis; ich denke, Sie sind jetzt wieder zurück in Berlin. Gehen Sie nach Charlottenburg, wann und wie Sie Lust haben, geben

[1] Rödenbeck I. 285.
[2] La Haye, 2 Bde. 4°, 1757 (Nicolai, Anekdoten IV. 134).
[3] Oeuvres de Frédéric XIX. 45.
[4] Das. XIX. 48.

Sie acht auf sich und halten Sie sich bereit für den Anfang des Oktober! — Was mich anbelangt, mein Lieber, so gehe ich aus, um mit Windmühlen und Straußen (Autruches) zu kämpfen, nämlich mit Russen und Österreichern (Autrichiens). Adieu, mein Lieber [1]."

Diesen Winter machte etwas die Runde durch die Zeitungen, was ein Brief Friedrichs an Maria Theresia genannt wurde, worin er nach jenen prächtigen Erfolgen förmlich den Frieden vorschlug. Und sicherlich würde von allen Dingen auf Erden, dieses Jahr, voriges Jahr und während der nächsten fünf Jahre, der Frieden dem Könige das liebste gewesen sein. „Geht heim, gute Nachbarn, brecht nicht in mein Haus ein, schneidet meine arme Kehle nicht ab, und wir wollen wieder gute Freunde sein." Friedrich scheint wirklich, indem er einen Anlaß fand oder schuf, einen höflichen Brief friedlichen Inhalts, in seiner leichten, gewandten Art an jene Adresse gerichtet zu haben — nicht ohne momentane Hoffnung, daß er vielleicht etwas fruchten werde [2]. Und die Kaiserin selber, Österreichs hohe Mutter, heißt es, soll nach einem solchen Leuthen, daß auf ein solches Roßbach folgte, entmutigt gewesen sein. Aber die Pompadour (nicht Frankreichs Mutter, was sie sonst auch Frankreich gewesen sein mag) war anderen Sinnes: „Sprechen Sie nicht davon, ma Reine! Doppelt oder quitt ist unser Spiel. Dürfen wir wegen etwas Unglück nachgeben? Nimmermehr!"

Frankreich entläßt seinen d'Argenson. „Was sind das für Armeen, die er geschaffen und die über den Rhein heimfliehen, wie durchnäßte Hühner!" — Ernennt den berühmten Belleisle zum Kriegsminister und gibt den Dingen einen adlerhaften Aufschwung [3]. Frankreich verspricht, seine Hilfsgelder pünktlicher zu entrichten. (Frankreich ist jetzt der allgemeine Zahlmeister. Österreich, Schweden, selbst Rußland halten sich alle an Frankreich — wäre es nur so pünktlich wie England zu sein pflegte!) Mit einem Wort, verspricht äußerst großmütig zu sein und will von nichts hören als von Ausdauer. „Sollen wir nicht schneiden, wo das Feld so reif ist zu unserer Ernte?" Kaunitz räumt ein, daß sich niemals wieder eine solche Gelegenheit finden würde. — Frieden, das ist klar, ist von diesen Leuten durch keinen Brief oder irgendeinen anderen menschlichen Vorschlag zu erwirken, sondern einfach durch äußerstes, mehr oder weniger begünstigtes Kämpfen für denselben. Friedrich ist sich dieser Tatsache tief bewußt; ist damit beschäftigt, sein Heer neu aufzustellen: 145 000 Mann für das Feld dieses Jahr, davon 53 000 für Schlesien, viele österreichische Kriegsgefangene darunter [4], und schließt einen wichtigen Subsidienvertrag mit England ab, wovon ein mehreres nachher.

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 49.

[2] Bei Preuß II. 130 (Friedrichs Brief zum großen Teil mitgeteilt — Überbringer ein Fürst von Lobkowitz, Gefangener von Leuthen, der sich nun auf Ehrenwort nach Hause begibt). Vgl. aber Stenzel V. 124.

[3] „26. Februar 1758" (Barbier IV. 258).

[4] Stenzel V. 155.

Und wenn dies die Stimmung in Frankreich und Österreich ist, so schließe man, was die Rußlands sein wird! Die Zarin ist nicht an der Wassersucht gestorben, wie manche erwartet hatten, sondern im Gegenteil, sie lebt und ist ungestümer als je; wütend auf Apraxin und entschlossen, daß Fermor, sein Nachfolger, dem Winter trotzen und sofort ans Werk gehen soll. Sie hat Apraxin erzürnt entlassen (ein Kriegsgericht soll ihn richten), entläßt Bestuchef, den Kanzler, befiehlt Fermor, sich auf den Weg zu machen und keinen Augenblick zu verlieren, jetzt mitten im Winter, da es in der Höhe des Sommers nicht geschehen, und Ostpreußen in ihrem Namen in Besitz zu nehmen.

Fermor tut es, überschreitet am 16. Januar die Grenze wieder, 31 000 Mann in allem, ohne Widerstand außer von der Kälte; besetzt verschiedene Plätze. Es stehen nur zwei preußische Bataillone im Lande, die sich mit ihrer Habe, namentlich „mit sieben Wagen Geld" zurückziehen. Am 22. Januar rückt Fermor in Königsberg ein, macht endlose Proklamationen, Manifeste, Dekrete bekannt, um den armen, von den Kosakengreueln von vorigem Jahr zitternden Einwohnern kundzutun: „daß seine Allergnädigste Monarchin, Beherrscherin allen Russen, nun Eigentümerin von Ostpreußen geworden, welches fortan vollkommen beschützt und ausbündig gut regiert werden soll. Und daß demzufolge sämtliche Beamte und Standespersonen sich bei scharfer Strafe unverzüglich und pünktlich einzustellen haben, um ihr den Huldigungseid zu leisten".

Niemand ist bereitwillig zu diesem Schritt, den meisten schaudert davor; aber wer kann ihnen helfen? Gewiß, es war eine heillose Sache. Die armen Leute, man bemitleidet sie; denn im Herzen waren und blieben sie ihrem Könige treu, verabscheuten es vollkommen, russisch zu werden, so wie die zarische Majestät vollkommen entschlossen war, daß sie es werden sollen. Einige wenige entflohen und ließen ihr Eigentum im Stich; die übrigen leisteten den Eid, mit geistigem Vorbehalt, mit Kunstgriffen, so gut sie sie ersinnen konnten. Z. B. einige sah man schwören mit Handschuhen. Die rechte Hand, die sie aufhoben, war nur eine rechte Faust mit einem ausgestopften Handschuh daran, so helfe mir Beelzebub (oder wer immer der aufzeichnende Engel hier sein mag) [1]! Und so findet sich Preußen mit Erstaunen, wie durch den Zauberspruch einer Zarin-Circe, unversehens in ein russisches Wesen verwandelt und erhält die alte Menschengestalt erst nach vier Jahren wieder zurück, als es sich, abermals unversehens fügte, daß die Circe und ihr Zauberstab brachen.

Friedrich konnte diesen schlimmen Handel nicht bessern oder verhüten; aber er kränkte ihn so tief, daß er Ostpreußen niemals wieder betrat, niemals den Anblick des Gebiets ertragen konnte, nach einer solchen Verwandlung desselben in eine zeitweilig russische Gestalt. Ich kann nicht sagen, daß er diesen aufgedrungenen Eid verabscheute, wie ich ihn verab-

[1] Heldengeschichte V. 147—149; Preuß II. 158, III. 578, IV. 477 ff.

scheut haben würde. Im Gegenteil, in der ersten Aufwallung des Zorns protestierte er nicht nur laut, sondern versuchte gewaltsame Gegenmaßnahmen. „So sollen denn die Sachsen **mir** huldigen!" sagte er. Und einige arme Magistrate von Städten und Beamte mußten auf dieselbe traurige Weise eine Eidleistung ablegen (wenn nicht absolute Huldigung, Huldigung auf unbestimmte Zeit), bis der Zorn sich wieder gelegt hatte [1]. Ostpreußen auf diese Weise verloren, hielt wie vorher, oder jetzt leidenschaftlicher als je, zu seinem König. Hing fortwährend an Friedrich, sagen die Bücher. Aber für jetzt gehört es Rußland, und das Unheil ist geschehen. Ostpreußen selber, von der Circe-Zarin als ihr Eigentum geliebt hatte eine viel friedlichere Zeit. Insgeheim sandte es sogar Geld, Rekruten, zahlreiche junge Freiwillige an Friedrich und noch mehr, Hoffnungen und Gebete. Aber sein Widerwille gegen die jüngste Verwandlung durch Bezauberung war unsühnbar.

Es kam, wie man vorausgesehen hatte, Mai oder Juni, ehe die russische Hauptarmee in jenen Gegenden erschien. Fermor hatte sich in der Zwischenzeit Thorns und Elbings bemächtigt („Nichts für ungut, großherzige Polacken, es ist nur eine Zeitlang!") — und hätte sich gern auch Danzigs bemächtigt, aber Danzig wollte nicht. Erst am 16. Juni setzte sich die schwerfällige Masse (auf dem Papier 104 000 Mann und in Wirklichkeit und mit Ausschluß des Kosakengesindels ungefähr 75 000) in Bewegung und fing an, langsam westwärts zu rücken. Sehr langsam und unter Mordbrennereien und abscheulichen Grausamkeiten wie zuvor — und kommenden August werden wir mehr von ihr hören.

Lehwald kam eben mit den Schweden zu Ende — hatte sie alle wieder nach Stralsund hineingetrieben, als um die Neujahrszeit diese Russen in Preußen einfielen. Wir sagten nichts von dem schwedischen sogenannten Feldzug des vorigen Jahrs — und sind in der Tat verpflichtet, über diesen und all die übrigen beinahe völlig zu schweigen. Fünf oder wenigstens fünfthalb Feldzüge, dergleichen nie zuvor oder seitdem dagewesen sind. Im Feldzug von 1757 ist das hervorstechendste Ereignis jenes Abenteuer der ganzen „schwedischen Division", wie die lachenden Zeitungen sie nannten, welche „von fünf Berliner Postillionen in die Flucht geschlagen wurde" — im wesentlichen eine wahre Begebenheit, wie folgt:

In der Nacht des 12.—13. September fingen die Schweden, 22 000 Mann stark, endlich an; überschritten die Peene, die Grenze zwischen ihrem und unserem Pommern und bemächtigten sich bald der dortigen Schanzen, die nur von einigen wenigen Milizen besetzt waren; verbreiteten sich über Preußisch-Pommern und von da in die Uckermark und erhoben schwere Kriegssteuern; nicht weniger als 300 000 Taler in dieser kleinen Provinz, obgleich durch einen seltsamen Zufall 200 000 Taler sich als die wirkliche Summe erwies.

Gegen Ende Oktober hatten sie 200 000 Taler aus dem nördlichen Teil der Uckermark gezogen, wo Prenzlow ihr Hauptquartier während dieser Operation war.

[1] Preuß II. 163: die Eidesform in *Heldengeschichte* V. 631.

Und sie sandten nun 200 Grenadiere und 100 Dragoner nach dem Amte Zehdenick, etwa acht Meilen weiter südlich, um dort den Rest der Summe zu erpressen. Das Kommando marschierte bei Nacht, um Aufmerksamkeit zu vermeiden. Aber man hatte von ihrem Kommen gehört, und fünf preußische Postillione, gewandte Kerle, mag sein, vielleicht alte Husaren, jedenfalls fertig auf der Trompete, mit Husarenjacken und jeder mit einer Pistole versehen, beschlossen, etwas für ihr Vaterland zu tun. Die schwedische Abteilung war nicht weit marschiert, als — nach oder vor einigem Schmettern von Kriegstrompeten — aus einem dunklen Busch auf der schwedischen Flanke fünf Schüsse fielen und einen Mann verwundeten. Zum Erstaunen und panischen Schrecken der übrigen zweihundertneunundneunzig, die auf der Stelle davonjagen, unter neuen Schüssen und Trompetentönen, als wären fünf ganze Husarenregimenter hinter ihnen. — Jagen nach Prenzlow zurück. Die Eile vermehrt den Schrecken, der Alarm verbreitet sich in Prenzlow selber, so daß die ganze Division aufbrach, die Peene wieder überschritt, und die Uckermark hatte für diesmal nichts mehr zu bezahlen. „Dies ist keine Fabel, wie sie bei gegenwärtigen Kriegsläuften nur zu oft erdichtet werden," fügt meine Quelle hinzu, „sondern eine wahre Begebenheit [1]." — Vermutlich heute die einzige denkwürdige jenes „schwedischen Krieges".

Die Franzosen — sagt eine andere von meinen Notizen — die alle Welt mit Geld unterstützten (die sogar die russischen Hilfsgelder, wenn auch in Österreichs Namen zahlten), hatten allezeit eine Idee, daß die Schweden — 22 000 rüstige Leute dieses Jahr, darunter 4000 zu Pferd — dazu verwendet werden könnten, mit den Russen oder mit sonst wem zusammenzuwirken und etwas Erkleckliches zur Vernichtung Friedrichs auszurichten. Und außer ihren Hilfsgeldern und Bestechungen gaben sich die Franzosen unglaubliche Mühe zur Erreichung dieses Zweckes. Kein Ende ihres Planens, Korrespondierens und Hin- und Herlaufens zwischen den Beteiligten [2]. Aber sie erzielten selbst von den Russen und der Zarischen Majestät geringe Resultate und von den Schweden schlechterdings gar keines. Durch französisches Betreiben und Anspornen ward die schwedische Armee gewöhnlich auf ungefähr 20 000 erhalten. Die Soldaten waren gewandt mit ihren Waffen, wohl einexerziert, führten gutes Geschütz bei sich und waren rüstige starke Leute, aber ihre Führung war wunderbar. Sie hatten, sagt ein Beobachter, „keine Feldbeamten, keine Feldbäckerei, keine Vorratskammern, keine Flugbrücken, keine leichten Scharen und" unter den höheren Offizieren, „keine Folgsamkeit [3]". Hatten in der Tat keinen eigentlichen Befehlshaber; wurden befehligt von einem Senatsausschuß in Stockholm und im Feld von Generalen, die beflissen waren, Verantwortlichkeit zu vermeiden, die anstatt zu handeln beständig Kriegsberatungen hielten. Die Geschichte ihrer Feldzüge ein Jahr nach dem andern ist in Summa wie folgt:

Spät in der Jahreszeit (immer spät, wie es das Verwaltungswesen daheim und das Wesen der Führung hier mit sich bringt) kommen sie aus Stralsund hervor — einem unbezwingbaren Platz, den sie innehaben, wo die Leute, wie ich finde, von getrockneten Fischen, anstatt von natürlichem gesottenen Hafermehl haben leben

[1] Heldengeschichte IV. 764, 807; Archenholz I. 104.

[2] Z. B.: M. le Marquis de Montalembert, Correspondance avec etc., étant employé par le Roi de France à l'Armée Suédoise 1757—1761 („bei der schwedischen Armee", jawohl, und zuweilen bei der russischen und zuweilen an den französischen Küsten, eifrig Befestigungen anlegend gegen Pitt und seine dortigen Landungen — ein sehr verständiger, fleißiger, beobachtender Mann; noch jetzt unterhaltend zu lesen, hätte man Zeit dazu), London (offenbar Paris) 1777, 3 Bde., kl. 8. Da ist ferner, gleichfalls sehr verständig, ein Montazet, ein Montaigne, ein Caulaincourt, eine Campagne de Russes en 1757 usw., kurzum sehr viel schönes Talent dazu verwendet, um Seile aus Sand zu drehen.

[3] Archenholz I. 103.

müssen[1], was viele Sterblichkeit unter ihnen zur Folge hatte. — Sie marschieren aus Stralsund, etwa acht oder sechs Meilen weit, bis sie die schwedisch-pommersche Grenze, die Peene erreichen, einen schlammigen trägen Fluß, der durch sumpfige Wiesen fließt, die stundenweit auf jedem Ufer liegen. Ein Fluß, der überall undurchwatbar ist und nur an vier oder fünf Stellen, wo gepflasterte Dämme sind, überschritten werden kann. Die Schweden überschreiten die Peene mit Muße, erobern nach einiger Zeit die wenigen Schanzen und die paar armen preußischen Städte, die an dem Flusse liegen; die Anklamer Schanze, Peenemündener Schanze; und schwärmen vorwärts nach Preußisch-Pommern oder hinüber in die Uckermark, zehn, zwanzig Meilen weit; erpressen Kriegssteuern, fouragieren was sie können, machen die armen Landleute sehr elend und sich selbst nicht glücklich. — Ihre Soldaten, sagt Archenholz, ergaben sich mit jedem Jahre mehr dem Plündern, bis sie zuletzt, außer daß sie heikler mit dem Morden waren, den Kosaken glichen.

Gewöhnlich ist noch ein Bruchteil von einem Regiment preußischer Truppen unter irgendeinem auserlesenen General Manteuffel, einem Oberst Belling vorhanden, welches ihnen fleißig auf dem Saum sitzt und sie bei jeder Gelegenheit anfällt. Es wurden freiwillig Landmilizen für den Zweck errichtet, fünf oder sechs kleine Regimenter, in welchen preußische Veteranen aus dem Adel jener Landesteile als Offiziere dienten, welche vortreffliche Dienste leisten. Der Gouverneur von Stettin, Bevern, unser alter schlesischer Freund, schlägt dann und wann zu, allezeit wachsam, schnell, und kräftig, wenn sich eine Gelegenheit darbietet. Das ist alles, was den Sommer über an Widerstand geleistet werden kann. Und die Schweden, ohne Magazine, ohne leichte Truppen oder ähnliche militärische Hilfsmittel, aber bereitwillig genug, zu fechten (wenn sie *sehen* können), und sich vom Stegreif nährend, schwärmen ins Innere, vielleicht 20 Meilen südlich oder südöstlich (nach Ruppin, das wir ehemals kannten). Mecklenburg, das ihnen befreundet ist, lassen sie gewöhnlich gern auf ihrer Flanke. Kleine Gefechte begegnen ihnen, in welchen sie gewöhnlich den kürzern ziehen, niemals etwas Bedeutendes. Das ist ihr Erfolg im Verlaufe des Sommers.

Sodann im Spätjahr kommt noch ein anderes Überbleibsel preußischer regulärer Truppen an, das nun zu diesem Dienst verfügbar ist. Hierauf werden die Schweden über die Peene zurückgetrieben (werden ganz gewiß getrieben), wenn die Peene mit ihren Sümpfen zufriert); verlieren die Anklamer Schanze, Peenemündener Schanze; verlieren Demmin, Wollin; werden in das Schwedisch-Pommersche verfolgt, großenteils bis an die Tore von Stralsund, und werden dort in dem anstoßenden Rügen eingesperrt, bis eine neue Jahreszeit beginnt. — Dieses Jahr (1757—1758) hätte Lehwald, nachdem er sie in Stralsund eingeschlossen, etwas Schönes ausführen können, da ein plötzlicher Frost eingetreten war, der Rügen an das Festland schmiedete. ‚Was kann Euch hindern, sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen?‘ deutet Friedrich hastig an. ‚Belagert mir Stralsund!‘ Lehwald tat es, hätte aber rascher damit sein sollen. Oder das Tauwetter trat zu früh ein und gewährte Zufuhr zur See. Hierauf dankte Lehwald ab und kehrte als zu alt geworden heim. Und sein Nachfolger, ein General Graf von Dohna, hielt sie dort eingeschlossen bis zu dem gewöhnlichen Erscheinen der Russen (tief im Juni). Bis zu welcher Zeit, teils infolge knapper Stockfischnahrung, teils durch anstrengende Arbeit (Aufbrechen des Eises, sooft strenger Frost eintrat) und andere Strapazen, mehr als die Hälfte von ihnen weggerafft war. — Jedes Jahr versuchte man es mit einem neuen Anführer; aber ohne die mindeste Verbesserung. Es ward genug gespottet, geklagt, selbst in Stockholm verlautete zorniger Spott und die Dalekarlier dachten an Empörung. Der Reichsrat oder Senatsausschuß, durch französisches Gold befestigt, hielt noch vier Jahre stand.

[1] Montalembert I. 32—37, 335, 394 usw. (Die Stelle, wo sie nordischen Haferbrei [die schottische porridge. D. *Übers.*] verlangen, die mich interessierte, kann ich nicht wiederfinden.)

Eine angenehme Erscheinung unter diesen Umständen sind die preußischen Landmilizen, ungefähr fünfzehn Regimenter in verschiedenen Teilen des Landes, etwa fünf in Pommern, die das erste Beispiel gaben vorigen Herbst, während die Schweden im Anmarsch waren, von den Landständen aus eigenem Antrieb rasch errichtet und in Stettin beständig eingeübt wurden und unter Veteranen des Landadels einigermaßen schlagfertig dastanden, als die Schweden ankamen. Sie wurden den ganzen Krieg hindurch aufrechterhalten. Die Stände errichteten sogar eine kleine Flotte[1], Fluß- und Küstenflotte, zwölf Kanonenboote, jedes mit einer schweren Karronade und tüchtiger Mannschaft und Kapitän. Wodurch dem Plündern und sonstiger Beschädigung der Küsten Einhalt geschah, bis die Schweden, die eine Seemacht sind, endlich ihre Kräfte zusammennahmen und sie alle zerstörten.

Friedrich war sehr erkenntlich für diese Leistungen von seiten seiner Landstände, und vielleicht sind solche und andere ähnliche, die wir anderwärts anführen könnten, dem Leser unerwartet in einem Lande ohne eine Verfassung, die der Rede wert ist. Friedrich legt keine neuen Steuern auf — außer sich selbst und diese bis aufs Blut. Friedrich empfängt keine Gut- und Blutadressen von der gesprochenen oder gedruckten, sondern nur von der betätigten Art womöglich, für alle Beteiligten bei weitem die vorzüglichere. Von diesen armen Milizen und Flottillen meldet man mit Vergnügen; sonst von nichts mit Vergnügen in bezug auf einen solchen schwedischen Krieg — auch werden wir fortan das menschliche Gedächtnis durch kein weiteres Wort darüber, das nicht unerläßlich ist, beleidigen.

Von der englischen Subsidie.

Eines von Friedrichs damaligen wichtigsten Geschäften — innigst verknüpft mit seiner Armee und ihrer Ausrüstung, welches das allerwichtigste ist — war sein Subsidienvertrag mit England. Es ist der dritte Vertrag, den er mit England in betreff dieses Kriegs unterzeichnet hat, der zweite in betreff von Hilfsgeldern für denselben und der erste, der praktisch in Wirkung tritt. Er hat Mühe in der Vereinbarung und nicht wenig Korrespondenz und Gewandtheit von seiten Mitchells gekostet. Denn der König ist sehr spröde in betreff von Hilfsgeldern, obgleich die grimmige Notwendigkeit solche als unvermeidlich erheischt. Und sein Stolz und seine Betrachtungen über den jüngsten Subsidienvertrag „eine Million Sterling Beobachtungsarmee und Flotte in der Ostsee", an deren Stelle Null und Kloster-Zeven erfolgte, haben ihn sehr empfindlich gemacht. Jedoch alle Schwierigkeiten sind überwunden, indem Bevollmächtigter Knyphausen, Pitt, die britannische Majestät und jedermann sich bestrebt, vernünftig und praktisch zu sein. Und in London, am 11. April 1758 wird ein Subsidienvertrag bewundernswert kurz und bündig vollendet[2]: „daß Friedrich vier Millionen Taler, d. i. 670 000 Pfund Sterling, zahlbar in London an seine Ordre im Oktober d. J., erhalten soll, welche Summe Friedrich sich verpflichtet, gänzlich zur Unterhaltung und Vermehrung seines

[1] Archenholz I. 72.
[2] In vier kurzen Artikeln, mitgeteilt in Heldengeschichte V. 16—17.

Heeres, zum Zweck der gemeinsamen Sache, anzuwenden — keiner der beiden Kontrahenten darf auch nur daran denken, sich auf Frieden oder Stillstand ohne den andern einzulassen". Von einer baltischen Flotte wird nichts erwähnt, und in diesem Betreff geschah auch nichts dieses Jahr oder nachher. Wie wichtig eine solche auch für Friedrich gewesen wäre gegenüber den sogenannten Flotten Schwedens und Rußlands, die ihm so viel Schaden zufügten, als sie immer konnten. „Warum mir nicht ein kleines englisches Geschwader zukommen lassen und diesen den Garaus machen?" Auch ward ihm das Warum nie klargemacht. Das geheime Warum war, daß die zarische Majestät die britannische voriges Jahr wissen ließ, „ein solcher Schritt englischerseits würde die vieljährige Freundschaft zwischen Rußland und England vernichten und als eine direkte Kriegserklärung angesehen werden!" Wovon die britannische Majestät aus Handels- und sonstigen Gründen stets hoffte, daß es vermieden werden könnte. Also schweige man in betreff einer baltischen Flotte.

In allen ausgesprochenen oder vereinbarten Punkten ward der Vertrag genau erfüllt. 670 000 Pfund Sterling werden mit zuverlässiger Pünktlichkeit in Friedrichs Hände gelangen, sobald der Oktober da ist. Und in bezug auf Herzog Ferdinand (ein Punkt, der gleichfalls unerwähnt blieb) wurden Friedrichs Erwartungen übertroffen, nicht das Gegenteil, solange Pitt das Ruder führte. Dies ist, wie oben gesagt, der dritte englisch-preußische Vertrag des Siebenjährigen Krieges, und es ist der erste, der praktisch in Wirkung trat. Auf diesen folgten drei andere, jedesmal auf ein Jahr, genau desselben Inhalts, welche gleichfalls praktisch und pünktlich eingehalten wurden. Der letzte derselben vom „12. Dezember 1760" betraf eine Subsidie für 1761 — und ehe ein anderer erfolgte, war Pitt aus dem Amt. So daß Friedrich im ganzen vier Subsidien erhielt, 670 000 × 4 = 2 680 000 Pfund Sterling englischen Geldes in allem. Und einige berechnen, daß niemals anderweitig soviel gutes Fechten mit all den 800 Millionen Pfund Sterling erzweckt worden, welche die Engländer in diesem besonderen Unternehmungszweig angelegt haben[1].

Pitt hatte keine Schwierigkeit mit seinem Parlament oder seinem Publikum in betreff dieses Vertrags, eher das Gegenteil. Selten, wenn je, hat England mit solcher Begeisterung für einen auswärtigen Menschen geschwärmt, wie für Friedrich in diesen Monaten seit Roßbach und den darauf folgenden Ereignissen. Es feierte diesen „protestantischen Helden", diesen

[1] Erster Vertrag, 16. Januar 1756 (ist in Heldengeschichte III. 681): „Wir wollen uns jedem Einmarsch ausländischer Truppen in Deutschland widersetzen"; der zweite Vertrag, 11. Januar 1757 (erst 1802 publiziert), ist bei Schöll III. 30—32: „eine Million Subsidie, eine Flotte usw." (ward nicht ausgeführt), hierauf dritter Vertrag (der erste, welcher praktische Folgen hatte) ist vom 11. April 1758 (mitgeteilt in Heldengeschichte V. 17); vierter (eigentlich zweiter), 7. Dezember 1758 (das. V. 752); fünfter (dritter), 9. November 1759; sechster (vierter), 12. Dezember 1760. S. Preuß II. 124. Anm.

echten neuen Kämpen des Christentums. Es ließ ihn aus seinen Worcester- und anderen Bechern sehr hoch leben. Man nehme folgende drei Schnitzel aus den alten Zeitungen mit Auslassung alles übrigen und belebe diese mittels rechter Anschauung und Würdigung zu schwachen, sinnbildlichen Lämpchen einer alten nun erloschenen Illumination.

Nr. 1. Der hochwürdige Mr. Whitefield[1] und der protestantische Held. „Montag, der 2. Januar" 1758, „ward in der Kapelle in Tottenham-Court-Road" (eine funkelnagelneue Kapelle, die noch steht und wirkt, wenn auch nun in einem geschwärzten Zustand[2]) „von Mr. Whitefields Gemeinde als ein Danksagungs- und Bettag beobachtet, zur Feier der glänzenden Siege, die der König von Preußen über seine Feinde gewonnen[3]". — ‚Warum toben die Heiden und warum reden die Leute so vergeblich? Sündhafte Wesen sind wir, sträflich versunken in Sünde gegen den Allmächtigen: — aber sie, meinen sie etwa daß mittels irdischen Stützens und Emporhebens ihre höllische Chimäre mit den drei Hüten die ewigen Sterne beseitigen könne!' — In diesem Tone, vermutlich, predigte man von dem protestantischen Helden und von der Langmut und Barmherzigkeit des Himmels, der einen solchen für ein abtrünniges Geschlecht erweckte; zweifelsohne mit vieler Salbung von Mr. Whitefield vorgetragen.

Nr. 2. Des Königs von Preußen Geburtstag (Dienstag, den 24. Januar). „Der Geburtstag des Königs von Preußen, der am heutigen Tag sein siebenundvierzigstes Lebensjahr antritt, ward durch Illuminationen und andere Freudenbezeugungen gefeiert" — durch ganz London und Westminster „große Jubelfeier und Illuminationen", wie es scheint[4] — die nur in hundertjähriger Entfernung so schwach strahlen! — Nr. 3 ist noch kurioser und wir haben sie einer speziellen Nachforschung wert gehalten.

Nr. 3. Miß Barbara Wyndhams Subsidie. „Den 13. März 1758" — während Pitt und Knyphausen noch an dem Subsidienvertrag arbeiten, der noch nicht bekannt ist, melden die Zeitungen plötzlich: —

„Miß Barbara Wyndham in Salisbury, Schwester des Henry Wyndham, Esquire, daselbst, eine reiche unverheiratete Dame, hat ihrem Bankier aufgetragen, eine Summe von tausend Pfund Sterling in Bereitschaft zu halten, um solche sofort in ihrem Namen als ein Geschenk dem König von Preußen zu übermachen[5]." Ohne Zweifel zur Verwunderung Friedrichs und der Londoner Gesellschaft, welche letztere es wohl nicht an Glossen über einen solchen Gegenstand mangeln ließ!

Kurz darauf, als der Subsidienvertrag nun bekannt geworden und Miß Wyndham wieder frisch auf das Tapet gekommen war, liest die Londoner Gesellschaft in derselben Zeitung ein urkundliches Schriftstück, das geeignet ist, den Leuten bei ihrem Glossieren zustatten zu kommen. Es spricht vieles für die Annahme, wennschon nunmehr keine Gewißheit darüber zu erlangen, daß die erwähnte ‚englische Dame' keine andere als Miß Barbara selber sei — von deren längst verschwundener Lebensgeschichte und rührigem, schwunghaftem, nomadischem Tun und Wesen wir dadurch einen blassen Schatten, flüchtig, aber vorstellbar und genügend für uns, erhaschen:

[1] Georg Whitefield, Geistlicher der anglikanischen Kirche, war bekanntlich einer der Stifter und ein Haupt der Sekte der Methodisten. D. Übers.

[2] Ist in neuester Zeit renoviert und frisch aufgeputzt worden. D. Übers. (1866).

[3] Gentleman's Magazine XXVIII. (Jahrg. 1758) S. 41.

[4] Das. S. 43 und XXIX. S. 42 die Geburtstagsfeier des folgenden Jahres und S. 81 eine Feier von einer andern Art.

[5] London Chronicle, 14.—16. März 1758; Lloyd's Evening Post etc.

„An die Verfasser der London-Chronicle [1].

Die folgende Erzählung, welche eine wirkliche Tatsache ist, dient dazu, zu zeigen, mit welcher Pünktlichkeit und Genauigkeit der König von Preußen den geringsten Geschäften obliegt und wie zugänglich er für die Anliegen von jedermann ist.

Eine englische Dame, welche Aktien in der Emdener Compagnie besitzt und veranlaßt war, Geld auf dieselben aufzunehmen, begab sich" (vor etwa zwei Jahren, wie sich zeigen wird) „nach Antwerpen und wendete sich deshalb an einen Direktor der Compagnie, der von dem König von Preußen zur Besorgung aller darauf bezüglichen Geschäfte dort angestellt ist. Dieser Mann" (van Erthorn mit Namen) „trat zwar sehr bereitwillig in Unterhandlung mit ihr; da aber die Summe, die er darzuleihen anbot, weit unter dem Verkaufswert der Aktien war und er noch dazu die Bedingung stellte, daß ihr Recht auf dieselben nach unterbliebener Einlösung innerhalb zwölf Monaten verwirkt sei — so brach sie mit ihm ab und wendete sich an gewisse Kaufleute in Antwerpen, die geneigt waren, sich zu billigeren Bedingungen mit ihr zu einigen. Die Verhandlung brachte die Beteiligten notwendigerweise vor den Direktor, um seine Bestätigung einzuholen, die für die Sicherung des Übereinkommens unerläßlich war; er aber, als er sah, daß der Gewinn, mit dem er sich geschmeichelt hatte, ihm entgehen würde, beanstandete die Echtheit der Aktien und setzte sie dadurch in solchen Mißkredit, daß alle ihre Versuche, Geld auf dieselben aufzunehmen, ohne Erfolg blieben. Hierauf schrieb die Dame durch die gemeine Post einen Brief an Seine Majestät von Preußen, begleitet von einer Denkschrift, in welcher sie über die Behandlung, die ihr von dem Direktor widerfahren, Beschwerde führte; und zugleich sandte sie die Aktien selber in einem andern Brief an einen Freund in Berlin. Mit umgehender Post geruhte Seine Majestät, ihren Brief zu beantworten, und die Aktien kamen authentisiert zurück; was ihren Kredit dergestalt wiederherstellte, daß in wenigen Stunden alle Schwierigkeiten in Beziehung auf ihr Geschäft beseitigt waren, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Direktor Seiner Majestät Mißfallen ob seines schlimmen Benehmens zu fühlen bekommen hat. — Der Brief der Dame lautete wie folgt:

‚Antwerpen, den 19. Februar 1756.

Sire — Da ich das Glück gehabt habe, während meines längern Aufenthalts in Berlin' (etwa zu Voltaires Zeit; Miß Barbaras ‚Emdener Compagnie' war, wie ich finde, die erste von den zweien, Datum: 1750, nicht die von 1753) ‚Ew. Majestät aufzuwarten und Beweise der Huld von Ihren Majestäten den Königinnen zu empfangen' (eine Barbara, die in den königlichen Abendversammlungen zu Monbijou glänzen und mit oder von euren Voltaires und literarischen Löwen plaudern und Gelder bei der neuen Emdener Compagnie anlegen kann), ‚für die ich stets zu Dank verpflichtet sein werde — so erkühne ich mich, mir zu schmeicheln, daß Ew. Majestät es nicht ungnädig aufnehmen werden, daß ich mir die ehrfurchtsvolle Freiheit genommen habe, Ihnen meine Beschwerden gegen einen gewissen van Erthorn, einen Direktor der Emdener Chinesischen Compagnie, zu unterbreiten, dessen schlechtes Benehmen gegen mich, wie es in meiner Denkschrift dargestellt ist, mich gezwungen hat, einen langen und kostspieligen Aufenthalt an hiesigem Orte zu machen; und da das bedeutende Interesse, das ich in besagter Compagnie habe, mich fernerhin seinen Kaprizen aussetzen kann, so bin ich gezwungen, meine Beschwerden zu Füßen von Ew. Majestät Thron zu legen, indem ich Ew. Majestät ehrfurchtsvoll bitte, daß es Ihnen gnädigst gefallen möge, zu befehlen, daß dieser Direktor nicht ferner gegen mich handle, wie er bisher getan.

Ich erhoffe diese Gnade von Euer Majestät erhabener Gerechtigkeit und werde niemals aufhören, für das Glück und Gedeihen Ihrer ruhmreichen Regierung zu

[1] London Chronicle vom 13.—15. April 1758.

beten; indem ich die Ehre habe, mit dem ehrfurchtsvollsten Eifer zu verharren, Sire, Euer Majestät untertänigste, gehorsamste und ergebenste Dienerin ***'

Des Königs von Preußen Antwort.

,Potsdam, den 26. Februar 1756.

Madame — Ich empfing den Brief vom 19. dieses, den Sie mir zu schreiben für gut befanden, und es hat mich nicht wenig verdrossen, von dem schlechten Benehmen eines der Direktoren der Asiatischen Compagnie von Emden gegen Sie zu vernehmen, worüber Sie sich zu beklagen gezwungen waren. Ich werde Ihre Beschwerden untersuchen lassen und habe deshalb soeben meine Befehle an Lenz, meinen Präsidenten der Kammer von Ostfriesland [1], erteilt. Sie dürfen sich versichert halten, daß Ihnen die strengste Gerechtigkeit, die die Sache zuläßt, widerfahren soll. Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz. — Friedrich.'

Ob dies sich auf Miß Barbara bezieht oder nicht, läßt sich nicht bestimmen. Aber die interessante Tatsache besteht, daß Friedrich Miß Barbaras tausend Pfund Sterling wirklich erhielt und annahm. Die preußische Meldung, in der sie ,eine Jungfrau Lady Salisbury' genannt wird, welche ,ihm wirklich eine Summe Geldes zum Geschenke übersandte [2]', wäre für sich allein nicht befriedigend. Aber durch glücklichen Zufall lebt noch in der Stadt Salisbury ein würdiger und wegen seiner Kenntnis von solchen Dingen wohlbekannter, sehr alter Herr, welcher auf die desfalls an ihn gerichtete Anfrage ungesäumt antwortet: daß der erste Graf von Malmesbury (den er gekannt und der viele Anekdoten und Erinnerungen von Friedrich besaß, alle, wie es hieß, mit diplomatischer Genauigkeit aufgezeichnet, die aber bisher nicht herausgegeben oder zugänglich gemacht sind), „wie ich mich sehr wohl erinnere, unter andern Dingen erwähnte, wie der König ihm erzählt habe, daß er" (der König) „tausend Pfund von Miß Wyndham empfangen und mit einem Teil davon die Flöte gekauft habe, die er gerade in der Hand hielt [3]." Welch letzterer Umstand ebenfalls kurios ist. Denn zu allen Zeiten, wie eingeschränkt Friedrichs Finanzen immer sein mochten, war es sein bekannter Brauch während dieses Krieges, daß allemal vor dem Ende des laufenden Jahres die Mittel und Wege für das kommende völlig geordnet und angeschafft waren; so daß alles bar bezahlt werden konnte (mit gutem Geld oder mit schlechtem — mit gutem noch bis dato). Und es ward bemerkt, daß nichts so sehr ausfiel, als die gewohnte Freigebigkeit seiner Geschenke an seine Umgebung. Ich schließe daher, daß Friedrich diese tausend Pfund zu dem, was er Luxusausgaben nannte, hauptsächlich zu Geschenken bestimmt — und unter anderem bei sich gesagt hatte: ,Ich will mir auch eine neue Flöte anschaffen!' Vermutlich eine seiner letzten; denn wie ich finde, spielte er um diese Zeit (Malmesburys Zeit, 1772) nicht mehr viel auf der Flöte, und nicht lange hernach gab er es ganz und gar auf [4].

James Harris, erster Graf von Malmesbury, war Resident in Berlin, 1772. Genauer können wir des Königs Wort ,Und mit einem Teil davon kaufte ich diese Flöte!' nicht datieren. Ein Datum, wann Lord Malmesbury es in Salisbury erzählte,

[1] Vgl. Seyfarth II. 139.

[2] Preuß II. 124, der sich bloß auf Gentleman's Magazine, Jahrg. 1758 bezieht. Sowohl in dem Annual Register von jenem Jahr (I. 86) als im Gentleman's Magazine S. 142, 177 sind obiger Paragraph und Briefe aus den Zeitungen abgeschrieben, aber ohne den mindesten Kommentar (dort oder anderswo) oder irgendwelche Erwähnung einer „Lady Salisbury".

[3] Brief von John Fowler, Esquire, „Salisbury, 2. April 1860", an einen Freund von mir (penes me), ob Barbara ein und dieselbe Person mit der Antwerpen-Emdener Dame sei oder nicht. Darüber kann Mr. F. nichts sagen.

[4] Preuß I. 371—373.

besitzen wir nicht. Er hat es wohl mehr als einmal erzählt, und das Datum tut nichts zur Sache. Die Wyndhams wohnen noch auf dem Domhof zu Salisbury, eine geachtete und wohlbekannte Familie. Kunde von denselben (keine von Barbara dort oder irgendwo, außer hier) ist in den Grafschaftsgeschichten zu finden[1]. Ich weiß nur noch, daß Barbara starb (Mai 1765) „wohl betagt und reich" und „mit dem Hauptteil ihres Vermögens eine wohltätige Anstalt stiftete, die ‚Wyndham-Kollegium' heißen sollte[2]" — welche hoffentlich noch gedeiht. Genug von dieser kleinen Wyndham-Affäre, die fast gänzlich eine englische ist, an welcher aber auch Friedrich unveräußerlichen Anteil hat.

Friedrich zieht, wie auch Pitts Völker und andere getan haben, ungemein frühzeitig ins Feld. Friedrich rückt auf Schweidnitz, um auf alle Fälle den Feldzug zueröffnen.

Während dieser Subsidienvertrag in England ins reine gebracht wird, sind die Franzosen Herzog Ferdinand gegenüber in vollem Geschnatter allgemeinen Davonfliegens begriffen. Und ehe der Vertrag unterzeichnet ist (11. April), sind sie bis auf die letzte Feder über den Rhein geflogen, und Herzog Ferdinand rüstet sich, ihnen zu folgen. Glorreiche Nachrichten für Pitt, für Miß Barbara und für alle englischen Seelen (K. Hoheit von Cumberland kaum ausgenommen) treffen einen Tag nach dem andern ein. Die „Landung in Rochefort" vergangenes Spätjahr hatte Pitts und Englands Erwartungen sehr enttäuscht. Eine kostspielige weitläufige Expedition von Schiffen und Truppen, die gar nicht einmal „landen" konnte, als sie an Ort und Stelle kam; sondern bloß an den schlammigen Ufern der Charente herumtappte, Kriegsberatungen dort hielt, „die Insel Aix zwei Stunden lang beschoß" und ohne Ergebnis irgendwelcher Art nach Hause zurückkehrte. Worauf dann, wie nur zu gewöhnlich, Kriegsgerichte gehalten wurden. Dies war ein mißlungener Erstlingsversuch für Pitt. In der Tat hatte er niemals mit diesen Landungen an der französischen Küste viel Erfolg, wenn auch nie wieder so schlechten wie diesmal. Das sind Dinge, die in jeder Beziehung eine Zuverlässigkeit wie diejenige eines Uhrwerks erheischen. Und Pitts Generalitäten und Kriegsämter — wir wissen, ob sie vom preußischen oder vom schwedischen Gepräge waren. Ein sehr schmerzliches Hindernis für Pitt, das er nicht für unabänderlich halten will. Dem er für sein Teil mit grimmigem Ernst und mit seiner ganzen Kraft widerstreben will, und zu dessen Verminderung oder Abstellung er nun und alle Zeit tut, was er nur kann — mit einem unerwarteten Grade von Erfolg innerhalb der nächsten vier Jahre. Von Amerika hat er Lord Loudon zurück zu berufen beschlossen, als einen verträumten Zauderer, das gerade Gegenteil von einem General — wie verschieden von seinem

[1] Brittons Beauties of England and Wales XV. II. S. 118; Hoares Salisbury (unrichtig, S. 815) usw.
[2] Annual Register (Jahrg. 1765) VIII. 86.

österreichischen Vetter[1]! „Abercrombie ist vielleicht besser", hofft er — war auch besser, dennoch nicht gut. Aber schon gewahrt Pitt in dem düstern Wirrwarr dort drüben, daß ein gewisser Amherst (der Sohn von Leuten ohne Einfluß in Parlamentswahlen) militärisches Talent besitzt. Und in dieser faulen Unternehmung gegen Rochefort hat er sein Auge auf einen jungen Offizier namens Wolfe gerichtet, welcher Quartiermeister der Expedition war, einen jungen Mann gleichfalls ohne parlamentarische Verbindungen, der aber etwas wert sein mag; und alle beide werden von sich hören lassen! In vier Jahren entschlossener Bemühungen dieser Art bessern sich die Zustände; und es ist erstaunlich bis zu welchem Grade Pitt — aus diesen chaotischen Kriegsämtern, die wenig besser als die schwedischen, und aus unwissenden Generälen, die noch schlimmer als die schwedischen waren — heroische Erfolge und wirklich geleistete Arbeit erzielte.

Über Pitt steigt mitten im Wolkengewirr helle Morgendämmerung auf. Und auch für Friedrich öffnet sich während des letzten Monats in Breslau eine heitere Aussicht nach jener Westseite des Horizontes hin. Hier ist eine seiner eigenhändig hingeworfenen Nachschriften, welche Herzog Ferdinand mit Vergnügen lesen wird: „Ich gratuliere Ihnen, mein Lieber, von ganzem Herzen! Mögen Sie allen ihre französische Haut fleur-de-lysieren, indem sie ihnen auf den —" (kurzum sur le cul) „die Initialbuchstaben des Westfälischen Friedensschlusses aufstempeln und sie über den Rhein jagen", auf diese allerneuste extreme Weise tätowiert[2]!

Teilweise auf diesen rheinischen Aussichten fußend, hat Friedrich seinen eigenen Plan für den Feldzug 1758 angelegt. Es ist der alte, bereits zweimal versuchte Plan, mit deiner ganzen Gesamtmacht rasch auf deinen Feind loszugehen und ihm einen Stoß ins Herz beizubringen, ehe er sich dessen versieht. Friedrich hat dies zweimal versucht; das zweitemal mit erklecklichem, aber lange nicht vollständigem Erfolg. Geschwächt wie er nun ist, aber in der Voraussicht, daß Ferdinand den Franzosen Beschäftigung geben wird, gedenkt er es abermals zu versuchen und betreibt in Neiße und anderswo seine Anstalten, obschon er seine Absicht zur Zeit aufs tiefste geheim hält. In der Tat gibt es keinen anderen hoffnungsvollen

[1] Vetter ganz gewiß. Ihre Stammväter waren Brüder aus jenem Hause um 1568 — als Matthias, der junge „nach Liefland" in fremden Militärdienst ging (der Vater war „in der Schlacht von Longtide" 1568 in Gefangenschaft geraten, und die Familienaussichten waren schlecht); von diesem Matthias stammt durch eine Reihe livländischer Soldaten der berühmte österreichische Loudon. Douglas, Peerage of Scotland S. 425 usw.; Vie de Loudon (schlecht unterrichtet über diesen und einige andere Punkte) sagt: Der erste livländische Loudon kam aus Ayrshire „im vierzehnten Jahrhundert"!

[2] Friedrich an Herzog Ferdinand, „Grüssau, 19. März 1758", bei Knesebeck, Herzog Ferdinand I. 64. Herzog Ferdinand während des Siebenjährigen Krieges („aus den englischen und preußischen Archiven") ist der volle Titel von Knesebecks Buch, besteht gänzlich aus Briefen, nicht sehr verständlich angeordnet, aber wohl wert, von jedem militärischen und zivilistischen Forscher gelesen zu werden. 2 Bde. 8. Hannover 1875.

Plan für ihn, falls dieser nur tunlich ist. Verdopple deine Geschwindigkeit, und du verdoppelst dein Gewicht. Unser Gewicht ist gegeben — es ist immer ein abnehmendes — aber nicht, oder nicht in gleicher Weise und gleichem Grade unsere Geschwindigkeit, die Gradheit unserer Richtung. Ist also das Gewicht gegeben, so kann jemand nur durch das Verdoppeln oder Verdreifachen seiner Geschwindigkeit seine Wucht nach Bedürfnis verdoppeln oder verdreifachen. Friedrich gedenkt es zu versuchen, die Leser werden sehen wie. Wäre Schweidnitz erst genommen. Für letzteren Zweck beobachtet Friedrich die Witterung wie ein wahrer d'Argens, gespannt auf das Weichen des Frostes. Zurückeroberung von Schweidnitz, Hinwegwischen des letzten Fleckens von Österreichertum dorten, das ist offenbar die Vorbedingung zu jeder Unternehmung, die bevorstehen dürfte.

Den 15. März, nachdem der Frost nun gewichen, verläßt Friedrich Breslau und d'Argens — sein Hauptquartier ist von nun an Kloster-Grüssau bei Landshut; die Truppen werden sämtlich in die Umgegend verlegt, um Böhmen ruhig zu erhalten — und marschiert sofort gegen Schweidnitz. Sozusagen mit Tagesanbruch. Er gedenkt Schweidnitz in seinem Besitz zu haben, ehe die Operationen im Felde nach herkömmlicher Weise beginnen können, oder ehe gewöhnliche Professionisten dieses Zeichens an die Arbeit zu gehen pflegen. Der österreichische Kommandant hat die Werke sehr verstärkt. Er hatte anfangs an 8000 Mann Besatzung. Aber die dreimonatige Bestürmung ist nicht ohne Wirkung auf sie und ihn gewesen. Und man hofft, daß die Sache auszuführen sein wird. Am 1. bis 2. April, nachdem das Belagerungsmaterial zur Stelle geschafft und das Belagerungskorps und die bedeckende Armee ihre Stellungen eingenommen, eröffnen wir trotz heftigen Regenwetters unseren ersten Sturmgraben, ohne daß der Kommandant etwas davon merkte, bis dieser fast vollendet war. Am 8. April sind unsere Batterien aufgestellt und brechen in heftige Kanonade aus, ihr Feuer stark auf das Fort Nr. 2 richtend, auch „Galgen-Fort" genannt, welches wir für das wichtigste erachten. Die Beschießung wird von Tag zu Tag fortgesetzt, mit ziemlicher Wirkung auf das Galgen-Fort — obschon die nasse Witterung und die harten Strapazen der Truppen peinliche Umstände sind und Friedrich um so mehr drängten. „Versuchen wir es mit Sturm zu nehmen!" rät Balbi, der der Ingenieur ist. In der Nacht vom 14. auf den 15. April findet der Sturm statt, mit solchem Nachdruck und solcher Geschicklichkeit, daß das Galgen-Fort fast für nichts (mit Verlust von zehn Leuten) erobert wird; und wenige Stunden hernach zeigen die Österreicher die weiße Fahne[1]. Einundfünfzig neue österreichische Geschütze unter anderem und gegen 40 000 Taler an Gel-

[1] Tempelhof II. 21—25; Heldengeschichte V. 109—123, vor allen Tielcke, Beiträge zur Kriegskunst und zur Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763 (6 Bde. 4., Freiberg 1775—1786) IV. 43—76. Bd. IV. ist gänzlich Schweidnitz und seinen aufeinanderfolgenden Belagerungen gewidmet.

dern. Die Garnison Kriegsgefangene, 8000 auf 4900 geschmolzen, nebst Kriegsvorräten wie man sich sie vorstellen kann, unsere und ihre dazu. Balbi war preußischer oberster Ingenieur, Treskau Anführer der Belagerung. Mit anderen Einzelheiten verschone ich den Leser.

Das unglückliche Schweidnitz hielt vier Belagerungen in diesem Kriege aus (wurde viermal erobert und wieder zurückerobert), die wir alle summarisch behandeln müssen, da nur die Resultate derselben von Belang für uns sind. Für Neugierige in betreff von Belagerungen, namentlich für wissenschaftlich Neugierige, gibt es vortreffliche Berichte über alle die schweidnitzschen und über andere Belagerungen von einem gewissen Hauptmann Tielcke, Artillerie-Hauptmann im sächsischen oder sächsisch-russischen Dienst, dem wir vielleicht im Laufe dieses Jahres auf einem anderen Felde flüchtig begegnen werden.

Zwölftes Kapitel / Belagerung von Olmütz

Fouqué war bei der ersten Bewegung gegen Schweidnitz und Landeshut abgeschickt worden, um gewisse Kroatenhaufen aus Glatz zu vertreiben, Zieten für einen ähnlichen Zweck nach der Umgegend von Troppau. Beide Aufträge wurden sofort vollkommen ausgeführt. Daun steht hinter der böhmischen Grenze (auch er erscheint zeitig im Feld, „traf den 13. März in Königgrätz ein") und exerziert emsig seine neuausgehobenen Truppen; verschanzt sich auf allen Punkten wie selten einer getan, „fällt ganze Wälder", wie gemeldet wird, macht Verhaue innerhalb von Verhauen — nicht zweifelnd, besonders nach diesen Zieten-Fouquéschen Anzeichen, daß Friedrichs Feldzug wieder ein Einfall in Böhmen sein werde. „Er soll es nicht wohlfeilen Kaufes tun!" hofft Daun. Und in der Tat sagen Kenner, der Einfall wäre auf dieser Seite kaum möglich gewesen, hätte Friedrich ihn versucht, was er nicht tat.

Nachdem Schweidnitz genommen und während Daun in das böhmische Problem vertieft war, bricht Friedrich (19. bis 25. April) unbegreiflicherweise von Grüssau und der Landeshuter Gegend auf, nicht gerade südwärts, wie Daun erwartet hatte, sondern gerade südostwärts, durch Neiße, Jägerndorf. Alle, oder alle außer Zieten und Fouqué, sind dieses Wegs gezogen — mit welcher Absicht? Wer kann das sagen, wenn Kunde davon zu Daun gelangt? In zwei Abteilungen 30 000—40 000 Mann stark durch Jägerndorf, immer weiter durch Troppau und erst dann in südlicher Richtung. Ein beachtlicher Marsch dieses listigen Feindes. Sie rücken rasch vor, seine 40 000 und er, längs jenes hochgelegenen Landrückens, der Wasserscheide des Schwarzen Meeres und der Ostsee, von der Aprilsonne frostig beleuchtet; ein Marsch in die Nebel der Zukunft hinein, die sich für Daun noch nicht aufklären. Als er den Marsch sich in Troppau südlich wenden sieht, geht Daun ein Licht auf: „Ha, er will also von Osten her in Böhmen einfallen?" Das ist noch eine Zeitlang Dauns Meinung, und er bricht auf der Stelle nach dieser Richtung auf, um ein ansehnliches Magazin zu retten, das er in Leutomischl da drüben hat. Daun hat von Skalitz bei Königgrätz, wo er sich befindet, nur etwa sechzehn Meilen, an-

statt der dreißig Meilen des Königs, zu marschieren. Trifft wenige Tage nach dem Könige in jener Gegend ein und postiert sich in Leutomischl, hinter Panduren verschleiert. Erst zwei Wochen später gewahrt er, daß es ein Marsch nach der Olmützer Gegend und den verflochtenen Gabeln des Morawaflusses war, um Olmütz zu belagern, was dieser listige Feind vollzogen hatte. Hierauf tummelte sich Daun, um endlich dorthin zu rücken, und obgleich sehr langsam und zaudernd, waren seine Maßregeln im übrigen untadelhaft und hatten glücklicheren Erfolg, als von einigen erwartet wurde.

Olmütz ist eine alte behagliche, kleine Stadt in den Ebenen von Mähren, mit Kuppeln und Türmen, die in keinem Verhältnis zu ihrem Umfang stehen. Ihre Bevölkerung zählt wenig über 10 000 Seelen. Sie hat ihren Fürst-Bischof mit kirchlicher Ausstattung, bei welchem Friedrich seinerzeit gewohnt hat. Eine Stadt, die Handel mit Leder und mit russischem und moldauischem Hornvieh treibt. Den slawischen Völkern denkwürdig wegen der großartigen tschechischen Bibliothek, die von den Schweden weggeführt wurde, glücklicherweise in die nächtige Finsternis [1]. Ferner wegen jenes kleinen Wenzels (des letzten Erben der tschechischen Böhmenkönige, deren sich kein Leser im mindesten erinnert), der hier auf der Straße umgebracht wurde — es ist bis zur Stunde ungewiß, von wem, wenn schon hinlänglich gewiß ist, zu wessen Vorteil jener Dolchstich endigte [2]. Des armen kleinen Wenzels Staub liegt unter jener höchsten Kuppel des alten Domes, falls jemand in unserer Zeit des Fortschritts an so etwas denken sollte. Auch der arme Lafayette saß hier in Gefangenschaft, nachdem er den Österreichern in die Hände geriet. Die Stadt treibt, wie gesagt Leder- und Viehhandel, hat viel mit Artillerie, viel mit Kirchentum zu tun — und Friedrich belagerte sie vergebens sieben Wochen lang in den heißen Sommertagen 1758. Friedrich ist schon früher mehr als einmal in Olmütz gewesen. Sein Schwerin nahm es einmal in einem einzigen Tage und hielt es monatelang zur Zeit des weiland mährischen Streifzugs. Aber der Ort ist nun verändert, ist ein Arsenal oder militärische Niederlage für Österreich geworden; ist stark befestigt und es ist ein Befehlshaber darin, der sich bei dieser Gelegenheit durch besondere Tapferkeit und Tüchtigkeit hervortut.

Friedrichs Olmützer Unternehmung hat es, besonders da sie mißlang, nicht an Kritikern gefehlt. Und allerdings war sie nach den gewöhnlichen Regeln kluger Vorsicht, hätten diese in seiner gegenwärtigen Lage Friedrichs Richtschnur sein können, nicht eine vorsichtige Unternehmung zu nennen. Aber wären Friedrichs Anordnungen pünktlich vollzogen und wäre Olmütz, wie es möglich oder wahrscheinlich war, beizeiten erobert

[1] Nach Stralsund (1645), „und es ist seitdem nichts davon gehört worden."
[2] S. oben, I. S. 113.

worden, so hätte die Sache ganz gut gelingen können. Herzog Ferdinand macht während dieser frühen Maitage tatsächliche Anstalten, den Franzosen über den Rhein zu folgen. Es ist nicht zu befürchten, daß uns französische Armeen dieses Jahr behelligen werden. Dohna hält die Schweden in Stralsund eingesperrt (sie könnten ausgehungert werden, wäre das Tauwetter nicht zu früh eingetreten), und in Hinterpommern hat er den General Platen mit einem mäßigen Detachement stehen, um Fermor und seine Russen zu beobachten. Dohna nebst Platen mögen die Russen ein wenig beschäftigen, wenn sie anrücken — was, wie wir wissen, langsamen Schrittes und spät in der Jahreszeit geschehen wird. Prinz Heinrich kommandiert in Sachsen mit ungefähr 30 000 Mann — des Königs Stellvertreter dort und anderes Ich. — „Tun Sie, was Ihnen das angemessenste dünkt; halten Sie keinen Kriegsrat!" — Prinz Heinrich, noch durchaus angriffsweise verfahrend, wartet ab, was für eine Reichsarmee zusammen kommen mag — hat bereits wiederholt Mayr mit Freikorps in den fränkischen Gegenden umherstreifen und deren Anfänge und Zurüstungen mit üblichem Nachdruck zerstören lassen und gedenkt selber auf eine noch nachdrücklichere Weise dahin zu folgen. Friedrich setzt voraus, daß Prinz Heinrich noch wochenlang seine Hände frei haben würde. Was auch soweit hinlänglich zutraf.

Und nun, gesetzt Olmütz ist unser und Wien selber von uns bedroht, würde nicht als natürliche Folge jeder österreichische Soldat dahin gezogen, Deutschland völlig von ihnen gesäubert werden? Und was soll in diesem Falle Prinz Heinrich hindern, über das Erzgebirge nach Böhmen zu rücken, Prag zu nehmen, sich hier mit uns zu vereinigen und Österreich gründlich zu überwältigen? — Österreich und das gesamte bunte Gesindel seines Anhangs: Königsberg, Stralsund, Bamberg, Russen, Schweden, Reichsstände — hier in Mähren würde das Schicksal von ihnen allen entschieden. Bist du siegreich in Mähren, so sind all diese lahmgelegt. Einen tüchtigen Stoß ins Herz, dann ist mit den Gliedern leicht fertig werden! So lautete Friedrichs Programm. Und wären nicht unerwartete Mängel in der Ausführung und zugleich viel offenbares Mißgeschick dazwischengekommen, so hätte dieser kühne Wurf um Mähren, ganz anders ausfallen können, als es geschah.

Der Marsch dahin (Aufbruch von Neiße am 24. April) war herrlich. Friedrich mit der Vorhut und der ersten, Keith mit der Nachhut und der zweiten Division, allezeit einen Tagesmarsch voneinander entfernt; in gehörige Kolonnen eingeteilt, zur größeren Schonung des Marsches und der Quartiere in den ausgehungerten Landen. So ziehen sie durch die stillen Gebirgsdörfer und an den oberen Gewässern der Oder und Morawa hin. Zieten weist die zudringlichen Kroatenschwärme ab. Fouqué bringt auf Tausenden von Wagen die ungeheuren Vorräte und das Belagerungsgeschütz von Neiße her. Er marschiert „in vier Abteilungen" in den gehörigen Zwi-

schenräumen, unter gehörigen Bedeckungen durch Jägerndorf, durch Troppau und weiter[1]. Jedermann ist pünktlich, Belagerer und Belagerungsmaterial sind am bestimmten Tag und Ort in Bereitschaft. Auch Daun hatte sich beeilt, sein Magazin zu retten. Daun war am 5. Mai in Leutomischl — etwa acht Meilen westlich der Morawa — wenige Tage nachdem Friedrich über Troppau, Gibau, Littau, Aschenwitz, Proßnitz auf dem östlichen oder linken Ufer in jener Gegend angekommen, und eine Woche, bevor Friedrich mit seinem Auskundschaften, dem Aufschlagen seiner Lager und Einnahme seiner Stellung fertig war. Vier Lager oder mehr (sie schmolzen zuletzt auf drei zusammen) auf beiden Ufern des Flusses, eine Arbeit die viel Zeit und Überlegung kostet. So daß der 12. Mai herankam, ehe Friedrich Olmütz selber in Augenschein nahm und seine eigentliche Aufgabe beginnen konnte. Indes Daun mit Hilfe seiner besten Kundschafter noch immer nicht imstande ist, zu erraten, was man im Schilde führe.

Von der Belagerung gedenke ich wenig zu sagen, obgleich umständliche, für den Artilleristen und Ingenieur nutzreiche Berichte vorliegen. Wenn sie dem Leser als hell leuchtendes viel besprochenes Ereignis vorstellbar gemacht werden kann, auf welches und dabei auf Friedrich die Augen von ganz Europa einige Wochen lang geheftet waren, so mag sie uns nunmehr in starker Verschwommenheit erscheinen. Keith führt den Befehl über die Belagerung, welcher von jedermann wegen seines pünktlichen stetigen Fortschritts gelobt wird. Balbi ist wie früher Ingenieur, gegen den, und zwar zuerst durch Keith selber, die Kritik lautet, er habe „die erste Parallele achthundert Schritt zu weit entfernt" angelegt — was die Arbeit und den nutzlosen Verbrauch von Schießpulver bedeutend vermehrte, indem das Feuer in einer so großen Entfernung keine Wirkung tut. Es gab mancherlei Kritiken: einige begründete, wie diese; einige eingebildete, wie z. B., daß Friedrich mit dem Schießpulver gegeizt habe, während es Tatsache ist, daß er nur das hatte, was von Neiße ungefähr vierundzwanzig Meilen weit hergebracht wurde — Troppau, seine letzte schlesische Stadt oder sicherer Platz (sein für den Augenblick) ist sechzehn Meilen weit entfernt — und daß er gezwungen war, sparsam damit umzugehen.

Man meint, Friedrich sei nicht eben so ausgezeichnet in der Belagerungskunst als in der Kriegführung im offenen Felde gewesen, was allerdings einigen Grund hat, wennschon nicht sehr viel. Wenn Friedrich ausdrückliche Ingenieurarbeiten unternahm, so finde ich, daß er sie gut ausführte: Zeuge sind Neiße, Graudenz, Magdeburg. Sein Balbi ging dem gegenwärtigen Anlasse fehl mit der Parallele. Viele Dinge gingen fehl! Aber das eigentliche Übel war seine große Entfernung von Schlesien und den Magazinen. Vierundzwanzig Meilen Gebirgstransport, davon sech-

[1] Marschroute bei Tempelhof II. 48.

zehn den feindlichen Angriffen ausgesetzt, für jeden Schuß Munition und für jeden Laib Brot, das war schwer auszuhalten. Und vielleicht hätte es kein anderer Kriegsapparat als ein preußischer mit einem Friedrich als alleinigem obersten Leiter solange aushalten können. Friedrich hielt es in erstaunlichem Maße aus und machte beharrliche Fortschritte. Und es herrscht kein Zweifel darüber, daß er Olmütz eingenommen haben würde, wäre nicht ein anderer Umstand dazugekommen, der sich nicht verwinden ließ. Nämlich der wirkliche Verlust einer Zufuhr, nachdem deren so viele sicher eingetroffen waren, und als, wie es scheint, nur noch diese eine nötig war. — Wir müssen etwas näher hierauf eingehen.

Hätte es Daun bei Olmütz gemacht wie der Herzog von Cumberland, als er sich um Tournay zu entsetzen bei Fontenoi in die Schlacht stürzte wie ein hannoverisch Roß, dessen Hals mit Donner bekleidet[1] und dessen Haupt aller Einsicht bar — welch ein Glück wäre es für Friedrich gewesen! Aber Daun versteht sich besser auf sein Handwerk. Daun, obgleich an Stärke überlegen, sitzt bei seinen Vorräten, entschlossen, sich auf keine Schlacht einzulassen. Durch keine Manövrierkunst wäre Daun zu einer Schlacht zu bewegen gewesen, selbst wenn es Friedrich diesmal sehr versucht oder gehofft hätte. Als Fabius Cunctator ist er hier am rechten Platz, nimmt unbezwingliche Stellungen ein, wozu keiner geschickter ist als er. Entsendet Streiftrupps nach der Troppauer Straße und wartet geduldig ab, bis sein gefährlicher, an Listen so unerschöpflicher Feind vielleicht bei seiner letzten Ration anlange oder inzwischen vielleicht irgendeinen Fehler begehe. Daun ist sich Friedrichs erstaunlicher Fähigkeiten bewußt. Als Bos (Stier) gegenüber dem Leo (Löwen) fühlt Daun, daß dessen Bewegungen ganz und gar katzenartig (felis-leonine) seien. Solch verstohlenes Umherschleichen, trügerische Bewegungen und falscher Schein, dann solche Geschwindigkeit des Sprunges und mit solchen Klauen — vernichtend für die Stier- oder Rhinozerosnatur. Welchen allen gegenüber Bos, wenn er nicht den kürzeren ziehen will, sicherlich nicht vorsichtig genug sein kann. Man hat Daun nachgesagt, daß er ängstlich behutsam gewesen, niemals, auch nicht in den unbezwinglichsten Stellungen, die geringste Vorsichtsmaßregel versäumte, sondern sich mit pedantischer Pünktlichkeit regelrecht befestigte, selbst bis zur Lächerlichkeit regelrecht, sagen Retzow und die Kritiker. Es war das einzige Mittel, das Daun zu Gebote stand. Ja, es ist eine starke, hartnäckige Geduld in diesem Manne, auch hartnäckiger Mut von stierartig, rhinozerosartigem Gepräge — stupide, wenn man will, der aber allezeit ruhig und gefaßt sein Bestes und Weisestes tut. Ein Charakter, der im Kriege oft von dem größten Wert ist, und dann und wann geschickteren Leuten viel Schaden zufügen kann. Rhinozeros Daun spielte

[1] „Hast du seinen Hals mit Donner bekleidet?" so lautet nach der englischen Bibelübersetzung die Stelle in Hiob (XXXIX. 19), welche Luther verdeutscht: „Kannst du seinen Hals zieren mit seinem Geschrei?" D. Übers.

seinem Leo mehr als einmal einen schlimmen Streich. Und einer davon, vielleicht der schlimmste nach Kolin, war, daß er ihn hier von Olmütz wegtrieb.

Dauns Benehmen dieser Olmützer Belagerung gegenüber wird selbst vom fabischen Gesichtspunkte durchaus nicht als glänzend betrachtet, sondern im Gegenteil als träge, geistlos, unentschlossen. Und in der Tat leistete er den Belagerten bis fast ganz zuletzt geringen Beistand. Beinahe drei Wochen lang (bis 23. Mai) saß Daun in Leutomischl unbeweglich auf seinem Brotkorb daselbst, acht Meilen oder mehr von Olmütz, und merkte nicht, daß es auf eine Belagerung abgesehen war. Am 27. bis 28. Mai eröffnete Balbi in jener fehlerhaften Weise seine erste Parallele. Vier Tage vor diesem rückt Daun ungefähr einen Tagemarsch näher heran nach Zwittau, nach Gewitsch (noch immer sechs Meilen westlich von Olmütz) noch immer an Böhmen, nicht an eine Belagerung denkend, sich noch immer an das Gebirge und an den Brotkorb haltend. Und dort bei Gewitsch, unbekümmert um Belagerung oder Nichtbelagerung, setzt sich Daun ziemlich unbeweglich während dieser fünfwöchigen Beschießung wieder fest und — ausgenommen daß Loudon und die leichte Reiterei stark darauf aus ist, Schaden anzurichten, „sie greifen mehr als einmal, doch vergebens, unsere Zufuhren an, und alarmieren fast allnächtlich irgendeinen unserer Vorposten, werden aber immer zurückgeschlagen" — tut so gut wie nichts. Sitzt ruhig hinter seinem undurchdringlichen Schleier von Panduren und läßt die Beschießung ihren Verlauf nehmen. Wäre nicht ausdrücklicher Befehl von Wien an ihn ergangen, Daun würde, glaubt man, sitzengeblieben sein, bis Olmütz genommen war, und sich dann wieder nach Leutomischl und dem unbezwinglichen Posten im Gebirge zurückgezogen haben. Auf ausdrücklichen Befehl — doch man lese zuvor folgende kurze Notizen zur Erläuterung:

Die „verderblichen Ausfälle" und dergleichen bei Olmütz waren hauptsächlich eine Erscheinung der Zeitungen und der Einbildungskraft. Aber gewiß ist, daß Olmütz diesmal trefflich verteidigt wurde. Der Kommandant, ein rüstiger geschickter Mann, benutzte prompt jeden Vorteil. Und die Besatzung und Einwohner halfen eifrig, so daß Friedrichs Fortschritt ungewöhnlich langsam war. Friedrichs Empfindungen diese ganze Zeit über und Balbis Empfindungen (der „seine ersten 1220 Schüsse völlig umsonst verschwendete", da er in zu weiter Entfernung angefangen) kann man sich denken — sein Ton gegen Balbi ist oft herbe genug! So als er persönlich (am 9. Juni) Balbis Parallele (drüben auf dem Gipfel des Tafelbergs) besucht und ihn fragt, wann er damit zu endigen gedenke? Auf der Westseite von Olmütz und des Flusses (die Ostseite ist größtenteils unter Wasser gesetzt) da findet die Beschießung statt: einundsiebzig schwere Kanonen. Keith führt auf seine geschickteste Weise den Befehl. Keith hat ungefähr 8000 Mann zu Fuß und zu Roß, geschäftig und wachsam die Gesichter gegen Osten. In einem Ringe von vier oder hauptsächlich von drei Lagern Proßnitz, Littau und Neustadt, das auf dem andern Ufer des Flusses liegt), welche sämtlich westwärts oder nordwestwärts blicken, ungefähr zwei oder vier Meilen von Keith (das Hauptquartier ist zumeist in Proßnitz, dem Hauptlager), macht Friedrich

Front gegen Daun. Welcher in einer Entfernung von weiteren zwei oder vier Meilen, großenteils noch immer sechs oder acht Meilen von Olmütz, meistens hinter einer Wolke von Panduren verschleiert, ihm konzentrisch gegenübersteht.

Von Friedrichs Ungeduld hören wir wenig[1], obschon sie groß gewesen sein muß. Prinz Heinrich ist in Bereitschaft für Prag. Vieles ist in Bereitschaft, wäre nur Olmütz genommen! Am 22. Mai war Prinz Heinrich in eigener Person mit einem stärkeren Korps Mayr gefolgt, um die Reichsvölker zu vernichten — und ist nun in Bamberg und dem Bamberger Land. Und ist sogar in Bayreuth selber, wo sich vor kurzem das Lager des neuen Reichsgenerals, Sr. Durchlaucht von Zweibrücken, und seines entstehenden Reichsheeres befand, welches eine Woche vorher nach Böhmen, „nach Eger und dem Saatzer Kreise" abmarschiert ist. Man denke sich diese Einkehr Heinrichs bei der armen Wilhelmine, das letztemal, daß sie einen Bruder oder die alten preußischen Monturen sah, die sie von Zweibrücken und den leidigen Gästen befreiten! Unsere arme Wilhelmine ist leider dieses Jahr kränker denn je, geht in der Tat dem Tode entgegen und ist vermutlich nun und fortan das bitterste, erhaben-tragische von Friedrichs Leiden. Am 12. Juni starb Friedrichs schmollender Bruder, der Prinz von Preußen; auch dies sollte er im Lager bei Olmütz erfahren. ‚Woran ist er denn gestorben?' frug Friedrich den Überbringer der Botschaft, einen gewissen Major. ‚An Gram', sagte der Major. Friedrich erwiderte nichts.

In der letzten Mainacht hat Herzog Ferdinand mittels geschickter militärischer und sonstiger Führung den Übergang über den Rhein bewerkstelligt; jagt abermals die Franzosen vor sich her, welche, als die bei weitem zahlreicheren, doch sicherlich einigen Widerstand werden leisten müssen. So daß demnächst eine Schlacht — laßt uns hoffen ein Sieg, zu erwarten ist. Was auch wirklich drei Wochen nachher aufs schönste zutraf[2]. Andererseits wiederum sind Fermor und seine Russen in Bewegung, rücken seit dem 16. Juni in großen Massen unaufhaltsam, wenn auch langsam, gen Brandenburg. Wie sehr steht zu wünschen, daß die Belagerung von Olmütz beendigt wäre!

Auf ausdrücklichen Befehl von Wien regte sich Daun endlich, setzte sich behutsam wieder in Bewegung, entsandte einen geschickten Husarengeneral über den Fluß hinüber — „Seid doppelt emsig nun, ihr sämtlichen Loudons, St. Ignons, Ziskowitze!" — einen gewandten Husarengeneral, der unter anderen elfhundert Mann auserlesene Grenadiere bei sich hat. Und er selber rückt behutsam südwärts und ostwärts den Belagerungslinien näher. Der Husarengeneral schien unsere Lager bei Neustadt und die dortigen Vorposten zu bedrohen. Seine wirkliche Absicht aber war, die elfhundert Grenadiere nach Olmütz hineinzuwerfen (die der Kommandant gut gebrauchen kann). Was der gewandte Husarengeneral mittels geschickten Manövrierens und dank Wegweisung der Landleute „durch buschige Wälder und auf Nebenwegen" auf jener Ostseite des Flusses (ungeachtet, daß Zieten gegen ihn ausgesandt wurde) vollständig bewerkstelligte, ohne sich von Zieten beirren zu lassen, bis es vollbracht war. Nachdem dies geschehen, rückt Daun noch weiter südlich den Belagerungslinien näher. Und in Proßnitz am Morgen des 22. Juni sieht Friedrich

[1] Heldengeschichte V. 206—209. Wilhelmines hübscher Brief an Friedrich („Bayreuth, 10. Mai"); Friedrichs Antwort („Olmütz, Juni 1758") in Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 313—315.

[2] Schlacht bei Krefeld, 23. Juni.

mit eigenen Augen Daun auf den Höhen gegenüber Posto fassen und sagt zu jemandem neben ihm: „Voilà les Autrichiens, ils apprennent à marcher! (Da sind die Österreicher, sie lernen marschieren!)" — Lernen laufen wie die kleinen Kinder in einem gewissen Entwicklungsstadium (denn „marcher" hat auch diese Bedeutung, obgleich ich nicht weiß, daß der König diesen Sinn damit verband). Sie haben viele Dinge gelernt, seitdem Ew. Majestät zuerst mit ihnen zusammentraf. Friedrich hielt dafür, daß Daun nun endlich eine Schlacht zum Ersatz von Olmütz beabsichtige, und traf einige Anstalten zu dem Ende. Aber das ist keineswegs Dauns Vorhaben, wie Friedrich binnen weniger Tage zu seinem Schaden erfahren wird. Am selben Tag ist Daun wieder verschwunden, noch immer in südlicher Richtung, wieder hinter einem Schleier von Panduren.

Mittlerweile schreitet die Belagerung trotz alledem vor. „Am 22. Juni hatten Balbis Laufgräben das Glacis erreicht und wurden von da weiter geführt" — am 22. Juni, an demselben Tage, da Daun auf einen Augenblick erschien und die Verstärkung sich in die Festung hineinstahl. In weiteren vierzehn Tagen, verspricht Balbi, soll die Sache beendigt sein. Aber Lebensmittel und Munition sind unerläßlich. Noch eine starke Zufuhr von Troppau, „zwischen drei- und viertausend Wagen", Mehl, Geld, Eisen und Pulver. Friedrich hofft, diese eine, wenn er sie erhalten kann, werde genügen. Oberst Mosel soll diesen Zug geleiten, ein entschlossener erfahrener Offizier, mit ungefähr viertausend Mann Fußvolk und Reiterei, sicherlich eine hinreichende Bedeckung. Jedoch da Daun sich regt und seine Loudons, Ziskowitze und leichten Truppen umherschleichen, so befiehlt Friedrich Zieten, diesem wichtigen Zug mit noch etlichen tausend Truppen entgegenzugehen und das Kommando des Geleites zu übernehmen. Mosel sollte am 26. Juni von Troppau abgehen. Zieten rückt am zweiten Tage nachher von der Olmützer Seite her ihm entgegen. Und man hofft, daß nun in dieser Beziehung alles sicher sei.

Das Fortschaffen von dreitausend vierspännigen Wagen unter Bedeckung auf achtzehn Meilen Wegs ist eine Unternehmung, desgleichen zu Hause sitzende friedliche Leser sich nicht leicht vorstellen können — geschweige den Angriff auf einen solchen Zug! Die ganze Kriegskunst kennt kein Problem, das Chaos in einen kosmischen Zustand zu zwingen, welches diesem gleichkäme. Da sind z. B. 12 000 Pferde zu beschlagen, zu schirren, zugfähig und in Ordnung zu halten; ungefähr sechstausend Fuhrleute, schwerfällige Bauern; sodann diesen nachziehend, in mannigfaltigem gebrechlichen Fuhrwerk mit allerlei Zugvieh, ein- oder zweitausend Manns- und Weibspersonen von der Marketendergattung, nicht von auserwählter Qualität, obschon wir auch auf sie ein scharfes Auge haben. Der Zug erstreckt sich meilenweit (bis auf vier Meilen weit, sagt Tempelhof), es sei denn, daß man ihn an günstigen Punkten auf eine Meile zusammendrängt, indem man zur besseren Verteidigung vier Wagen tief marschiert.

Die Bedeckung marschiert in drei Haufen oder Brigaden; Vorhut, Mitte, Nachhut, mit dazwischen zerstreuten Abteilungen. In einer größeren Ausdehnung als vier Meilen können sich die Teile nicht gegenseitig unterstützen. Das Einbrechen eines Feindes auf euch an irgendeinem schwierigen Punkt der Straße, in einem bewaldeten Hohlweg oder dergleichen, und das Spielen von Kanonen und Kleingewehrfeuer und Anstürmen von Husaren auf ein solches Objekt muß eine Verwirrung anstellen! Einige Befehlshaber teilen, da die Straße bisher meistens friedlich gewesen, ihren Train in etwa vier Teile, die mit ihren teilweisen Bedeckungen in Zwischenräumen von jedesmal einem Tag zwischen zweien marschieren. Dies hat keine augenfälligen Vorteile, hängt aber natürlich davon ab, daß die Straße wenig beunruhigt ist, damit eure teilweise Bedeckung hinreicht um Angriffe abzuweisen. In ihrer emsigen, langsamen Weise sich fortmühend, brauchen diese Trains ungefähr sechs Tage von Troppau (von Neiße nach Olmütz brauchen sie elf Tage, aber die ersten fünf sind friedlich[1]). Eine größere Geschwindigkeit läßt sich nicht erzielen, wenn man die Saumseligen und Irregulären beisammen halten und Nachzügelei verhindern will. Die Schleppe deines Aufzugs wird, wenn du schneller gehst, von den Büschen zerrissen. Diesmal jedoch wird Oberst Mosel seine Schritte beschleunigen und zumal in einem einzigen Haufen ziehen müssen, da die Umstände kritisch sind, wie Mosel weiß und schlimmer, als er vorerst noch weiß.

Daun, der in dieser Gegend allenthalben Freunde hat, und dem es nicht an Spionen mangelt, hat gewöhnlich Kunde von den Geleitzügen. Namentlich erhielt er zeitige Kunde von diesem wichtigen. Bisher hatte Daun nichts sehr Ernstliches und nichts mit Erfolg gegen die Zufuhren unternommen. Die preußischen aufgestellten Korps und sonstigen Maßregeln sind von der Art, daß selbst Loudon wenn er sein mögliches tat, nichts ausrichten konnte. Und gewöhnliche, herumstreichende Husarentrupps können in einem solchen Dienst ebenso leicht eine Schlappe erhalten als erteilen. Der vorsichtige Daun ist hinlänglich beschäftigt gewesen, sein eigenes Lager gesichert zu halten und wenn möglich Nachrichten oder ein Wort der Ermunterung, höchstens kleine Verstärkungen nach Olmütz zu schaffen. Jetzt aber wird es augenfällig, daß von zwei Dingen eins geschehen muß. Entweder dieser Geleitzug muß weggenommen oder eine Schlacht gewagt werden, und daß in Ermangelung dieser beiden das unvermeidliche dritte Ding der sofortige Fall von Olmütz sei.

Generalmajor Loudon, der beste Streifzugführer der Zeit (und bessern Dingen entgegenreifend) hat gewöhnlich einen Truppenkörper von etwa 10 000 Mann unter sich, wovon vier Regimenter reguläre Grenadiere sind, und ist gegen die Zufuhren, wenn auch bisher erfolglos, tätig gewesen. So möge denn der tüchtige Loudon mit verstärkter Macht einen Angriff

[1] Tempelhof II. 48.

auf diesen so wichtigen Zug von der Westseite des Flusses aus machen, ein tätiger Ziskowitz auf der Ostseite, wo die Straße selber ist, mitwirken; und beide mögen ihr Außerstes versuchen! Dies ist Dauns Plan, der nun in der Ausführung begriffen ist. Anstatt an jenem Tage, als Friedrich ihn sah, eine Schlacht zu beabsichtigen, stahl Daun sich behutsam an ihm vorüber, um weiter unten den Fluß zu überschreiten und selber die Operation zu unterstützen. Also ist Daun über den Fluß gegangen und hat sich wieder nördlich auf den geeigneten Punkt zu gewendet. Ziskowitz steht in gehöriger Stärke am geeigneten Platz, ebenfalls auf dieser östlichen Seite. Loudon auf der westlichen Seite geht über Muglitz, Hof[1], macht einen langen tiefen Bogen weit westwärts und bergwärts von allen preußischen aufgestellten Korps und Vorsichtsmaßregeln, und gänzlich vor ihnen verborgen. Loudon zielt darauf ab, am rechten Tage in der Nachbarschaft von Troppau, „Güntersdorf bei Bautsch" zu sein und Mosel auf seinem Durchzug daselbst einen unerwarteten Besuch abzustatten.

Oberst Mosel, der seine endlosen Trains mit trefflicher Vorsicht und mit den geschicktesten Anordnungen (sagen die Bücher) gegen bewußte und unbewußte Gefahren leitete, war Montag, den 26. Juni, von Troppau aufgebrochen und rumpelt vielrädrig dahin. Die durch die starke Passage und das nasse Wetter tief ausgefahrenen Wege waren so schlecht wie möglich. Man marschierte vielleicht schneller als gewöhnlich, der holpernde Train geriet in arge Verwirrung. Mosel hielt den anderen Tag einen Rasttag, um die Saumseligen an sich zu ziehen; brachte zwei Dritteile derselben wieder in Marschordnung; den Rest ließ er als unbrauchbar zurückkehren. Man sagt, wäre dieser unbedeutend scheinende Rasttag nicht gewesen, so würde Loudon nicht rechtzeitig in Güntersdorf eingetroffen sein, noch daselbst und anderwärts, wie geschah, angegriffen haben. Mit Tagesanbruch (Mittwoch, den 28.) ist Mosel wieder auf dem Marsch, holpert schwerfällig vorwärts von seinem Quartier in Bautsch. Etliche Stunden Wegs davon, bei Güntersdorf, gewahrt er Loudon in den Engpässen vor sich postiert. Welch ein Anblick für Mosel in seinem Charakter als Wagenführer, der mit der Sonne aufgestanden! Jedoch überwand Mosel diesmal Loudon und die Engpässe. Er ließ seinen Train haltmachen, stürmte gegen die bewaldeten Höhen und das schwierige Gelände an, nahm Loudons Kanonen weg, schlug Loudon mit ungestümer Bravour zurück und schickte ihn für jetzt wieder seiner Wege.

Loudon würde, vermute ich, den Kampf fortgesetzt haben, hätte er nicht gewußt, daß sich wenige Stunden weiter eine bessere Gelegenheit darbieten würde. Loudon hat diesen Geleitzug wohl studiert. Er weiß, daß Zieten mit soundso viel Mann heranrückt, daß Ziskowitz mit soundso viel zu ihm, Loudon, heranrückt; daß Zieten keine Verstärkung an sich ziehen kann

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.

(denn alle Wege sind gestern durch unser Zuvorkommen besetzt); daß Ziskowitz es tun kann, falls es nötig werden sollte, und daß bei Domstädtl ein Engpaß oder verflochtener bewaldeter Hohlweg von unvergleichlicher Art ist! Mosel zieht den ganzen Tag unbelästigt mit seinem Train voran. Am Abend erreicht er sein beabsichtigtes Quartier, das Dorf Neudörfl, und trifft Zieten daselbst. Ein freudiges Zusammentreffen, wie man sich wohl denken kann, aber auch ein banges im Bewußtsein, daß Domstädtl am folgenden Morgen zu passieren ist. Loudon hält diesen Tag Abrede mit Ziskowitz, zieht alle mögliche Verstärkung an sich und trifft seine Maßregeln. Donnerstag früh findet Zieten den Train in einem so unmarschfertigen Zustand, da kaum noch die Hälfte desselben angekommen ist, daß er und Mosel den ganzen Tag damit zubringen müssen, denselben neu zu ordnen. Freitag früh, den 30. Juni, machen sie sich wieder auf den Weg — Freitag harrt ihrer die Katastrophe.

Der Paß von Domstädtl, in die dunkle Abgelegenheit von Mähren gehüllt, ist mir und meinen Lesern unbekannt. Und auch mit Hilfe des Augenscheins oder sonstiger Hilfe vermöchte die menschliche Feder oder der menschliche Verstand wohl kaum das mindeste Bild von dem zu geben, was nun dort erfolgte und Domstädtl fortan zu einer denkwürtigen Örtlichlichkeit machte. Man denke sich Zieten und Mosel mit ihrer wüsten langsamen Wagenflut, mit Besorgnis und Behutsamkeit einherholpernd — die Vorsichtsmaßregeln werden verdoppelt, nun da man des waldigen verflochtenen Geländes bei Domstädtl ansichtig wird. „Pah, es ist wie vermutet. Dort schmettern die österreichischen Kanonensalven, Reiterangriffe, Kleingewehrfeuer, sobald unsere ersten Wagen den Paß betreten — es wird ein Stück Arbeit absetzen!" Unentwirrbar für die Menschheit in der Ferne, ja selbst in der Nähe. Hie und da ein Zug des Hergangs ist alles, was auch der fleißigste Forscher als erkennbar erfassen kann. Die Bedeckung in drei Hauptkörpern, Vorhut, Mitte, Nachhut, marschiert zu beiden Seiten. Die Infanterie auf der Rechten, Reiterei auf der Linken, wo der Boden ebener ist. Die genaue Länge, welche der Train bei seinem Marsche an diesem Punkte einnahm, ist nicht angegeben. Aber wir wissen, daß er sich stundenweit erstreckte, und daß Pferde und Fuhrleute von kaum bezähmbarem panischen Schrecken ergriffen wurden. Und wir erkennen dunkel insbesondere hier das menschliche Drillmeistertum, wie es das Unmögliche versucht, um das Chaos zu bändigen. Der arme Fuhrmann, über dessen Haupt die Kugeln fliegen, kehrt seinen Wagen um und fährt heimwärts, wenn dein Auge sich von ihm abwendet. Oder noch besser und bequemer, er schneidet seine Stränge ab, steigt in einem günstigen Moment auf und reitet unter Hinterlassung seines Fuhrwerks in schwerfüßigem Galopp davon. Selten hat das menschliche Drillmeistertum eine solche Aufgabe gehabt.

Die preußische Vorhut, ein gewisser Krokow ist ihr Anführer, schlug

jenen ersten österreichischen Angriff zurück, fegte den Paß einige Minuten lang rein, gelangte mit ihrer Wagenabteilung, oder mit einem Teil davon, 250 im ganzen, rasch hindurch und machte dann auf der sichern Seite halt, um abzuwarten, was Zieten mit dem übrigen Teil tun werde. Zieten tut sein Bestes und Tapferstes, wie alle es tun; hält sein Wagenchaos gebändigt, stellt es im Viereck als eine Wagenburg auf, stellt seine Truppen, seine Kanonen, sein Pelotonfeuer aufs vorteilhafteste ringsherum auf. Fällt wütend auf alle mögliche Weise aus gegen den wütenden Loudon auf dieser, gegen den wütenden Ziskowitz auf jener Flanke. Erstürmt Hügel, verliert sie wieder, schlägt zurück und wird zurückgeschlagen (das Wagenchaos wird immer schwieriger zu bändigen). Bemerkt schließlich, daß er geschlagen sei, daß das Wagenchaos u n bändig geworden (man denke es sich!) — und daß er, Zieten, zurückweichen müsse, rücklings wenn möglich. Er wich zurück, fechtend auf dem ganzen Weg bis nach Troppau, und der Transport ist zersprengt und dem Feinde zur Beute geworden.

Krokow mit den 250 Fuhrwerken brach wieder auf, als er die Pulverwagen in die Luft fliegen hörte (die der Feind in Brand gesteckt) und als das Kanonen- und Musketenfeuer einen nördlichen Lauf nahm und in dieser ominösen Richtung verhallte. Diese 250 waren die einzigen Fuhrwerke, welche ankamen. Zum Glück war das Geld, eine große Summe, durch Zietens Vorsicht auf die vordersten dieser Wagen gepackt. Der übrige Teil des Transports, Kugeln, Pulver, Mehl, war für Loudon wenig wert, aber für Friedrich in diesem Augenblick unschätzbar. Und er ist zersprengt und in den Schlund des Chaos und der Kroaten gefallen. Unter den tragischen Verlusten dieses Geleitzuges ist einer, der uns noch jetzt nahe geht. Eine lange, fast gerade Reihe junger preußischer Rekruten liegt unter den Getöteten dahingestreckt. Wer sind diese? Es waren 700 Rekruten, die kaum sechs Monate eingeübt, aus ihren Dörfern in den Krieg zogen. Sieh, wie sie bis in den Tod gefochten haben, die armen Burschen, und sind mit Ehren plötzlich von des Lebens Mühen befreit worden. Ihrer siebenhundert standen sie heute früh in den Waffen. Ihrer fünfundsechzig werden nach Troppau zurückgelangen. So steht die Rechnung. Sie liegen dort mit ihren frischen Wangen und hellem Haar, schön im Tod — hätten nicht edler handeln können, obschon der geweihte Dichter bisher nichts von ihnen gesagt hat — und nichts zu sagen braucht, bis die Zeiten bei ihm und uns sich bessern. Ade, meine edlen jungen Brüder; so tapfer, so bescheiden, kein Spartaner und kein Römer war es je mehr; möge das Stillschweigen euch zum Segen gereichen!

Gewissen gangbaren Meinungen zuwider stellt es sich erfreulich heraus, daß während dieses Krieges ein beträchtliches Feuer von Begeisterung für ihren König in den Preußen loderte. Begeisterung, die gut verdeckt gehalten wurde und nicht in Reden oder geräuschvollem Pathos aufging, sondern in jedem Rang und Stand sich in praktischen Bestrebungen äußerte,

mitzuhelfen in diesem gewaltigen Kampfe, der ebensowohl der ihrige als der seinige war. Wir haben von der kleinen armen Flotte der pommerschen Stände gehört, von ihren zwölf Kanonen, die alle von den Schweden weggenommen wurden. Auch von Milizregimentern, die bei Kolberg gute Dienste leisteten, werden wir vielleicht später flüchtig vernehmen. Den Landadel oder die höheren Stände beseelt ein achtbarer Eifer für ihren König. Sodann unter den Bauern oder dem niederen Stande. — Hier sind siebenhundert, die sich wacker bewährten da, wo er sie hingestellt. Und ihre Mütter — seid spartanisch auch ihr Mütter! In Friedenszeiten, so sagt uns Tempelhof, ist die preußische Mutter gewöhnlich stolz darauf, ihren Sohn im Dienst dieses Königs zu wissen. Eine Bauersfrau erzählt dir wohl: „Ich habe drei Söhne, alle im Regiment" (Billerbeck, Itzenplitz, oder welches das Kreisregiment immer sein mag). „Der älteste ist zehn Zoll" (mißt fünf Fuß, zehn Zoll). „Der zweite ist neun, der dritte acht, er ist freilich noch jung."

Daun führte am Tage dieses Vorgangs bei Domstädtl, und um denselben zu maskieren, da er die Wichtigkeit der Sache begriff, verschiedene weitläufige Bewegungen aus. Rückte auf mehreren Brücken über den Fluß, dann hierhin, dorthin, labyrinthisch hin und her, auf der entfernteren Seite von Olmütz, während Friedrich ihn beobachtete, ob er etwa zu etwas Bestimmtem heranreife, und mittlerweile mit der Beschießung fortfuhr; vielleicht auch Hoffnung hegte, daß es zu einer Entscheidungsschlacht kommen würde. Von dem Unglück bei Domstädtl konnte Friedrich nichts wissen, da Loudon die Wege versperrt hatte. Daun ließ es keineswegs zu einer Schlacht kommen. Die Nachricht von dem erlittenen Verlust erreichte Friedrich zeitig am folgenden Tag (Samstag, den 1. Juli). „Er versammelte gleich seine Generäle und sprach einige ermutigende Worte zu ihnen", Worte, wie man sich sie denken kann. Friedrich sieht ein, daß es mit Olmütz vorüber sei, daß dieser dritte Feldzug, dieser dritte Stoß nach dem Herzen des Feindes soweit noch weniger geglückt ist als all die übrigen. Daß er unverzüglich diese Olmützer Belagerung ohne irgendwelchen Erfolg aufgeben und andere Methoden und Mittel versuchen müsse. Kein klagendes Wort, heißt es, wird in solchen Fällen von Friedrich vernommen. Sein Gesicht ist allezeit hoffnungsvoll, der Ton seiner Stimme heiter. Ein Mann in Friedrichs Stellung bedarf sehr viel Stoizismus, griechischen oder anderen.

Jene Samstagnacht ist das preußische Bombardement ganz ungemein wütend und anhaltend. Noch in keiner Nacht war es so heftig. Die Preußen verschießen heute Nacht ihre überflüssige Munition, lassen nicht eher damit nach, bis der Sonntag angebrochen ist. Am Sonntag selbst, als das Packen und die Zurüstungen sämtlich vollendet und „Keith mit über viertausend Wagen seit früh 2 Uhr sicher auf dem Wege ist", verschwinden die

Preußen langsam in langem, ruhigem Zuge, mit klingendem Spiel, unbehelligt von Daun. Und lassen, so rühmen sie sich, nichts zurück als fünf oder drei Mörser, aus welchen man bis zuletzt feuerte, und eine Kanone, welcher irgend etwas zugestoßen war.

Von dem Rückzug wäre viel zu sagen, was belehrend für wißbegierige Militärs ist. Ein außerordentlich schöner Rückzug nach Aussage aller Sachverständigen, wovon meine Leser aber nur die Umrisse und Ergebnisse zu wissen begehren. Daun, meinte man, hätte Friedrich auf diesem Rückzug vernichten müssen; aber er fügte ihm keinen Schaden zu. In der Tat, eine Woche lang vermochte er die Tatsache gar nicht zu fassen und wich nicht von der Stelle — auf dem jenseitigen, oder unrechten Ufer des Flusses, wo er sich befand. Daun hatte niemals gezweifelt, daß der Rückzug nach Schlesien erfolgen werde. Und er hatte Truppen entsendet und es darauf angelegt, in dieser Richtung etwas dagegen auszuführen. Aber sieh, was für Straßen sind dies, wohin zielen diese Bewegungen? Im Verlauf von ungefähr einer Woche zeigt es sich, daß der Rückzug, der auf verschiedenen Straßen, zuweilen auf dreien zugleich geschieht, auf Leutomischl hinstrebt, geradeswegs nach Böhmen, anstatt nach Schlesien, und daß Daun sieben Tage hinter demselben zurück ist, unfähig, nun etwas auszurichten. Nicht einmal das Magazin in Leutomischl konnte man wegschaffen und selbst nicht ganz verbrennen.

Nachdem Keith und das Gepäck erst sicher in Leutomischl angekommen (am 8. Juli), geht alles in ruhigen, langen Kolonnen, Friedrich an der Spitze, um die Pässe zu öffnen. Am 14. Juli nach ferneren fünf Märschen überfällt Friedrich Königgrätz, zerstreut, was sich an Widerstand vorfindet, und setzt sich hier in einer, wie er wohl weiß, für unbezwinglich gehaltenen Stellung fest, um vom Lande zu zehren und die Begebenheiten zu überschauen. Die viertausend Gepäckwagen kamen so ziemlich alle herein. Fouqué führte den Befehl über die erste Abteilung und einen untergeordneten Befehl über das Ganze. Ein äußerst strenger, fast pedantischer Mann und von sehr hitziger Gemütsart. „Hé, d'où venez-vous?“ fuhr er scharf den ältern Retzow an, der eines Tages, um großes Unglück zu verhüten, seine befohlene Stellung verlassen hatte. „Wie kommen Sie hierher, mon Général?“ „Auf der Heerstraße, Ew. Exzellenz!“ antwortete Retzow mit gesetztem steifen Tone[1].

Keith selber übernimmt die Nachhut, den kitzligsten Posten von allen, und führt sie gut und mit Erfolg, wie das seine Art ist, unter körperlichen Leiden zur Zeit, aber mit seiner üblichen Wachsamkeit, Vorsicht und Tatkraft. Eigenschaften, die gewöhnlich im Kriege von Erfolg sind. Er bestand einige Scharmützel mit Loudons Kroaten; aber sie hatten nichts auf sich. Seinen Hauptangriff machte Loudon bei Holitz, einen Tagemarsch von

[1] Retzow I. 302.

Königgrätz. Ein heftiger, gut angelegter Kampf, der sich zu einer Zeit günstig für ihn anließ. Aber Keith hörte die Kanonade in der Front, eilte herbei mit frischer Kavallerie, mit frischem Scharfsinn und feuriger Tatkraft. Ließ Reiterei vorsprengen, besetzte wichtige Anhöhen und machte dem Gefecht schnell ein Ende. Ein Mann von hinreichendem Feuer und rasch mit Zuschlagen, wo es nötig, obschon gewöhnlich so ruhig. „Sagen Sie dem Herrn —" irgendeinem General, der bei dieser Gelegenheit zu dumm oder zu lässig schien — „sagen Sie dem Herrn von mir," befahl Keith seinem Adjutanten, „er möge wohl etwas Rechtes sein, aber ein Mann sei er nicht!" („Qu'il peut être une bonne chose, mais qu'il n'est pas un homme[1]!") Der treffliche Keith mit seiner eigenen Mundart — der breite schottische Akzent, merkt man, klingt noch bei ihm nach! Er ist nun über sechzig, leidet an Asthma und denkt wohl mitunter daran, seine Feldzüge zu beschließen. Und in der Thal ist er im Begriff, sie zu beschließen, früher, als er oder irgendeiner es erwartet hatte.

Daun gelangte, indem er seine Schritte und Stellungen in letzter Zeit mit dreifacher Vorsicht wählte, eine Woche nach Friedrich in die Nachbarschaft von Königgrätz und blickte voller Verwunderung hinab auf Friedrichs neue Niederlassung daselbst. Futter ist ringsum in Überfluß und das Getreide in den Halmen. Und hier, merkwürdig genug, hat sich Friedrich im Innern jener unzähligen Daunschen Feldschanzen und „Wälder von Verhauen" festgesetzt und könnte doch noch einen ganz hübschen „böhmischen Feldzug" machen, wäre Daun der einzige Gegner, mit dem er zu tun hatte! Sachkenner sind der Meinung, daß Daun mit all seiner Überzahl Friedrich dieses Jahr nicht hätte vertreiben können[2]. Daun versuchte sich an ihm mit den Pandurenmethoden. „1000 Kroaten nahten Königgrätz verstohlen um 1 Uhr in der Nacht" u. dgl. m. Aber diese Methoden halfen nichts. Die einzige wirksame Methode, ihn in offener Feldschlacht zu schlagen, würde Daun niemals gegen ihn versucht haben. Was vertrieb Friedrich also doch? — Man lese folgende Tatsachen und kurze Andeutungen von Ereignissen an anderen Teilen des großen Kriegstheaters. „Konitz" ist eine kleine polnische Stadt, halbwegs zwischen Danzig und Friedrichs Gebiet.

Konitz, 16. Juni 1758. An diesem Tage kam Fermor in seinem Hauptlager hier an. Seit vielen Wochen ist er in kleinen Haufen über die Weichsel hierher vorgerückt, in verschiedene kleine Lager, mit herumstreifenden Kosakenschwärmen, welche General Platen im Zaum hielt. Aber nun da sein ganzes Heer herüber und wieder vereinigt ist, schickt Fermor Kosakenschwärme von ganz anderer Wucht und Wildheit aus und ist bereit anzufangen — noch immer ein wenig ungewiß, wie. Seine Kosaken

[1] Varnhagen, Leben des usw. Jakob von Keith S. 227.

[2] Tempelhof II. 170—176, 185 — welcher unglücklicherweise nach Soldatenart hier wie nur zu oft anderwärts nicht die arithmetischen Zahlen von jedem gibt, sondern „Bataillons" und „Schwadronen" zählt, welche außer in Friedenszeit eine völlig ungewisse Quantität sind. Man kann ungefähr annehmen 75 000 gegen 30 000.

unter ihren Demikows, Ranzows, nicht zu tüchtigem Fechten, aber zu endlosem mordbrennerischen Unheil in der Umgegend fähig — streifen weit voraus in das preußische Gebiet. Platen, Hordt und andere Freikorps gehen ihnen tapfer zu Leibe, aber alle Schläge nützen nichts. „Sie äschern die Stadt Driesen" (wo Hordt ihnen hart zugesetzt), „die Stadt Ratzebuhr und neunzehn Dörfer in der Umgegend ein"; verbrennen alle Frauen und Greise, namentlich einen armen alten Prediger. Umbinden ihn mit Strohgewinden, zünden ihn dann an und gehen fort, überlassen ihn so sich selbst — und sind ärger als Teufel oder Hyänen. Platen kann sie trotz eifrigster Bemühung nicht im Zaume halten, zuletzt Platen und Dohna zusammen nicht. Dohna ist (18. Juni) von Stralsund gegen sie aufgebrochen und hat die armen Schweden ausgelassen (sie sind auf ungefähr siebentausend zusammengeschmolzen, so schädlich war ihre Stockfischnahrung), da diese hyänenartigen Kosaken noch viel dringender seine Gegenwart erheischen. Dohna ist tätig und versetzt ihnen manche Schlappe; aber Dohna kann ihre Zapfenwurzel nicht zerhauen, d. h. es mit Fermor aufnehmen und ihn schlagen. Anders kann ihnen nicht nachhaltig Einhalt geschehen[1].

Zschopau (in Sachsen), 21. Juni. Prinz Heinrich hat das Bambergische verlassen und ist wieder zurück, bei Zschopau und in der Umgegend, auf der Südseite von Sachsen sorgfältig postiert. Seinen Blick auf die Pässe des Erzgebirges gerichtet, wo er nun bei der Wendung, welche die Dinge bei Olmütz genommen, augenscheinlich einen Einbruch zu gewärtigen hat, anstatt einen zu machen. Die Reichstruppen allein, die im Saatzer Kreis förmlich auf den Beinen sind, zählen 35 000 Mann. Dazu kommen 15 000 Österreicher von solider Qualität. Das gibt zusammen eine Reichsarmee von 50 000 Mann dieses Jahr. Und sie wird sicherlich in Sachsen einfallen, obgleich sie in keiner großen Eile damit ist; sich erst kommenden August in Bewegung setzt und den Prinzen Heinrich vollkommen auf seiner Hut und ein wenig gegen ihn auszurichten finden wird, trotzdem er nur halb so stark ist.

Krefeld (im Rheinland), 23. Juni. Herzog Ferdinand trifft die Franzosen, nachdem er auf seiner neuen oder französischen Seite des Rheins acht oder zehn Meilen weit mit Geschicklichkeit vorgedrungen ist, bei Krefeld in Schlachtordnung aufgestellt (23. Juni). 47 000 gegen seine 33 000. Auf sehr durchschnittenem Gelände: Kanalgräben, Weidendickicht, Gehöfte, Moorbrüche. Ein Gelände, das gegen eine Welt zu verteidigen war, hätten die 47 000 einen General gehabt. Das aber, nur mit einem Claremont in diesem Amte, ziemlich sicher angegriffen werden konnte. Ferdinand kannte, wie sich wohl bemerken läßt, seinen Claremont und erlaubte sich manches ihm gegenüber. Er teilte sich in drei Angriffe. Einen in der Front, einen auf der rechten Flanke, welche beide kanonierten, als wäre es ernst, aber Claremont nicht von der Mittagstafel abhielten. Einen Angriff auf der Front, einen auf der rechten Flanke, sodann einen dritten, anscheinend auf der linken Flanke, der sich aber in sehr gewagter Weise (wäre ein General, anstatt eines nunmehr ziemlich angetrunkenen Claremont da gewesen) herumwand und Claremont — man denke sich, wie seine Gläser und Flaschen klirrten — in den Rücken fiel. Seine 47 000 und ihn wieder in alle Winde zerstreute, mit einem Verlust an Leuten, der auf viertausend Mann berechnet wurde (viertausend gegen siebzehnhundert) und an Ehre — soviel da eben noch zu verlieren war[2]!

Man hoffte, daß Ferdinand nun imstande sein werde, sich auf dieser französischen Seite des Rheins zu behaupten und weiter vorzudringen. Und wäre Wesel sein gewesen (was, wie einige von uns wissen, nicht der Fall war), so hätte er es vielleicht tun können. Jedenfalls traf der Veteran Belleisle seine Maßregeln. Setzte den Prinzen von Geblüt, Claremont, ab und ernannte Contades, einen Mann von einigem Geschick. Berief Soubise mit seinen 24 000 von ihren österreichischen Plänen zurück, nebst andern energischen Anordnungen — und verhinderte einen solchen Ausgang. Ein tapferer

[1] Heldengeschichte V. 149 ff.; Tempelhof II. 135 usw.
[2] Mauvillon I. 297—309; Westphalen I. 588—604; Tempelhof usw.

junger Comte de Gisors, einziger Sohn Belleisles, verlor in dieser schimpflichen Schlappe bei Krefeld das Leben. Unglücklicher alter Mann, welch' einen Verlauf hat jenes Projekt, ‚Deutschland in vier Teile zu zerschneiden', für dich genommen!

Louisburg (Nordamerika), 8. Juli. Landung von General Amhersts Truppen bei Louisburg auf Kap Breton, mit der Absicht, diesen wichtigen Platz zu belagern. Was nun äußerst schwierig geworden ist, indem die Besatzung und ihre Verteidigungsanstalten zu Land und zur See in völliger Bereitschaft für ein solches Ereignis sind. Die Landung geschah durch den Brigadier Wolfe, unter den Augen Amhersts und des Admirals Boscawen im Rücken und unter starkem Batterien- und Musketenfeuer von der Front her. Bei hochgehender Brandung (man hatte aber vier Tage gewartet, ohne daß sich das Wetter merklich besserte), die uns wie Korke umherschleuderte, so daß „viele Boote zertrümmert wurden", und Wolfe und seine Leute „mußten brusttief ins Wasser springen" und sich unter sehr verwickelten Umständen, je schneller je besser, ihrer Haut wehren. Was Wolfe und seine Leute auch siegreich und auf wahrhaft schöne Weise an jenem Morgen vollbrachten. Ebenso wurden alle folgenden Belagerungsoperationen zu Land und zu Wasser von ihnen und den übrigen ausgeführt, bis (8. August) die Belagerung mit vollkommener Übergabe endigte. Positiv zum letztenmal (wie Pitt fest beabsichtigt), da uns jetzt keine österreichischen Niederlande veranlassen, die Eroberung zu widerrufen[1].

Dies sind hübsche Siege, aufmunternd für Pitt und Friedrich. Aber die Hauptschwierigkeit bleibt noch immer Fermor, dessen Kosaken mit ihren teuflischen Verheerungen Grausen erregen. Und Dohna kann ihnen keinen Einhalt tun, es wäre denn, daß er ihnen die Verbindung abschneiden könnte, was er nicht vermag. Am 27. Juni (derweil Oberst Mosel mit seinen dreitausend Wagen, nur erst eine Station von Troppau, so geschäftig war) machte sich der langsame Fermor von Konitz auf und begann sich südwärts vorzuschieben, allmählich bis nach Posen (einer beträchtlich stärkeren polnischen Stadt, am Rand sowohl von Brandenburg als von Schlesien). Wo er fast seit unserem Einzug in Böhmen sitzt, während seine Kosaken weit hinein in beiden Landen sengen und brennen. Und es läßt sich nicht bestimmen, wohin er mit seiner Hauptarmee zu ziehen gedenkt. Sitzt dort fast einen Monat lang, rätselhaft für Dohna, rätselhaft für Friedrich. Bis Friedrich endlich beschließt, man könne ihn nicht länger dulden, einerlei auf welches der beiden Lande er es abgesehen habe. Und bricht (2. August) nach Schlesien auf. Genau an demselben Tag, da Fermor sich für Brandenburg entschied und dahin zog, gen Küstrin und in die Frankfurter Gegend, wie gewöhnlich von Brand und Mord angekündigt.

Friedrichs Marsch nach Landshut wird abermals sehr bewundert. Daun hatte die drei Hauptstraßen, insbesondere die zwei dienlichsten, reichlich mit Panduren und mit seinen besten Loudons und St. Ignons besetzt. Friedrich machte sich rätselhaft für Daun und schlug die dritte Straße über Skalitz und Nachod ein, die auf Umwegen führt und steil ist, aber näher an Glatz, bequem für allerlei Unterstützung liegt. Er ward einmal oder öfter von den Panduren angegriffen, richtete sie aber übel zu; stieß an verschiedenen Orten auf Dauns alte Verhaue (die nun sehr dürre geworden) und verbrannte sie im Vorbeigehen. Und nach fünf Tagen war er in Kloster-Grüssau sicher auf seiner Seite der Gebirge angelangt. Nur einen Punkt in diesem Pandurengetümmel wollen wir hervorheben. Aus Skalitz, der ersten Station seines Marsches, beantwortet er einen Brief seines Bruders Heinrich:

[1] General Amhersts Tagebuch der Belagerung (in Gentleman's Magazine XXVIII. 384—389.

An Prinz Heinrich (in Zschopau in Sachsen). ‚Was Sie mir von meiner Schwester von Bayreuth schreiben‘ (daß sie todkrank gewesen, noch nicht zu schreiben vermöge und daß man ihr nichts von des Prinzen von Preußen Tod sagen dürfe, aus Furcht, es möchte sie töten) ‚macht mich zittern! Nach unserer Mutter habe ich sie am zärtlichsten in dieser Welt geliebt. Sie ist eine Schwester, die mein Herz und mein ganzes Vertrauen besitzt und deren Charakter alle Kronen dieser Welt überwiegt. Von meinem zartesten Alter an ward ich mit ihr erzogen: Sie können begreifen, wie uns ein unauflösliches Band gegenseitiger lebenslänglicher Liebe und Ergebenheit verknüpft, dergleichen unter allen anderen Umständen, sei es auch nur wegen Verschiedenheit des Alters, unmöglich ist. Gäbe der Himmel, daß ich vor ihr sterbe — und daß nicht schon dieser Schrecken allein mir das Leben raube, ohne daß ich sie wirklich verloren [1]!‘

Aus Grüssau (9. August) schreibt er an seine geliebte Wilhelmine selber: ‚Oh, Du, die teuerste von meiner Familie, Du, die ich von allen in dieser Welt am meisten im Herzen trage — um alles, was Dir am teuersten ist, erhalte Dich und laß mir wenigstens den Trost, Tränen an Deinem Busen zu vergießen! Fürchte nichts für uns, und‘ — O König, sie liegt am Tode und (ich glaube) ist sich dessen bewußt, obschon Du bis ans Ende hoffen willst. Es ist etwas durchbohrend Tragisches in diesen inmitten solcher Szenen von Sturm und Schiffbruch geschriebenen letzten Briefen Friedrichs an seine Wilhelmine, und in Wilhelmines schönen, liebevollen ruhigen Antworten, die sie diktierte, als sie nicht mehr schreiben konnte [2].

Friedrich hatte Grüssau am 18. April verlassen. Er ist am 8. August dahin zurückgekehrt, nach sechzehn Wochen sehr ereignisvoller Abwesenheit. In Grüssau verweilte er zwei volle Tage. Er selber vermutlich geschäftig genug, wennschon seine Leute rasteten. Am 10. August verfaßte er für Prinz Heinrich „unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses“ und mit bewundernswürdiger, geschäftsmäßiger Bündigkeit, Kürze und Klarheit, nichts Nützliches vergessend, Unnützes vermeidend, eine Schrift mit Anordnungen für den Fall eines gewissen Ereignisses: „Ich marschiere morgen gegen die Russen. Da die Kriegsereignisse zu allerlei Zufällen führen können und es mir leicht begegnen kann, daß ich umkomme, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, Ihnen mitzuteilen, was meine Pläne waren“ und was Sie in diesem Falle zu tun haben — „um so mehr, da Sie Vormund unseres Neffen“ (Sohn des verstorbenen Prinzen von Preußen) „mit unumschränkter Autorität sind.“ Sämtlichen Armeen ist, im Augenblick, daß ich getötet bin, der Eid abzunehmen: alles rasch, tätig, wie immer; der Feind darf nicht merken, daß eine Veränderung im Oberbefehl stattgefunden. Ich beabsichtige, die Russen „wenn möglich, aufs Haupt zu schlagen“ (à plate couture) — alsdann — usw. — Auch seine „Marschroute“ oder mutmaßliche Adresse gibt er an, bis „zum 25.“

[1] Oeuvres de Frédéric XXVI. 179: „Klouny bei Skalitz, 3. August 1758“; Heinrichs Brief ist datiert aus dem „Lager bei Zschopau, 28. Juli“ (das. 177).

[2] „18. Juli“ ist das letzte Schreiben von ihrer Hand und „fast unlesbar“. Ist, wie es scheint, noch vorhanden, obgleich uns vorenthalten. Ward hier in Grüssau empfangen und in einem längern Schreiben (Oeuvres XXVII. I. 316) beantwortet, wie die eben angeführte Probe besagt. Es folgen noch zwei Briefe von ihr und vier des Königs (das. 317—322), ohne Erklärung für den unvorbereiteten Leser fast unverständlich, wie sie hier abgedruckt sind.

(merkwürdig genug); kurz, er vergißt nichts Nützliches und erwähnt nichts, das unnütz ist, trotz seiner Eile[1]. Für Minister Finck ging ebenfalls ein Schriftstück ab, dessen Siegel für den Augenblick nicht erbrochen zu werden braucht.

Für Markgraf Karl und Fouqué unter ihm, die Schlesien schützen sollen, beläßt er ungefähr die Hälfte der bisherigen Olmützer Armee in zwei Divisionen. Zusammen mit den andern Truppen gibt dies etwa vierzigtausend für diesen Dienst[2]. Keith führt den Oberbefehl hier, wird aber mittlerweile nach Breslau befohlen, um ein wenig der Ruhe zu pflegen und seine Gesundheit herzustellen. Freitag, den 11. August, rückt Friedrich selber mit der übrigen Hälfte gegen Fermor und die Kosakenteufel vor, durch Liegnitz, durch die Gegend von Hohenfriedberg, gerade auf Frankfurt zu, mit seiner bestmöglichen Schnelligkeit.

[1] „Disposition Testamentaire" (hat man es betitelt), mitgeteilt in Oeuvres IV. (Appendix) 261—262. Friedrichs eigentliches Testament ist bereits seit Jahren („11. Januar 1752") gemacht und in Ordnung. Von diesem folgten zwei neue Fassungen (neue Editionen mit geringen Verbesserungen „7. November 1768" und „8. Januar 1769" die endgültige) und verschiedene Nachträge oder summarische Bekräftigungen (wie hier) zu verschiedenen Zeiten der Krisis s. bei Preuß IV. 277, 401 und Oeuvres de Frédéric VI. S. 13 (der Vorrede) einige, doch nicht sehr klare Auskunft über den Gegenstand.

[2] Stenzel V. 163.

Dreizehntes Kapitel / Schlacht bei Zorndorf

Sonntag, den 20. August, kam Friedrich mit seinem kleinen Heere, wohl kaum über 15 000 Mann stark, in Frankfurt an der Oder an. „Seine Majestät logierte", wie es scheint, „in der Lebuser Vorstadt bei einer Predigerwitwe und trat vor die Türe und hörte das Beschießen der Stadt Küstrin von den Russen[1]." Von Landeshut hierher ist er in neun Tagen gekommen, in schnellstem Marsch. Ein feuriger Sporn der Entrüstung, feuriger als je während der letzten zwei Tage, treibt seine sämtlichen Truppen und ihn an. Sie alle sehnen sich danach, mit den mordbrennerischen russischen Heeren sich zu schlagen. Vor fünf Tagen verbrannten die Russen in einem vergeblichen Sturm gegen die Besatzung von Küstrin — nichts von der Besatzung selber — aber die arme kleine Stadt ganz und gar. Davon ist alles mit Wehklagen und Abscheu erfüllt. Und horch, da drüben sind sie noch geschäftig gegen die einsame Besatzung von Küstrin — hörbar genug für Friedrich von seiner nördlichen oder Lebusischen Vorstadt, die nach Küstrin zu in einer Entfernung von etwa vier Meilen liegt.

Von Fermors rotglühender Grausamkeit gegen Küstrin ist es leider notwendig etwas zu sagen. Viel zu sagen wäre Wortverschwendung, wie die Sache selber eine Verschwendung von Pulver war. Eine Sache, an die es gräßlich ist zu denken. Sie war ohne den geringsten Nutzen für Fermor, stürzte aber sämtliche Einwohner und die vielen Fremden, die dort Schutz gesucht hatten, in völligen Ruin. Ein innerer Umstand ist denkwürdig und erwünscht für uns. Der Artillerie-Hauptmann Tielcke befand sich zufällig bei diesen Leuten, war im Gefolge „zweier sächsischen Prinzen gekommen, die als Freiwillige dienten". Und dieser beleuchtet mit seltener Klarheit und mit (nicht bloß in wissenschaftlicher Beziehung) redlichem, gesundem Verstand diese finstern russischen Vorgänge für diejenigen, welche damit zu schaffen haben.

Tielckes Buch, *Beiträge zur Kriegskunst*[2], steht noch in gutem Rufe bei Soldaten, namentlich im Artilleriefache. Zeigt in der

[1] Rödenbeck I. 347.

[2] *Beiträge zur Kriegskunst und zur Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763* (sechs Bändchen 4⁰, mit vielen Kupfertafeln), oben angeführt.

Tat einen gesunden geometrischen Kopf und enthält Stückchen vortrefflicher, historischer Lektüre unter den wissenschaftlichen Ausführungen zerstreut. Dieser Tielcke war, wie es scheint, ein gemeiner Fußsoldat. Einer jener Pirnaischen 14 000, die gegen ihren Willen zu Preußen gemacht wurden. Aber Tielcke hatte in jener Gegend eine Milchmagd zum Schatz, welche ihm zum großmütigen Abschied einen von ihren Anzügen, vielleicht auch ein Paar Milcheimer gab (die gute Seele), und in dieser Verkleidung entkam er aus der Gefangenschaft. Entkam glücklich und gelangte nach Warschau. Gewann die Gunst des Königs und anderer (denn er besaß wirkliches Verdienst, ein vortrefflicher, fleißiger, bescheidener kleiner Mann). Und hier erscheint er nun wieder in höherer Stellung als aufmerksamer Augenzeuge der Vorgänge von Küstrin und von Zorndorf, unter vieler anderer russischer Finsternis, die für uns dunkel bleiben soll.

Bis Küstrin ist dies Tagebuch der Operationen der russischen Armee, das ich von Tag zu Tag geben könnte[1], ohne Interesse, außer etwa für die unterweltlichen Mächte. Denn die russischen Operationen bestanden bisher in langsamen Märschen, sudligen Kochereien, in Kantonieren, Biwakieren, Verwüstung eines armen unschuldigen Landes und Raub und Mordbrennerei im großen Stile, vollbracht von unmenschlichen Vagabunden, sogenannten Kosaken (bei dieser Gelegenheit nicht von Kalmückenbarmherzigkeit gemäßigt). Die reguläre russische Armee teilt, wie es scheint, das allgemeine Entsetzen der Menschheit vor einer solchen Kriegführungsweise. Aber weder Feldmarschall Fermor noch General Demikow (eigentlich Thémicond, ein geringen Dank von uns verdienender Schweizer, der sich herbeigelassen hat, diese Sendboten der Hölle zu befehligen) vermag die obenbeschriebenen Ausschreitungen zu verhindern. Welche mit Recht als Göttern und Menschen abscheulich bezeichnet werden und ungeeignet sind zur Meldung in menschlichen Annalen. Verwünschung und, wäre es möglich, Vergessenheit ist die menschliche Zuflucht ihnen gegenüber. Die russischen Offiziere hegen, wie es scheint, unglaubliche Verachtung für dieses Kosakengesindel; denn seine kriegerischen Eigenschaften sind noch dazu fast Null, wennschon sein Talent für Mordbrennerei so ansehnlich ist. Und umgekehrt stehen die Kosaken ihresteils nicht an, jeden regulären Offizier, den sie ohne Begleitung an gelegener Stelle antreffen, zu plündern oder, wenn er Lärm macht, zu töten. Ihr Talent für Mordbrennerei ist großartig. Sie tun der Armee selber unberechenbaren Schaden, indem sie das Landvolk anreizen, den Flammen preiszugeben, was genossen oder benutzt werden könnte: Futter, Nahrung und Ausrüstung für Pferde und Menschen. So daß Pferde und Menschen mit Lebensmitteln ernährt werden müssen, die viele Meilen weit aus Polen herzuge-

[1] „Tagebuch beider Armeen vom Anfang des Feldzuges bis zur Schlacht bei Zorndorf" bei Tielcke II. 1—75; Tempelhof II. 136, 216—224; Heldengeschichte V. usw.

führt werden und die russische Armee auf jedem Schritt gelähmt wird durch die Schwierigkeiten der Proviantierung.

Ostpreußen ist von den Kriegsstürmen verschont, harrt und hofft auf bessere Tage. Aber die Russen ziehen wenig Nutzen aus einem Land, das erst so kürzlich verheert und aufgezehrt worden. Sie sind bloß so viele Meilen weit vorwärts geschleudert, weiter hinweg von ihrer Heimat und ihren wirklichen Hilfsquellen, ehe sie den Kriegsschauplatz erreichen. Sie besitzen keinen Hafen an der Ostsee. Arme Dummköpfe, sie wissen, wie wünschenswert z. B. Danzig wäre, um zu helfen, sie aus Schiffen zu verproviantieren; aber die Danziger wollen nicht. Kolberg, ein armer kleiner Ort mit einer Garnison von nur siebenhundert Milizsoldaten, wäre ihnen von unendlichem Nutzen als Seehafen. Aber selbst dieses haben sie noch nicht zu nehmen versucht. Und der Versuch, wenn sie ihn unternehmen, wird ihnen sauer gemacht werden. „Warum nicht im Einverständnis mit den Schweden Stettin (den besten Hafen in der Ostsee) nehmen, was mittels der Schiffahrt Rußland in eure unmittelbare Nähe versetzen würde?" Dies bringt Montalembert fast bis zum Überdruß ein Jahr nach dem andern vor. Aber keine amtliche Stelle kehrt sich daran — die Schwierigkeiten sind so beträchtlich. „Was bedeuten die Schweden?" sagen die Russen. „Was die Russen?" sagen die Schweden. „Die Schweden würden sich gut für das Artilleriewesen eignen," erklärt Montalembert, „die Russen für das Soldatenwesen oder zum Decken und Fechten." — „Geht nicht an!" Die amtliche Autorität schüttelt das Haupt. Und Montalembert ist gezwungen zu schweigen.

Die Russen sind unter diesen schlimmen Umständen nach der Neumark von Brandenburg gelangt und sehen sehr wohl ein, daß sie, ohne eine Festung als Waffenplatz, eine unbändige haltlose Masse und Erscheinung im Kriegsfeld sind, die viel Verderben anrichtet, was meistens in nicht langer Zeit zu ihrem eigenen Verderben ausschlägt. Wie ist aber zu helfen? Wennschon die Zufuhr von Lebensmitteln bei einer so weiten Entfernung schwierig ist, was wird erst das Herbeischaffen von Belagerungsgerät bedeuten. Eine völlige Unmöglichkeit. Fermor, diese Tatsachen erkennend, erinnert sich, was bei Otschakow vor langer Zeit, in unserm und in Keiths und Münnichs Beisein geschah, wenn es dem Leser nicht gänzlich entfallen ist. Münnich nahm bei jener Gelegenheit Otschakow ohne alles Belagerungsgeschütz, indem er dreist darauf losging, nur mit Kühnheit und Glück auf seiner Seite. Fermor beschließt, Küstrin auf ähnliche Weise zu bestürmen, falls etwa das preußische Soldatentum dem türkischen gleichen sollte. —

Fermor machte sich von Posen am 2. August (fast vor drei Wochen) auf und rückte täglich gegen die Neumark und jene unglücklichen Odergegenden vor. Niemand als Dohna ist da, ihm Widerstand zu leisten —

Dohna in einem Zahlenverhältnis von etwa eins gegen vier. Dohna besetzte natürlich Frankfurt und die Oderbrücke, so daß Fermor dort nicht über den Fluß gehen konnte. Hierauf wendete sich Fermor, als das nächstbeste, nördlich der Warthe zu (ein schwarzer polnischer Strom, der letzte große Nebenfluß der Oder), überschritt diese auf der Landsberger Brücke mit Bequemlichkeit am 10. August[1] und rückte nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt in Landsberg nach der Küstriner Gegend (sein nächstes Hauptquartier ist in Groß-Kamin)[2], in der Hoffnung, auf irgendeine zufällige oder wunderbare Weise die Oder dort zu überschreiten oder sogar Küstrin zu einem Waffenplatz zu erlangen. Im Fall er nämlich Küstrin ohne gehöriges Belagerungsgeschütz auf die Otschakower oder antitürkische Weise wird nehmen können. Fermor ist seit dem 15. August gegen Küstrin tätig gewesen. In welcher Art haben wir zum Teil schon gehört und wollen es uns nun selber nach authentischen Quellen ein wenig betrachten.

Das Küstriner Schloß, in den Reformationszeiten von dem guten Johann von Küstrin erbaut und „mit Kupfer gedeckt", ist uns von alters her bekannt[3], und Friedrich ist seitdem damit bekannt geworden. Küstrin selber ist ein unfreundliches Städtchen mit einigem Marschlandhandel und noch heute ein Platz von großer militärischer Stärke, der Garnisonort jener Gegend. Sein holperiges Straßenpflaster, seine schweren steinernen Zinnen und Schutzwehren geben ihm ein rauhes, störrisches Aussehen — ein hinlänglich strenger Verbannungsort für einen Kronprinzen, der bei dem Herrn Papa in solche Ungnade gefallen! Ein rauhes, gedrungenes, keineswegs hübsches Städtchen, am Zusammenfluß der Warthe und der Oder. Liegt von Natur inmitten von Röhricht, Weiden und ausgetrocknetem Schlamm, nur daß menschliche Betriebsamkeit seit langem erfreulich daselbst tätig gewesen und es noch ist. So daß die Umgegend über alle Erwartung bevölkert ist, besät mit rauhen, angeweißten Bauernhütten, mit Dörfern und gepflasterten Straßen und mit erfreulichen Anzeichen von siegreich mit der Wildnis kämpfender Arbeit. Küstrin, ein Arsenal und Garnisonsplatz, umgürtet von zwei Flüssen und von mächtigen steinernen Bollwerken und Wällen — „sie sind vielleicht zu hoch", sagen Kenner — dürfte sich leicht als unbezwingbar für russische Ingenieurkunst unter besagten Umständen erweisen. Nachfolgend ist in Kürze die Katastrophe von Küstrin.

Dienstag, den 15. August 1758, um zwei Uhr morgens sind mehrere tausend russische Grenadiere unter Generalquartiermeister Stoffeln, den die Leser Mannsteins von dem weiland Otschakower Zeiten her kennen, in Bewegung. Rücken von Groß-Kamin durch die lichten Tannengehölze und flachen Moorgegenden vor mit der Absicht, einen Streich gegen Küstrin auszuführen, falls es sich vielleicht nehmen ließ[4]. Nicht die mindeste Chance, Küstrin zu nehmen, da preußisches Soldatentum und türkisches zwei ganz verschiedene Dinge sind! Stoffelns Plänkeln und Manövrieren soll uns nicht aufhalten. Stoffeln kam entlang der Landsberger Straße (die Richtung der jetzigen Königsberg-Küstriner Eisenbahn) und trieb die preußischen Vortruppen, welche anfangs glaubten Kosaken vor sich zu haben, in die Festung zurück. Stoffeln faßte auf der Nordseite der Stadt Posto; ließ Kanonen in gewissen Lehmgruben, die er dort vorfand, aufführen, und um 9 Uhr begann er heftig mit Bomben und Brandgranaten zu schießen. Tielcke war Augenzeuge dabei und hatte die Ehre jenen

[1] Tempelhof II. 216.
[2] S. Kartenanhang Bd. VI.
[3] S. oben I. 219.
[4] Tempelhof II 217; aber Tielcke II. 69 ff. ist die wirkliche Quelle.

Abend, als alles vorüber war und nur noch einzelne Schüsse aus der Festung fielen, auf der Erde sitzend, kalte Küche mit gewissen Stabsoffizieren zu speisen[1].

Bei der dritten Granate, welche, wie es scheint, in ein Strohmagazin fiel, geriet Küstrin in Brand und konnte nicht wieder gelöscht werden. Die Häuser waren alle von Holz, und es herrschte große Verwirrung, zu welcher sogar ein Teil der Garnison mit beitrug (sie enthielt viele Deserteurs und schlechtes Volk), so daß bald die ganze Stadt in Flammen stand. Und Mann, Weib und Kind, jedwede Seele (bis auf die Besatzung, welche hinter festem Stein geborgen dasaß) mußte sich über die Brücke flüchten, um nicht in den Flammen umzukommen. Von Küstrin war um fünf Uhr abends nichts mehr übrig als die schwarze Asche. Die Festung stand unbeschädigt da, und die Kirche, das Schulhaus und einige massive Gebäude in einem verkohlten skelettartigen Zustand. „Es ging kein Leben verloren, ausgenommen ein einziges Kind in Mutterarmen." Ganz Neumark hatte seine Habseligkeiten in diese feste Stadt geflüchtet. Alle sind nun in Schrecken und Entsetzen am westlichen oder nichtrussischen Ende des Ortes über die Oderbrücke geflohen, ehe auch diese von den Flammen ergriffen wird. Ein Schreckenstag, wie er selten seit Menschengedenken erlebt worden — Fermor hat es zu verantworten, glücklicherweise nicht wir.

Gegen Abend frug Fermor seine Artilleristen, ‚warum sie aufgehört, Granaten zu feuern'. ‚Exzellenz, es steht nichts mehr von der Stadt als ein Steinhaufen.' ‚Einerlei, werft immerhin die übrigen hinein, alle Viertelstunde eine. Wir brauchen die Granaten doch nicht weiter. Mit den Kugeln aber geht sparsam um, die werden wir noch nötig haben.' Zwei Tage nach dieser gegen die Stadt verübten Tat schickt Fermor einen Trompeter: ‚Übergebt euch, oder —!' in einem etwas gebieterischen Tone. ‚Oder?' antwortet, auf die Aschenhaufen, auf die geschwärzten unverbrennbaren Steine zeigend, der Kommandant und ist taub gegen diesen Kehraus Trompeter. Die Russen sagen, sie hätten einen gestern früh, nicht erst nach der Tat, geschickt. Er sei aber im Scharmützel umgekommen und man habe nichts weiter von ihm gehört. Etwa eine halbe Stunde hinter Küstrin, auf der westlichen oder Berliner Seite des Flusses lagert seit den letzten vier Tagen Dohna, abwartend, daß die Naturgesetze sich bewähren, und daß Küstrin sich gegen solches Belagern haltbar zeigen werde. So stehen die Dinge bei Friedrichs Ankunft.

Wir verließen Friedrich, wie er in der Lebuser Vorstadt von Frankfurt, Sonntag, den 20. August, auf die ferne Kanonade horchte. Am andern Morgen ist er selber da in Dohnas Lager bei Görgast und nimmt die Sachen in Augenschein. Er kam frühe unter schneller, geringer Bedeckung und läßt die Armee nachfolgen. Zorn und verächtlicher Unwille, heißt es, ist seine Stimmung, fester Entschluß, diesem erstaunlichen russischen Heer rasch zu Leibe zu gehen und ihm neue Manieren zu lehren. Das schwarze Gerippe von Küstrin starrt gräßlich über den Fluß herüber. Die sogenannte „Belagerung von Küstrin" geht noch vor sich, täte besser daran, sich nun zu beeilen und hinwegzuheben! Er schätzt das russische Soldatentum sehr gering: „Pah, pah," war seine gewöhnliche Antwort, wenn Keith aus Erfahrung sprechend sagte: „Ew. Majestät lassen ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren." Und Keith hat sich wohl mitunter vernehmen lassen: „Wenn es je zur Probe kommt, werden Ew. Majestät schon anderer Meinung werden." Ein paar Tage später, inmitten dieser gräßlichen russischen Verwüstungen bringen ihm die Husaren ein Dutzend

[1] Tielcke II. 75. Anm.

gefangene Kosaken. Friedrich betrachtet die schmutzigen grünen Vagabunden, wendet sich dann zu einem aus seinem Stabe: „Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“ Der Anblick des armen Landvolks und ihre Tränen der Freude und des Schmerzes über sein Wiedererscheinen bei ihnen rührte ihn lebhaft. Als er Dohnas Truppen musterte, fand er sie geputzt und gestriegelt: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel“ (Heuschrecken?), „aber sie beißen!“ — Ich hoffe, eure tun es auch!

Dienstag, den 22. August, früh 5 Uhr, ist unsere Armee völlig beisammen. Die Truppen von Frankfurt sind eben eingetroffen, unserer 30 000 nun im Lager bei Görgast. Friedrich erläßt sofort den Befehl, eine gewisse russische Schanze bei Schaumburg, ungefähr eine halbe Stunde weiter flußab, zusammenzuschießen. — Als hielte er sie für den Anfang zu einer russischen Brücke oder als wäre er selbst gesonnen, unter dem Schutz von Küstrin den Fluß hier zu überschreiten. Friedrichs Absicht ist es allerdings, über die Oder zu gehen, hier oder nicht gerade hier. Und dieselbe Nacht, nachdem die von Frankfurt gekommenen einige Stunden Rast gehalten, die Nacht vom Dienstag auf Mittwoch, marschiert Friedrich stille, während die Russen glauben, daß ihre Schanze bei Schaumburg sein Übergangspunkt sein werde, mit seinen 30 000 Mann bis gegenüber dem Dorf Güstebiese und schlägt dort rasch ungestört seine Brücke. Fermor, sein Auge nur auf die beschossene Schanze gerichtet, hat nichts der Art erwartet und ist sehr erstaunt, als er zwanzig Stunden hernach Kunde davon erhielt. Friedrich, zeitig am Mittwochfrüh mit der Vorhut über den Fluß gelangt, hält auf der Anhöhe bei Güstebiese, um sich umzuschauen. Und ganz Güstebiese eilt auf die Nachricht von seiner Anwesenheit hinaus, umringt ihn, mit leisen zitternden Segenswünschen, unumterdrückbaren Tränen: „Gott vergelte Ew. Majestät, daß Sie zu uns gekommen!“ Und es ist ein Drängen und Stoßen, namentlich der Frauen, um seinen Rock zu küssen. Arme Seelen. Jubelndes Hochrufen hätte man schon gefaßt hinnehmen können. Aber ich vergebe es ihm, daß dies ihn sichtbar rührte.

Friedrich läßt sämtliches Gepäck auf dem andern Ufer der Oder und unsern Freund Hordt mit seinem Freibataillon zur Deckung der Brücke zurück. Friedrich marschiert jenen Abend an zwei Meilen vor, östlich gerade auf Groß-Kamin, als wolle er die Russen im Rücken nehmen. Bezieht ein Lager bei einem Ort namens Klossow und breitet sich schräg nach der Mützel hin aus (einem schwarzen trägen Nebenfluß der Oder in jener Gegend), mit der Absicht, morgen Neudamm an der Mützel zu erreichen, wo er sich in der Nähe der Russen befinden wird, und bereit, über den Fluß auf sie loszugehen. In Klossow (Abend des 23. August) war es, als ihm die Husaren jene gefangenen Kosaken brachten und ihm der erste Anblick russischer Soldaten zuteil ward, keineswegs ein günstiger! —

Da wir uns nun Zorndorf und der mörderischen Schlacht, die dort vorfiel, nahen, so wird folgendes dem Leser willkommen sein:

Von Damm an der Mützel, wo Friedrich morgen nacht dieselbe zu überschreiten gedenkt, südlich nach Groß-Kamin, unweit der Warthe, wo neulich Fermors Hauptquartier war, mag es ungefähr eine Meile sein. Von Küstrin liegt Kamin anderthalb bis zwei Stunden nordöstlich. Zorndorf, das ansehnlichste Dorf in diesem Landstrich, liegt nicht träumend von der traurigen Berühmtheit, die ihm bevorsteht — ziemlich in der Mitte zwischen der großen Warthe und der kleineren Mützel. Die Gegend weit und breit ist von Natur eine Moorwildnis. Aber sie ist umfassend angebaut, trägt Ernten, grüne Wiesen, ist anderwärts mit Gehölz bedeckt (Kiefern von ärmlicher Gestalt, aber augenscheinlich unter Forstkultur). Vielleicht die halbe Gegend besteht aus mit Kiefern bestandenen Strecken, sogenannten Heiden. Die angebauten Flächen liegen da wie hellgrüne Inseln, mit schwarzgrünen Kanälen und Strecken umgebender Kiefern. Die Drewitzer Heide, die Massiner oder Zicher Heide und andere Heiden bei Zorndorf werden uns wichtig werden. Das Land ist heutzutage viel trockener als zu Friedrichs Zeit, da der menschliche Spaten allenthalben seine Pflicht tut, so daß viel von dem Schlachtfeld unkenntlich geworden ist, wenn man es mit den alten sumpfigen Beschreibungen vergleicht. Zorndorf, ein rauhes wohlhabendes Dorf, läßt jetzt nichts mehr von Sumpfbrüchen in seiner unmittelbaren Nähe wahrnehmen. Es liegt von Ost nach West, von einer festen breiten Landstraße durchschnitten. Ein Waldmeer breitet sich südlich vor demselben aus. Nördlich guter trockener Gerstenboden oder Roggenboden, der etwa eine Viertelstunde weit merklich ansteigt, dann in verschiedenen sanft gewellten Schwellungen nach Quartschen, Zicher usw. zuwogt und eine unregelmäßige angebaute ‚Insel' bildet, im ganzen vielleicht anderthalb Stunden lang und eine Stunde breit, mit unbegrenzten waldigen Umgebungen. Hier auf dieser Insel, wie wir sie nennen, war es, wo die Schlacht, welche Zorndorf berühmt gemacht hat, geschlagen wurde.

Zorndorf (oder das freie Gelände eine Viertelstunde nördlich von demselben, welches wichtiger für uns sein wird) liegt vermutlich keine fünfzig Fuß über dem Spiegel der Mützel und keine hundert über demjenigen der drittehalb Stunden davon entfernten Warthe und Oder, aber es ist der höchste Punkt der ganzen Gegend. Der Boden senkt sich von hier in sanften trägen Wellen oder Schwellungen nach allen Richtungen ab, gen Tamsel und Groß-Kamin in Südost, gen Birkenbusch, Quartschen, Darmützel nordwestlich sowie nach Damm und seiner Brücke zu nordöstlich, wo Friedrich bald sein wird, und nach Küstrin südwestlich, wo er vor kurzem war, jedes etwa zwei Stunden von Zorndorf.

Solchergestalt ist der arme Strich Marschland, dessen Mittelpunkt Zorndorf, wo die Schlacht vermutlich stattfinden wird. Zorndorf und seine Umgebung bilden eine nackte Scheininsel inmitten dieser Waldungen, den weiten kahlen Scheitel der Landschaft, ringsum von Kieferngehölzen umkräuselt. Sumpfige Lachen befinden sich namentlich auf der westlichen Seite (sämtlich heutzutage ausgetrocknet). Die Mützel, oder nördliche Seite, ist natürlich am tiefsten gelegen, und demgemäß schleichen — was sich die Leser wohl zu merken haben — von der südlichen oder Zorndorfer Seite her, in weiten Zwischenräumen, langsam und unbemerkt drei elende Rinnsale oder schlammige Wasserfäden entlang, die sämtlich nach Quartschen, nach Nord oder Nordwest, fließen, um dort in die Mützel zu münden. Jedes von diesen hat seinen kleinen Talgrund, wovon der westlichste, Zaberngrund genannt, der bedeutendste und für uns hier der wichtigste ist. Der Galgengrund ist ebenfalls nennenswert in dieser Schlacht. Die dritte Rinne, obschon ohne Bedeutung, ladet uns ein, sie zu nennen: Der Hosebruch quasi Strumpfbruch[1] — weil man dort keinen Gebrauch von Strümpfen machen

[1] „Hose" in der alten, in England und Holland noch heute üblichen Bedeutung von Strumpf. Das Wort bezeichnete aber ursprünglich überhaupt etwas Hohles. Also „Hosebruch" einfach für hohler Bruch. D. Übers.

kann, es wäre denn mit offenbarem Nachteil. — Schließlich nehme man noch den folgenden Charakterzug:

— — Ein gewaltiger Saum von Morast, wohl eine Stunde breit, meistens grundlos, von trägen Buchten und stehenden Pfühlen durchschnitten, faßt die Warthe viele Stunden weit nach Landsberg hin ein. Der Küstrin-Landsberger Damm ist der einzige feste Grund hindurch. Alsdann steigt die Gegend unmerklich aber höchst zuträglich an und ist meistens trockener, bis man wieder zu der Mützel gelangt und wieder denselben Saum von Morastgelände findet. Zorndorf nannten wir den Scheitel der Gegend. Tamsel, Wilkersdorf, Klein-Kamin, Groß-Kamin und andere uns bekannte Ortschaften liegen auf dem trockenen Moorboden, blicken aber hinüber auf den nahen Rand jenes Marschsaumes und gewinnen ohne Zweifel Torf, wilde Enten, Hechte, Aale und Stückchen Sommerweiden und Kuhheu daraus.

Donnerstag, den 24. August, rückt Friedrich wieder rasch vor, besetzt Darmützel und andere Übergangspunkte der Mützel[1], geht aber nicht selber dort über den Fluß. Bricht im Gegenteil sorgfältig alle Brücken ab, ehe er fortzieht. („Kein Rückzug soll diesen russischen Vagabunden offenbleiben, nur Tod oder Ergebung ihr Los!") Er selber gedenkt die Mützel erst bei Damm, Neudamm, zu überschreiten, stark im Osten von seinen Russen, und nachdem er sie auf diese Weise sämtlich zwischen Mützel und Oder eingeschlossen hat. Am Abend erreicht er Damm und die Dammsche Mühle, etwa anderthalb Stunden weiter oben an der Mützel, und rückt dort teilweise gleich hinüber (nämlich seine Vorhut sofort) und lagert sich dort in Verteidigungsstellung, seine Artillerie und übrigen Divisionen nach und nach in den stillen nächtlichen Stunden. Und vor Tagesanbruch morgen früh wird jede Seele hinüber und die Brücke wieder abgebrochen sein. Und es wäre geraten für Fermor, sich in Bereitschaft zu setzen.

Fermors streifende Kosakenschwärme bringen ihm selten Kundschaft herein, sondern kommen bloß berußt und blutbefleckt zurück. Bis gestern nacht hatte er gar nicht gewußt, wo sich Friedrich befindet. Hatte müßig geglaubt, er sei plänkelnd und behutsam mit der Schaumburger Schanze auf der andern Seite der Oder beschäftigt. Aber nun (am Abend des 23.) kommen die Kosaken mit der Nachricht: „Unstreitig für unser bißchen Verstand, die Preußen sind dort drüben in Klossow, haben ein Dutzend von uns grünen Vagabunden gefangen und uns in die Flucht gejagt!" Eine Nachricht bei einbrechender Nacht, die überraschend und dreimal wichtig für Fermor war.

Augenblicklich hebt er die Belagerung von Küstrin auf, schickt noch in der Nacht seinen ungeheuren Gepäcktrain nach Klein-Kamin, gen Landsberg, beruft das von Landsberg heranrückende Korps aufs schleunigste zu sich und lagert sich mittlerweile in einem langestreckten Biwak auf der Drewitzer Heide, den moorigen Zaberngrund im Rücken. Der moorige Zaberngrund — erinnern sich die Leser desselben! Eine jener „drei fort-

[1] Mitchell an Holderneß, „Dermitzel, 24. August 1758" (Memoirs and Papers I. 425; das. II. 40—47: Mitchells Privat-Tagebuch).

laufenden Rinnsale", sehr wichtig jetzt für Fermor und uns. Dies ist der sicherste Ort, den Fermor für sich finden kann. Magere Kiefern rinsum, gute Moorquabben und den Zaberngrund im Rücken. Das Gesicht nach Westen, so erwartet er, was ein neuer Tag bringen werde. Das war Fermors Stellung, während Friedrich, am 24., in der Morgendämmerung von Klossow aufbrach. Tummelt euch, Kosakengesindel! Kehrt zurück mit Kundschaft, nicht mit bloßem Ruß und Spuren von Blut an euren Mäulern!

Am Abend des 24. berichten die Kosaken, daß Friedrich, an der Dammschen Mühle angelangt, im Besitz der dortigen Brücke sei und daß man ihn sicher wie den Tag morgen erwarten dürfe. Fermor ist etliche 50 000 stark, seine Truppen von Landsberg stoßen alle zu ihm. Ein Detachement, das nach Stettin zu steht, kann nicht zu ihm stoßen. Fermor findet, daß sein Gepäcktrain bereits nach Klein-Kamin abgegangen ist und daß er dies buschige Biwak verlassen und auf dem offenen Terrain fechten oder Schlimmeres gewärtigen müsse.

Ein anderer Theseus und der Minotaurus, nämlich Friedrich in ringendem Kampf mit Fermor und seinen Russen (25. August 1758).

Der kunstlose Fermor rückt hinaus auf das offene Gelände nördlich von Zorndorf, südlich von Quartschen, stellt seine Armee in eine ungeheure, länglich viereckige Masse auf, seine „Stabsbagage" (leichteres Gepäck) in der Mitte und seine Front sozusagen überall[1]. Eine Masse, etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Aber sie ist keineswegs regelmäßig und hat viele Zickzacke je nach der Beschaffenheit des Bodens, spitzt sich zu und schwindet südlich am östlichen Ende. Eine der kunstlosesten Aufstellungen, mit der aber Fermor vertraut ist, und die erste beste, die sich ihm im Drange des Augenblicks darbietet. Münnich erfand diese Stellung im Viereck und fand sie dienlich gegen die Türken und ihre Anstürme wütender Kavallerie und Infanterie. Fermor könnte vielleicht etwas Besseres tun, aber die Eile ist so drängend. Fermors westliche Flanke oder größte Breite des Vierecks lehnt an jenen Zaberngrund mit seinen schönen Moorquabben. Seine östliche schmalste Seite fällt an gewissen Sumpflachen und Stützpunkten nach Zicher zu ab. Der Galgengrund, ein unbedeutenderer als der Zabernsche, durchschneidet sein Zentrum. Und mit seinen besten Truppen macht er Front nach den Mützelbrücken, namentlich nach der Dammschen Mühlenbrücke, wo Friedrich, sicher wie der Sonnenaufgang, hervorkommen wird, man weiß nicht, mit welchem Erfolg. Der kunstlose Fermor ist unverzagt, und auch seine Leute sind es. Sie stehen

[1] Vortrefflicher Plan seiner Stellung oder vielmehr Pläne seiner aufeinanderfolgenden Anstalten bei Tielcke II. (Tab. 4, 5, 6, 7, 8). Unsere knappe Skizze (Taf. III.) sucht ihn darzustellen, wie er stand, als er zuerst angegriffen wurde.

geduldig unter den Waffen, unbekümmert um Zukunft und Gegenwart in einem bei Soldaten seltenen Grade.

Freitag, den 25. August, früh halb vier Uhr, hat Friedrich die Mützel überschritten; er selbst und das Fußvolk auf der Dammer, die Reiterei auf einer andern Brücke — der Kerstenbrügge (bedeutet „Christenbrücke" in der Mundart der weiland karolingischen Zeit, eine sehr alte Anlage von Dämmen und Brücken da oben) — eine kurze Strecke weiter oben. Die Brücke bei Damm liegt vielleicht eine starke Stunde von den nächsten Russen bei Zicher. Aber es fällt Friedrich nicht ein, Fermor dort anzugreifen. Seine Dispositionen sind von ganz anderer Art, und er will Fermor auf der gerade entgegengesetzten Seite angreifen. Friedrichs Absicht ist, dieses ungeheure russische Viereck völlig zu umgehen, gegen dasselbe auf der westlichen Flanke hereinzubrechen und es auf die Mützel und ihre Sümpfe zurückzuwerfen. Er hat seine zwei Brücken hinter sich abgebrannt, alle Übergänge sind dort zerstört, und der Boden ist grundlos. Erst da hineingetrieben bleibt ihnen nichts übrig als Ergebung auf Gnade oder Ungnade! Friedrichs eigener Rückzug aber im Fall des Mißlingens ist kurz und offen nach Küstrin. „Bewunderungswürdig", sagen die Kritiker, „und ganz in Friedrichs Stil!" — Friedrich, fügt ein Kritiker hinzu, ließ unbeachtet, daß die russische Wagenburg, welche ihr Pulverhorn und ihr Brotkorb ist, bei Klein-Kamin zu dieser Zeit kaum eine Stunde weit zu seiner Linken aufgefahren war, während die Russen selber auf seiner Rechten standen, und daß man ohne Schlacht die Russen hätte zum Land hinaustreiben können[1]! Dies ist sehr richtig. Friedrichs Eile ist groß, seine Stimmung gereizt — und er hat diese Klein-Kaminer Tatsache unbeachtet gelassen, welche er sich bei ruhigerer Gemütsverfassung mit wissenschaftlichem Gusto zunutze gemacht haben würde.

Friedrich rückt unaufhaltsam südlich, die Reiterei in gleicher Höhe mit der Infanterie und eine gewisse Entfernung voraus, östlich von derselben, und sie haben die Brücken abgebrochen, was eine wunderliche Tatsache ist! Immer südlich, als ginge es nach Tamsel. Das arme alte Tamsel, erinnert sich der Leser, erinnert sich Friedrich desselben? Kein angenehmes Diner oder Lilien- und Rosenteint erwarten einen heute dort[2]! In einiger Entfernung vor Tamsel wendet sich Friedrich, nachdem er aus dem Wald hervorgerückt, westlich. — Was kann er vorhaben? denkt Fermor. Friedrich ist diese ganze Zeit über meistens durch den Wald verborgen und rätselhaft für Fermor gewesen. Fermor sieht nun wenigstens die Farbe der Tatsachen, und daß seine Hauptfront nach Süden zu umgestellt werden muß. Das beste Bein oder der beste Arm nach vorn, oder nach Zorndorf zu, nicht nach der Mützel zu wie bisher. Fermor rüttelt sein Viereck zurecht, macht die nötige Veränderung. Zieht seine besten Regimenter, welche

[1] Retzow S. 305—329.
[2] S. oben II. 254.

nach Norden Front machten, nach Süden herüber und läßt die weniger guten an ihrer Stelle die nördliche Linie besetzen. Und hiermit, nebst einigen andern von dem Gelände und den Umständen gebotenen Anordnungen erwarten wir aufs neue mit unserm besten Bein voraus dies preußische Rätsel. Der Marsch oder bogenförmige Umgehung dieser preußischen Kolonnen durch den Wald und das offene Blachfeld nach ihrem zum Aufmarsch bestimmten Ort beträgt ungefähr drei Stunden Wegs. Die Treffen, wenn in Schlachtordnung aufmarschiert, werden sich eine Stunde weit oder darüber erstrecken.

Friedrich zieht gelassen dahin, Reiterei und Fußvolk hinter Wilkersdorf, hinter Zorndorf, während der russische Minotaurus ihn auf besagte Weise mit blöden blutunterlaufenen Augen prüft, ungewiß, was er vorhabe. Es ist früh acht Uhr, heißer August, der Wind ein bloßes Säuseln, aber aus Süd, insofern überhaupt Wind da ist. Kleine Husarenpatrouillen reiten zur Rechten des Marsches der Hauptarmee, um die Kosaken im Zaum zu halten, die trotz der Husaren-Patrouillen auf dem Felde umherschwärmen. Einzelne Waghälse derselben sprengen bis an die Infanteriekolonnen heran und schießen ihre Pistolen auf sie ab — ohne Erwiderung. Das Erwidern oder Feuern ist strenge verboten, bis dazu kommandiert wird. Die Infanterie rückt voran gleich einem Pflüger, der seine Furche zieht, unbekümmert um die kreisenden Krähen. Die Krähen oder Kosaken, sich unbeachtet findend, stecken Zorndorf in Brand und jagen davon. Zorndorf, meistens Holz und Stroh, lodert schnell auf, rollt in dicken Rauchwolken weithin nach Norden auf den russischen Minotaurus zu und macht ihn noch blinder in den nun kommenden wichtigen Augenblicken.

Friedrich reitet vor, um den Zaberngrund auszukundschaften. „Unerwartet tief, auch sehr morastig durch den sumpfigen Bach. Ein Angriff auf ihre westliche Flanke durch diesen Zaberngrund geht nicht — so greife man sie auf ihrer Ecke an, hier auf der südwestlichen Seite!" So lautet Friedrichs rascher Entschluß. Es wird also aufmarschiert. Hinter dem brennenden Zorndorf steht sein linker Flügel, der den Angriff machen soll — Infanterie in der Front, Kavallerie dahinter und links darüber hinaus — und unter der Anführung von Seidlitz auf dieser Seite, was ein wichtiger Umstand ist. Der rechte Flügel, der sich bis hinter Wilkersdorf ausdehnt, soll sich zurückhalten, die gesamte Stärke des Zentrums gegen jene russische Ecke vorgehen, um den linken Flügel in seinem Angriff auf dasselbe zu unterstützen — abermals nach jenem Prinzip von Leuthen oder von L e u k t r a. Möge kein Fehler bei der heutigen Ausführung stattfinden! —

Die erste Abteilung der preußischen Infanterie, oder äußerste Linke, rückt am westlichen Ende des brennenden Zorndorfs vor. Die nächste Abteilung, welche ihr in der Unternehmung ganz nahe rechts oder sogar hinter ihr stehen und ihr in das russische Feuer folgen sollte, hat am östlichen

Ende von Zorndorf zu marschieren. Dies ist wegen der Flammen ein weiterer Weg und kein glücklicher. Die zweite Abteilung konnte nicht wieder in rechte Berührung mit jener ersten gelangen. Daran lag der Fehler. Und er hätte verderblich sein können. War es aber, wie sich zeigen wird, nicht. Die erste Abteilung ist in ihrem Vormarsch über Zorndorf hinaus gelangt, schreitet voran, ihre linke Flanke durch den Zaberngrund geschützt, ruhig über bestimmte Haltepunkte voran gegen die russische Ecke, wo der Angriff geschehen soll. Erste Abteilung, zweite Abteilung sind über Zorndorf hinaus gelangt, wennschon mit einer großen Lücke zwischen sich, und rücken gelassen gegen die russische Ecke vor. Zwei vor der Front weit voneinander aufgepflanzte starke Batterien beschießen das russische Viereck, und ihr Feuer kreuzt sich auf einer Ecke mit furchtbarer Wirkung. Die russische Artillerie, welche zahlreich und meistens nach dieser südwestlichen Ecke herabgebracht worden ist, antwortet. Aber ihr Feuer geht auseinander und ist viel weniger wirksam. Die preußische Linie schreitet voran, die äußerste Linke vielleicht allzu lebhaft. Ihre Batterien bestreichen die dichte Masse der Russen mit fürchterlicher Wirkung („bei einem Grenadierregiment nahm eine einzige Kugel zweiundvierzig Mann weg[1]"), machen die im Viereck stehenden Bagagepferde wild. Ein sehr bewegtes Viereck, unter seiner düstern Wolkendecke von Pulverdampf und Feuerqualm, der sich von Zorndorf her über demselben geballt hat. Manteuffel, der jene erste oder äußerste linke Abteilung führt, merkt die innere Unruhe und geht noch lebhafter bis auf Schußweite vor. Beginnt mit der erforderlichen, gelassenen Wut seinen Pelotondonner — wäre nur die zweite Abteilung zu Manteuffels Unterstützung herangekommen! Die zweite Abteilung steht ebenfalls im Feuer, aber nicht hart neben Manteuffel, wo sie hätte sein sollen.

Fermor bemerkt die Lücke, das Schwanken des nicht unterstützten Manteuffel, stürzt mit Reiterei und Fußvolk in ungeheurem Strom hervor, in die Lücke, in Manteuffels Flanke und Front und wirft Manteuffel, der keine Unterstützung in der Nähe hat, zurück. „Arah, Arah! Viktoria!" rufen die Russen, indem sie wild voranstürzen, alles vor sich hertreiben und unter anderem sechsundzwanzig Kanonen erbeuten. Welch ein Moment für Friedrich, der wohl von irgendeiner Anhöhe bei Zorndorf zusieht und in aller Eile Seidlitz befiehlt, einzuhauen: „Seidlitz, jetzt!" Die hurrarufenden Russen vermögen bei solchem Heranstürzen, gleich einem Stampedo von Büffelochsen, nicht in geschlossener Reihe zu bleiben, sondern zerfallen in Haufen und Lücken. Seidlitz ist mit einer Geschwindigkeit, mit einer über alles Lob erhabenen Gewandtheit durch den morastigen Zaberngrund geritten, fällt mit etwa fünftausend Reitern diesem Büffelochsen-Stampedo in die Flanke und wirft ihn augenblicklich über den Haufen — was sich als unwiderruflich erweist, indem auch die preußische Infanterie wieder

[1] Tielcke II. 99 Anm.

herankommt und Seidlitz unterstützt. Nach ferneren fünfzehn Minuten (es mag nun 10 Uhr sein) ist der russische Minotaurus an diesem Ende bis hin an den Galgengrund, in eine wirre Masse verwandelt. Selten ist ein solcher Angriff gesehen worden, der in solcher chaotischer Verwirrung, chaotischer Flucht oder chaotischer Weigerung zu fliehen endigte. Die Seidlitzsche Kavallerie fuhr noch immer fort einzuhauen, bis sie vor Ermüdung einhalten mußte und nicht länger konnte. Die russische Reiterei floh nach Kutzdorf, Fermor mit ihr, der nichts weiter von dieser Schlacht sah und erst wieder zurückkam, nachdem es dunkel geworden. Wären die Brücken nicht verbrannt und der Übergang über die Mützel nicht unmöglich gewesen, Fermor wäre niemals zurückgekehrt, und die Zorndorfer Schlacht hätte hier geendigt. Es wäre besser gewesen! Aber es ist kein Hinüberkommen über die Mützel, man ersäuft nur in den dortigen Brüchen und Morästen. — Tot sowieso. Was läßt sich anders tun als sterben?

Und so bleibt die russische Infanterie fest stehen und läßt sich niederhauen, als wären sie Ochsen. Entfernter von Seidlitz brechen sie die Branntweinfässer der Marketender auf und besaufen sich in wenigen Minuten. Ihre Offiziere schlagen in der Verzweiflung die Fässer entzwei. Die Soldaten werfen sich auf die Erde und trinken den Branntwein aus den Pfützen auf, streiten wütend mit ihren Offizieren und massakrieren „viele" von ihnen, sagt Tielcke, namentlich die Fremden. „Ein entsetzliches Blutbad", allen Berichten zufolge. Blutbad, Branntweinbad und Hauptzentrum des dazumal auf der Oberwelt vorhandenen Chaos. Fermor ist fort. Dies Chaos, von welchem sogar die Preußen, des Niedermetzelns müde, sich zurückziehen, dauert bis um ein Uhr. Bis an den Galgengrund besteht der Minotaurus aus lauter Trümmern und Wahnsinn. Aber jenseits des Galgengrundes formiert die andere Hälfte selbständig eine neue Front und gestaltet sich zu einem frischen Minotaurus, obschon in verminderter Gestalt. Dies ist der erste Teil der Zorndorfer Schlacht. Friedrich — während eines Augenblicks am Rand großen Unglücks, aber wunderbar gerettet — hat noch die zweite Hälfte zu bestehen (wie schade, daß er keine Brücken über die Mützel stehen ließ!) und muß sein Programm abermals ändern.

Die Hälfte des Minotaurus ist auf diese Weise zu Trümmern gegangen, aber auch der Angriff auf dieselbe ist erschöpft. Was mit der anderen Hälfte des Ungeheuers anfangen, das wieder lebendig ist, das noch standhält und sich polypenartig ein neues selbständiges Leben, eine neue Front gegen den Galgengrund dort drüben geschaffen hat? Friedrich läßt seinen rechten Flügel vorrücken, formiert rasch den rechten Flügel, das Zentrum und alles, was von der Linken verfügbar ist, nebst Batterien, nebst Kavallerie, zu einem Angriff auf das entgegengesetzte oder südöstliche Ende seines Ungeheuers. Wenn dein Ungeheuer polypenartig

am Hinterteil wieder lebendig wird, so mußt du ihm jenen anderen Kopf abhauen. Batterien etwas voraus beginnen das Werk gegen den neuen Kopf des Ungeheuers, der erst sein Schweif war, indes frische Truppen, lange Linien derselben, vorrücken, um das Pelotonfeuer zu beginnen. Es mag nun ungefähr halb drei Uhr sein. Unsere Infanterie ist noch nicht bis zur Schußweite gelangt, als Ströme russischer Kavallerie, welcher auch Infanterie folgt, hervorbrechen, reißend daher stürmen und sich dem kommenden Angriff entgegenwerfen. Sie prallen gegen denselben an, erschüttern ihn und werfen ihn im Zentrum, nehmen eine von den Batterien weg und machen ein ganzes Bataillon zu Gefangenen. Hier ist abermals ein kritischer Augenblick! Friedrich, wird gemeldet, eilte persönlich mitten in diesen Strudel hinein, sammelte wiederholt diese gebrochenen Bataillone und stellte sich an ihre Spitze. Aber es war vergebens. Sie waren nicht zum Stehen zu bringen, diese Bataillone des Zentrums. Irgendein unerklärlicher Eindruck auf das menschliche Gemüt", sagt Tempelhof. Es sind Dohnas Leute, „die bei Groß-Jägerndorf und anderwärts die größten Beweise der Standhaftigkeit gegeben". (Sie waren letzthin alle so geputzt; haben aber kein Beißtalent, wie die Grasteufel.) Genug, sie drücken sich förmlich hinweg, gewisse schmähliche Bataillone und weichen bis unterhalb Wilkersdorf, fast eine halbe Stunde weit zurück. Obgleich die Grasteufel auf ihren beiden Seiten, in dieser schimpflichen Weise im Stich gelassen, grimmig feststehen bleiben.

Was aus der Sache geworden wäre, weiß man nicht, wäre nicht Seidlitz abermals erschienen. Ob auf Friedrichs Befehl oder aus eigenem Antrieb, ist mir unbekannt. Aber es ist gewiß. Seidlitz mit einundsechzig Schwadronen aus einiger Entfernung herbeieilend, bricht wie ein Deus ex Machina schnell wie der Sturmwind auf diesen russischen Kavalleriestrom herein, treibt ihn abermals vor sich her wie einen Strom von bloßer Spreu, zurück, immer zurück, hin an das Ufer des Acheron und der stygischen Sümpfe (nämlich der Mützel), so daß er nicht wieder zurückkehrte. Und die preußische Infanterie hatte ein freies Feld für ihr Schützenfeuer. Ihre Wut gegen die Russen war außerordentlich, und die der Russen entsprach der ihrigen. Drei jener Grasteufelbataillone, welche den Dohna-Ausreißern zunächst standen, waren Landeskinder dieser abgebrannten Zorndorfschen Gegend. Wir können uns ihre niederdeutschen Herzen vorstellen und das heilige Feuer, das nicht ohne Schimmer aus ihren Augen blitzte. Preußisches Reihenfeuer, Bajonettangriff — unter solchen Bedingungen kann kein russisches oder sterbliches Viereck standhalten. Der russische Minotaurus geht zum zweitenmal zu Trümmern; aber fliehen will er nicht. „Kein Pardon!" — „Sei's drum, kein Pardon!"

„Kurz nach vier Uhr", sagen meine Quellen, „hörte das Feuer", das regelmäßige Feuer, „gänzlich auf. Die Munition war beiden Seiten beinahe ausgegangen. Die Preußen griffen nach den Patronentaschen der

russischen Toten." Und alsdann begann ein Morden und Ringen Mann gegen Mann, „mit Bajonetten, mit Flintenkolben, mit Händen, sogar mit Zähnen" (seitens einiger Russen), „dergleichen nie gesehen worden". Die Russen, zu Trümmern geschlagen, wollten nicht fliehen. Wohin sollten sie fliehen? Hinter ihnen ist die Mützel und der acherontische Sumpf. Über die Mützel ist keine Brücke da. Die morastigen Ufer der Mützel waren mit darin versunkenen Menschen und Pferden wie gepflastert", sagt Tielcke. Eine solche Kraft des Beharrens (vis inertiae), wie diejenige der Russen hier, ist noch nicht dagewesen. Sie standen da wie Erdsäcke, wie schon getötete Ochsen. „Selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen", sagt Archenholz, sondern sie nahmen sich Zeit dazu.

Die Unordnung war auf beiden Seiten allgemein. Nur daß die Preußen immer imstande waren, sich wieder zu formieren, wenn sie dazu kommandiert wurden, und die Russen nicht. So dauerte es fort bis zur einbrechenden Nacht, während die Russen unter diesen grausigen Bedingungen geschoben werden und halsstarrig auf keine anderen eingehen wollen. Als es zu dämmern anfing, erschien auf einer fernen Anhöhe etwas wie ein aufs neue formiertes Korps derselben — ungefähr zweitausend Mann Infanterie und halb so viel Kavallerie, welche Thémicoud (ein superlativer Schweizer Kosak, dessen Name gewöhnlich Demikof oder Demikow geschrieben wird) zusammengebracht und in Begleitung einiger Kanonen von dem Ufer des Acheron nach dieser vorteilhaften Anhöhe zurückgeführt hat. Friedrich befiehlt, dies Korps zu vertreiben. General Forcade mit zwei Bataillonen soll es in der Front angreifen. Ihr, General Rauter, führt jene Dohnaschen Leute wieder vor und nehmt es in der Flanke! Forcade rückt vor, Rauter desgleichen — aber sobald sie in das feindliche Kanonenfeuer kommen, ergreifen diese armen Dohnaschen (in einem so erschütterten schmählichen Zustand ist ihr Mut) abermals die Flucht, noch schlimmer als vorher. Weichen diesmal völlig durch Wilkersdorf hindurch in den Wald hinein zurück und können kaum wieder gesammelt werden. Schmählich daran zu denken. Kein Wunder, daß Friedrich „seit diesem Tage nicht viel mehr auf jene Regimenter hielt, die bei Groß-Jägerndorf geschlagen wurden und daß er es ihnen all sein Lebtag nachtrug[1]". Sehr natürlich, wenn die übrigen wie diese waren!

Über den armen General Rauter beobachten Tempelhof und die anderen, wofern sie können, höfliches Stillschweigen. Nur der sächsische Tielcke sagt uns, daß er seinen Abschied erhielt. Was ich auch durch preußisches Zeugnis in verschleierten Ausdrücken bestätigt finde. Das Militärlexikon, genötigt einen Artikel über Rauter zu geben, ist sehr kurz damit, läßt sich nichts Unangenehmes merken, spricht von seiner per-

[1] Retzow — und noch emphatischer, Briefe eines alten preußischen Offiziers (Hohenzollern 1790) I. 34, II. 52 usw.

sönlichen Tapferkeit und sagt: „Im Jahr 1758 erhielt er auf sein Ansuchen die Erlaubnis, den Dienst zu verlassen“ — arme Seele, die Erlaubnis und mehr!

Forcade, sich selbst überlassen, fuhr fort, Thémicoud zu bombardieren. Thémicoud antwortete, wollte nicht weichen; stand fest auf seiner vorteilhaften Anhöhe, zog aber keine Kräfte an sich: „So laßt ihn stehen“, sagte Friedrich nach einiger Zeit, und Thémicoud verlor sich nach und nach in den Schatten der Nacht nach dem diesseitigen Ufer des Acheron, nämlich des Acheron-Mützel zu — das nun keiner mehr zu pflastern versuchte, sondern sie brodeln mit trübseliger Muße dort herum. Feldmarschall Fermor ist nun wieder zu den Seinigen gelangt oder die Seinigen zu ihm, an gleichem Ort durch gleiches Glück wieder vereinigt. Ein Chaos, desgleichen Fermor nie zuvor oder seitdem gesehen. Es ist kein Regiment oder Bataillon mehr da; diese prächtige Armee besteht nun in bloßen brodelnden Monaden. Offiziere tun ihr mögliches, um sie zu irgendeiner Ordnung zusammenzuflicken ohne Rücksicht auf Regiment- oder Truppengattung. Selten sank die Dunkelheit auf solch eine Szene herab.

Wilde Kosakenhaufen schwärmen auf allen Teilen des Schlachtfeldes umher, plündern die Toten aus, morden die Verwundeten, zünden auch an, was sie können und vergreifen sich sogar an den im Rücken zurückgelassenen preußischen Kanonen, so daß sich die Husaren wieder gegen sie wenden müssen. Einen großen Schwarm von ihnen, der in dem Dorf Zicher plünderte, umzingelten die Husaren. Die Kosaken warfen sich in die Gebäude, verkrochen sich, rannten, nahmen ihre Zuflucht zu Feuer, ihrem beständigen Freund. Über vierhundert derselben waren in einer großen Scheuer oder Schäferei mit viel Stroh und Heu und steckten sie in Brand — konnten aber nicht hinaus vor Husaren. Die Husaren besetzten den Ausgang. Kein einziger von euch Teufeln soll entkommen, sagten die Husaren, und alle vierhundert kamen dort um, erstickt, verbrannt oder von den Husaren niedergehauen. Und dieser arme Planet ward ihrer endlich ledig[1].

Friedrich läßt sein Zeltgeräte kommen, und die Armee lagert sich in zwei langen nordsüdlich laufenden Treffen mit dem Gesicht gegen die russische Seite der Dinge gekehrt. Friedrichs Zelt ist vor der Mitte des ersten Treffens, ein Kriegerkönig inmitten seiner Völker, die ein Tagewerk getan haben. Der russische Verlust, als er gezählt ward, stellte sich heraus auf 21 529 Tote, Verwundete und Vermißte, darunter 7990 Tote. Die preußische Gesamtsumme ist 11 390 (mehr als der dritte Mann der Preußen), von welchen 3680 getötet. Und an den Ufern des Acheron nördlich da drüben brodelt es noch. Und weit und breit ringsumher leuchten angezündete Dörfer, es streifen noch viele Teufel umher. Exzellenz Mitchell wird um acht Uhr abends vom Könige empfangen, trifft verschiedene Ober-

[1] Heldengeschichte V. 166.

generale, darunter Seidlitz, die sich in ihren verschiedenen Geschäften dort befinden; gratuliert „zu dem schönen Siege" (kein so ganz entschiedener bisher), „den der Himmel Ew. Majestät gegeben". „Ohne diesen," sagte Friedrich — „ohne diesen würde es schlecht aussehen!" und richtete seine Sonnenaugen mit einem schönen Ausdruck auf Seidlitz[1]. Seidlitz' Antwort darauf war, wie ich finde, ein verlegenes Erröten und an artikulierten Worte nur: „Hm, na, ah, Ew. Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten — aber Wackenitz" (mein Gehilfe) „verdient Beförderung!" — welche Wackenitz auch, in nicht allzu reichlichem Maße, erhielt.

Fermor, nachdem er seine wirren Massen in der Nacht in eine Art von Ordnung oder Reihen zusammengeflickt hat, rückt westlich vom Zaberngrund hinab nach der Derwitzer Heide, wo er schon einmal gestanden, und macht dort sein Biwak im Wald, sicher unter den Kiefern, den Zaberngrund vor sich. Nach obiger Rechnung stehen noch 28- oder 29 000 Mann bei Fermor oder umwogen ihn schwarmartig. Bei Friedrich in seinen zwei Treffen befinden sich etwa 18 000. Im ganzen schlafen 46 000 müde Sterbliche dort herum, nahe an 12 000 andere sind in einen tieferen Schlaf gesunken, der nicht gestört werden kann, und an die Verwundeten auf dem Felde schauert es einen zu denken.

Am anderen Tag, Sonnabend, den 26., schlägt Fermor, der nun wieder einigermaßen in Regimentern formiert und sicher hinter dem sumpfigen Zaberngrund ist, „einen dreitägigen Waffenstillstand vor, um die Toten zu begraben". — Dohna, der dort kommandierte, antwortet: „Es sei gebräuchlich, daß der Sieger für die Bestattung der Erschlagenen sorge und daß ein solcher Vorschlag etwas ganz Ungewöhnliches und unter gegenwärtigen Umständen unzulässig sei." Mittlerweile hatte sich Fermor mit dem Gesicht gegen sein gestriges Schlachtfeld und gegen die Morgensonne in Schlachtordnung aufgestellt und fing an, über den Zaberngrund hinüber zu kanonieren, aus zu weiter Entfernung, um zu treffen, aber als wolle er den Kampf wieder aufnehmen. Die Preußen antworteten mit Kanonen und stellten sich vor ihren Zelten auf. Bei beiden Armeen war die Rede, oder das Gerede, von zu erneuendem Angriff; aber bei beiden „war Mangel an Schießvorrat", Mangel an wirklicher Wahrscheinlichkeit des Kampfes. Auf Fermors Seite konnte das „Angreifenwollen" nur Gerede sein, und auf Friedrichs Seite waren, abgesehen von dem Mangel an Munition, alle, das Fußvolk und ganz besonders die Reiterei, so erschöpft von der gestrigen Arbeit, daß man es nicht für zweckdienlich hielt. Eine Weile vor Mittag zogen sich die Preußen wieder in ihr Lager zurück, und nur die Artillerie blieb da, um so weit als nötig zu antworten und über den Zaberngrund hinüber zu kläffen, bis sich die Russen wieder beruhigen.

[1] Preuß II. 153. Mitchell (II. 432) erwähnt die Unterredung, aber nichts von Seidlitz.

Friedrichs Husaren wußten nunmehr um die russische Wagenburg in Klein-Kamin. Sie waren gestern nacht darüberher gewesen, hatten sie eine Zeitlang nach Belieben eingehend durchstöbert und viel Geld und andere Beute mit fortgeschleppt. Warum Friedrich, der unmittelbar zwischen Fermor und seiner Wagenburg stand, letztere heute nicht zerstörte, ist mir unbekannt. Ich vermute aber, daß es ein Unterlassungsfehler war in dem so betäubenden Wirrsal, welches seine müde Seele nun umfing. Hätte man Fermors noch übriges Schießpulver in die Luft gesprengt und seine Lebensmittel weggenommen oder verbrannt, so hätte er sich ohne Frage um so schleuniger hinweg nach Landsberg stehlen müssen, um neue Vorräte aufzusuchen. Oder hielt es Friedrich vielleicht nun belanglos und für eine bloße Frage von einigen Stunden mehr oder weniger?

Um Mitternacht von Sonnabend auf Sonntag erhob sich abermaliges Gekläffe, Getöse russischer Kanonen. Diesmal aber nicht über den Zaberngrund herüber, noch überhaupt von einem festen Punkt, sondern vorübergehend, zum Teil aus dem Süden und nicht fern. Eine Kugel schlug in die Erde nahe dem königlichen Zelt und zerschmetterte dasselbe. Ein dicker Nebel hüllt alles ein, und es ist schwer zu entdecken, was die Russen in ihrer Waldeinsamkeit vorhaben. Nach einiger Zeit wird es offenbar, daß die Russen auf dem Rückzuge sind. Sie marschieren durch den südlichen Wald hinter Zorndorf und den verbrannten Dörfern herum, auf Klein-Kamin, nach Landsberg zu. Friedrich, der ihnen nun auf dem Fuß nachfolgt, findet sie alle in Klein-Kamin angelangt zum Frühstück in ihrem dortigen Wagenburgrefektorium — wachsam auf der Hut und von vielen flèches (kleinen pfeilförmigen Feldschanzen) und zahlreicher Artillerie umgeben. Es läßt sich nun oder nachher nichts von Bedeutung gegen sie ausführen, ausgenommen, daß man Nachzügler einfängt und ihre Nachhut ein wenig beunruhigt. Bei der ersten Bewegung geriet der König selber in drohende Gefahr durch einen heftigen Kartätschenhagel, der ihn überschüttete, als er allen voraus ritt, um auszukundschaften[1].

Und dies war endlich der Schluß der Zorndorfer Schlacht am dritten Tage. Hat man je einen solchen Kampf des Theseus und des Minotaurus gesehen? Theseus, schnell, gewandt, mit himmlischem Blitzstrahl in seinen Augen packt den Minotaurus, umstrickt ihn am Hinterfuß, dann am rechten Horn, schmettert Eisen und Vernichtung in ihn hinein, daß schon der Staub davon die ganze Luft verfinstert. Der Minotaurus will nicht verenden, nachdem er erschlagen ist, wälzt sich auf seinem Theseus herum, und die beiden ziehen und zerren einander, reißen sich mit einander und springen um einander herum, drei Tage lang, ehe es aus war, und am Ende zieht der Minotaurus trotz allem auf eigenen Füßen von dannen.

[1] Tempelhof II. 216—238; Tielcke II. 79—154; Archenholz I. 253—264; Heldengeschichte V. 158—179 (mit vielen Listen, Privatbriefen und dergleichen Angaben).

Es war die blutigste Schlacht des Siebenjährigen Krieges, eine der wütendsten, die je geschlagen worden. So groß war die Wut, von welcher die einzelnen Elemente besessen waren, eine Wut, die ungewöhnlich ist in den Kriegen neuerer Zeit. Sie muß Friedrichs Meinung von den Russen geändert haben, wenn er das nächstemal mit Keith zusammenkommt. Erst nach vier Tagen (31. August), so unangreifbar stark war seine Stellung bei Klein-Kamin, brach der russische Minotaurus förmlich zum zweitenmal auf und wankte in wirklichem Ernst langsam auf Landsberg und auf Königsberg zu von dannen. Friedrich überläßt sehr gern seine Beobachtung dem General Dohna und eilt (2. September) nach Sachsen zum Prinzen Heinrich, wo seine Gegenwart nunmehr sehr notwendig geworden ist.

Fermor, der auf diese Weise erst am dritten, ja schließlich erst am siebenten Tage nach der Schlacht abzog, bemühte sich anfangs, sich den Sieg zuzuschreiben. „Ich verbrachte die Nacht auf dem Schlachtfeld" (oder unweit davon, aus guten Gründen, da die Mützel brückenlos war), „darf ich nicht in der Sprache des Enthusiasmus als Sieger gelten? Hier sind 26 von ihren Kanonen, erbeutet, als ich zu früh ‚Arah!' rief" (wo meine eigenen 103 Stücke sind und meine 27 Fahnen und meine Kriegskasse und verschiedene andere? Irgendwo abhanden gekommen; kommen vielleicht wieder zum Vorschein!), sagt und denkt Fermor — oder bemüht sich zu denken. So daß in Petersburg, in Paris und Wien während der nächsten drei Wochen Tedeums und Ambrosianische Lobgesänge erschallten und Freudenfeuer loderten, und auf beiden Seiten viel in den Zeitungen disputiert wurde — bis sich der Staub legte und die Tatsachen in ihrer wirklichen Gestalt erschienen. Dann hieß es: „Te Deum non laudamus — leider nicht, wir müssen widerrufen und haben gutes Pulver schlechtem nachgeworfen!"

Immer voran heimwärts aber in selbst gewähltem Schritt zieht, von Dohna beobachtet, das russische Ungeheuer; schießt heftig mit Kartätschen, wenn man es in den Hinterteilen stachelt. Ein gewisser Palmbach mit einem Detachement von 15000 Mann, welches als hinlänglich für den Zweck erachtet wurde, versuchte einen Angriff auf Kolberg. Wie angenehm, wenn wir einen Hafen an der Ostsee zu unserer Verpflegung in diesem Lande besäßen! Aber obschon Kolberg nach der Aussage aller Ingenieure das unbedeutendste Krähennest (bicoque) ist und nur von siebenhundert Mann Landmiliz verteidigt wird (ihr Kommandant ist ein Major von der Heyde, ein ergrauter alter Invalid, noch nicht so berühmt in der Soldatenwelt, als er hier wurde), so vermochte Palmbach mit dem besten Fleiß doch nichts auszurichten. Sondern er zog, nachdem er vier Wochen lang geschossen und bombardiert und sogar hatte Sturm laufen lassen und auf jede mögliche Weise gewütet und getobt und eine große Menge Pulver und zweitausend russische Leben verschwendet hatte, unverrichteter Sache

ab[1]. Und tat dann als Schweif von Fermor, was Fermor und das russische Ungeheuer überall taten, nämlich sich rasch aus dem Staub machen — denn die Lebensmittel gingen aus — und verschwand aus jenen Ländern, zum Trost Dohnas und der Menschheit.

Den 2. September war Friedrich, dies alles hinter sich lassend, nach Sachsen abmarschiert, wo seine Gegenwart dringend not tat. Dann mußte mit der Eroberung dieses Landes weit vorgeschritten sein? Er hätte es nehmen können, sagen Kenner, wäre er so schnell gewesen wie gewisse Leute. — Unter den russischen Gefangenen von Zorndorf befanden sich gewisse hohe Generale. Soltikof, Czernischef, der Pole Sulkowski, vornehme Leute in ihren eigenen Augen. Keine Quartiere für sie als die Kasematten von Küstrin. Die russischen Generale beklagten sich, „ob dies eine Wohnung für Feldherren sei?“ Es war nicht Friedrichs Art, zu schimpfen oder zu schmähen. Aber er antwortete, die mordbrennerischen Herren müßten vorlieb nehmen, sie hatten ja keine Auswahl von Wohnungen, am wenigsten für sie selbst, übriggelassen! Hierauf lagen sie einige Tage schweigend in ihrem Keller, bis sie besser untergebracht und in der Tat bald ausgewechselt wurden — und wir werden ihnen vielleicht bald wieder begegnen.

[1] In Heldengeschichte V. 349—365 („3.—31. Oktober 1758“), ein vollständiges und ausführliches Tagebuch dieser ersten Belagerung von Kolberg, von welcher sowie von all den drei Belagerungen interessant zu lesen ist.

Vierzehntes Kapitel / Schlacht bei Hochkirch

Sobald Friedrich Böhmen und Schlesien verließ, um gegen die Russen vorzugehen, entstand die wichtige Frage in Wien: „Was soll unser Daun nun unternehmen?“ Ein Daun, eine Reichsarmee, die nun zu neuer Beschäftigung frei sind. In Sachsen ist wenig, das ihnen Widerstand leisten könnte, in Schlesien vergleichsweise fast nichts. „Rückeroberung Schlesiens?“ das ist allerdings der stete Polarstern in Wien. Aber sie haben keine Magazine in Schlesien, kein Belagerungsgeschütz, und die Jahreszeit ist weit vorgerückt. Man entscheidet sich für einen Handstreich gegen Dresden und die Befreiung Sachsens während Friedrichs Abwesenheit. Dort steht jetzt nichts als ein Prinz Heinrich, schwach an Zahl, nur etwa halb so stark als schon das Reichsheer allein. Es breche also das Reichsheer auf und rücke über das Erzgebirge von Südost auf den Prinzen Heinrich vor, Daun ziehe durch die Lausitz von Nordost her gegen ihn heran, können sie nicht zusammen den Prinzen vernichten? Dresden, einen schwachen, schlecht befestigten Platz durch Überrumpelung nehmen und Sachsen zurückerobern? Das wäre großmütig unseren Bundesgenossen gegenüber, und es wäre ein vortreffliches Gerüst für die Rückeroberung Schlesiens nächstes Jahr. Und kann Daun nicht ein Korps in der schlesischen Nachbarschaft zurücklassen — Deville mit soundso viel tausend, Harsch mit soundso viel — um eine ihrer Grenzfestungen, z. B. Neiße, zu belagern? Das Belagerungsmaterial kann aus Mähren kommen. Neiße ist nicht weiter von Olmütz, als Olmütz von ersterem war.

Das war der Plan, den man entworfen hatte, und der nun in Ausführung begriffen ist, während Friedrich weit davon bei Zorndorf weilt. Und dies, wenn die Leser es verständig ihrem Gedächtnisse einprägen, wird zur Einleitung der weitern wenigen Worte genügen, die uns hier über den Gegenstand gestattet sind. Nur sehr wenige, auf das äußerste zusammengedrängte Worte, bloß als Vorrede zu Hochkirch, welchem wir zueilen müssen. Da Hochkirch der einzige Vorgang ist, der außer für strebsame Militärs jetzt und hier einiges Interesse hat unter den sehr vielen Vorgängen, die damals und dort so außerordentlich bedeutend für alle Welt waren. Wißbegierigen Lesern, die einen Einblick in die knappste authentische Skizze

der betreffenden Örtlichkeiten tun möchten[1], wird die nachfolgende gedrängte Notiz wohlverständlich sein.

Daun und das Reichsheer rückten während Friedrichs Abwesenheit in Sachsen ein.

Am 17. August war Daun, längs der böhmisch-schlesischen Grenze mit möglichster Geschwindigkeit marschierend, nach Zittau gelangt. Welche arme Stadt zu seiner Basis und Vorratskammer bestimmt und wo nun — inmitten der verbrannten Mauern, die wieder aufgebaut werden — die größte Tätigkeit und Zufuhr sichtbar ist. Und in denselben Tagen ist der Prinz von Zweibrücken mit seinem Reichsheer tüchtig auf dem Marsch. Zweibrücken rückt so geschwind er kann über das Erzgebirge mit der Absicht, in der Gegend von Pirna Posto zu fassen. Nicht zu erwähnen General Dombâle, Zweibrückens österreichischen Gehilfen, der die österreichischen fünfzehntausend unter sich hat und als eine Art Einleitung auf der westlichen Seite, in der Zwickau-Tschopauschen Gegend, erschienen ist, in der Voraussetzung, daß Prinz Heinrich sich gegenwärtig nicht mit ihm wird befassen können. Und in der Tat nimmt Prinz Heinrich auf Zweibrücken und die Gegend von Pirna Bedacht, Stellung daselbst auf dem alten preußischen Gelände („Hauptquartier in Groß-Seidlitz" wie 1756) und kann bloß ein Detachement bei Tschopau zurücklassen, um Dombâle zu beobachten. Dieser sendet wenigstens Kroatenhaufen „quer durch Sachsen, bis nach Halle" aus und gibt den Zeitungen Unterhaltung, wenn er sonst wenig ausrichten kann.

Am 19. August rückt Daun aus Zittau nach kurzer Pause wieder weiter — nur aus der Ferne von Zieten beobachtet, bis wir sehen, wohin — Markgraf Karl wartet ungeduldig in Grüssau, bis er Zieten gesehen[2]. Bald nach seiner Ankunft in Zittau entsendet Daun Loudon gen Brandenburg, als beabsichtige er großmütig „Mitwirkung mit den Russen", was Daun allerdings Vergnügen machen würde, könnte es ohne Kosten geschehen. Loudon schickt fünfhundert Husaren nach Frankfurt (Friedrich ist nun nach Küstrin abgegangen) die, glaube ich, einen Brief an Fermor mit sich haben; verlieren ihn aber unterwegs — zum Besten der Leser, wenn sie sich gedulden wollen. Loudon nimmt einen armen kleinen Ort in Brandenburg selber ein; poltert ihn an, daß er sich nach einem Tage ergibt (gerade der Tag der Zorndorfer Schlacht „25. August") — einen Ort namens Peitz mit einer Besatzung von fünfundvierzig Invaliden; welche „freien Abzug" erhalten, die armen alten Seelen, und ihren kleinen Vorrat von Pökelfleisch und Kriegsgerät Loudon überlassen[3]. Hierauf zieht sich Loudon wieder aus diesen Gegenden zurück, indem er findet, daß Zieten hinter ihm her ist. Welcher nun sieht, was Daun und er vorhaben, und dem Markgrafen Karl (eigentlich Keith, der sich nun als wirklicher Oberster wieder bei ihm befindet) bedeutet, daß es hierher gehe. Markgraf Karl, der bereits seit einiger Zeit auf dem Sprunge steht, bricht sofort von Grüssau auf (ich vermute nicht über 25 000 von allen Waffengattungen stark) und hinterläßt Fouqué mit vielleicht 10 000 Mann, um sein mögliches zu tun, wenn die Generale Harsch und Deville mit ihren 20 000 oder 30 000 gegen Schlesien und ihn herankommen — was sie in der Tat bereits tun. Schon berennen sie Neiße mehr oder weniger in der Absicht, es baldmöglichst zu belagern.

Mittlerweile rückt die Durchlauchtige Hoheit von Zweibrücken mit den Reichsvölkern und einigen Österreichern, während Dombâle mehr westwärts einleitenderweise operiert, in die Pirnaer Gegend. Und trotz allem, was Prinz Heinrich tun kann (Mayr und die Freibataillons sind aufs eifrigste tätig, und Heinrich ist einer der wachsamsten Menschen), gelangt Zweibrücken in dieselbe. Läßt durch Maguire mit Österreichern Pirna, d. h. den Sonnenstein von Pirna, belagern (3.—5. September), nimmt den Son-

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.
[2] Tempelhof II. 258, 260 ff.
[3] In Heldengeschichte V. 229—232 die ausführliche Kapitulation.

nenstein, etwas früher, als man erwartet hatte[1], und setzt sich dort fest. Hat sein „Hauptquartier wieder in Struppen", wieder an der „Brücke bei Ober-Rader", alles wie im Jahr 1756, was, wenn sonst nichts es vermag, Sr. Durchlaucht bei einigen Lesern hier ein momentanes Interesse verleihen dürfte. Prinz Heinrich ist in Groß-Seidlitz mit jeder Faser wachsam und lebendig. Aber während Daun nördlich um seine Linke herum marschiert, augenscheinlich in der Absicht, ihm in die Flanke oder in den Rücken zu kommen; während ihm Dombâle bereits unter obbemeldeten Umständen auf seiner Rechten im Rücken ist und Zweibrücken selber hier vor seiner Front liegt und frei handeln kann, selber aber unangreifbar ist. Was soll Prinz Heinrich unternehmen? Daun zielt auf Heinrichs Rücken, nicht auf seine Flanke ab. Am 26. August brach Daun, der nach Görlitz, ein oder zwei Tagesmärsche von Zittau, gelangt war, wieder mit größter Geschwindigkeit auf der Bautzener Heerstraße nach der Meißener Brücke auf, vierzehn oder sechzehn Meilen weiter die Elbe stromabwärts. Dort gedenkt Daun dieselbe zu überschreiten und sich gegen Dresden und Prinz Heinrich herumzuwenden, welcher sich alsdann zwischen drei Feuern eingeschlossen finden wird — falls zwei oder sogar falls eines (das Daunsche allein oder das Zweibrückensche allein, ungerechnet das Dombâlsche) bei der geringen Macht, die Prinz Heinrich bei sich hat, nicht genügen sollte!

Ein verlorener Prinz Heinrich — wenn er nicht Gewandtheit besitzt, wenn nicht Hilfe naht! Prinz Heinrich, die Lage erkennend, zog sich eines Nachts mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit unbehelligt von Groß-Seidlitz zurück. Am anderen Morgen finden ihn Zweibrückens Husaren unvertreibbar auf den Höhen bei Gamig. Welches einen guten Schritt näher an Dresden ist, näher an Dombâle und nicht so leicht von Daun eingeschlossen werden kann, ohne daß er Dresden mit einschließt. Prinz Heinrichs Manövrieren in dieser schwierigen Lage wird von Militärs bewundert. Wie er seine Stellung bei Gamig behauptete, aber an den wichtigen Punkten kleine Lager vorschob — „Lager bei Kesselsdorf" (ein denkwürdiger Ort) auf der Westseite von Dresden, auf der Ostseite, in der nördlichen Vorstadt von Dresden selber jenseits des Flusses (falls wir Dauns halber den Fluß überschreiten müssen), ein ‚starkes Verhau' — und nichts vernachlässigte. Er selbst und jedermann unter ihm lebhaft wie Adler, um sich gefährlich zu machen, wobei besonders Mayr sich auszeichnete. Prinz Heinrich wäre ein harter Bissen für Daun gewesen. Aber außerdem ist Hilfe unterwegs.

Bei Friedrichs Dazwischenkunft zieht sich Daun zurück, verschanzt sich in der Nähe von Dresden und Pirna, Friedrich folgt ihm. Vier Heere stehen sich dort einen Monat lang stille gegenüber, worauf ein Flankenmarsch des preußischen Heeres folgt — mit Halt bei Hochkirch (12. September bis 10. Oktober 1758).

Daun rückt seit dem 26. August auf die Meißener Brücke zu; ohne Rast einen Tag nach dem anderen mit seiner möglichsten Geschwindigkeit — welche, wie mir scheint, „täglich zwei Meilen" beträgt[2]; denn Bos ist auch im besten Fall schwerfüßig. Am 1. September ist Daun innerhalb zwei Meilen von der Meißner Brücke angelangt, als — hier sind Neuigkeiten, meine Freunde! Der König von Preußen hat unsere armen Russen

[1] In Heldengeschichte V. 223—228, Bericht von dieser armseligen Belagerung und von den Bewegungen vorher und nachher.
[2] Tempelhof II. 261.

geschlagen; wird bald im vollen Anmarsch hierher sein! Wenn der König von Preußen und Markgraf Karl mit der Geschwindigkeit von sage „täglich vier Meilen" anstatt zwei dieses Weges kommen, dann ist die Meißner Brücke nicht das, was wir nun brauchen. Daun ruft auf diese Nachricht augenblicklich Halt! Wartet, verschanzt sich und nach etlichen Tagen, als die Nachricht sich bestätigte, zieht er sich so schnell er kann zurück. Von der russischen Seite hat Daun gleichfalls Kunde von Zorndorf und von Fermors großem „Sieg" erhalten. Erkennt aber durch dieses plötzliche Wiedererscheinen des Anti-Fermor recht wohl, was für eine Art Sieg es ist.

War es hier, während er in der Nähe von Meißen wartete, oder wo war es, daß Daun seinen Brief an Fermor auf jene wunderliche Weise beantwortet erhielt? Der Brief von vor zwei Wochen — den Loudons Husaren, oder wer es immer war, überbrachten — er ward ganz gewiß an Daun gerichtet oder zurückbestellt, und zwar nicht von dem Bureau unbestellbarer Briefe, sondern mittels einer Antwort, deren er sich nicht versehen hatte! Hier ist, was an Berichten davon erhalten, was freilich in betreff einer wohlbekannten kleinen Tatsache funkelnder Natur sehr unsicher ist:

Ein kurioses Schreiben geriet in Friedrichs Hände (der Bote, denke ich mir immer, war jener Loudonsche Rittmeister mit seinen fünfhundert Husaren, die angeblich zu Fermor stoßen sollten), von preußischen Husaren irgendwo aufgefangen — Datum, Ort, Umstände sind in diesen dürftigen Büchern bis zur Vergessenheit verwischt. Der Brief selber ist unstreitig, und daß die Antwort darauf folgte. Brief und Antwort dem Inhalt nach wie folgt:

„D a u n a n F e r m o r" (wahrscheinlich aus Zittau, durch Loudons Husaren).

‚Ew. Exzellenz kennen diesen listigen Feind nicht, wie ich ihn kenne. Lassen Sie sich durchaus auf keine Schlacht mit ihm ein; sondern manövrieren Sie vorsichtig, bis ich meinen Schlag in Sachsen geführt habe: versuchen Sie ja nicht mit ihm zu schlagen. — D a u n.'

„A n t w o r t a n g e b l i c h v o n F e r m o r." (Nach der Schlacht bei Zorndorf erhielt Daun mit erster Gelegenheit seine Antwort, wörtlich unterzeichnet: ‚Fermor', aber augenscheinlich von der Hand eines gewissen Königs geschrieben):

‚Ew. Exzellenz hatten recht, mich gegen einen listigen Feind zu warnen, den Sie besser kennen als ich. Ich habe eine Schlacht mit ihm versucht und bin geschlagen worden. Ihr unglücklicher — F e r m o r[1].'

Am 9. September trafen Friedrich und Markgraf Karl genau nach Verabredung bei Großenhain, etliche Stunden nördlich von Meißen und seiner Brücke, zusammen. Daun ist nun wieder verschwunden, ist wieder zurück über Dresden hinaus, in fester Stellung bei Stolpen (ein Ort von

[1] Müller, K u r z g e f a ß t e B e s c h r e i b u n g d e r d r e i S c h l e s i s c h e n K r i e g e (Berlin 1765), bei welchem allein von allen Berichterstattern die Geschichte in einer verständlichen Form mitgeteilt ist. Dieses Müllersche Buch ist eine verdienstliche kurze Zusammenstellung, in keinem wesentlichen Punkt unrichtig und mit sämtlichen Schlachtplänen auf einer Kupferplatte (dies ist L e u t n a n t Müller, durchaus nicht P r o f e s s o r Müller, alias Schottmüller!).

dem wir schon einmal in General Haddicks Zeit voriges Jahr gehört haben), in naher Berührung mit seinen Pirnaer Freunden jenseits des Flusses und aus gefährlichen Nachbarschaften hinaus. Friedrich und der Markgraf sind Daun rasch nachgefolgt. Aber Daun hielt nirgends stille, bis er nach Stolpen zwischen die bewaldeten Schluchten und Täler gelangte. Am 12. September unterredete sich Friedrich mit seinem Bruder Heinrich und hatte das Vergnügen, mit ihm in Dresden zu speisen. Froh, sich unter beiderseitiger glücklicher Führung wieder zu begegnen. Und es gibt vieles zu besprechen und zu beraten.

Einen oder zwei Tage vorher hegte Daun einen großen Plan — so wird wenigstens erzählt. Zweibrücken sollte mit Tagesanbruch aus Pirna hervorbrechen und das Lager bei Gamig in der Front angreifen (35 000 Mann gegen 20 000). Daun wollte einige Stunden früher unter dem Schleier der Nacht auf Schiffsbrücken über die Elbe gehen und mit einer beliebigen Anzahl von verstärkenden Tausenden im Rücken und auf der linken Flanke von Gamig bereit sein. Was kann den Prinzen Heinrich retten? Herrlicher Plan, wegen dessen Zweibrücken und Daun persönlich zusammen kamen und zusammen speisten; aber es geschah nichts[1]. In der elften Stunde, sagen die österreichischen Berichte, ließ Zweibrücken melden, „es sei morgen nicht möglich; die Zeit sei zu kurz, um die detachierten Korps einzuberufen" — und am folgenden Tag war Friedrich da, und alles hatte sich geändert. Oder es gab vielleicht niemals ernstlich einen solchen Plan? Gewiß ist, daß Daun ein Lager bei Stolpen nimmt, einem Ort, der ihm bekannt ist, und eine der festesten Stellungen in Deutschland. Verschanzt sich bis ans Kinn — starke Nachhut gegen Zittau und die Magazine zu, den Fluß und Pirna auf der linken Flanke. Loudon, stark und emsig auf der rechten Flanke, versperrt den Weg nach Bautzen — und sitzt hartnäckig dort als sehr schlimmer Zahn im Kinnbacken eines gewissen Königs, der sich fast den ganzen folgenden Monat lang mit den besten Zangen und der geschicktesten Kunst nicht herausnehmen läßt. Vier Armeen — Friedrich, Heinrich, Daun, Zweibrücken — stehen innerhalb Schwerteslänge nebeneinander, und die ganze Zeitungswelt ist in gespannter Erwartung. Aber mit Ausnahme von Friedrichs eifrigen Bewegungen und Reibungen gegen Stolpen (auf der West-, Nord- und endlich auf der Nordostseite) ist alles Stillstand, und es kommt zu nichts.

Friedrich bezieht seine Lebensmittel bequem von Dresden. Aber auch eine Straße nach Bautzen kann er nicht entbehren — und dort liegt die Not und der S c h m e r z, wie dieser Zahn und dieser Kinnbacken sehr wohl wissen! Harsch und Deville sind seit einiger Zeit gegen Neiße tätig (berennen Neiße) vielleicht auch gegen Kosel[2], und führen das Belagerungs-

[1] Tempelhof II. 263—264.

[2] Neiße „mehr und mehr berennt" seit dem 4. August (Kosel noch früher, aber nur durch Panduren), nicht vollständig bis zum 30. September oder sogar bis 26. Oktober: H e l d e n g e s c h i c h t e V. 268—270.

geschütz herbei, um die Beschießung zu beginnen. Eine Straße nach Schlesien muß und will Friedrich binnen kurzem haben. Friedrichs Operationen gegen Daun an diesen Posten sind geduldig kunstvoll und wunderlich anzuschauen, dürfen uns aber hier nicht aufhalten. Es genüge zu sagen, daß er in der zweiten Woche seine Leute sich Hütten bauen ließ (Wetter naß und schlecht). Und in der vierten Woche, als er fand, daß nichts imstande sei, Daun zum Schlagen zu bewegen, ließ er in Dresden Lebensmittel (ich glaube auf neun Tage) verladen, machte von zwei oder drei Seiten her einen plötzlichen Vorstoß auf Loudon, der Dauns nördlichen Vorposten bildet, so daß Loudon eilends aus dem Wege geht, und besetzt selber die Straße nach Bautzen auf Dauns rechter Flanke, die auf diese Weise entblößt worden[1].

Die Straße nach Bautzen, welche zugleich auch die Straße nach Zittau zu Dauns Brotkasten ebensowohl als nach Neiße und zu Harsch ist! Lebensmittel auf neun Tage, das ist unsere geringe Ausrüstung. Das und unsere eigenen rechten Hände, und die weite wüste Welt liegt vor uns. Am 1. Oktober verjagt Retzow als Vorhut die wenigen Kroaten aus Bautzen, ladet seine Mehlwagen dort ab und besetzt Hochkirch und die hügelige Umgegend nach Osten zu. Er soll sich namentlich Weißenbergs und des Strombergs und anderer festen Punkte bemächtigen. Was Retzow pünktlich und ohne Fehl ausführt — außer vielleicht die Besetzung des Strombergs, der nicht zeitig genug bedacht wurde; eine Sache von wenig Bedeutung nach Retzows Meinung, da alles übrige gut vonstatten ging.

Als Daun Kunde hiervon erhält, bemerkt er zu seinem Erstaunen, daß er diese schönen schluchtreichen zerklüfteten Festen bei Stolpen verlassen und sich nach seinem Brot umsehen müsse, welches gefährdet ist, wenn die Zittauer Straße dem Feind bloßgestellt bliebe. Am 5. Oktober, nach abgehaltenem, reiflichen Kriegsrat, bricht Daun auf[2]. Schlüpft vorsichtig, von einer sehr finstern Nacht und starkem Regen begünstigt, auf Friedrichs rechtem Flügel durch, leise entlang zwischen Bautzen und der Pirnaer Gegend, von niemandem beunruhigt, so finster und naß ist es, und setzt sich nach einem zweiten Marsch in jenen waldigen Einöden bei Kittlitz fest — jenseits oder östlich von Bautzen, von Hochkirch, von Retzow und von Friedrichs sämtlicher Armee — und verpfählt und verschanzt sich dort aufs neue. Kittlitz bei Löbau ist Dauns neues Hauptquartier. Das Löbauer Wasser mit seinem verflochtenen Rinnsal bildet seine Verteidigungslinie. Seine Vorposten erstrecken sich eine Viertelmeile nördlich und südlich von Kittlitz. Und so sitzt er, abermals die Zittauer Straße versperrend und ruhig abwartend, was Friedrich tun werde.

Friedrich ist seit dem 7. in Bautzen sehr ungeduldig, vorzugehen, darf aber nicht, bis ein zweiter größerer Proviantzug aus Dresden eingetroffen.

[1] Tempelhof II. 278.
[2] Das. II. 279.

Alsdann, Dienstag, den 10. Oktober, eilt Friedrich nach der Gegend von Weißenberg, wo Retzow steht, zwei oder dritthalb Meilen ostwärts — gen Zittau, wenn die Gelegenheit paßt; gen Schlesien paßt sie gewiß. In dem „Paß bei Jenkowitz" unweit Bautzen greifen Panduren unsere Bagage an und müssen wiederholt zurückgetrieben werden. Dieser Umstand benachrichtigt Friedrich, daß er Dauns ganze Armee irgendwo in der Nachbarschaft vor sich habe. Seinen Marsch verfolgend erblickt Friedrich von der Anhöhe bei Hochkirch, der Schulter der südlichen Hügel, Dauns ganze Armee — nördlich und südlich im rechten Winkel mit der Zittauer Straße und mit Friedrich auf obengesagte Weise ausgestreckt — und ist ein wenig überrascht, und ich möchte vermuten, pikiert, Daun in so dreister Stellung zu sehen. „Schlagt das Lager hier auf!" sagt er, — hier auf dieser Höhenreihe parallel mit Daun, keine 2400 Schritt von Daun. Just hier, sage ich! unter Dauns Nase, der doppelt so stark als wir, und laßt uns sehen, was Daun tun wird. Marwitz sein Lieblingsadjutant, einer jener frei heraus redenden Marwitze, treu, geschickt, aber mitunter eigensinnig, nimmt sich die Freiheit heraus, Einwendungen zu machen. Sagt endlich, er für seinen Teil wage es nicht, ein Lager an solcher Stelle abzustecken; er wenigstens wolle nichts damit zu tun haben! Und wird in Arrest geschickt, und ein anderer Offizier tut es, während die feindlichen Kanonen auf seine Ordonnanzen und ihn spielen.

Friedrichs eigenwillige Unbesonnenheit an diesem Dienstagabend hat ein reichliches Maß von Tadel erfahren — Tadel, der durch das Ereignis des folgenden Sonnabendmorgen so stichhaltig geworden ist. Seine etwas zu gebieterische Bestimmtheit, ein gewisser dem Menschen gefährlicher Glanz übergroßen Selbstvertrauens, seine völlige Geringschätzung Dauns als einer trägen finsteren Masse, die nichts zu unternehmen wage, all dies ist unleugbar und bei einer Würdigung Friedrichs wohl der Beachtung wert. Ein namhafter mildernder Umstand zeigt sich am Ende — in der Gestalt eines neuen, auf den irrenden Friedrich zurückfallenden Tadels, nämlich in seinem plötzlichen Unwillen gegen den verdienstvollen General Retzow, den er jenen Dienstagabend verhaften ließ. „Was, General Retzow? Ihr habt mir den Stromberg nicht besetzt?" Das hat Retzow zu verantworten. Und wenn man das Gelände studiert, findet man, daß der Stromberg, ein abgetrennter und die ganze umliegende Gegend beherrschender, stumpfer tafelförmiger Berg von ziemlicher Höhe, Friedrichs Stellung hätte vollkommen sichern können. „Man nehme den Stromberg morgen in aller Frühe!" befahl Friedrich, und es ward die nötige Anordnung dazu getroffen. Aber man fand, daß die dort postierten Österreicher von der ganzen Daunschen Armee unterstützt werden konnten. So blieb der Stromberg in Dauns Händen, der ihn mit zahlreichen Kanonen besetzte. Retzows Arrest, da er ein Liebling des Königs ist, dauerte nicht

viele Stunden. „Das Versehen ist verzeihlich", denkt Friedrich, obschon es ihm so teuer zu stehen kam. Im übrigen finde ich, daß man beabsichtigte, das Verbleiben in diesem Lager ohne den Stromberg mit dem folgenden dritten Tage zu beendigen. „Samstag, den 14., da es am Freitag unmöglich ist", hatte Friedrich bestimmt. Und es endigte auch am Samstag, den 14., wennschon zu einer früheren Stunde und mit anderen Ergebnissen, als man erwartet hatte. Keith sagte: „Wenn uns die Österreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden." „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten werden", antwortete Friedrich. Ein sehr gefährliches und ohne den Stromberg unhaltbares Lager. Versuchen wir, uns dasselbe und Dauns Stellung davor einigermaßen verständlich zu machen.

Hochkirch ist ein uraltes wendisch-sächsisches Dorf, das vorteilhaft auf dem Gipfel seiner Anhöhe liegt, die stundenweit ringsum von allen Seiten oder von allen außer der Südseite sichtbar ist, wo sie an andere Anhöhen stößt, welche sich allmählich zu Bergen erheben, die sie beträchtlich überragen. Das Dorf liegt zerstreut, ein Gemisch von Häusern und Krautgärten auf dem Scheitel und nördlichen Hang der Anhöhe. Strohdächer, teilweise Ziegeldächer, und die Häuser in unserer Zeit meistens von rauhen Steinblöcken gebaut — nicht von Holz, wie vermutlich zu Friedrichs Zeit. Ein rechtschaffenes, schlampig-behagliches Dorf mit reichen Heufeldern, oder langen schmalen Heustreifen, die bis hinab nach der nördlichen Ebene reichen. Die Kirche steht nahe am Gipfel. Der Kirchhof und eine kleine Strecke weiter ist fast ebener Boden, bis wieder die nächste Erhebung anfängt nach den waldigen Höhen im Süden anzusteigen. Der Ausblick von diesem kleinen freien Platz auf dem Gipfel, noch besser von dem Kirchturm, ist weit und hübsch. Frei auf allen Seiten außer nach Süden. Angenehme Höhen und Niederungen von angebautem Land, Wald oder Aue, wohlbewässert von rauschenden Bächen, die alle nördlich unmittelbar nach der Spree (der Berliner Spree) fließen oder in das Löbauer Wasser, den ersten größern Nebenfluß der Spree.

Der Ort spricht noch teilweise wendisch; der Gottesdienst wird wendisch und deutsch abgehalten. Unter den südlich liegenden Bergen ist einer — und er ist hier wohl beachtenswert — der Czarnabog oder „Teufelsberg" heißt, wo der wendische Teufel und seine Hexen (der es mit jedem deutschen auf seinem Blocksberg oder übernatürlichen Brocken aufnimmt) ihren jährlichen Hexensabbath halten — ein Ding, an welches das wendische Gemüt nicht ohne Schauer denkt. Dortherum und dichtheran an Hochkirch auf der Südseite ist lauter schattiges verflochtenes Dickicht und Waldung. Auch nördlich von Hochkirch und ringsumher war die Gegend, wie sich bemerken läßt, mehr bewaldet als heutzutage — und muß sich wohl mit den mannigfachen Uniformen und den weit und breit in Zelten, unter dem falben Laub des Oktobers 1758 zerstreuten Völkern pittoresk genug ausgenommen haben (hätte sich jemand um dergleichen bekümmert [1]).

In dem Dorf Wuischke genau am nördlichen Fuß jenes rauhen Czarnabog oder Teufelsbergs steht Loudon mit 3000 Kroaten und Grenadieren als äußerste Linke von Dauns Stellung. Wuischke liegt in fast gerader Richtung südlich von Hochkirch. So weit westlich ist Loudon mit seinen Kroaten zwischen den Bergen verborgen vorgegangen, obgleich Dauns allgemeine Stellung wohl eine halbe Stunde östlich von der preußischen liegt. Beide Stellungen

[1] Touristennotiz, September 1858.

verlaufen unregelmäßig von Norden nach Süden. Friedrich weiß nicht, was für Kroaten und Loudonsche Korps in dem Teufelsgebirge zu seiner Rechten stehen. Daun weiß es. Friedrichs rechter Flügel, welchen Keith anführt, erstreckt sich nach Hochkirch und etwas weiter. Jenseits Hochkirch hat derselbe vier Flanken-Bataillone in hakenförmiger Stellung (en potence) mit den gehörigen Abteilungen und Reiterwachen und besonders mit einer starken Batterie von zwanzig Kanonen, welche auf der nächsten, unmittelbar an Hochkirch stoßenden Anhöhe und merklich höher als Hochkirch errichtet ist. Dies ist das Ende von Keiths Stellung nach rechts. Und — mit Ausnahme der ein wenig nach jener Seite ins Gebüsch vorgeschobenen Reiterwachen und von Freibataillonen gebildeten Feldwachen — weiß Friedrichs rechter Flügel nichts von den von Waldungen starrenden rauhen Höhen, die südwärts liegen, und gedenkt bloß, seine zwanzig Kanonen darauf spielen zu lassen, falls sie etwas hervorbringen sollten. Dies ist Friedrichs Stellung auf seinem rechten oder südlichen Flügel.

Von Hochkirch nördlich aber umher zerstreut in allen Dörfern und festen Punkten bis hinauf nach Drehsa und darüber hinaus bis nahe an Kotitz, einem kleinern Dorf, dehnt sich Friedrich an zwei Stunden weit aus. Das Zentrum in Rodewitz, wo sich sein Hauptquartier befindet, ist eine Stunde nördlich von Hochkirch. Unweit Rodewitz ein wenig links und jenseits steht seine zweite und beste Batterie von dreißig Kanonen bereit, auf Lauska[1], ein armes Dorf, und den dortigen Weg zu spielen, sollten die Österreicher dort oder von ihrem Stromberger Posten aus, der etwa 2400 Schritt hinter Lauska ist, etwas unternehmen. Seine Stärke in diesen Linien wird von einigen nur auf 28 000 Mann oder darunter angegeben. Etwa eine Meile nordöstlich, in und hinter Weißenberg (das uns vom vergangenen Sommer her bekannt ist), steht Retzow mit vielleicht zehn- oder zwölftausend Mann, welche seine Anzahl auf vierzigtausend bringen, wären sie nur einen linken Flügel bildend gehörig mit ihm vereinigt. Daun ist neunzigtausend Mann stark, und Friedrich liegt in dieser vermessenen Weise vor seiner Nase.

Dauns Hauptquartier ist, wie gesagt, in Kittlitz, einem Dorf eine kleine Stunde vor Löbau, in südöstlicher Richtung von Friedrich, vielleicht eine Meile gen Südost von Rodewitz, Friedrichs Quartier. Es liegt ganz nahe an der Bautzen-Zittauer Straße, Zittau ungefähr vier Meilen südlich von demselben, Herrnhut und die friedseligen Brüder ungefähr halbwegs dahin. Kittlitz liegt südlicher als Hochkirch selbst, und Dauns Vorposten ziehen sich, wie wir sahen, in jenem Teufelsgebirge völlig ringsherum und umzingeln Friedrichs rechte Flanke. Dauns Heer selber steht aber hauptsächlich nördlich und ziemlich im Westen von Kittlitz, parallel mit Friedrich und östlich von demselben mit sorgfältigen Verschanzungen, jedes Dorf, jeder Bach, jede Brücke, Anhöhe und jedes Stückchen günstigen Geländes,

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.

der Stromberg als Endpunkt, achtsam gesichert. Schräg über den Stromberg, diesen und gewisse Dörfer südöstlich und nordwestlich von demselben besetzend, steht der Herzog von Aremberg als rechter Flügel. Er hat ungefähr zwanzigtausend Mann unter sich, in schrägem Haken aufgestellt; blickt nach Kotitz hinein, welches Friedrichs äußerste linke Flanke ist, und trennt Friedrich so ziemlich von den Retzowschen zehntausend. Und endlich als Reserve im Lager bei Reichenbach, drei oder vier Stunden östlich von all diesen, steht der Prinz von Baden-Durlach mit etwa 25000 Mann und sperrt Retzow auf jener Seite ab, indem er ihm die Straße nach Schlesien verlegt. Dauns Linien, ungerechnet die südlichen Vorposten oder die an den Teufelsberg vorgeschobenen Teile, sind beträchtlich länger als die preußischen und auch beträchtlich tiefer. Die beiden Hauptquartiere sind ungefähr eine Meile voneinander. Aber die beiden Fronten — durch einen hier laufenden Bach und Talgrund getrennt (einer von vielen, die alle dem Löbauer Wasser zufließen) — sind keine 1200 Schritt voneinander. Nach Hochkirch und dem obern Ende dieses Baches hin sind die beiderseitigen Posten dicht aneinander gedrängt, und nur das Tal trennt sie. Es rieseln hier herum viele Bäche, jeder mit seinem besonderen Tal schnell aber eingeengt entlang. Besonders das Löbauer Wasser, das sie alle aufnimmt, muß sich zu einem geschlängelten kreisenden Lauf bequemen, ehe es imstande ist, sich in die Spree zu ergießen und unter diesem neuen Namen eine entschiedene Richtung nach Berlin anzunehmen. Die Landschaft — von Hochkirch aus gesehen, oder noch besser von seinem Kirchturm, der dich hoch darüberhebt und die ganze Umgegend außer nach Süden hin beherrscht, wo Friedrichs Batterienhügel die Aussicht völlig versperrt und sogar jenes Teufelsgebirge, das auf der andern Seite liegt, vor dem Blicke verbirgt — ist heiter und hübsch. Dorfkirchtürme und Turmspitzen, luftige grüne Bergrücken und belaubte grünere Täler, die aber heutzutage etwas nackter sind, als zu wünschen. Der Reiseführer sagt mir, daß die Gegend zu Friedrichs Zeit viel bewaldeter gewesen sein muß als jetzt.

Was bei Hochkirch eigentlich vorfiel (Sonnabend, den 14. Oktober 1758).

Friedrich hatte bereits — vermutlich schon seit Mittwoch morgen, als er fand, daß der Stromberg nicht in seinen Händen sei — beschlossen, diese schlechte Stellung zu verlassen, in welcher offenbar nichts vorzunehmen war. Es wäre denn, daß Daun etwas anderes versuche, als sich mehr und mehr zu verschanzen und zu verpfählen. Am zweiten Tag (Donnerstag, den 12.) ritt Friedrich nach Weißenberg hinüber, um Retzow seine Befehle zu erteilen und um das dortige Gelände in Augenschein zu nehmen. „Sonnabend nacht, Herr General Retzow, früher geht es doch nicht" (Friedrich wäre gern Freitag nacht aufgebrochen, findet aber, daß der Proviantransport unmöglich bis dahin zur Stelle sein kann). „Sonnabend nacht in aller

Stille machen wir rechtsum und ziehen ab — wir und ihr — vertreiben Baden-Durlach und sind am andern Morgen in Schöps und Reichenbach, und die schlesische Straße ist uns offen[1]!" Ruhig wird zu diesem Ende auf Friedrichs Seite alles vorbereitet. Aber von seiten Dauns werden Anstalten — die Einleitung dazu begann vermutlich mit diesem selben Donnerstag — zu einem andern Ende getroffen, das Sonnabend morgen, fünfzehn Stunden vor jenem andern, stattfinden und jenes andere gänzlich aufheben soll! —

Keiths Ansicht, daß die Österreicher verdienten, gehängt zu werden, wenn sie uns hier nicht angreifen, ist gleichfalls Loudons, Lacys und in der Tat jedermanns und endlich auch Dauns Ansicht, welcher beschließt, hier etwas zu versuchen, wenn auch nie zuvor oder nachher. Sein Plan war, wie alle Kenner zugeben, wohl angelegt und ward auch gut ausgeführt. Daun selber stand dem kritischsten Teil der Ausführung vor. Ein Plan, der fast jedes andere Heer zugrunde gerichtet haben würde, nur nicht dieses preußische und den Anführer, den es hatte. Eine allgemeine Kamisade oder Überfall Friedrichs in seinem Lager vor Tagesanbruch. Jedermann weiß, daß ein solcher stattfand (Hochkirch, Sonnabend, den 14. Oktober 1758, früh 5 Uhr an einem nebligen Morgen); niemand erwartet von einem auf sich selbst angewiesenen Mitgeschöpf viel Licht über eine so doppelt dunkle Sache. Aber die Wahrheit ist, es sind reichliche Berichte vorhanden, genaue, wenn auch sehr verworrene und die Sache, wenn man sie eingehend untersucht, bis die wesentlichen Züge vor den unwesentlichen hervortreten, erweist sich als nicht so völlig unverständlich und als durchaus nicht so verderblich, überwältigend und zugrunde richtend, als man vermutete.

Dauns Plan ist sehr umfassend und schließt viele Kombinationen in sich. Seine sämtlichen neunzigtausend Mann haben gleichzeitig oder nacheinander mitzuwirken. Aber der erste und hauptsächlichste Teil, der Ursprung und die Triebfeder alles übrigen, ist folgendes: nämlich Freitag mit anbrechender Nacht soll Daun in eigener Person mit der Auswahl seines Heeres, etwa dreißigtausend Mann zu Roß und zu Fuß, nebst all ihrem Geschütz und Geräte, seine gegenwärtige Stellung in der Front von Hochkirch, Friedrichs rechtem Flügel, stille verlassen. Soll stille links abziehen gen Süden über Wuischke. Von da westlich und nördlich, dem nördlichen Fuß jenes Teufelsgebirges entlang, durch die rauhen Hohlgründe und dichten Waldungen, in denen sich bisher nur Kroaten aufhielten, und von denen die Preußen nichts wissen. Vorwärts, immer vorwärts, die Nacht hindurch in dieser Richtung, bis man auf der Flanke von Hochkirch und Friedrich angekommen. Hier soll Daun seine Stellung nehmen, ringsherum von der südlichen Umgebung von Hochkirch an, westlich durch die Waldungen, über Meschwitz, Steindörfel, und sogar nördlich bis nach Waditz (wenn der

[1] Tempelhof II. 320.

Leser seine Karte zurate ziehen will), stille auf diese Weise Friedrich wie in einen Netzbeutel einschließend. Jedermann und jede Kanone schlachtbereit Sonnabend früh vier Uhr, sollen den Schlag fünf an der Glocke zu Hochkirch abwarten und alsdann dort losschlagen — zuerst dort; aber, wenn es dort gelingt, die sämtlichen neunzigtausend allenthalben — und sollen das Netz über Friedrich zusammenschnüren und seine erstaunten Leute und ihn umgarnen und erwürgen.

Die Schwierigkeit war, dies vor einem so wachsamen Mann wie Friedrich vollkommen verborgen zu halten. Aber es gelang Daun vollständig. Vielleicht daß Friedrichs Augen durch Geringschätzung Dauns ein wenig verdunkelt waren. Daun war, namentlich während der letzten zwei Tage, mehr als je befleißigt, sich an allen Punkten zu verschanzen. War scheinbar mit nichts beschäftigt, als Bäume fällen zu lassen, Verhaue anzulegen, aus lauter Fürsorge gegen irgendeinen gefährlichen Löwensprung. Man sagt auch, er habe einen Verräter in seinem Lager entdeckt. Der Verräter trug Friedrich Briefe zu in einem Korb voll Eier. Ein Ei war ausgeblasen und enthielt, anstatt des Dotters, Nachricht von Dauns Tun. „Kerl du bist des Todes," sagte Daun, „kommst an den Galgen: nicht wahr? Aber stecke einen Zettel hinein, den ich diktiere, und dein lumpiges Leben ist gerettet." Der jüngere Retzow hält dafür, diese Geschichte, die man sich erzählt, wenn auch kein eigentlicher Beweis dafür da ist, dürfte begründet sein[1]. Gewiß ist, daß weder Friedrich noch irgendeiner seiner Leute die mindeste Ahnung von Dauns Vorhaben bis zu dem Augenblick hatten, da es, als die Hochkircher Glocke fünf schlug, über sie losbrach. Daun hat während der letzten zwei Tage sogar mehr Bäume fällen lassen, als sie vermuteten, Tausende von Bäumen in jenen Teufelswildnissen zu Friedrichs Rechten. Und hat insgeheim Wege dort hauen lassen, auf welchen Truppen und Munitionswagen bei Nacht durch die Waldungen passieren können. Und vor Friedrichs Front, namentlich bei Hochkirch, ist Daun diesen Freitagmorgen geschäftiger als je mit Holzhauen. Eine große Anzahl von Leuten laufen dort drüben mit Axten, mit Laternen wie in drängender Eile umher und machen ein großes Getöse. „Beabsichtigen morgen einen Rückzug nach Zittau!" denkt Friedrich, wie das falsche Eidotter ihn belehrt hat oder bloß: „Der arme vorsichtige Mann!" (angenommen, das falsche Dotter sei eine Mythe). Kurzum, Daun ist mit vollkommenem Erfolg durch seine nächtliche Wildnis hindurchgelangt und steht, von keinem Feinde geahnt, an den für seine dreißigtausend und ihn bestimmten Plätzen. Und die arme alte Turmuhr von Hochkirch, unermüdlich dem Schlag fünf zueilend, wird etwas schlagen, dessen sie sich nicht versah! —

Die Preußen haben verstreute Fähnlein, Feldwachen und kleine Vorposten von Freibataillonen innerhalb ihres Saumes jenes österreichischen

[1] Retzow I. 347.

Waldes, dessen Inneres bei Hochkirch wie sonst allenthalben gänzlich im Besitz der Kroaten ist. Und es befinden sich natürlich Wachtposten, wachsame Schildwachen in der großen Batterie südöstlich von Hochkirch und südwestlich entlang in jenem Haken oder Vorderarm von vier Bataillonen, die dort postiert sind. Vier gute Bataillone blicken dort nach Süden mit Reiterei zur Rechten, Zietens Husaren, deren Pferde über Nacht gesattelt dastehen, allezeit in Verfassung für die nächtliche „Pandurade", die selten ausbleibt. Dort wie anderwärts waltet die gehörige Wachsamkeit, sind Wachen, Wachtfeuer. Der Rest der preußischen Armee hat sich zur Ruhe begeben, schläft fest, derweil Daun auf den Schlag fünf wartend dasteht.

Daß Daun mit seinen auserwählten dreißigtausend hereinbrechend den schlafenden preußischen „Haken" bei Hochkirch niedermachen, dessen große Batterie zur Linken, das Dorf Hochkirch in dessen Rücken wegnehmen und Friedrichs ganzen rechten Flügel zugrunde richten und dadurch die Eroberung von Friedrichs sämtlichen Stellungen zum leichten Spiel machen werde für den Rest von Dauns Leuten, die weit und breit gehörig postiert und gerüstet dastehen und nur auf das Signal von Hochkirch warten. Vieles hiervon, alles hiervon, was sich auf das Dorf Hochkirch und die dortige Batterie und die dort stehenden Preußen bezog, führte Daun aus. Und die Leser müssen sich nach den gegebenen Tatsachen die Art und Weise vorstellen, da menschliche Darstellung der folgenden zwei Stunden bei Hochkirch in der dichten Finsternis, die dort herrscht, und der stürmischen jähen Überrumpelung und stürmischen Gegenwehr offenbar eine Sache der Unmöglichkeit ist. Niemand ward „im Schlaf erwürgt", wie sich die teilnahmsvollen Zeitungsschreiber einbildeten. Niemand, so weit ich entnehme, ward ohne Waffen in der Hand getötet. Aber es fielen Menschen genug. Die Wut war auf beiden Seiten groß. Und von halb sechs bis gegen acht Uhr brach ohne Aufhören ein allgemeines Durcheinander und ein Feuerkampf aus, der wieder in den Schlund der Nacht verschlungen ward, dergleichen selten in dieser Welt gesehen worden. Anstatt wirren Einzelbildern und ermüdender Aufzählung von Einzelheiten, auf die niemand hören oder sie verstehen würde, wollen wir die Erlebnisse eines intelligenten jungen Mannes mitteilen, unseres Freundes Tempelhof, der auf dieser Seite der preußischen Linie stand. Erlebnisse, welche uns deutlich und unzweifelhaft sind, und die zugleich, wie ich anderwärts entnehme, ziemlich deutlich auf das zutreffen, was dort herum an allen jenen Punkten geschah. Treu, und in den wesentlichen Stücken wörtlich wiedergegeben, folgen sie hier:

Tempelhof, damals Unteroffizier der Artillerie stand mit zwei vierundzwanzigpfündigen Kanonen bei dem Grenadierbataillon Plothow, welches nebst noch drei andern und einiger Reiterei auf der Südseite von Hochkirch postiert war, wo sie rechts der großen Batterie, den Rücken nach Hochkirch zu, eine Art Vorderarm oder Haken bildeten und Feldwachen und Freibataillonteile in den Wald und das Teufelsgebirge

umher vorschoben. Tempelhof war wie gewöhnlich um drei Uhr aufgestanden, hatte seine Kanonen und Kanoniere bereit und saß beim Wachtfeuer, „gefaßt die Kroaten zu bewillkommnen", wenn sie sich wie gewöhnlich einstellen werden. ‚Nahe an fünf Uhr, und keine Maus regt sich! Es wird also heute keine Pandurade geben?' Mit einmal bricht Lärm bei den Freibataillonen aus, starkes Feuern, das während der nächsten halben Stunde immer stärker wurde; man konnte aber nichts sehen. „Das Bataillon Plothow war bis auf die Stiefeletten größtenteils angezogen, und stellte sich rechts und links der Flesche" (und meiner zwei Kanonen), „die vor denselben aufgeworfen war. Wir konnten aber wegen des dicken Nebels nichts vom Feinde sehen. Ich ließ die Kanonen abfeuern" (sollen wir sagen geradeaus gen Süden?), „um zu erfahren, ob etwas vor der Batterie wäre. Allein da kein Schuß wieder geschah, so bestärkte uns dies noch mehr in dem Gedanken, daß das Geknacker nichts weiter als ein Angriff der Freibataillone sei. Da aber doch das Feuer immer näher kam, so richtete ich die Kanonen nach der Gegend hin, wo der Feind stand" (südlich, südöstlich oder vielleicht nach jeder Richtung eine Kanone?) — „und hierauf bekamen wir eine Salve von einigen Bataillonen, die sich uns schon bis auf ein paar hundert Schritte genähert hatten. Das Bataillon Plothow fing hierauf auch an zu feuern, und ich feuerte so geschwinde, als die Kanonen nur geladen werden konnten. Ich mochte ungefähr fünfzehn Schuß getan haben, als ich mit einem Male zu Boden stürzte und ganz betäubt" wenige Minuten oder Augenblicke „dalag."

Als er, mit blutüberströmtem Gesicht, wieder zu sich kam, glaubte der arme Tempelhof, er wäre durch eine Flintenkugel blessiert; aber als er aufstehen wollte, sah er „die Batterie voller österreichischer Grenadiere, die von hinten durch die Zelte gekommen waren"; und fand hernach, daß ihm „einer mit dem Kolben einen Schlag auf den Kopf gegeben und ihn so niedergeworfen hatte". Das Bataillon Plothow, auf allen Seiten angegriffen, wehrte sich auf allen Seiten, und Tempelhof war — ich vermute bei dem Licht der glühenden Asche von Wachtfeuern und seltener Musketenschüsse, denn es ward nicht viel gefeuert, weil man keinen Platz hatte, sondern mit Bajonetten und Kolben gemordet — „Zeuge von einem Infanteriegefecht, das vielleicht alles übertrifft, was man sich Mörderisches vorstellen kann. Ich wurde bei dieser Gelegenheit gefangen; aber auch bald darauf von unserer Kavallerie befreit [1]".

Dieser letztere Umstand, die Befreiung durch die Kavallerie war, wie ich finde, eine häufige Erscheinung in jenem ersten Akt des Schlachtbeginns. Das preußische Bataillon in Front und Rücken überrumpelt, leistet allezeit mörderischen Widerstand. Wird endlich überwältigt, zum Weichen gezwungen und bahnt sich vielleicht einen Weg mit dem Bajonett. Worauf unsere Reiterei (Zieten und andere, die sich ihm angeschlossen haben) auf die in Unordnung geratenen Überrumpler einhaut, sie in die Flucht schlägt, Gefangene befreit und für den Moment die Dinge wiederherstellt. Die preußischen Bataillone fliehen nicht (niemand flieht), sondern sammeln sich immer wieder, wenn sie durch endlose Übermacht zurückgeworfen sind. Die große Batterie ist nicht ohne hitzigen und hartnäckigen Kampf von ihnen zu haben und wird mehr als ein- oder zweimal zurückerobert. Noch hitziger, hartnäckiger war der Kampf bei der Kirche und auf dem Kirchhof von Hochkirch, wohin sich das Bataillon Markgraf Karl geworfen hatte. Das arme Dorf ringsum geriet bald in Brand, ward wiederholt genommen

[1] Tempelhof II. 324 Anm.

und wiedergenommen und blieb eine Szene wilden Streites beim Feuerschein. Während das Bataillon Markgraf Karl mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit feststand und Tod um sich her verbreitete, nicht zu überwältigen von dem wütenden Ansturm österreichischer Grenadiere, nicht von „sechs österreichischen Bataillonen", nicht von „acht" oder noch so vielen. Stand dort und wehrte sich, sie massenweise zu Boden streckend, bis alle Patronen bis auf ein oder zwei pro Mann verschossen waren und Major Lange, ihr heldenmütiger Anführer, sprach: „Wir können uns nicht länger halten, Jungens, wir müssen uns durchschlagen!" — Und tat es in ehrenhafter unüberwindlicher Weise. Ein braver kleiner Teil gelangte wirklich hindurch mit Lange selber, der tödlich verwundet war.

Ich denke, es war erst gegen sechs Uhr, als der rechte Flügel allgemein gewahr ward, was los sei. „Mehr als ein bloßer Kroatenkrawall, ja!" — Aber was es eigentlich sei, das konnte in dem dicken Nebel, der sich erhoben hatte und alle Spuren von Tageslicht auslöschte, niemand recht sagen. Bataillone, die sich wieder gesammelt hatten, durch dieses oder jenes von links herbeieilende Bataillon verstärkt, gehen immer wieder gegen den Feind, in Hochkirch, oder wo immer er drängt, vor. Treiben ihn gewöhnlich in die Nacht zurück, werden aber alsdann auf beiden Flanken von endlosen neuen Streitkräften überfallen und ihrerseits gezwungen, zurückzuweichen. Und Zietens Reiterei ist mittlerweile tätig, bricht über die Scharen der Sieger herein, während frische Kürassiere, Dragoner, sobald sie gesattelt haben, zu Hilfe herbeieilen und tapfer angreifen. So daß im ganzen der Feind trotz verschiedener Versuche auf jener westlichen oder hinteren Seite nichts ausrichten konnte, hauptsächlich dank Zieten und der Reiterei. „Hätten wir nur gewartet bis drei oder vier von unseren Bataillonen herangerückt waren!" sagen die preußischen Erzähler. Aber es ist dicker Nebel, wenige Schritte voraus kann man nichts sehen außer Feuerschein, und nahebei verschwimmen alle Dinge und Gestalten undeutlich — verworrene Umrisse schwärzerer Schatten auf schwarzem Grunde.

Um die Zeit, als Lange noch focht, vielleicht bevor Lange den Kirchhof von Hochkirch nahm, kaum später als halb sieben (denn es fiel niemandem ein, seine Uhr herauszuziehen in einem solchen Gedränge), um sechs oder halb sieben muß es gewesen sein, daß Keith, der auf diesem Flügel kommandiert und irgendwo unterhalb oder nördlich von Hochkirch im Quartier liegt, erfuhr, daß seine große Batterie genommen sei, daß eine Pandurade stattfinde, wie noch keine dagewesen, und daß, versteht sich, die Batterie wieder erobert werden müsse. Keith schwingt sich zu Pferde, nimmt rasch „das Regiment Kannacker" und die Überbleibsel verschiedener zurückgetriebener Bataillone, stürmt hinauf, „das Dorf ein wenig rechts lassend", gerade auf die große Batterie los. Erobert die große Batterie wieder. Wird aber von überwältigenden Massen angefallen, die entschlossen sind, sie zurückzugewinnen. Bemüht sich leidenschaftlich um Unterstützung an die-

sem wichtigen Punkt, kann aber keine erhalten. „Seine beiden Adjutanten hatten ihn verlassen", berichtet John Tebay, ein wandernder englischer Reitersoldat, der ihn als Reitknecht begleitet. „Er fragte zwanzig und abermals zwanzigmal: ‚Wo sind meine Adjutanten[1]?'" — Konnte aber keine Antwort oder Verstärkung erlangen und völlig umringt und überwältigt mußte er sich endlich zurückweichend mit dem Bajonett Weg machen. Hielt aber plötzlich inne — und fiel mit einem Schuß durch das Herz tot in Tebays Arme. Zwei Schüsse auf der rechten Seite hatte er nicht beachtet. Aber dieser auf der linken war entscheidend. Keiths Kriegstaten sind jählings alle beendigt. Tebay, in Verzweiflung, bemühte sich, den Leichnam fortzuschaffen, vermochte es aber nicht mit gegenwärtigen Mitteln. „Ritt nach einer Kutsche", aber fand bei seiner Rückkehr die Österreicher im Besitze des Platzes und des Leichnams seines Herrn. Hochkirch mit dem Kirchhof und allem ist nun ohne Widerspruch in ihren Händen.

Allem Anschein nach war es diese Nachricht von Keiths Niederlage (ich weiß nicht, ob auch schon die von Keiths Tod), was Friedrich zuerst zu einer vollen Erkenntnis der Begebenheiten erweckte, die eine kleine Stunde südlich von ihm nun vor sich gingen. Friedrich mußte seiner Gewohnheit gemäß bereits wach und auf den Beinen sein, als der Lärm zuerst ausbrach, wiewohl er ihn eine beträchtliche Zeit lang als ein gewöhnliches Pandurengeknacker behandelte. Schon hatte er, da sich das Pandurengetöse lauter als gewöhnlich erwies, ein und das andere Bataillon, das nahe zur Hand war, dagegen vorgeschickt. Nun aber läßt er Franz von Braunschweig (seinen jüngsten Schwager) mit seiner Brigade nebst Markgraf Karl und Fürst Moritz gen Hochkirch vorrücken und setzt sich zu Pferde, um selbst die Sache in die Hand zu nehmen. Prinz Franz von Braunschweig, dem munter heranstürmenden armen Jüngling, riß nahe bei Hochkirch eine Kanonenkugel den Kopf weg. Auch Moritz von Dessau, der „bis auf zwanzig Schritt an die feindliche Infanterie ritt" (so dunkel war es und er so kurzsichtig), ward schwer verwundet und bald nachher, als er sich nach Bautzen bringen lassen wollte, von Panduren gefangen[2]. Er focht nie wieder, „starb im folgenden Jahr am Krebs in der Lippe". Nichts als siegreiche österreichische Kartätschen und Kanonenkugeln walten dort. So müssen sich auch diese Bataillone mit schwerem Verlust zurückziehen.

Friedrich selber hat nunmehr einen anderen Truppenkörper in das dichteste Gedränge vorgeführt. Stürmt wütend hinan, sein Pferd wird

[1] „Captens Cockcey and Goudy" nennt er sie (Cocceji, dessen Vater, der Großkanzler, und Gaudi, der uns selber bekannt ist) — welche sich, wie Tebay meldet, alle beide nacheinander nach Hochkirch, als dem weniger verzweifelten Punkt gewendet hatten, s. Tebays Brief an Mitchell, „Crossen, 29. Oktober" (in Memoirs and Papers II. 501—505), der, wenn man Tebays hitziges Gemüt mit in Anrechnung bringt, vermutlich vollkommen wahr, jedoch höchst unentzifferbar ist, wenn auch nach wiederholtem Lesen und Forschen nicht gänzlich.

[2] Archenholz (I. 289—290): seine gefährlichen Abenteuer auf der Straße nach Bautzen, in diesem verwundeten Zustand.

ihm unterm Leibe erschossen. Stürmt „rechts von Hochkirch" erfolgreich hindurch, findet aber, als der Nebel sich allmählich verzieht, vor sich einen Ring von Österreichern, massenhaft auf den Höhen postiert, bis nach Steindörfel hin und weiter ein Massenaufgebot österreichischer Scharen, die den ganzen Westen und Südwesten umschließen, so daß in der Tat hier nichts mehr auszurichten sei; daß die Frage von seiner Flanke entschieden und daß es sich nun um seine Front handle, zu deren Angriff die dazu bestimmte feindliche Kolonne sich eben anschickt. Hauptsächlich handelt es sich um die Höhe bei Drehsa und um den Paß und Bach bei Drehsa (im Rücken seines Zentrums), wo allein noch sein Rückzug möglich, nachdem Steindörfel verloren ist. Der erste Teil dieser Schlacht ist zu Ende, der zweite Teil beginnt.

Rasch genug ergreift Friedrich seine neuen Maßregeln. Läßt die Drehsaer Anhöhe besetzen, die nun zum Schlüssel des Feldes wird. Entsendet Möllendorf dahin (Möllendorf unser mutiger Leuthener Freund), der sich wacker beeilt und die Drehsaer Anhöhe besetzt, bevor der Feind es tun kann, derweil Zieten auf den Höhen bei Kumschütz, Canitz und anderen günstigen Punkten mitwirkt. Und dergestalt zieht Friedrich in Wirklichkeit seinen zerrissenen rechten Saum (und auch all seine übrigen Säume) zu einer neuen festen Front gegen die Österreicher zusammen. So daß namentlich auf dieser südwestlichen Seite die Österreicher nichts weiter versuchen, sondern sich angesichts dieser raschen Besetzung der Höhen durch Möllendorf und Zieten „mit Schnelligkeit zurückziehen". Friedrich erläßt auch augenblicklichen Befehl an Retzow, aufs eiligste zu ihm zu stoßen. Mit kunstvoller Schnelligkeit stellt er seine gesammelten Regimenter in eine neue Schlachtlinie auf, hofft noch immer, was ihm vom Schlachtfeld geblieben ist, zu behaupten — und wünscht nur, daß Retzow auf Flügeln kommen könnte.

Das Tageslicht hat nunmehr (ich nehme an, es ist gegen acht Uhr) die Oberhand gewonnen. Die Daunschen Österreicher stehen sichtbar ringsum auf ihrem Höhenring, hinter Hochkirch, und wo unsere Batterie stand, vorwärts gen West und Nordwest, bis hin nach Steindörfel und Waditz. Sehr beschäftigt, sich wieder zu formieren, da nach einem solchen Ringen viel Verwirrung herrscht. Es sind Lücken entstanden, und dicke Haufen schwärmen auf den Höhen herum. Vor unserer Front nach Osten schickt sich die dazu bestimmte österreichische Kolonne zum Angriff an. Aber beim hellen Tag und mit offenen Augen ist das eine schwierige Sache und gelingt nicht wie jener Angriff auf Hochkirch. Der Herzog von Aremberg auf ihrer äußersten Rechten hatte den Auftrag, sobald er sah, daß Hochkirch genommen sei, auf unseren linken Flügel einzubrechen. Aremberg versucht es, ebensowohl als andere von ihren Stellungen näher an Daun, jedoch mit vergleichsweise geringem Erfolg. Als Aremberg da, wo er

seinen Versuch machte, auf Widerstand oder Hindernis traf, hält er eine Weile inne, um zuzusehen, welchen Fortschritt andere machten. Was sie begünstigt, ist ihre große Überzahl, und daß Friedrich nichts gegen sie unternehmen kann, sondern sich in peinlicher Defensive halten muß, bis Retzow ankommt. Friedrich dünkt es, Retzow sei sehr langsam damit. Aber die Wahrheit ist: Baden-Durlach mit seinen zwanzigtausend Mann Reserve hat befehlsgemäß einen Angriff auf Retzow gemacht, zwanzigtausend gegen zwölftausend, einen so schwachen Angriff, als man sich nur denken kann, aber hinreichend, um Retzow aufzuhalten, bis er ihn abgewiesen. Retzow ist emsig wie die Zeit und wird eintreffen.

Währenddessen machen die Österreicher in der Front wiederholt erneute Angriffe auf unsere Batterie und Posten, namentlich auf jene große Batterie von dreißig Kanonen nördlich von Rodewitz. Die Österreicher nehmen diese Batterie endlich und fangen an abermals gefährlich zu werden, um so mehr da Aremberg sich zu einem neuen Anlauf zu rüsten scheint. Es ist hohe Zeit, daß Retzow hier wäre! Es mochte wenige frohere Anblicke für Friedrich geben als das erste Glitzern von Retzows Vorhut: Reiterei unter Prinz Eugen von Württemberg, die prächtig von Weißenberg her heranrückte und sich bei Belgern und an anderen Stellen, wie Dornen in Arembergs Seite (spitzig genug, als Aremberg den Versuch machte), geschickt postierte. Ihr folgte bald darauf Retzow selber, der munter über das Löbauer Wasser ging und mit ernster Schnelle und bester Geschicklichkeit gleichfalls Posto faßte — dem Herzog von Aremberg alle Hoffnung benehmend, der auch nichts weiter versuchte. Die Sonne scheint nun hell, es ist nun zehn Uhr vormittags. Wäre Retzow nur eine Stunde früher erschienen, ehe wir jene große Batterie und andere Dinge verloren! Aber er konnte nicht früher kommen. Seid dankbar, daß er endlich in einer so imponierenden Stellung hier ist.

Erkennend, daß sich nun nichts weiter tun ließ, gab Friedrich Befehl zum Rückzug. Der Plan hierzu reifte vermutlich in der düstern Seele des Königs schon seit dem Verlust der großen Batterie bei Rodewitz. Es gab in dieser Zwischenzeit wenig, das ihn beschäftigte, nur unwilliges, standhaftes Ausharren und einigen schwachen Austausch von Kanonenschüssen zwischen den kämpfenden Parteien. Der Rückzug geht nach der Nachbarschaft von Klein-Bautzen (das neue Hauptquartier ist Doberschütz, Vorposten in Kreckwitz und Purschwitz), ungefähr anderthalb Stunden gen Nordwest. Mehr eine Stellungsveränderung, die seitdem alle militärischen Leser in Erstaunen gesetzt hat, als ein Rückzug von der Art, wie wir anderen ihn erwartet hatten. In der gewöhnlichen, meisterhaften Weise vollzogen. Ein Teil nach dem anderen zog ab, während hier Retzow, dort Möllendorf bedrohlich dastand, in leichtester, quasi-rhythmischer Ordnung. Die ganze Reiterei war zwischen Belgern und Kreckwitz aufgestellt. Das Gepäck zog durch den Paß von Drehsa — von keinem Österreicher

im mindesten beunruhigt. Daun und seine Österreicher standen in ihrem eine Meile weiten Ring und starrten drein wie steinerne Bildsäulen. Ihre Regimenter waren noch immer in verwirrtem Zustand — und ihr Daun ein äußerst langsamer Herr [1].

Und dergestalt ist Friedrich, wie ein nachlässiger Schwimmer vom Malstrom ergriffen, nicht darin verschlungen worden. Sondern hat sich so zusammengenommen, daß er hier wieder mit ganzen Gliedern daraus hervorgeht — hoffentlich nicht ohne aus dem Abenteuer eine Lehre gezogen zu haben. Er hat 101 Stück Geschütz, den größten Teil seiner Zelte und sein Lagergerät verloren. Und was unersetzlicher ist, über achttausend seiner tapfern Leute, von welchen 5381 Mann und 119 Offiziere (darunter Keith und Moritz) tot oder gefangen sind. An Mannschaften ist der österreichische Verlust, wie es scheint, nicht viel geringer, nach einigen sogar eine Kleinigkeit größer. Nach ihrer eigenen Angabe 325 Offiziere, 5614 Gemeine an Getöteten und Verwundeten — ungerechnet tausend Gefangene, die sie verloren, und wenigstens zweitausend, die diese Gelegenheit ergriffen, in den weiten, dunkeln Wäldern zu desertieren [2].

Friedrich nahm seine Niederlage nach Aussage aller auf eine erstaunlich heitere Weise hin. Als der Vorleser de Catt an jenem Abend wie gewöhnlich bei ihm eintrat, kam ihm der König in einer tragisch deklamatorischen Haltung entgegen und gab ihm mit angemessener Stimme und Geberdung eine passende Stelle des Racine zum Besten:

„Enfin après un an, tu me reçois, Arbate,
Non plus comme autrefois cet heureux Mithridate
Qui, de Rome toujours balançant le destin,
Tenait entre elle et moi l'univers incertain.
Je suis vaincu; Pompée a saisi l'avantage
D'une nuit qui laissait peu de place au courage;
Mes soldats prèsque nus, dans — —."

zur nicht geringen Beruhigung de Catts [3]. Während des Rückzugs selbst kam der jüngere Retzow als Papas Adjutant mit einer Botschaft zum Könige. Er traf ihn auf den Anhöhen bei Klein-Bautzen die Bewegungen beobachtend. Nachdem die Botschaft bestellt war, sagte der König in einem lächelnden Tone: „Daun hat mir heute einen glupischen Streich gespielt!" „Ich bin ein Augenzeuge davon gewesen", antwortete Retzow. „Allein es ist ein bloßer Ritz, den bald wieder zu heilen Ew. Majestät nicht schwer fallen wird." — „Glaubt Er dies?" „Nicht allein ich, sondern die ganze Armee traut dies Ew. Majestät vollkommen zu." — „Er hat ganz recht", fügte der König in vertraulich-freimütiger Weise hinzu: „Er soll sehen, wie ich

[1] Tempelhof II. 319—336; Seyfarth, Beilagen II. 432—453; Heldengeschichte V. 241—257; Archenholz 41 usw.
[2] Tempelhof II. 336; man vergleiche jedoch Kausler S. 576.
[3] Rödenbeck I. 354.

Daun fassen werde. Nur bedaure ich, daß heute so viele brave Leute ums Leben kommen mußten[1]." Andern Tags hörte man ihn öffentlich sagen: „Daun hat uns aus dem Schachmatt gelassen, das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." Die Anekdotenbücher fügen (vielleicht nicht erfunden) folgendes hinzu: „Wo habt ihr eure Kanonen?" sagte der König zu den Artilleristen, die am andern Tage auf der Parade leer da standen. „Ew. Majestät, der Teufel hat sie in der Nacht geholt!" — „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen[2]."

Die Niederlage von Hochkirch nahm sich Friedrich also, wie es scheint, nicht übermäßig zu Herzen. Obschon, ach, am vierten Tag darauf eine Nachricht von Bayreuth eintraf, die ihn allerdings tief erschütterte. „Meine edle Wilhelmine tot; dahingeschieden in denselben Stunden, während wir uns hier schlugen[3]!" Der Leser muß es sich vorstellen. Mehr oder weniger unerwartet, schwarz wie eine jähe allgemeine Windsbraut, ein Menschenherz treffend, ein heiliger und zugleich unermeßlicher, unheilbarer Schmerz für ihn. Als wolle auch der Himmel über ihm einstürzen, als Gehilfe der gemeinen Erde und ihres Rasens. Von alledem können wir gegenwärtig nicht sprechen. Friedrichs einzige Linderung scheint die ihm auferlegte Notwendigkeit des beständigen Ringens mit äußeren Angelegenheiten gewesen zu sein. Wir mögen uns in den vielbewegten Wochen, die da folgen, denken, wieviel allezeit im Hintergrund seiner Seele unterdrückt lag.

Daun gab sich, wie es scheint, einem beträchtlichen Freudentaumel hin. Verbrachte viel kostbare Zeit mit Depeschenschreiben, Abstatten und Annehmen von Gratulationen — hielt feierliches Tedeum oder Ambrosianischen Lobgesang mit Artilleriedonner und vox humana ab — was, zusammen mit den damit verbundenen Dingen, sagen Murrköpfe, wie bei Kolin Friedrich merklich zustatten kam. Daun war durchaus nicht zum Prahlen geneigt. Aber die Anerkennung seiner unvergleichlichen Großtat von seiten des Zeitungspublikums, sei es mit Frohlocken oder mit Wehklagen, war laut und allgemein. Und der Jubel in Wien und an verwandten Höfen kannte zur Zeit keine Grenzen. So geruhte auch, unter andern Zeichen, die Heiligkeit unseres Herrn des Papstes, den Himmel für einen solchen Erfolg gegen den Ketzer preisend, ihm „einen geweiheten Hut und Degen" — wie sie die Päpste in uralten Zeiten ausgezeichneten Heidenbekämpfern zu verleihen pflegten — zu übersenden, worüber ein profaner Friedrich arg

[1] Retzow I. 359 Anm.

[2] Archenholz I. 299.

[3] Auf einem gewöhnlichen Geschäftsbrief an den Prinzen Heinrich, „Doberschütz, 18. Oktober 1758", stehen folgende eigenhändige Worte: „Grand Dieu, ma Soeur de Bareith!" — (Schöning, Der Siebenjährige Krieg, nach der Original-Korrespondenz usw. aus den Staats-Archiven, Potsdam 1851, I. 287.)

spottete und lachte[1]. „Die wundertätige Wirkung dieses Geschenkes war," sagt Tempelhof „daß Daun nachher in diesem ganzen Kriege nie wieder eine Schlacht gegen den Ketzer gewann. In der Tat, mit Ausnahme jener kleinen Unternehmung gegen Fink nächstes Jahr nie wieder, wie es sich fügte. Daun hatte sich am Tage von Hochkirch wieder in sein altes Lager zurückgezogen und ließ nur ein starkes Korps auf dem Schlachtfeld stehen. Erst nach Verlauf von mehreren Tagen rückte er in die Nachbarschaft von Kreckwitz und Purschwitz und lagerte sich mehr im Angesicht seines besiegten Feindes — war aber lange nicht wachsam genug auf das, was derselbe nach einer solchen Besiegung noch immer vermochte! — Wir müssen um eines heldenhaften Mannes willen, dem in der Welt nicht allzuviel Lohn zuteil geworden, folgender Notiz eine Stelle einräumen:

Tebay konnte Keiths Leichnam nicht erlangen. Kroaten zogen ihn aus. Andere Österreicher (nicht von Kroatenart) trugen den toten General in die Hochkircher Kirche. Lacys Bewegung, als er ihn dort erkannte (glich einem tragischen Schimmer seiner eigenen Jugendzeit, der, wie ein Sternenlicht, durchdringend und traurig aus zwanzigjähriger Ferne plötzlich zu ihm zurückgekehrt), ist aus den Büchern bekannt. Am andern Tag, Sonntag, den 15. Oktober, ward Keith mit kriegerischen Ehren — ‚unter dreimaliger Abfeuerung von zwölf Kanonen und des Kleingewehrs des ganzen Colloredoschen Korps', Lacy, als Anführer des Leichenzugs, nicht ohne Tränen — feierlich begraben. Vier Monate nachher ward auf königlichen Befehl Keiths Leichnam nach Berlin gebracht; dort auf eine noch feierlichere öffentliche Weise mit allen Ehren und allem Bedauern wieder beigesetzt; und Keith ruhet nun in der Garnisonkirche — weit hinweg von bonny Inverugie. Die heisern Seewinde und Felsenhöhlen von Dunottar singen in der Phantasie einiger weniger seinem ehrenhaften Geschlecht und ihm ein ewiges Requiem[2]. ‚Mein Bruder hinterläßt mir ein schönes Erbteil', sagt der alte Lord Marishal. ‚Voriges Jahr setzte er an der Spitze eines großen Heeres ganz Böhmen in Kontribution, und seine fahrende Habe besteht in 70 Dukaten[3].'

In der Kirche zu Hochkirch, nicht auf dem Kirchhof wie ehedem, steht noch ein bescheiden eindrucksvolles Denkmal für Keith, eine bescheidene Urne von weißem Marmor auf einem Fußgestell von grauem Marmor und, in goldenen Buchstaben auf schwarzer Platte, eine nicht leicht im Lapidarstil übertreffbare Inschrift: — „DUM IN PRAELIO NON PROCUL HINC INCLINATAM SUORUM ACIEM MENTE MANU VOCE ET EXEMPLO RESTITUEBAT PUGNANS UT HEROAS DECET OCCUBUIT. D. XIV. OCTOBRIS." — Diese Worte durchdringen dich wie der Klang des Stahls[4]. Friedrichs Schmerz über ihn (‚Tränen', Lobpreisungen, ‚loua extrêmement') ist an sich ein Denkmal. Viele Jahre später ward Keith eine Bildsäule von seinem Kriegsherrn in Berlin gesetzt. Eine von vieren, den vier verdienstvollsten:

[1] Oeuvres de Frédéric XV. 122, 124, 126 usw.; bei Preuß II. 196 ein vollständiges Verzeichnis dieser kärglichen Stücke, die aufrichtig, nicht geheuchelt in ihrer verächtlichen Lustigkeit sind, aber wenig andern Wert besitzen.

[2] Es spricht hier Keiths schottischer Landsmann, dem die Veranlassung Ossianische und andere vaterländische Erinnerungen erweckt hat. D. Übers.

[3] Varnhagen S. 261.

[4] Bei Rödenbeck I. 149. Auch (beinahe richtig) mitgeteilt in Correspondence of Sir Robert Murray Keith (London 1849) I. 151. Dies ist der jüngere der zwei diplomatischen Sir Roberts, der geneologischen Vettern Keiths. Dieser ließ (1771, nicht 1776 wie bei Rödenbeck und einigen andern steht) das Denkmal zu Hochkirch errichten. Seine Briefe in obigem Buch sind eine äußerst interessante Sammlung — herausgegeben mit der gewöhnlichen oder noch mehr als gewöhnlichen Unwissenheit.

Schwerin (1771), Winterfeldt (1777), Seidlitz (1778), Keith (wann?) errichtet[1], die noch auf dem Wilhelmsplatz stehen.

Die Hochkircher Kirche ist in späterer Zeit neu erbaut worden. Eine geräumige luftige Kirche, mit Galerien und Zubehör, insbesondere mit frischer Luft, Licht und Reinlichkeit. Faßt vielleicht 1500 Kirchgänger, zur Hälfte Wenden. „Mehr als 700 Gerippe auf einem Haufen wurden beim Graben der Fundamente aufgescharrt." Die starke äußere Tür der alten Kirche, ich glaube von Roteichenholz, ist noch in Gebrauch; zeigt noch ungefähr ein halbes Dutzend an verschiedenen Stellen hindurchgerissene Quasi-Schlüssellöcher, durch die das Tageslicht hindurchscheint, wo die alten Kugeln durchkamen. Das etwa 4 Fuß hohe Keithsche Denkmal steht auf dem mit Fließen belegten Fußboden links der Kanzel hart an der Wand. „Die Bank, worauf Keiths Leichnam lag, mußte mit neuer Planke bekleidet werden" (Zink wäre besser) „zum Schutz gegen Touristenmesser."

Der alte Lord Marishal — Georg, „Maréchal d'Ecosse", wie er sich stets unterzeichnet — war nun zweiundsiebzig. Seit langem und noch lange königlicher Gouverneur von Neuchâtel (1754—1763). In „James", dem jüngern, aber viel stärkern und festern, hat er gewissermaßen zugleich einen Vater und jüngern Bruder verloren (Vater unter sehr schönen Umständen). Und die Tränen des alten Mannes sind natürlich und rührend. Zehn Jahre älter als sein Bruder und überlebte ihn noch zwanzig Jahre. Eine vortreffliche heitere alte Seele, auch er, redlich wie das Sonnenlicht, mit einer feinen kleinen Ader von guter Laune und „angenehmem Humor" in seinem Wesen. Welch ein Schatz für Friedrich in Potsdam in kommenden Jahren. Und wie innig dieser ihn liebte (fast wie ein Knabe den andern liebt) würden alle Leser mit Verwunderung entdecken. Einige Winke über ihn werden uns vielleicht später gestattet sein.

Folge von Hochkirch. Der Feldzug endigt auf eine dem gespannten Publikum erstaunliche Weise (22. Oktober bis 20. November 1758).

Es folgten auf die Hochkircher Schlacht fünf Wochen rascher Ereignisse, von einer Art deren sich niemand versehen hatte. Dem der Märsche, Manöver, Überrumpelungen, Lager- und Kriegsschilderungen so überdrüssigen Leser werden, hoffen wir, wenige Worte diese Ergebnisse begreiflich machen.

Friedrich blieb, sich von neuem rüstend, zehn Tage in jenem Lager bei Klein-Bautzen an einem der Nebenflüsse der Spree. Daun, der sich am 14. in seine alte feste Stellung zurückgezogen hatte und kaum das Schlachtfeld besetzte, kam nach ungefähr einer Woche heraus und nahm eine feste Stellung näher an Friedrich, nicht um etwas gegen ihn zu unternehmen, sondern um ihn mehr im Auge und besser auf ihn acht zu haben. Nichtsdestoweniger ist es Friedrichs feste Absicht, nach Schlesien zu marschieren.

[1] Nicolai (Beschreibung der Residenzstädte I. 193, 194) gibt diese Daten für die drei und für das Keithsche kein Datum. (Varnhagen S. 274 nennt „den 5. Mai 1786" als den Tag, an welchem Keiths Bildsäule errichtet wurde.
D. Übers.

Was vermutlich Daun unter dem Schatten seiner Lorbeeren und seines neuen päpstlichen Hutes nicht für möglich halten mag, während die Straße nach Schlesien durch achtzigtausend Mann versperrt ist. Friedrich hat von Dresden das erforderliche frische Geschütz und sonstige Ausrüstung kommen, und namentlich den Prinzen Heinrich mit sechstausend Mann Infanterie und Kavallerie zu sich stoßen lassen. Prinz Heinrich führt sie in eigener Person, so wollte es der Prinz, der launische kleine Mann, und daß Fink an seiner Stelle in Sachsen bleibe. All das schwächt die Armee in Sachsen nicht wenig. Aber Friedrich hofft, daß von dem Reichsheer nicht viel zu befürchten ist. Dieses hat Schwierigkeiten mit seiner Verpflegung in jenen Gegenden und dürfte wohl nicht leicht plötzlich Namhaftes unternehmen.

Friedrich marschiert rätselhafterweise nicht nach Glogau, sondern zu Dauns Verwunderung nach Reichenbach und Görlitz.

Sonntagabend, den 22. Oktober, geht ein Zug von vielen Wagen, beladen mit allen Verwundeten von Hochkirch, über dreitausend an der Zahl, von Bautzen (die Stadt, nicht Klein-Bautzen das Dorf) ab, um sie nach Dresden zu transportieren. Keiths Tebay ist, wie ich entnehme, bei diesem Zug, nicht stark verwundet, aber willig, eine kleine Weile im Lazarett zu liegen und sich zu bedenken. Diese armen Kerle konnten nicht nach Dresden gelangen. Am zweiten Tag erhält man Kunde von einem in der Gegend herumstreifenden Daunschen Detachement, das den Weg versperre, und der Train wendet sich (zufolge neuer Befehle aus dem Hauptquartier) nordwärts nach Hoyerswerda — (zu Tebays nicht geringem Ärger über den Anführer. ‚Er scheuete sich vor zwölf Husaren!‘ sagt Tebay [1]) — und ich glaube, er ging am Ende nach Glogau anstatt nach Dresden. Was ein Glück für Tebay und die andern war. Nachdem die armen Verwundeten dergestalt in Sicherheit gebracht waren, läßt Friedrich ganz sachte in der folgenden Nacht um 10 Uhr, Montag, den 23., seine Bäckerei und Proviantfuhrwerke ein Stück Wegs nordwärts das Spreetal, an der westlichen (von Daun entferntern) Gabel der Spree hinabziehen; zieht selber mit der übrigen Armee am nächsten Abend die östliche Gabel hinunter, gleichfalls nordwärts. ‚Marschiert auf Glogau‘, denkt Daun, als die Husaren (Dienstag nacht spät) Kunde davon bringen. ‚Laßt ihn marschieren, wenn er das für einen Weg nach Neiße hält! Aber freilich, was hat er für andere Wahl,‘ bedenkt Daun, ‚als zu versuchen, sich unter dem Schutz der Kanonen von Glogau zu sammeln?‘ — und beeilt sich nicht im geringsten wegen dieses neuen Vorgangs [2].

Mit seiner Gepäckkolonne vereinigt, marschiert Friedrich nordöstlich; überschreitet die Spree noch immer nördlich oder nordöstlich und lagert sich dort in den dunkeln Stunden des Dienstag, von keinem Daun beachtet. Jedoch vor Tagesanbruch ist Friedrich wieder auf den Beinen, zieht nun in verschiedenen Kolonnen wegen der schlechten Feldwege, die vor ihm sind — und hat die Richtung geradeswegs nach Südost eingeschlagen, hätte Daun ihn beobachtet. Und am Mittwochnachmittag ist Daun erstaunt, zu erfahren, daß dieser listige Feind in der Nachbarschaft von Reichenbach angekommen ist, unsere spärlichen Posten dort herum zurückgedrängt hat und am Ende doch fest auf der schlesischen Heerstraße dahinschreitet. Ein erstaunter Daun eilt, was er kann, hinaus, um sich nach der plötzlichen Erscheinung umzutun. Probiert dasselbe folgenden und nächstfolgenden Tags mit seinen besten Loudons und Hilfsmitteln. Findet, daß diese Erscheinung wirklich vor ihm nach Neiße marschieren kann und sich

[1] Zweiter Brief von Tebay bei Mitchell a. a. O.
[2] Tempelhof II. 341—347.

von keinen Panduren beirren läßt oder ihnen nichts schuldig bleibt. Und daß nur eine Schlacht und Sieg (könnten wir uns tollkühnerweise so was einfallen lassen, was wir aber nicht können) dies zu verhindern vermag. ‚Auch gut!‘ sucht Daun zu sagen und läßt die Erscheinung marschieren (von Görlitz am 30. Oktober), während Daun einige Tage lang dessen Nachhut belästigt, nicht ohne Gegenbelästigung. Viel unnützes Kanonieren und Zerstörung mehrerer armen lausitzischen Dörfer durch Feuer. ‚Die Preußen stecken sie auf schmähliche Weise in Brand, wenn wir angreifen!‘ sagt Loudon, Bis endlich Loudon, da er diesen Marsch unbezwinglich geordnet, „in zwei Routen verteilt“ und auf jedes Ereignis vorbereitet findet, ebenfalls abläßt und sich zu versprechenderem Geschäft zurückzieht. Der arme General Retzow sen. war mit auf diesem Marsch. Mußte schlechterdings mit, obschon tödlich von der Ruhr befallen, und starb am Tag nach seiner Ankunft in Schweidnitz, als die Schwierigkeiten und die Aufregung vorüber waren [1].

Über Friedrichs Marsch von Görlitz ab wollen wir nichts weiter sagen, als daß schon die Kunde davon heilsam für seine schlesischen Festungen und Interessen war. Daß in Neiße am und nach dem 1. November — welches der dritte oder zweite Tag von Friedrichs Marsch ist — General Treskow, Kommandant von Neiße, bemerkte, daß die Beschießung immer schwächer wurde. („Der König von Preußen ist im Anzug“, sagten die österreichischen Ausreißer.) Und daß Treskow am 6. November, als er von Neiße ausblickte, die österreichischen Laufgräben geräumt fand. Die Generale Harsch und Deville eilen über das Gebirge heimwärts — Treskow nimmt ihnen allerlei Beute ab — und die Belagerung von Neiße ist zu Ende [2]. Sie hatte als Berennung und halbe Berennung etwa drei Monate gedauert. Deville schloß sie fast einen Monat lang halb ein, alsdann Harsch (seit dem 30. September) völlig, mit Deville unter ihm und einer Armee von zwanzigtausend Mann. Obschon die eigentliche Beschießung, die sehr heftig aber ohne Wirkung war, erst vor nicht viel mehr als einer Woche anfangen konnte — so schwierig ist die Beschaffung des Belagerungsmaterials in jener Gegend. Kosel unter Kommandant Battorf, der, ebenso wie Treskow, hohes Lob erwarb — hatte seit vier Monaten der Berennung und den Angriffen von Panduren widerstanden, welche ebenfalls bei dem Anmarsch Friedrichs das Feld räumen mußten. Von Friedrich auf seiner Rückreise werden wir binnen kurzem wieder hören, müssen aber mittlerweile Daun emsig folgen.

Feldmarschall Daun und die Reichsarmee versuchen eine Belagerung Dresdens. (9.—16. November.)

Am 30. Oktober, als er einsah, daß die Belagerung von Neiße so gut wie zu Wasser geworden, beschloß Daun bei sich, daß er doch noch einen viel wichtigern Streich führen könne. Nämlich Dresden wegnehmen, sich Sachsens in Friedrichs Abwesenheit bemächtigen. Demgemäß machte Daun in Reichenbach kehrt und schickte

[1] Retzow I. 372.

[2] Tagebuch der Belagerung der Festung Neiße (4. August — 26. Oktober — 6. November 1758, „frühmorgens um 1 Uhr schleunig“) bei Seyfarth, Beilagen II. 468—472, von Treskow selber verfaßt, kurz und deutlich. Heldengeschichte V. 258—270.

sich mit seinem langsamfüßigen Schritt zu diesem neuen Vorhaben an. Hätte er sich mehr beeilt, oder wäre ihm auch nur das Glück günstiger gewesen, so ist es möglich, daß er etwas hätte ausrichten können. Die Stadt Dresden und Gouverneur Schmettau mit seiner kleinen Besatzung haben nicht die Stärke, um eine Belagerung auszuhalten. In Sachsen steht nichts als ein armer Überrest unter Fink, zum großen Teil Freibataillone und leichte Truppen. Schon das Reichsheer allein könnte diese verschlingen — wäre das Reichsheer unternehmend oder sonst in guten Umständen. Allerdings haben die Russen die Eroberung von Kolberg aufgegeben und strömen, von Hunger getrieben, heimwärts. Die kleine Dohnasche Armee wird daher nach Sachsen marschieren. Die kleine antischwedische Armee unter Wedell ist ebenfalls größtenteils dahin befohlen, beide aufs schnellste. Für Daun hängt alles von Schnelligkeit ab. Ein wenig gezögert, so ist Friedrich selber wieder da!

Daun, ich zweifle nicht, tummelte sich, soviel er eben konnte. Am 7. November war Daun wieder in der Pirnaer Gegend, hatte seine Verbindungsbrücke bei Pirna und trieb die Reichsarmee zur Tätigkeit an: Jetzt oder nie! Die Reichsarmee rückte ein wenig gegen Fink vor. Zwang ihn, jenes ewige Lager bei Gamig zu verlassen, neue Lager bei Kesselsdorf und anderwärts zu nehmen und bestimmte ihn endlich, auf einer Schiffsbrücke unterhalb Dresden über die Elbe zu gehen, in nordwestlicher Richtung mit Raum zum Rückzug gen Norden und Schutz unter den Kanonen besagter Stadt. Die Reichsarmee hat gleichfalls starke Abteilungen entsendet, um Leipzig und die nordwestlichen Städte wegzunehmen, Torgau, die Magazinstadt, zu allererst. Man fordere sie mit offenbar überwältigender Macht auf. ‚Freien Abzug, wenn ihr ‚nicht widersteht! Widersteht ihr aber —!‘ — Gegen Torgau ward wirklich ein etwas umständlicher und gefährlich aussehender Versuch gemacht (12. November) unter Haddick mit beinahe zehntausend Mann des „österreichischen Hilfskorps“! Gegen diesen rückte der Kommandant — in der Voraussetzung, daß Wedell nun bald eintreffen werde — mit „dreihundert Mann und einer großen Kanone“ und kanonierte und gebärdete sich ganz außerordentlich, als wäre Wedell bereits da. Bis Wedell selber erschien, und dies überwältigende Reichsdetachement eilends abzog[1]. Die andern Belagerungen blieben Dinge der Theorie. Die andern Detachements eilten, glaube ich, zurück, ohne irgendwen aufzufordern.

Mittlerweile kommt Daun mit dem endlich bereiten, erforderlichen Geschütz angerückt (8.—9. November) und faßt Posto im Großen Garten oder auf der Südseite von Dresden, bedrohlich für Schmettau und diese Stadt. Die Wälle oder Befestigungswerke sind schwach. Draußen ist nichts als Mayr und das Freikorps, um Widerstand zu leisten — der sich in der Tat dieses Jahr selbst übertroffen hat und ungemein tätig gegen die träge Reichsarmee gewesen ist. Kommandant Schmettau läßt Daun am Tag, da er erschien, wissen: ‚Wenn Ew. Exzellenz weiter gegen mich vorschreiten, so erheischen die strengen Gesetze des Kriegs in belagerten Plätzen, daß ich die Vorstädte abbrenne, die Ihnen Schutz für Ihren Angriff gewähren!“ — Und läßt die stattlichen Häuser in der südlichen Vorstadt mit brennbarem Stoff füllen, nachdem er den Hof und die Bewohner ebensowohl als Daun davon in Kenntnis gesetzt. ‚Die Vorstädte abbrennen?‘ antwortet Daun. ‚Im Namen der zivilisierten Menschheit, Sie können nimmermehr an dergleichen denken!‘ — ‚Ja doch, Ew. Exzellenz können sich darauf verlassen, und ich tue es auch!‘ antwortet Schmettau. So daß Dresden voll Jammer, Schrecken und Argwohn ist. Das Gerücht geht, sagt Exzellenz Mitchell, der sich zur Zeit dort aufhält, ‚daß Brühl‘ (der ruchlose Brühl, der zu unserem Untergang geboren ist) ‚die polnische Majestät überredet hat, dies Unternehmen Dauns gutzuheißen‘. — Wenig kehrt sich Brühl daran, was aus Dresden oder uns wird, wenn nur der König von Preußen tüchtig geschädigt oder gekränkt werden kann!

[1] Tempelhof II. 363—364; „Schreiben eines preußischen Hauptmanns“ in Heldengeschichte V. 286.

Sicher genug, am 9. November, kommt Daun heran, unbekümmert um Schmettaus Versicherungen; so daß „um Mitternacht" Mayr, der noch dazu „den Feind an der Errichtung von Batterien arbeiten hören kann", melden muß, daß er an jene äußersten hohen Häuser (die mit brennbaren Materialien gefüllt sind) zurückgedrängt sei, und daß einige Kroaten sich der oberen Fenster bemächtigt. ‚So zündet sie an!' antwortet Schmettau. (So fordert es die fürchterliche Notwendigkeit belagerter Plätze.) Und „um drei Uhr des Morgens (nach dreistündiger Räumungszeit für die armen Einwohner) geschieht es. Gräßliche Flammen lodern pünktlich Schlag drei Uhr auf. ‚Die ganze Vorstadt schien in Flammen' (in Wirklichkeit ungefähr ein sechster Teil derselben). ‚Ja, man hätte geglaubt, die ganze Stadt sei von Flammen umringt.' Exzellenz Mitchell bestieg einen Turm. ‚Will Ew. Herrlichkeit den Schrecken und die Verwirrung dieser Nacht nicht beschreiben; die unglücklichen Einwohner liefen mit ihrem Hausgerät' (was sie davon zwischen 12 und 3 Uhr fortschaffen konnten) ‚nach dem Großen Garten; ganz Dresden dem Anschein nach in Flammen, Trümmer und Rauch eingehüllt.' Eine schreckliche Nacht in Dresden, namentlich in der Pirnaer Vorstadt, wie sie ähnlich noch nicht dagewesen[1]. Dies war der traurige Anfang oder Versuch eines Anfangs der Dresdener Belagerung, und dies war auch Daunscherseits für jetzt das Ende davon. Noch drei Tage verweilte er drohend, unschlüssig, in der Nähe der Stadt, versuchte aber nichts Ausführbares. Und am fünften Tage fand er — „aus einer gewissen wichtigen Rücksicht", wie die österreichischen Zeitungen sich ausdrücken — für gut, in die pirnaische Felsengegend zu verschwinden, um mittlerweile keine Gefahr zu laufen!

Die Wahrheit ist, der jetzige Fall Dauns war ein sehr verwickelter, der äußerste Geschwindigkeit der Handlung erforderte. Was er gerade am wenigsten von Daun erfahren konnte. Seine Schmähreden wegen jener abgebrannten Vorstadt waren abermals sehr laut. Aber Schmettau bleibt taub gegen all das, gedenkt, „sich der Kriegsräson und den Gesetzen der Ehre gemäß zu verteidigen". Erklärt, „er werde von Straße zu Straße fechten und erst unter den Ruinen des königlichen Schlosses einhalten". Schmähreden richten nichts aus! Daun hatte über hunderttausend Mann in der Nähe. Rasch vordrängend mit scharfen Kugeln und Bajonettsturm, anstatt logischer Schmähreden, würde Daun vermutlich mit seinem Schmettau fertig geworden sein. Aber auch die Stunde der Flut ist gebieterisch — und es folgt eine solche Ebbe, wenn du sie unschlüssig versäumst! Am 15. November zog sich Daun zurück; es fing an zu ebben. Am selben Tag war Friedrich in Lauban in der Lausitz, wieder innerhalb zwanzig Meilen, schleunig heranmarschierend. Hinter ihm ein rein gefegtes Schlesien, vor ihm ein rein zu fegendes Sachsen. Eine hinlänglich „wichtige Rücksicht", denken Daun und die österreichischen Zeitungen! Aber so ist, da du die Flutstunde versäumt, die unerbittliche Tatsache der Ebbe, so entsetzlich rasch strömt sie ab. Daun war nie der Mann dazu, Tatsachen zu bestreiten.

Am 20. November kam Friedrich in Dresden an. Erfuhr folgenden Tags, daß Daun sich aus der Pirnaer Gegend entschieden heimwärts ge-

[1] Mitchell, Memoirs and Papers I. 459. In Heldengeschichte V. 295 bis 302 umständlicher (mit dem Mitchellschen übereinstimmender) Bericht; das. 303 bis 333 die beglaubigten Einzelheiten des angerichteten Schadens: „280 Häuser zugrunde gegangen, vier Menschenleben".

wendet habe; daß die Reichsarmee und er emsig das Erzgebirge hinanklettern, und daß in Sachsen, wie in Schlesien, kein Feind mehr stehe. Welch eine Folge von Hochkirch! „Neiße und Dresden!" hatten wir glücklichenfalls als Folge gehofft. „Neiße oder Dresden" schien ganz unfehlbar. Und wir klettern das Erzgebirge hinan in Gegenwart von Tatsachen, die stärker sind als wir.

Und der dritte Feldzug hat auf diese Weise geendigt. — Er hinterläßt die Dinge so ziemlich, wie er sie gefunden. Ein im wesentlichen unentschiedener Kampf. Die Gegner sind in ihrer eigentlichen Stärke wenig verändert — alle beide, wie man voraussetzen darf, beträchtlich schwächer. Friedrich ist nicht triumphierend, oder im Licht der Freudenfeuer strahlend wie voriges Jahr. Steht aber in der Meinung von Sachkundigen höher als je (falls das ihm viel nützen konnte) — und ist nicht im mindesten „vernichtet". Das ist der erstaunliche Umstand!

Besonders wundervoll sind Friedrichs Märsche dieses Jahr gewesen. Dem alten Maréchal Belleisle, damaligem französischen Kriegsminister, ward einmal im Frühjahr bei einer amtlichen Beratung über künftige Operationen der Einwurf gemacht: „Wie aber wenn der König von Preußen uns dort überfallen sollte?" „Der König von Preußen ist ein großer Soldat", antwortete der Herr von Belleisle „aber sein Heer ist doch kein Weberschiff (navette)", das sich in solcher Weise von einem Ende der Welt an das andere schießen ließe! Sicherlich nicht, nicht gänzlich. Aber der König von Preußen besitzt unter andern Künsten eine Kunst, Armeen rasch marschieren zu lassen, welche nachgerade den alten Maréchal in Staunen setzt. „En navette über uns kommen", jählings „wie ein Weberschiff" vom andern Ende des Zettels, ward zum stehenden Ausdruck bei den Franzosen, die mit diesen unglücklichen Dingen zu tun hatten[1].

Der Pitt- und Ferdinandsche Feldzug von 1758 (besagt eine Notiz, die ich gern abkürzen möchte) hat viel augenfälligeren Erfolg als derjenige Friedrichs, ist weit mehr ein Gegenstand der Freudenfeuer als letzterer, obgleich auch er nicht ohne Schlappen ablief. Verlust der Ehre bei Krefeld, Verlust von Louisburg und des Stockfischfangs. Das sind ernsthafte Schläge, die der Feind erhalten hat. Dagegen ward zur Milderung der Freude über Louisburg bei Ticonderago[2] durch Abercromby im kleinen Maßstab (so groß er eben in seiner Macht stand) eine Dummheit begangen. Er greift nämlich ohne die mindeste Umsicht einen Feind an, der, wie sich ausweist, bis an den Hals zwischen Verhauen und Verschanzungen steckt und mit größter Bequemlichkeit zweitausend brave Burschen tötet, die für diesen Zweck tausend Meilen weit hergebracht worden sind. Und zwingt dich augenblicklich abzuziehen und Ticonderago zu verlassen, gleich einem — sicherlich immer sehr tragischen Würdenträger mit militärischem Hut — der, wir wollen hoffen, beseitigt, wenigstens beiseitegesetzt wird, um Platz für irgendeinen Wolfe oder einen Amherst zu machen, die der Sache gewachsener sind! Und auch die Landungen auf der französischen Küste waren nicht von Bedeutung. ‚Von Cherbourg fortgeschleppte große Kanonen', im Hydepark aufgestellt, die waren aller-

[1] Archenholz I. 316; Montalembert hat an vielen Stellen den Ausdruck „en navette".

[2] Im heutigen Staate Neuyork. D. Ubers.

dings ein angenehmer Anblick, namentlich für die Einfältigen. Aber bei Morlaix hinwiederum war von seiten des armen alten Generals Bligh und Konsorten eine Dummheit begangen, die der Abercrombyschen gleichkam oder sie noch übertraf, wenn sie auch nicht so tragisch auf Verlust von Leuten hinauslief. ‚Hat nichts auf sich!' sagte ein begeistertes Publikum, indem es Gewinn und Verlust verglich und lustig illuminierte. — Hier ist ein Zeitungsstück aus Ohio „Brief eines Offiziers" (der abgekürzte Inhalt zweier Briefe), datiert von Fort Duquesne, 28. November 1758:

„Unser kleines Korps unter General Forbes ist, nach mühseligen Wanderungen durch die Wildnisse und Herumbalgen mit wilden und zahmen Feinden, seit vier Tagen im Besitz von Fort Duquesne" (fortan Pittsburg genannt): „Freitag den 24. machte sich die französische Garnison bei unserem Erscheinen ohne Schwertschlag aus dem Staub, schiffte den Ohio hinab und verschwand aus diesen Gegenden" — auf immer, wollen wir hoffen. „Ihre Verbindung zwischen Louisiana und Kanada ist verloren, und jener ganze ungeheure Strich reichen Landes" — auf welchen Mr. Washington vorlängst ein Auge hatte, gehört wieder uns, falls wir ihn uns zunutze machen können. „Heute geht ein Detachement von uns nach dem Braddockschen Schlachtfeld" (der arme Braddock!), „um die Gebeine unserer erschlagenen Landsleute zu begraben; deren viele von den Franzosen kaltblütig hingeschlachtet wurden, und sie haben sie, zu ihrer eigenen ewigen Schmach und Schande, diese ganze Zeit über der Erde liegengelassen. Ein Gleiches taten sie mit all denen, die um das Fort herum während der letzten Wochen getötet worden" — und dabei wollen sie eine zivilisierte Nation sein [1]!

Am Nieder-Rhein, Juli bis November 1758. Ferdinands Manöver nach der Schlacht bei Krefeld, auf der linken Seite des Rheins, waren sehr hübsch. Aber ohne Wesel und gegen einen Belleisle als Kriegsminister war nichts auszurichten. Belleisle machte große Anstrengungen, bot alles auf, um eine bessere Zucht in das entartete Heer zu bringen; Contades war vorsichtig und machte geschickte Gegenmanöver. Schließlich ward Soubise (die Leser erinnern sich desselben und seiner vierundzwanzig- oder dreißigtausend Mann, die in der Frankfurter Gegend, auf diesseitigen oder nördlichen Rheinufer standen), der berufene Roßbacher Soubise — indem er auf Belleisles Befehl nach dem Hannöverschen, in eine von Truppen entblößte Gegend rückte — Ferdinand gefährlich. ‚Hat es wohl auf Hannover abgesehen?' dachte Ferdinand. ‚Oder beabsichtigt vielleicht, meine soeben gelandeten zwölftausend Engländer anzugreifen? Ja, vielleicht gar meine Rheinbrücke selber und das dort hinterlassene kleine Bedeckungskorps?' Ferdinand fand, daß er umkehren und sich nach Soubise umtun müsse. Ging demgemäß (8. August) auf seiner alten Schiffsbrücke bei Rees — welche er, trotz der Angriffe, die stattgefunden [2], in sicherem Zustande fand — über den Rhein zurück und überschritt ihn während dieses Krieges nicht wieder. Sachkundige sind sogar der Meinung, daß sein erstes Überschreiten dieses Flusses wenig soliden Erfolg versprach und, wie sehr er auch das Publikum entzückte, sein zweifelhaftester Schritt war.

Gegen die zwölftausend Engländer hatte Soubise nichts unternommen. Ferdinand vereinigte sich mit seinen Engländern bei Soest (20. August) zu ihrer und seiner großen Freude [3]. Zehn- oder zwölftausend Mann als eine erste Division. Stattlich aus-

[1] Alte Zeitungen (in Gentleman's Magazine, Jahrgang 1759 S. 41, 39).

[2] „Gefecht bei Moer" (Gevert mit 10 000 Mann zurückgeschlagen und die Brücke gerettet durch Imhof mit 3000 — alle beide geschickte Militärs; Imhof mehr vom Glück und dem Gelände begünstigt, „5. August 1758"): Mauvillon I. 315.

[3] Des Herzogs von Marlborough sorgenvoller Brief, „Koesfeld, 15. August". „Nichts als Regenwetter und Ungewißheit." „Marschierten in der letzten Zeit bis an den halben Leib im Wasser"; sind von Emden, in gerader südlicher Richtung nach der Weseler Gegend, fast 30 Meilen weit gekommen (Soest noch immer starke 12 Meilen südlich von uns): Chatham Correspondence (London 1838) I. 334, 337. Der arme Herzog starb zwei Monate darauf, und das Kommando ging auf Lord Georg Sackville über, wie allzuwohl bekannt.

sehende Leute, sagten die Deutschen. Und hat man je solche Pferde, solche prachtvolle kostspielige Ausrüstung gesehen? Geschweige jene Bergschotten mit ihren Dudelsäcken, nackten Beinen und ausländischer Tracht und Sitte[1]. Aus welchen allen (die Bergschotten mit eingeschlossen) Ferdinand durch kluge Behandlung — und die war nötig — während der folgenden vier Jahre sehr viele tüchtige Fechter machte.

Auch in bezug auf die hannöverschen Lande erlangte Soubise keinen Erfolg. Obgleich er (durch die Schuld zweier stupider Gesellen, des Generals Prinz von Ysenburg und Generals Oberg, welche Ferdinand für diesen Zweck entsandt hatte) der lebhaften Behandlung entging, welche ihm Ferdinand bereitet hatte, und sogar jedem dieser stupiden Gesellen eine Art von Niederlage beibrachte[2]. Deren eine, diejenige Obergs, diesen und sein Detachement hätte völlig zugrunde richten können, wäre Soubise flink gewesen, was er durchaus nicht war! „Paris erging sich in Spöttereien über Roßbach und den Prinzen von Soubise," sagt Voltaire[3], „und kein Mensch sprach ein Wort von diesen zwei Siegen des letztern im folgenden Jahr!" Wofür es zwei Gründe geben mag. Einen, daß (nach Tempelhof) die Siege sehr mittelmäßig waren („sie waren auch danach"), und einen andern, daß sie alle beide Broglio zugeschrieben wurden — mit welchem Recht, darüber wird jetzt niemand disputieren wollen!

Contades hatte mittlerweile nicht ermangelt, mit der Hauptarmee nachzufolgen, und manövrierte nun sorgfältig umher, indem er es auf Lippstadt oder sonst eine Festung in jener Rhein-Wesergegend abgesehen. Nach jenem zweiten mittelmäßigen Sieg des Soubise dachte Contades, jetzt sei die Gelegenheit da, und versuchte es auch nach Kräften, aber ohne Wirkung. Ferdinand selber beobachtete Contades, und es standen nicht leicht Fehler zu erwarten. Mitten im Spiel (21.—30. Oktober) führte Ferdinand „eine meisterhafte Bewegung aus". D. h. er schnitt Contades und Soubise unwiederbringlich voneinander ab. Es ist ihnen nun keine Vereinigung möglich. Der Schwächere von ihnen ist der Vernichtung ausgesetzt — es wäre denn, daß Contades, der Stärkere, eine Schlacht liefere; was er, obgleich an Zahl Ferdinand weit überlegen, zu vorsichtig war zu tun. Ein melancholischer vorsichtiger Mann, leicht übervorsichtig — von den Parisern wegen seines düstern Aussehens „l'Apothécaire" genannt — der aber auch gute militärische Fähigkeiten besaß. Soubise und er manövrierten eine kurze Weile, nicht lange, unter diesen gefährlichen Umständen umher und mußten ohne Resultat wieder heimgehen, jeder desselben Weges, den er gekommen. Contades selber passierte wieder durch Wesel und überwinterte auf seiner Seite des Rheins.

Von Pitts Unternehmungen und Erfolgen gegen die französischen auswärtigen Niederlassungen: auf der Guineaküste, auf der hohen See allenthalben, in West- und noch mehr in Ostindien — wo der mit „Vollmacht", wie sie es nennen, ausgerüstete General Lally (jener von Fontenoy her

[1] Romantische Schilderung der Bergschotten (2000 Mann, geführt von dem oben genannten jüngern Sir Robert Keith, der zur Zeit noch Soldat ist) bei Archenholz I. 351—353, ebendaselbst und bei Preuß II. 136 von den „reichen Gold- und Silberstickereien", von den prächtigen Pferden, „ein Regiment lauter Rotschimmel, ein anderes lauter schwarze, ein drittes lauter" usw.

[2] 1. „Gefecht bei Sandershausen" (Broglio, als Soubises Vorhut, 12 000 Mann gegen 7000 Ysenburgs, der stupiderweise nicht zurückweichen wollte, als bis er geschlagen war, „23. Juli 1758", ehe Ferdinand den Rhein wieder überschritten hatte.) 2. „Gefecht bei Lutternberg (Soubise 30 000 Mann gegen Oberg ungefähr 18 000, der stupide zauderte, bis Soubise all seine Verstärkungen an sich gezogen und alsdann usw. noch stupider „10. Oktober 1758"). S. Mauvillon I. 312 (oder besser Archenholz I. 345) und Mauvillon I. 327. Lutternberg sowohl als Sandershausen liegen in der Nachbarschaft von Kassel, wo überhaupt viele jener Ferdinandschen Gefechte stattfanden.

[3] Histoire de Louis XV.

berühmte hitzige O'Mullally) in der Umgegend von Madras in heftiger, ungestümer, mehr und mehr bankerotter Weise auf- und abwütet. Von all diesem können wir gegenwärtig nichts und überhaupt wenig sagen. Hier sind zwei Tatsachen finanzieller Art, die ein hinlängliches Licht geben. Die viel ausgebende, viel subsidierende Regierung von Frankreich kann jetzt nur zu sieben Prozent borgen, und die Assekuranz zur See ist auf siebzig Prozent gestiegen[1]. Auf eine oder die andere Weise scheint hier offenbar Pitt zu Fortschritten, und eine lange anhängige Jenkins'-Ohr-Frage auf günstigem Wege zum Austrag gelangt.

Friedrich verweilt inspizierend und anordnend ungefähr einen Monat in Sachsen; von da geht er nach Breslau ins Winterquartier. Sein heuriger Winter wird vermutlich ein trüber und stiller sein, ohne die Festlichkeiten des vorigen Jahres. Das königliche Herz ist genugsam bedrückt von persönlichem Kummer, selbst wenn es keinen öffentlichen gäbe! Folgendes ist ein Wort von ihm, zwei Tage nachdem er Daun für dieses Jahr abgefertigt:

Friedrich an Mylord Marishal (zu Colombier in Neuchâtel).

Dresden, 23. November 1758.

„Es bleibt uns nichts übrig, mein lieber Mylord, als unsere Tränen über die Verluste, die wir erlitten, zu mischen und zu vereinigen. Wäre mein Haupt ein Tränenquell, es würde für meinen Schmerz nicht hinreichen.

Unser Feldzug ist beendigt, und es ist auf beiden Seiten nichts damit erzielt worden als der Verlust vieler braven Leute, das Unglück vieler auf immer verkrüppelter armer Soldaten, der Ruin einiger Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und der Brand einiger blühenden Städte. Das, mein lieber Mylord, sind Taten, welche die Menschheit schaudern machen; traurige Wirkungen der Ruchlosigkeit und des Ehrgeizes gewisser Mächtigen, die alles ihren zügellosen Leidenschaften opfern! Ich wünsche Ihnen, mein lieber Mylord, nichts, was meinem Schicksal im mindesten gleicht, und alles, was demselben mangelt." „Ihr alter Freund bis in den Tod" — F.[2].

[1] Retzow II. 5.
[2] Oeuvres de Frédéric XX. 273.

Neunzehntes Buch

Friedrich ist nahe daran, im Siebenjährigen Krieg überwältigt zu werden

1759—1760

Erstes Kapitel / Präliminarien zu einem vierten Feldzug

Die Stellung der fünf Armeen in diesem Winter — fünf in Deutschland, ungerechnet die Russen, die nach Kimmerien über den Horizont hinaus für ihre Rastmonate verschwunden sind — ist etwas Wunderbares und regt die Einbildungskraft an. Schon die Länge der Truppenkette allein! Von der Mitte Böhmens im Osten sind Dauns Österreicher rings um die ganze westliche, schlesische und südöstliche sächsische Grenze ausgedehnt. Ihnen gegenüber in größerer oder geringerer Nähe stehen Preußen. Sodann sitzen die Reichsvölker über Thüringen und Franken zerstreut, zum Teil ins Hessische und gegen den Saum von Herzog Ferdinands Stellungen hin Front machend. Der Hauptteil der Herzog Ferdinandschen Armee ist weit westlich im Münsterschen Land wachsam auf Contades mit dem Rhein dazwischen. Contades und Soubise. An die Reichsvölker sich anschließend lagern diese zwei französischen Armeen. Die Soubisesche ungefähr 25 000, in der Gegend von Frankfurt und Ems, zwischen Main und Lahn, mit dem Rücken nach dem Rhein. Sodann Contades vorwärts nach der Maas und der holländischen Grenze hin, mit dem Gesicht nach dem Rhein — und jenseits von Herzog Ferdinand beobachtet. Dies ist der „Kordon von Aufstellungen“ oder Winterquartieren dieses Jahr. „Vom Riesengebirge und Erzgebirge bis an den Ozean, bis an die Mündung des Rheins,“ darf man sagen, „und wieder zurück bis an die Schweizer Alpen oder Quellen des Rheins, welche oberrheinische Gegend gänzlich entweder französisch oder österreichisch ist und eine Basis für Soubise bildet[1].“ Zu schweigen vom Ozean und seinen geflügelten Kriegsflotten, die einsam wogen und patrouillieren, und von Amerika und Indien an seiner gegenüberliegenden Seite!

Dies ist eine ungeheure Kette sich gegenseitig beobachtender Winterquartiere, sagt Archenholz, „dergleichen noch nie in Deutschland, ja noch nie in Europa gezogen worden war“. Eine Kette von ungefähr 300 000 streitbaren Völkern auf diese Weise in die Länge ausgedehnt, die ihre Winterruhe dort halten, schlafend mit einem Auge, bis sie gegen das Früh-

[1] Archenholz I. 306.

jahr zu neuer Arbeit von Tod und Zerstörung verstärkt wird. Sicherlich ebenso rührend als malerisch. „Drei Jahre hindurch hat der Krieg bereits gedauert", seufzt der friedsame Beobachter. „Elf Schlachten sind geschlagen worden[1]. Ein Prag, ein Kolin, Leuthen, Roßbach! Müssen denn noch andere folgen zum Elend der armen Menschheit?" So seufzen viele friedliche Leute, nicht erwägend, von welcher Art die Wut und Ungerechtigkeit, der laute und stille Wahnsinn, die tollen Blindheiten und Sünden der Menschheit sind und waren und wieviel Verkalkung dieselben erfordern mögen. Lassen sich nicht in drei Feldzügen verkalken, wie es scheint! Vier fernere Feldzüge sind nötig. Alsdann wird es unschädliche Asche die Fülle und ein unerwartetes Resultat geben, das in der Weltgeschichte merkwürdig ist.

Es ist merkwürdigerweise eine von Friedrichs Lieblingshoffnungen — deren er mehrere wie lichte Wolkenvorhänge in dem düsteren Innern seines jetzigen Daseins aufrechthält — daß der Friede nahe bevorstehe. Noch einen tüchtigen Kampf, und der Friede müsse kommen! Und von seiten des britannischen Georg und von seiner Seite wurden verschiedene Versuche gemacht — einer zu Ende dieses Jahres 1759. Aber sie erwiesen sich sämtlich fruchtlos und bedürfen (es wäre denn zufälliger Ursachen halber) keiner Erwähnung hier. Viele Menschen unter allen Nationen wollen sehnlichst den Frieden. Aber da sind drei Frauen auf dem Gipfel der Welt, die ihn nicht wollen. Ihr Grimm, verschieden in Qualität, ist groß in Quantität, und Unglücksfälle bewirken das Gegenteil, statt ihn zu besänftigen.

Das französische Volk ist (sehr natürlich) eines Krieges müde, der ihm nichts als Verluste und Schande bringt. „Ein Krieg, der für österreichische Grillen geführt wird, die noch dazu unpraktisch sind!" denken die Franzosen. Und schon hat sogar ihr Bernis, Minister des Auswärtigen, der dies traurige französisch-österreichische Geschäft begann, Vorstellungen an Kaunitz ergehen lassen und ängstlich brummend in Anregung gebracht: man müsse versuchen, die Schweden oder sonst wen als Vermittler aufzustellen, der Krieg sei gar zu ruinierend! Als die Pompadour dies erfährt, nimmt sie Ärgernis an ihrem Günstling, der Kreatur ihrer Hände und beeilt sich, ihn zu entlassen (Werde Kardinal, du undankbarer Bernis, verschwinde unter dem roten Hut!"). Und ernennt an seiner Stelle einen gewissen Choiseul (bisher unter dem Namen Stainville bekannt, Graf von Stainville, französischer Gesandter in Wien, nun aber bei Gelegenheit dieser Beförderung zum Herzog erhoben). Herzog von Choiseul[2], der von Geburt ein Lothringer oder halber Österreicher und vermut-

[1] Stenzel V. 185. Seine Aufzählung wäre wohl folgende: Lobositz (1756); Prag, Kolin, Hastenbeck, Groß-Jägersdorf, Roßbach, Breslau, Leuthen (1757); Krefeld, Zorndorf, Hochkirch (1758): „im ganzen elf bis jetzt".

[2] Minister des Auswärtigen, „11. November 1758" (Barbier IV. 294).

lich besser zu dem Amte befähigt ist. Ein rascher heftiger Mann dieser Choiseul, fast noch in jugendlichen Jahren, mit stolzem Geist genug, mit Scharfsinn und Talent von der sorglosen Art. Der während der nächsten zwanzig Jahre eine große Rolle in Frankreich spielte.

Da namentlich auch der französische Handel zugrunde gerichtet ist, so wird das Geld fürchterlich knapp. Man stellt aber einen neuen Generalkontrolleur an, einen M. de Silhouette, der in Frankreich für ein außerordentliches, schöpferisches Genie gehalten wird. Besäße er nur ein Fortunatussäckel, wie glücklich wäre das! Mit Fortunatus Silhouette als Säckelmeister, mit einem feurigen jungen Choiseul an dieser und einem feurigen alten Belleisle an jener Hand trägt die Pompadour dieses Jahr große Dinge im Sinne: Invasionen Englands, stärkere deutsche Armeen, bessere deutsche Kriegspläne und Losschlagen auf Hannover selbst, den Vitalpunkt. Und schmeichelt sich und ihrem armen Louis, daß für das Jahr „59" eine französische Unternehmung im Gange sei, die vielleicht Pitt und einen anderen vermessenen König in Staunen setzen dürfte. Sehr entschieden, blutdürstig und weibisch ist der Pompadour Stimmung in dieser Sache. Nicht weniger, sondern wenn möglich eher noch mehr so, ist die Stimmung der Zarin, unversöhnlich außer durch den Tod. Die kaiserliche Maria Theresia hat dazu noch männliche Gründe, auch seit kurzem große Hoffnungen. Daß der Krieg endigt, ehe platte Unmöglichkeit ihm Einhalt tut, ist nicht wahrscheinlich.

Für Pitt erwies sich dieser Feldzug von 1759 trotz schlimmer Vorzeichen am Anfang ganz und gar glänzend. Sehr das Gegenteil aber auf seiten Friedrichs. Für welchen derselbe der unheilvollste und unglücklichste war, den er bisher oder noch überhaupt je geführt. Pitt erreichte den Scheitelpunkt seines Ruhmes. Friedrich war nie vorher so tief herabgesunken, scheinbar der Vernichtung nahe, als dies Jahr zu Ende ging. Die Wahrheit ist, daß abgesehen von seinen besonderen Unglücksfällen, für Friedrich jetzt eine neue Zwangslage eintrat, die sein Auftreten in der Welt sehr veränderte. Dreimal hintereinander hatte er es angriffsweise versucht, dreimal hintereinander einen Sprung auf das Herz des Feindes getan, in der Hoffnung, ihn dadurch zu entwaffnen oder zu lähmen. Aber das kann er mit seinen so tief erschöpften Hilfsmitteln nicht zum viertenmal tun. Er ist fortan zu schwach zu solchen Unternehmen.

Preußen hat allezeit seinen König und dessen unvergleichliches Talent. Aber das ist so ziemlich das einzige Gewisse. Was will Preußen gegenüber Frankreich, Österreich, Rußland, Schweden und dem Deutschen Reich als Feld zur Beschaffung von Kriegsmitteln heißen! Abgesehen von seinem König werden diese, und zwar vergleichsweise verhängnisvoll raschen Schrittes, mit jedem Jahr knapper. Friedrich kann keine Leuthens, Roßbachs, weithin strahlende Siegestaten, welche die Welt erstaunen lassen,

mehr vollbringen. Seine vortrefflichen preußischen Veteranen sind nun meistens dahin und durch neue ausgehobene und angeworbene Rekruten ersetzt worden, die jenen freilich sowohl an Zucht als an natürlicher Tüchtigkeit nachstehen. Ob sie gleich, wie es heißt, noch immer etwas vom alten preußischen Stoff in sich haben und in der Tat bis ans Ende wacker fechten. Aber „es ist bemerkbar," sagt Retzow irgendwo, und es folgt allerdings aus der Natur der Sache, „daß, während die preußische Armee allezeit die besten Soldaten beim Anfang eines Krieges darbietet, Österreich" (so groß sind seine Hilfsquellen an Bevölkerung) „sich in diesem Betreff immer verbessert. Und seine besten Truppen erscheinen in den letzten Feldzügen." Mit einem Wort, Friedrich verhält sich von nun an verteidigungsweise; wehrt sich um jeden Zoll Landes und wird immer mehr darauf beschränkt, sich auf finstere Weise mit einem Hydragewirr von Feinden und Hindernissen herumzubalgen und Heldentaten zu vollbringen, die keinen Lärm in den Zeitungen machen und die leider auch nicht in der Geschichte glänzen können — was uns hier nähergeht!

Friedrich, sagen alle Kenner von Soldatenwesen und menschlichem Charakter, die Friedrich hinlänglich studiert haben, ist in diesen nun kommenden vier Jahren „größer als je"[1]. Und dies habe ich mehr und mehr als wahr erkannt, was sich zur rechten Zeit und am rechten Ort beweisen und dartun ließ — wenn schon zu unserem Unglück kaum zu dieser Zeit und an diesem Ort! Eine Sache, die durch keine Methode dem Leser klargemacht werden kann, der glänzende, übersichtliche Taten liebt und keine Geduld hat zu langwierigen Einleitungen und Untersuchungen — namentlich nicht zu Landkarten, welche das allerunerläßlichste Erfordernis sind. Kurzum eine Sache, die eigentlich lernbegierige Militärs angeht, welche die langweiligen aber unerbittlich notwendigen Vorbereitungen ertragen können und imstande sind, den vielfältigen Geländeaufnahmen, den Einzelheiten der Bewegungen und Manöver ein Jahr nach dem anderen auf einem solchen Kriegstheater mit aufgewecktem Geist und unermüdlicher Geduld zu folgen. Was ist hier damit anzufangen? Könnten wir mittels bedeutungsvoller Striche unter an und für sich wahren Zügen die große weite Feuersbrunst, die um die Welt herum wütete, andeuten. Könnten wir, sorgfältig viele Dinge auslassend, von den begreiflichen und entzifferbaren Dingen, welche Friedrich selber betreffen, nichts auslassen, das Bedeutung hat. Ja, könnten wir —! Aber es ist müßig, darüber zu plaudern. Vorwärts wieder, tapfere Leser, unter solchen Bedingungen, wie sie eben da sind!

Friedrichs Winter in Breslau war diesmal von eingezogenem, stillem, düsterem Charakter. Es geht nichts vor, als was mit Arbeit zusammenhängt, in merklichem Abstich gegen den vorjährigen und seine freundlichen Gäste und Festlichkeiten. Ein seinen vielfältigen Geschäften, seinem stillen Kum-

[1] Berenhorst, Kriegskunst; Retzow usw.

mer hingegebener Friedrich. „Ich habe meinen Winter wie ein Karthäuser zugebracht“, schreibt er an d'Argens. Ich speise allein, bringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben hin und esse nicht zu Abend. Wenn man traurig ist, so wird es auf die Dauer schwer, seinen Kummer zu verbergen, und es ist besser, für sich selbst betrübt zu sein, als die Gesellschaft damit zu langweilen. Mich richtet nichts mehr auf als die strenge Aufmerksamkeit, welche eine fortdauernde fleißige Arbeit erfordert. Diese Zerstreuung zwingt einen, die traurigen Gedanken zu beseitigen; aber, ach! wenn die Arbeit getan ist, kehren sie ebenso lebendig zurück, als sie zuerst waren. Maupertuis hatte recht: die Summe der Übel übersteigt diejenige der Wohltaten: — aber mir ist es einerlei; ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und an den wenigen Tagen, die mir verbleiben, liegt mir nicht genug, um mich viel darum zu bekümmern[1].“

Der Verlust seiner Wilhelmine, hätte es selbst keinen anderen Gram für ihn gegeben, hat das Leben für Friedrich gänzlich verdunkelt. Die Leser sind nicht gefaßt auf die Einzelzüge von Kummer, die wir geben könnten, und auf den bestehenden Trübsinn, den sie andeuten. Ein unersetzlicher und unermeßlicher Verlust, das Lebenslicht, das einzige geliebte Herz, das ihn liebte, entrückt. Seine leidenschaftlichen Aufforderungen an Voltaire, ihm sein verlorenes Juwel in Versen würdig zu feiern und wenigstens ihre Tugenden unsterblich zu machen, sind dem Leser vielleicht bekannt[2]. Ach, dies ist eine gar zu schwache Art der Unsterblichkeit, und Friedrich ist sich dessen allzu wohl bewußt. Den ganzen Winter hindurch trägt er diese traurige Sache innerlich mit sich herum, wenn er auch bald aufhört, sich darüber zu äußern.

Der Krieg wird ihm immer trüber und unseliger. Eine aufreibende, quälende, fast anekelnde Arbeit, von welcher jedoch Leben oder Tod abhängt. Dieses Jahr erwartet er „300 000 Feinde im Feld gegen sich zu haben“ und wird ihnen „mit äußerster Anstrengung 150 000 Mann entgegenstellen können“. An Geschäften vielerlei Art kann es da nicht mangeln! In den Zwischenräumen schrieb er auch viel. Eine seiner Schriften ist eine Predigt über das jüngste Gericht, die er eines Abends seinem Vorleser de Catt überreichte — zu de Catts und unserer Überraschung. Das Stimmlose in einem trüben Friedrich versucht, sich auf diese Weise eine Stimme zu geben[3]! Eine zweite, ganz und gar praktische und mit vortrefflicher Einsicht, Kürze und Bescheidenheit abgefaßte

[1] „Breslau, 1. März 1759“, an d'Argens (Oeuvres de Frédéric XIX. 56).

[2] Ode sur la mort de S. A. S. Madame la Princesse de Bareith (in Oeuvres de Voltaire XVIII. 79—86), s. Friedrichs Brief an ihn (6. November 1758), nebst Voltaires Versen in Antwort darauf (folgenden Monat), Friedrichs neuer Brief (Breslau, 23. Januar 1759), etwas Höheres fordernd, worauf die eben angeführte Ode folgte (das. LXXII. 402, LXXVIII. 82, 92 oder Oeuvres de Frédéric XXIII. 20—24 usw.).

[3] Oeuvres de Frédéric XV. 1—10 (s. Preuß' Vorrede daselbst; Formey, Souvenirs I. 37 usw.).

Schrift handelt von der Taktik[1]. Sie dürfte eigentlich heißen: „Ernste sehr vertrauliche Betrachtungen", zu Papier gebracht und nur Zweien oder Dreien mitgeteilt, „über die zu treffenden Änderungen in der Art der Kriegführung gegen die Österreicher und ihre Bundesgenossen", die eine solche Übermacht besitzen. „Deren fortwährender Trägheit, sonderbarem Mangel an Übereinstimmung und an Zusammenhang der Bewegungen, Langsamkeit der Ausführung und anderen ungeheuern Fehlern wir, nebst einiger Entschuldigung für unsere eigenen Fehler, bisher unsere Erhaltung verdankten" — aber nicht länger darauf bauen dürfen! Fouqué ist einer der Erkorenen, denen er diese Schrift mitteilt, indem er für Fouqué noch ein liebevolles Billett und nach üblicher Weise ein Neujahrsgeschenk hinzufügt — „das Scherflein der Witwe" (zweitausend Taler, wie ich finde), „empfangen Sie es mit derselben Herzlichkeit, mit welcher ich es für Sie bestimmte. Es ist eine kleine Unterstützung, deren Sie in diesen kalamitösen Zeiten wohl benötigen mögen[2]". Fouqué bewundert die angeregten taktischen Änderungen, scheint jedoch der Meinung zu sein, daß die einzige mit Gewißheit praktische namentlich die letzte sei, nämlich „unser Geschützwesen zu verbessern und einigermaßen dem österreichischen ebenbürtig zu machen." Wofür der König, wie sich vielleicht ergeben wird, bereits in mehr als einer Weise gesorgt hat.

Die Finanz bildet natürlich einen schwierigen Teil von Friedrichs Aufgabe, den Teil, der von unserem Gesichtspunkt aus besonders unmöglich aussieht! In Friedrichs Land unterscheidet sich das Kriegs- nicht von dem Friedensbudget. Noch auch ist Geld borgen möglich. Diese erhabene Kunst, die notwendigen oder auch unnötigen Ausgaben deines eigenen, schwer belasteten Selbst auf, du weißt nicht, wen abzuschieben, war — obwohl England geschäftig dabei ist — unter den Nationen noch nicht erfunden. Ein- oder vielleicht zweimal machte Friedrich von den Ständen einer bereitwilligen Provinz eine kleine Anleihe, die mit eintretendem Frieden pünktlich zurückgezahlt und allezeit in dankbarer Erinnerung gehalten wurde. Aber diese sind wie nichts angesichts solcher Ausgaben. Und der Gedanke, wie er auf der Finanzseite zurecht kam, ist und war nicht wenig wunderbar. Ein scharfsinniger Vorgänger, den ich mitunter anführe, hat sich folgendermaßen darüber ausgelassen:

„Ein solches Sümmlein Hilfsgelder" (er spricht von der englischen Subsidie des Jahres 1758), „wie nützlich wird es sich bewähren in einem Lande, das allenthalben zu spartanischer Sparsamkeit erzogen ist, gewohnt, unnützen Aufwand als eine Sünde zu betrachten, und das keinen Pfennig anders als zweckdienlich ausgeben wird! Ich vermute, daß in der preußischen Schatzkammer nunmehr starke Ebbe herrscht, und daß müßige Edel-

[1] Réflexions sur la Tactique, in Oeuvres de Frédéric XXVIII. 153—166.
[2] „Breslau, 23. Dezember 1758", nebst Fouqués Antwort, 2. Januar 1759, in Oeuvres de Frédéric XX. 114—117.

metalle sich überall dem Schmelztiegel zuneigen. Zu welchem bestimmten Datum die Friedrich Wilhelmschen Silbergeländer und ungeheures Silbergerät zuerst angegriffen wurden, hat Dryasdust mich nicht belehrt: aber wir wissen, sie mußten insgesamt daran, und es war kein Schade darum. Für mich ist nichts so wunderbar als Friedrichs Budget während dieses Krieges. Eines Tages wird es sorgfältig untersucht, erläutert und der Menschheit begreiflich gemacht und sichergestellt werden: aber noch sind wir weit davon. Wir wandeln mit Erstaunen, fast, wäre es möglich, mit Unglauben darin herum. Ausgabe auf der einen Seite, geleistete Arbeit auf der anderen: die menschliche Natur, namentlich die britische, weigert sich, es zu begreifen. Niemals in der Welt, vorher oder seitdem, ist dergleichen dagewesen. Die Friedrichschen Wunder im Krieg sind groß; aber die finanziellen sind beinahe größer. Dryasdust möge es bedenken, und seine schlaffen Lenden umgürten zu dieser Unternehmung, die in den jetzigen kalifornischen Zeiten sehr ersprießlich ist!" —

Das allgemeine Geheimnis preußischer Sparwirtschaft ist, fürchte ich, der Welt verlorengegangen. Und wie eine Armee von beiläufig 200 000 Mann im Feld und in der Garnison mit ungefähr fünfundzwanzig Millionen Taler jährlich (das ist der stetige Betrag der Kriegsbudgets jener Jahre) auf den Beinen und in einiger Fähigkeit erhalten werden konnte, dem vereinigten Europa entgegenzutreten, bleibt für uns unbegreiflich, gleichsam traurigwunderbar, und wird es immer mehr in den Goldstufen-Generationen, in welchen wir leben. Mittlerweile steht hier, was ich an Nachweisungen habe finden können über die Ursprünge jener bescheidenen Summe, die ebenfalls ein Wunder sind[1]:

Als die vorrätigen preußischen Gelder oder „Schätze" (es sind deren zwei, der kleine und der große Schatz, die in Friedenszeiten für den Kriegsfall strenge aufgespart wurden) beinahe erschöpft waren, kamen die englischen Hilfsgelder. Diese mit Sachsen und den eigenen Landeseinkünften und Resten des Schatzes hatten für 1758 hingereicht, reichen aber nicht länger hin. Nächst Sachsen war die englische Subsidie (670 000 Pfd. Sterling, die dieses Jahr zum zweitenmal fällig werden) allezeit Friedrichs Haupthilfsquelle. Und in den spätern Jahren, bemerke ich, war ihr Betrag fast das Doppelte von dem, was ihm seine sämtlichen preußischen Länder in ihrem verheerten und erschöpften Zustand eintrugen. Während und nach 1759 sind Friedrichs Einkunftsquellen, außer den inländischen Einkünften, die allmählich abnehmen, und der englischen Subsidie, hauptsächlich zwei.

Da ist e r s t e n s das Erpressen von Geld von deinen Feinden, von denjenigen, so sich an dir verschuldet haben — die du erreichen kannst. Offene oder geheime Feinde, selbst bloße Übelwollende, wir nehmen es nicht genau, vorausgesetzt nur, daß sie in unserer Nähe liegen. Dies betrifft hauptsächlich drei Länder (und ihre armen Bevölkerungen, anstatt ihre Regierungen): Sachsen, Mecklenburg (oder der hauptsächliche Teil davon, Mecklenburg-S c h w e r i n) und Anhalt. Von diesen dreien werden fortwährend erzwungene Kriegssteuern an Geld und Lieferungen erhoben. Ihre Verschuldungen an Friedrich sind von sehr verschiedenen Graden. Auch stehen seine Erpressungen — welche Mecklenburg und Sachsen gegenüber mit jedem Jahre fast bis

[1] Preuß II. 388—392; Stenzel V. 137—141.

zu einer unerträglichen Höhe steigen — ganz im einfachen Verhältnis zu ihren Verschuldungen, und mehr in einem aus diesen und seinem Unwillen und Bedürfnissen gemischten.

Sachsen als Haupturheber dieses Krieges ward gleich von vornherein gepackt und fest am Kragen gehalten. „So zahl' denn die Zeche, was dir immer möglich" (zuletzt hieß es fast, was dir nicht möglich)! Was Mecklenburg-Schwerin betrifft, so war dessen Groll gegen Preußen ein uralter, nun schon seit etlichen Generationen bestehender. Und der dermalige Herzog, kein sehr weiser Fürst, ebensowenig als seine Vorfahren es waren, war allezeit auf schlechtem Fuß mit Friedrich gewesen, willig, womöglich ihn zu kränken und zu schädigen. Auf dem Reichstag war er von allen Reichsfürsten der erste, der dafür stimmte, die Reichsacht über Friedrich zu verhängen. Das tat er, und sein armes Volk hat seitdem erfahren, ob das ein weiser Schritt war! Die kleinen anhaltischen Fürsten, sämtliche Anhalte, Dessau, Bernburg, Köthen, Zerbst (das letztere vielleicht teilweise ausgenommen, um einer gewissen russischen Frau willen) hatten gleichfalls für die Achtserklärung gestimmt, oder wenigstens zweideutig halb dafür gestimmt und andere unfreundliche Dinge getan, und mußten nun teuer für ihr bißchen Feindschaft bezahlen. Die armen Seelen, sie besaßen zu viert nur eine Stimme unter sich — und sie gaben sie nur halb ab, sie zitternd wieder zurückziehend. Ich halte dafür, es geschah hauptsächlich aus Furcht und Schrecken und übereilter Bereitfertigkeit, Friedrich für ein sinkendes Schiff zu halten und von seinem Verdeck zu springen — mit einem Fußstoß, den er als ungebührlich ansah! Namentlich die Anhalt-Dessauer, die einst bei seiner Armee gestanden und Generationen lang halbe Preußen waren, zieh er, aufs unglimpflichste gegen ihn gehandelt zu haben.

Dieses Jahr betragen die Ausschreibungen in den vier Anhalten — welche sie geduldig liefern, wie Leute, die in das unrechte Schiff gesprungen sind — genau aufgezählt: 360 000 Taler an Geld, 2200 Rekruten und 1600 Pferde. In Sachsen wurden, nebst den festen Steuern, Beschlagnahme der Meißener Porzellanfabrik und aller Regalien, schwere und immer schwerer werdende „Kontributionen" von den wenigen wohlhabenden Städten, hauptsächlich von Leipzig, und zwar in der letzten Zeit mit großer Gewaltsamkeit, beigetrieben. „Die angesehensten Kaufleute von Leipzig wurden bei Wasser und Brot festgesetzt, bis sie willfährig geworden" — mit so großer Gewaltsamkeit, aber nicht größerer, als genügte, welches ebenfalls bemerkt wurde. Unglückliche angesehenste Kaufleute von Leipzig — mit geringer Aussicht auf Entschädigung von Brühl und der polnischen Majestät! Unglückliches Land überhaupt. Ein einsichtsvoller Sachse, dessen Unparteilichkeit verbürgt wird, legt folgendes Zeugnis ab: „Das weiß ich, daß die Bedrückungen und Plünderungen der Österreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abneigten, und man öffentlich sagte, daß man lieber die ordentliche Last der Preußen als den beschwerlichen Trost der Befreier tragen wolle [1]."

Dies alles zusammen brach dem armen Land das Rückgrat, und es konnte fortan nicht wieder in der Welt aufschauen. Die erste Hilfsquelle war hart genug.

Die zweite Hilfsquelle ist die allersonderbarste — und hat Anlaß zu reichlicher Kritik gegeben! Sie besteht in nichts anderem als dem Ausprägen leichten Geldes, Verschlechterung des Gold- und Silbergehaltes der Münzen durch Beimischung von Kupfer — dies, schmerzlich zu sagen, ist die zweite äußerste Hilfsquelle. ‚Eine rohe Methode — ich wollte, wir hätten eine bessere — Barzahlungen aufzuheben und statt dessen mit Bankzetteln zu bezahlen!' denkt Friedrich vermutlich. Aus seinen preußischen Münzstätten, aus seiner sächsischen (die gegenwärtig in seinem Besitze sind) und aus der kleinen anhalt-bernburgischen Münze (von der er die traurige

[1] Stenzel (der die Kriegskanzlei, die mir nicht zu Händen ist, anführt) V. 137 Anm.

Berechtigung ausdrücklich erkaufte — denn wir sind kein Münzer, wir sind ein König, der zur Zeit genötigt ist, Barzahlungen aufzuheben) schüttete Friedrich auf allerlei Weise über ganz Deutschland ungeheure Quantitäten schlechten Geldes aus. Dies, solange es dauert, ist eine zunehmend reichliche Quelle des Einkommens. 1759 hatte es zum erstenmal als ein Artikel des Kriegshaushaltes zu erscheinen. Und es fehlt in keinem nachfolgenden, sondern breitet sich mehr und mehr aus. Die Ausprägung geschah durch Ephraim, den mißliebigen Berliner Juden, von dem wir in Voltaires Zeiten zu hören pflegten — durch Ephraim und noch zwei andere, Ephraim an der Spitze. Für eine Netto-Summe sollen diese das Privilegium haben, die und die Beträge, so und so legiert, auszumünzen; sollen General Tauentzien, dem Armee-Schatzmeister, zu festgesetzten Terminen die bestimmten Summen auszahlen. ‚Geht hin und tut es! Unsere Münzbeamten sollen scharf über euch wachen, die Münzbeamten und General Tauentzien' (mit einem jungen Herrn Lessing als Sekretär, der dem König unbekannt ist): ‚Gehet, ihr Mißliebigen!' Und Ephraim und Konsorten gewinnen ein Stück Geld in dem unlieblichen Geschäft. Ephraim ist die Zange. Die Hand und das mißliebige Geschäft gehören einem königlichen Manne an. Leider ja. Und keiner von uns weiß es besser als Friedrich, vielleicht wenige von uns so gut, was für ein äußerst mißliebiges Geschäft es war. Wie anstößig unköniglich es war — wenngleich eine den deutschen Fürsten vor seiner Zeit und bis fast herab auf die unsrige nicht unbekannte Praktik [1]. In der Tat sind all dies unkönigliche Praktiken, und sogar die englische Subsidie ist einem stolzen Friedrich widerwärtig. Aber was kann unter jenen Umständen ein Friedrich oder irgendwer machen?

Die ersten von Ephraim geprägten Geldstücke enthielten, wie es scheint, ungefähr drei Siebentel Kupfer. Etwas weniger als die Hälfte und mehr als das Drittel — aus einer feinen Mark 20 Taler anstatt 14. Aber ihr Gehalt verschlechterte sich mit jedem Jahre, und 1762 (nach dem Ausfall der englischen Subsidie) hatte sich das Verhältnis umgekehrt, und es war dreimal soviel Kupfer als Silber dabei. Handel und Geschäft schwankten und stiegen auf und ab, sehr natürlich wie auf erschütterter See. Aber unter Friedrichs Soldaten gab es allezeit bares Geld wie bei keinem andern Heere. Und auch der gemeine Mann, den nur der kleine Geschäftsverkehr berührte, litt nicht dabei. ‚Ha, ein Ephraimite!' rief dieser wohl, nicht schlechtgelaunt grinsend beim Anblick eines solchen Stückes. Eine besondere Sorte hieß ‚Grünjacken' (wegen des anklebenden Grünspans) und andere, besonders ‚gut weiß gesottene' Prägungen begrüßte man mit dem Reim:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.

Was nur immer an Geld aus irgendeiner Quelle in Friedrichs Welt aufgetrieben werden kann, fließt zu dieser Zeit gänzlich in die Kriegskasse, als den eigentlichen Lebenshort. Während dieser spätern Kriegsjahre, vermutlich von 1759 an, hören alle Barzahlungen für Zivilausgaben und Besoldungen der Zivilbeamten auf. Niemand von dieser Klasse bekommt auch nur schlechtes Geld zu sehen, sondern wird mit „Kassenscheinen", nach dem Frieden einlösbar, bezahlt. Diese Besoldungsscheine machten keinen Anspruch auf den Rang eines gangbaren Papiergeldes und wurden im Verkehr nicht angenommen. Diejenigen Inhaber derselben, die Geld oder Freunde besaßen und warten konnten, erhielten pünktliche Bezahlung, als die Zeit eintraf. Aber wer dies nicht imstande war, war sehr hart daran und mußte seine Scheine mit recht großem Verlust — mitunter drei Viertel des Betrages — einwechseln. Ich will Friedrichs tatsächliches Verzeichnis der Beträge aus all diesen verschiedenen Quellen beifügen, und was Friedrich selber von den Quellen dachte, als er sie aus sicherer Ferne überblicken konnte.

[1] Bei Stenzel (V. 141) Aufzählung von acht oder neun unglückseligen Potentaten, die sich in denselben Jahren geschäftig damit befaßten.

Verzeichnis der Beträge (sage für 1761). Zur Deckung der für die Armee erforderlichen 25 Millionen Taler ist da:

Von unseren eigenen Ländern, verheert und geplündert wie sie sind, nur	4	Millionen Taler
Von Sachsen und den übrigen besteuerten Ländern . . .	7	" "
Von der englischen Subside (4 Millionen gutes Geld, zum doppelten verkupfert)	8	" "
Von Ephraim und seiner Münzpacht	7	" "

In Summa 26 Millionen, was eine Million Überschuß läßt — und allezeit Geld genug in Händen zu zufälligen Extra-Ausgaben [1].

Wie Friedrich selber, als er (in Berlin, am 17. Dezember 1763) seine Geschichte des Siebenjährigen Kriegs endigte, diese traurigen Dinge ansah, hat er in folgenden Worten ausgedrückt: „Wolle der Himmel — falls die Vorsehung je auf die menschlichen Erbärmlichkeiten herabblickt — daß die unveränderliche und gedeihliche Bestimmung dieses Staats die Monarchen, die ihn regieren werden, vor der Geißel und dem Elend bewahren möge, welche Preußen in diesen Zeiten der Not und des Umsturzes heimsuchten; auf daß sie niemals wieder gezwungen werden, Zuflucht zu nehmen zu den gewaltsamen und verderblichen Hilfsmitteln, deren man (l'on) sich zu bedienen gezwungen war, um den Staat aufrechtzuerhalten gegenüber dem ehrgeizigen Haß der Monarchen Europas, die das Haus Brandenburg vernichten und alles, was den preußischen Namen trug, für immer vertilgen wollten [2]!"

Von dem kleinen Krieg im Frühjahr 1759. Es finden fünf Durchbrüche der großen Postierungskette statt (Februar bis April), und Ferdinand von Braunschweig liefert die Schlacht bei Bergen (13. April).

Friedrich, wenngleich es ihm dieses Jahr versagt ist, offensiv so verfahren, sitzt mittlerweile keineswegs müßig abwartend und verteidigungsweise still, sondern schlägt vom Februar an, wie sich bemerken läßt, nur um so kräftiger nach allen Seiten hin aus. Sucht die Magazine des Feindes zu zerstören und seine Operationen auf diese Weise zu lähmen. So daß es den ganzen Winter hindurch viel kleinen (mitunter nicht so kleinen) Krieg von mehr Belang als gewöhnlich gab. Der hauptsächlich von Friedrich mit obiger Absicht oder von Ferdinand, seinem Bundesgenossen aus noch dringenderem Grunde veranlaßt wurde. Und im ganzen hatte jener ungeheure österreichisch-französische Gürtel, der sich von den Karpathen bis an den Ozean erstreckt, keineswegs eine ruhige Zeit, sondern ward auf verschiedenen Seiten durchbrochen und gewaltsam zurückgeschleudert. In allem vier, oder sogar fünf Angriffe, drei derselben durch Prinz Heinrich — in deren zwei Herzog Ferdinands Truppen mitwirkten, da der Zweck beiderseitigem Nutzen diente. Diese letzteren drei waren jenen Winter sehr berühmt in der Welt und lassen sich in der Tat noch jetzt als glänzende Verrichtungen ihrer Art erkennen, obschon wir hier, außer Anmerkung der Daten und Ergebnisse, nicht dabei verweilen können. Diese drei, die hauptsächlich gegen die Reichsvölker und ihre Posten

[1] Preuß II. 388.
[2] In Oeuvres de Frédéric V. 234.

und Magazine gerichtet wären, fanden im westlichen oder mittleren Teil des Kordons statt. Ein anderer Angriff geschah auf der äußersten östlichen Seite für Friedrichs eigene Zwecke unter Fouqués Leitung — es war damit auf die österreichisch-mährischen Vorräte und Rüstungen abgesehen, er hatte aber geringen Erfolg. Noch ein anderer Angriff oder offensiver Streifzug ereignete sich im Norden gegen die russischen Magazine, wovon nachher. Außer diesem allen aber und denkwürdiger als all dieses, lieferte dieses Frühjahr Herzog Ferdinand aus eigenen triftigen Gründen eine ansehnliche Schlacht und gewann sie nicht, was viel Lärm in der Welt machte.

Es ist nötig, daß der Leser sein Gedächtnis mit den Einzelheiten all dieser vorläufigen Dinge beschwere. Im Gegenteil, es ist notwendig, daß er sein Gedächtnis für die viel wichtigeren Dinge, die hinter diesen liegen, frei halte und diese auf eine übersichtliche Weise als eine Art von Vordergrund zu dem, was da kommt, aufnehme. Folgende Bruchteile von Notizen, welche die Dinge in einige zeitliche oder übersichtliche Form bringen, werden vielleicht hinreichend oder mehr als hinreichend für ihn sein. Er muß begreifen, daß der Hauptkampf dieses Jahr, wie es sich allmählich fügt, nicht in diesen Gegenden, noch überhaupt bei Daun oder in seinem Umkreise stattfinden wird, sondern bei den Russen, die von der entgegengesetzten nördlichen Seite ankommen, und daß alles übrige sich im Vergleich damit als bloß einleitend und nichtig erweist.

Den 2. Januar 1759. Frankfurt am Main, obgleich eine Reichsstadt, findet sich plötzlich französisch geworden. Der Prinz von Soubise mit seinen 25 000 Mann liegt zwischen Main und Lahn hübsch sicher und bequem, aber ohne guten Waffenplatz in jenem Bezirk. Das wohlhabende Frankfurt zu seiner Rechten, wie gelegen wäre ihm das, wäre nur das Reichsgesetz nicht so ausdrücklich! Marburg, Gießen sind von ihm besetzt. Einer von Ferdinands Leuten, der Fürst von Ysenburg, steht in der Nähe mit acht- oder zehntausend Mann und könnte auf dieser Seite Schaden anrichten.

Am Vorabend des Neujahrs oder am Neujahrstage selber hält Soubise bei dem Frankfurter Magistrat um die Erlaubnis zum Durchmarsche für eines seiner Regimenter an. Dazu kann die freie Reichsstadt dem Recht und der Theorie nach Ja oder Nein sagen. Praktisch aber ohne schwere Bedenken nichts anderes als Ja, wie gern die Mehrzahl der Frankfurter es auch abschlagen möchten. ‚Ja', antworten die Frankfurter Magnaten, ja, sicherlich unter den bekannten Bedingungen. Dienstag, den 2. Januar, um 5 Uhr des Morgens, während in Frankfurt noch alles finster ist, erscheint also das Regiment Nassau am Sachsenhausener Tor, wo die Stadtwache bereit ist, es zu empfangen und durch das Frankfurter Gebiet zu geleiten; und es wird auf übliche Weise eingelassen. Ganz auf die übliche Weise. Aber anstatt sich durch die Stadt geleiten zu lassen, befiehlt es mit gelassener gebieterischer Stimme der Stadtwache, die Waffen zu strecken. Läßt mit gelassener Schnelligkeit noch zehn andere Regimenter oder Bataillone, darunter sechs deutsche, herein, bemächtigt sich der Artillerie auf den Wällen, besetzt all die übrigen Thore, und das arme Frankfurt findet sich an Händen und Füßen gebunden, fast ehe es noch aus dem Bette ist! Es geschah mit großer Pünktlichkeit, mit dem Minimum von Ordnungsstörung, und ohne daß irgendeinem die Haut geritzt wurde. Die Einwohner standen gaffend still

und sahen zu; die Stadtsoldaten streckten die Waffen und gingen heim. Es war gänzlich gegen Gesetz und Recht, aber geschickt ausgeführt. Vielleicht des Soubise größte Leistung in dieser Welt; sicherlich der einzige wirkliche Erfolg, den die Franzosen bisher gehabt.

Soubise beeilte sich, den Magistrat zusammenzuberufen. ‚Nur das Gesetz der Notwendigkeit hat mich gezwungen, hochedle Herren, die offenbaren Freiheiten des Reichs zu verletzen. Um so mehr sollen alle bürgerlichen Freiheiten und Vorrechte, Eigentum und Religion dieser freien Reichsstadt uns heilig sein. Ich verspreche Schutz gegen alle Eingriffe und Beobachtung der strengsten Manneszucht. Verlaßt Euch auf mich!‘ — Und hielt sein Wort, wie es heißt, in einem ehrenhaften Grade oder ließ es in seiner Abwesenheit halten, während der folgenden vier Jahre. Die große Mehrzahl der Frankfurter ist im Herzen antifranzösisch gesinnt, aber Soubises Leutseligkeit war vollkommen; und er gab glänzende Feste, bei welchen der Magistrat „feierlichst in großen Quarréeperücken und langen Talaren erschien [1]“.

Soubise kehrte bald nach Frankreich zurück, um an wichtigen Geschäften teilzunehmen — an der Invasion von England, nichts Geringerem, England mag sich diesen Sommer vorsehen — und Broglio erhielt den Oberbefehl der Armee am Main, mit mehr oder weniger verdienten Lorbeeren. Soubise wie Broglio begann mit Roßbach. Soubise endigt für jetzt mit Frankfurt, wo Broglio gleichfalls seine Hauptlorbeeren gewinnt, wie sich binnen kurzem zeigen wird. Frankfurt ist ein großer Gewinn für Frankreich, obschon ein unerlaubter. Es setzt dem Herzog Ferdinand auf dieser Seite einen Schlagbaum vor, sichert einen Ausgangspunkt für Angriffe auf Hessen, auf Hannover und freie Verbindung mit Contades und dem Niederrhein. Es ist der einzige größere Erfolg, den Frankreich bisher oder so ziemlich überhaupt in diesem Krieg gehabt hat. Es verdankt ihn Soubise auf besagte ungesetzliche Weise. — Ein höchst merkwürdiger Knabe, zur Zeit in seinem zehnten Jahr, Johann Wolfgang Goethe hat seine staunenden Augen auf diese Dinge gerichtet und begegnet kurz nachdem täglich zu Hause auf der Treppe und den Gängen einem freundlichen, französischen, beamteten Herrn, der da einquartiert ist. Zwischen welchem und Papa Reibungen vorfielen, wie sich der Leser vielleicht erinnert und kommenden April erfahren soll.

Die große Postierungskette durchbrochen in der Gegend von Erfurt, 16. Februar bis 2. März. Etwa sechs Wochen nach diesem Frankfurter Ereignis ward bemerkt, daß gewisse Reichs- und österreichische Hilfstruppen eine ungeheure Menge Holz „18800 Palisaden, 6000 sechzig Fuß hohe Stämme“ usw. aus des armen Herzogs von Gotha Wäldern zusammenbrachten, offenbar mit der Absicht, sich in Erfurt zu befestigen. Hierauf entsandte Prinz Heinrich den General Knobloch nach jener Gegend, während Herzog Ferdinand ein Korps von viertausend Mann zur Mitwirkung dahin entsandte. Und dieser vereinten Expedition gelang es nach einigem scharfen Fechten und Drängen, die österreichischen und Reichsvölker gänzlich zu vertreiben und ihrer Wege zu schicken. Mit Ablauf des Monats hatte man sie aus ihren Postierungen verjagt, und man hegte den Plan (2. März), sie auf zwei Seiten zugleich anzugreifen mit der Absicht, sie ganz zu vernichten — als sie (diese verstörten Reichs-Volsker) sich tags zuvor in der Stille aus dem Staub machten [2].

Dies war der *erste* Bruch in der großen Postierungskette, ein kräftiges Zurückschleudern derselben aus dieser Thüringer Gegend. Vollzogen durch Prinz Heinrichs Truppen im Einverständnis mit den Herzog Ferdinandschen, welche beiderseits bei der Sache interessiert waren.

Zweiter Durchbruch in der Gegend von Erfurt-Fulda, 31. März bis 8. April Gegen Ende März machten die österreichischen und Reichs-

[1] Tempelhof III. 7—8; Stenzel V. 198—200.
[2] Relation in *Heldengeschichte* V. 1022 ff.

völker einen Versuch, wieder in diese Gegenden zu gelangen. Trugen jedoch abermals nichts als Schläge davon und gaben das Erfurter Projekt auf. Denn hart auf jenen ersten folgte ein zweiter noch tieferer und gewaltigerer Bruch in jener selben Gegend. Indem der Erbprinz von Braunschweig zur Förderung eines besonderen Zwecks Ferdinands mit acht- oder zehntausend Mann auf seine übliche, feurige Weise durch und in die Reichsländer selber stürmte (am 3. April und während der folgenden Woche) und mit „über zweitausend Gefangenen" zurückkehrte, nachdem er die Reichsländer gehörig in Schrecken gesetzt hatte — noch rechtzeitig genug für Herzog Ferdinands Unternehmen (nämlich für die Schlacht bei Bergen, von der wir hören werden). Er war von dem Prinzen Heinrich gut unterstützt worden, der „drohende Demonstrationen aus der Ferne machte" und äußerst tätig war — obschon der Zweck diesmal hauptsächlich Ferdinand anging[1]. Gleichzeitig mit jener ersten Erfurter Expedition ging sechzig Meilen weit davon in der ganz entgegengesetzten Richtung eine andere ähnliche vor sich — die zu seltsam ist, um ausgelassen zu werden.

Jenseits der polnischen Grenze, 24. Februar bis 4. März. Ende Februar wird General Wobersnow, ein tüchtiger Mann, aus Glogau ins Polnische, gen Posen hin entsandt, um die von den Russen dort zu Lande angelegten Magazine zu zerstören. Insbesondere um sich nach einem gewissen anmaßungsvollen Polacken, einem Fürsten von Sulkowski in jener Gegend umzutun, der der Ankunft der Russen entgegensehend, fleißig Proviant sammelt und in der Tat förmlich „den Krieg gegen den König von Preußen erklärt hat", wozu er, wie er sagt, als polnischer Magnat, der in solchen Dingen nur seiner freien Selbstbestimmung untertan sei, das Recht habe. Die Russen und ihre Kriege kommen den Fürsten Sulkowski teuer zu stehen. Er geriet in ihrer Sache vorigen Spätsommer bei Zorndorf in Gefangenschaft und ward gleich all den übrigen, darunter Soltikof selber, in die Kasematten von Küstrin gesteckt. ‚Ich bedaure, daß ich kein Sibirien für Euch habe!' sagte Friedrich, die gefangenen hohen Herren nicht mit gnädigem Blicke anschauend an jenem heißen Nachmittag. ‚Geht nach Küstrin und seht, was für Quartiere Ihr euch zubereitet habt!' Was sie auch tun mußten; kein anderes Logis für sie gewisse Tage lang als im Keller; der König unerbittlich, taub gegen Vorstellungen. Was möglicherweise dazu beigetragen haben mag, Sulkowski zu diesen übermütigen Schritten zu entzünden.

Jedenfalls spricht Wobersnow pünktlich bei ihm vor, bemächtigt sich seines beträchtlichen Vorrats russischen Proviants, seiner Haustruppen, seiner hohen Person selber und löschte ihn in einer unglücklichen Stunde aus der Liste der Potentaten. Seine Haustruppen, ungefähr tausend Mann, wurden sämtlich — „mit dem Stock", besagt meine Quelle — gezwungen, preußische Dienste zu nehmen (in Garnisonsregimentern gehörig zerstreut, vermute ich). Seine eigene hohe Person fand sich in Glogau festgesetzt, ihren eigenen Betrachtungen überlassen. Saß dort „bis der Krieg endigte", sagen einige; ganz gewiß bis der Sulkowskische Krieg durch das Gelächter der Menschheit hinlänglich abgetan war. Folgendes sind, kurzgefaßt, die Daten dieser kleinen Denkwürdigkeit:

Ende Februar sammelt Wobersnow in Glogau ein Korps von ungefähr achttausend Mann zu Roß und zu Fuß. Marschierte am 24. Februar über die Oderbrücke geradeswegs nach Polen; denselben Abend nach der Umgegend von Lissa und Reisen (Sulkowskis Gebiet), etwa sechs Meilen nordöstlich von Glogau. Sulkowski ward am folgenden Tag aufgehoben — ein Teil der Beute bestand in „fünfzehn kleinen Kanonen". Hierauf rückt Wobersnow auf Posen; langt am 28. Februar dort an; zerstört russische Magazine, brandschatzt die Juden. Entsendet andere Detachements, um Magazine zu zerstören — detachiert Platen längs der Warthe, wo allerlei erbeutet wird, unter anderem „80 Tonnen Branntwein" — er selber

[1] Tempelhof III. 19—22.

aber geht nicht weiter als Posen. Am 4. März bricht er wieder von Posen auf, heimwärts [1]. Wir werden binnen kurzem wieder von Wobersnow in viel wichtigerem Belang hören.

Der sogenannten polnischen Republik erklärte Friedrich in einer höflichen Weise, ohne sich weiter zu rechtfertigen: ‚Da Ihr den Durchmarsch der Russen zulaßt, um mich anzugreifen, so ist es Eurem billigen Ermessen wohl begreiflich, daß dem angegriffenen Teil das gleiche Recht zustehen müsse.' ‚Freilich!' antworteten sie mit billigem Ermessen im allgemeinen und führten keine Beschwerde wegen Sulkowski (wenngleich die polnische Majestät und der Primat versuchten, wegen ‚Invasion' u. dgl. laut zu werden). Und in der Tat lag die polnische Republik bereits seit langem wie mit gebrochenem Rückgrat auf der offenen Heerstraße. Eine Nation, anarchisch in jeder Fiber und unter den Füßen und Hufen fahrender Nachbarn, namentlich russischer, die nun nicht imstande ist, viel Aufhebens in solchen Fällen zu machen oder irgend etwas zu unternehmen.

Gegend von Frankfurt, 13. April, Herzog Ferdinands Schlacht bei Bergen. Herzog Ferdinand, wohl einsehend, welch ein mißlicher Streich jene Besetzung Frankfurts für ihn war, beschloß, einen langen Marsch in dieser schlimmen Jahreszeit zu wagen und zu versuchen, die Franzosen wieder daraus zu vertreiben. Contades war abwesend in Paris — ein Angriff von Contades Armee stand nicht zu befürchten. Die Broglioſche in Frankfurt, die nun auf ungefähr 35 000 Mann angewachsen ist, kann vielleicht, wenn kräftig angegriffen, geschlagen werden. Ferdinand erteilt verschiedenen Korps, dem Prinz Ysenburgischen und andern zunächst liegenden, worunter viele Hessen und Hannoveraner, Befehl, sich bei Fulda zu vereinigen. Begibt sich selbst unter geringer Begleitung nach Fulda (eine Fahrt von etwa vierzig Meilen) — nachdem er Lord George Sackville (man merke sich seinen traurigen Namen!) — Sackville, dem Anführer der Engländer, und General Spörken, einem Hannoveraner, den Befehl im Münsterland während seiner Abwesenheit übertragen hatte. Es war von Fulda aus, wo er den Erbprinzen auf jenen wichtigen Streifzug entsandte, dessen kürzlich unter der Überschrift ‚Zweiter Bruch' Erwähnung geschah. Nämlich um seine rechte Flanke freizumachen und die Reichsvölker hinlänglich zu verscheuchen, während er auf Frankfurt marschiere. All dieses hatte der Erbprinz, von Prinz Heinrich aus der Ferne unterstützt, aufs vollkommenste ausgeführt und war (8. April) rechtzeitig für die Schlacht wieder zurück.

Ferdinand verweilte kaum einen Tag in Fulda, um sein Heer in Marsch zu setzen. Vollbrachte seinen langen Marsch von über zwanzig Meilen ohne Unfall oder Zeitverlust — trieb natürlich die Broglioschen Vorposten ziemlich eilends heim und erweckte in einem hohen Grade Broglios Aufmerksamkeit — und kommt Donnerstag, den 12. April, in Windecken, einem ungefähr drei Meilen nordöstlich von Frankfurt gelegenen Dorfe an, wo er die Nacht unterm Gewehre blieb mit der Absicht, folgenden Tags eine Schlacht zu liefern. Broglio ist alles in allem 35 000 Mann stark. Sein Angreifer mit dem Erbprinzen vereint zählt nicht ganz 30 000. Broglio ist zwischen und an beiden Seiten von Bergen postiert, einem hochgelegenen Flecken unmittelbar an Ferdinands Weg nach Frankfurt. Windecken ist ungefähr drei Meilen von Frankfurt, Bergen etwas über eine Meile. Müßige Touristen lassen auf ihrer Rückkehr von Homburg nach besagter Stadt heutzutage Bergen ein wenig links liegen. Das Gelände besteht aus lauter Höhen, bewaldeten Talgründen und sumpfigen Bächen. Broglios Stellung mit Anhöhen und ihren ummauerten Flecken und Hohlwegen und Vorteilen ist die ausgesuchteste in der ganzen Gegend, und Broglios Verhalten und Vorkehrungen in derselben erhalten den Beifall aller Sachkundigen.

[1] Nachricht von der Unternehmung des General-Majors Wobersnow in Polen, im Februar und März 1759, bei Seyfarth, Beilagen II. 526—529. Heldengeschichte V. 829.

Freitag, den 13. April 1759, ist Ferdinand mit Tagesanbruch in Bewegung; rückt plänkelnd, Ausschau haltend, eins jener bewaldeten Täler entlang heran — am Ende unmittelbar die Höhe von Bergen hinauf gerade auf den Schlüsselpunkt los. Es ist ungefähr zehn Uhr vormittags, als die Batterien und das Kleingewehrfeuer dort erwachen, sehr laut fast zwei Stunden lang oder darüber. Prinz von Ysenburg ist Führer der Ferdinandischen Angriffskolonne, welche aus hessischen Grenadieren besteht. Ihr Angriff ist heiß und heftig und von standhafter Ausdauer, obgleich der Gartenzäune, Hecken und Hindernisse viele sind und Broglio, von zahlreicher Artillerie unterstützt, kräftigen Widerstand leistet. Diese Hessen unter Ysenburg fochten, bis ihre Patronen fast verfeuert waren und Ysenburg selber tot dalag, konnten aber Bergen nicht nehmen. Und auch der Erbprinz vermochte es nicht, der es zu ihrer Unterstützung auf der Flanke versuchte, mit seinem üblichen Ungestüm den ihrigen neu belebend, und zwar anfangs mit einigem Erfolg, aber selber von Broglios Reserve in die Flanke genommen wurde und von dem Angriff abstehen mußte. Bergen läßt sich auf diese Weise nicht nehmen.

Militärische Kritiker sagen gelassen: „Man hätte es erst tüchtig mit Kanonen" (von welchen Ferdinand keinen Vorrat zur Stelle hatte) „zusammenschießen und namentlich Granaten hineinwerfen müssen, bis es in Flammen geriet; anders war es nicht möglich[1]!" Die Ysenburgsche Kolonne und der Erbprinz zogen sich zurück. Es fand keine oder fast noch weniger als keine Verfolgung statt; denn ein oder zwei französische Regimenter, die es (befehlswidrig) versuchten, wurden beinahe aufgerieben. Broglio als wahrer Daun wie bei Kolin hatte alle solche Versuche strenge verboten: ‚Unter keiner Bedingung das Terrain verlassen!'

Hiernach ruhte die Schlacht den ganzen Nachmittag; Ferdinand noch immer in der Nähe sichtbar, allerlei Bewegungen machend, um die französische Tapferkeit zu verlocken, ihn zu verfolgen. Aber alles umsonst. Broglio bestand, trotz des Drängens und Vorhaltens seiner Unterbefehlshaber, fest darauf, nicht aus seiner Stellung hinauszugehen. Hierauf machte Ferdinand gegen Abend über gewisse bewaldete Anhöhen, vielleicht noch immer mit einiger Hoffnung, ihn herauszulocken, einen schwachen Versuch auf Broglios Flanke. Und als auch dies ohne Erfolg blieb, mußte er die Sache aufgeben. Er fuhr fort zu kanonieren bis tief in die Nacht — und früh zwei Uhr zog er sich nach Windecken zurück und marschierte von da wieder heimwärts, noch immer wenig oder gar nicht verfolgt, aber ohne Hoffnung auf Frankfurt fortan. Und hat in der Tat einen mühsamen Sommer vor sich.

Ferdinand hatte fünf Geschütze und 2500 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Die Franzosen berechneten ihren Verlust auf ungefähr 1900 Mann[2]. Die Freude Frankreichs ob dieses ungeheuren Sieges war außerordentlich. Broglio ward zum Maréchal de France ernannt, in den Reichsfürstenstand erhoben, würde — zur Zeit — bis zu den Sternen erhoben worden sein, hätte man das vermocht. ‚Und euer ungeheurer Sieg', so spöttelten die Zuschauer, ‚besteht darin, daß ihr unter solch günstigen Umständen nicht geschlagen worden seid — Sieg ist vielleicht eine Seltenheit jetzt!'

Dies ist die Schlacht, welche unser junger Freund, der Knabe Johann Wolfgang von seinem Bodenfenster aus stundenlang mit solcher Spannung lauschend beobachtete, während ganz Frankfurt um ihn her in einem Strudel widersprechender Empfindungen brodelte. Bis gegen Abend, als in einer Reihe Wagen arme verwundete Hessen und Hannoveraner hereingefahren wurden und alle Herzen zu Mitleid, zu Wehklage und wetteifernder Hilfeleistung schmolzen. Ein wenig später stieß Papa Goethe, als er die Treppe hinabging, auf den französischen beamteten Herrn, der mit strahlendem Antlitz sagte: ‚Ihr werdet uns und euch zu diesem Siege Glück wünschen.' ‚Keineswegs', antwortete Papa Goethe, ein starrer Mann, mit nichten in der Laune, zu gratulieren,

[1] Mauvillon II. 90.
[2] Mauvillon II. 10—19; Tempelhof III. 26—31.

,ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!' Was eine große Erleichterung für sein Gemüt war, wenn auch unter den Umständen eine gefährliche [1].

Dritter Durchbruch. Über das Erzgebirge nach Böhmen (14.—20. April). Ferdinands Schlacht war kaum beendet, als Prinz Heinrich — in zwei Kolonnen, deren kleinere oder rechter Hand marschierende Hülsen anführt — über das Gebirge rückend, die leitmeritz-egersche Gegend überzog und mit bestem Erfolg einen Handstreich gegen die österreichischen Magazine, die er dort vorfand, ausführte. Die Magazine sind alle gefüllt. Der Feind galoppiert eilends nach Prag. — Daun selber, der weit im Innern in Jaromirz schon seit einem Monat wachsam sitzt, war einige Tage lang in größter Unruhe! Der schnelle Heinrich schaltete (fast unter der Bedingung des Schnellseins allein) frei über die Magazine. Er verbrannte im Verein mit Hülsen in jener Gegend österreichische Vorräte ,zum Wert von 433 600 Taler', und wovon ,50 000 Mann fünf Monate mit Brot verpflegt werden konnten' (der Futtervorräte gar nicht zu gedenken). Brachte dem Feind arge Schlappen bei (machte dreitausend seiner Leute, die noch nicht nach Prag galoppiert waren, zu Gefangenen) und verbrannte seine 200 Schiffe auf der Elbe. — Zwang ihn, wieder von vorn anzufangen und lähmte und verzögerte in Wahrheit gewisse Operationen desselben den Sommer hindurch beträchtlich. Der schnelle Heinrich trat am 20. April den Rückmarsch an und war am 23. April völlig über das Gebirge hinüber, eine vorteilhafte schnelle Unternehmung von neun Tagen [2]. — Und sechs Tage später wird er etwas Ähnliches und noch Wichtigeres im Gange haben. Ein schneller Mann, wenn es sein muß!

Vierter Durchbruch. Ins Mährische (16.—21. April). Dies ist der oben erwähnte Fouquésche Versuch, wovon wir — da jeder Leser vom Kleinkrieg genug hat — nur die Daten geben wollen. Nachdem Fouqué in Leobschütz, in der neißeschen Gegend, sein Korps versammelt hatte, brach er, die Österreicher vor sich hertreibend, nach Mähren durch. Fand aber die Magazine entweder geleert oder den Zugang zu schwierig im Verhältnis zu ihrem Wert. — Er vermochte nichts gegen die Magazine auszurichten und kehrte unverrichteter Sache um; war wieder zurück in Leobschütz am fünften Tage [3]. Dies hatte jedoch eine Nachwirkung für Fouqué, die wir, da sie den König in diese Gegenden brachte, nachher werden erwähnen müssen.

Fünfter Durchbruch. Ins Fränkische (5. Mai bis 1. Juni). Dies war des Prinzen Heinrich Einfall in die bamberg-nürnbergischen Gegenden, eine viel schärfere Unternehmung als in irgendeinem früheren Jahre. Bei weitem die berühmteste und glücklicherweise für uns die letzte der Kleinkriegerei für diesmal. Der Aufbruch — aus der Gegend von Zschopau in der Richtung auf Bamberg — geschah vom 29. April bis 5. Mai. In drei Kolonnen: Fink am weitesten links und voraus (er war am 29. April abmarschiert, indem er sich anstellte, als ziele er auf Böhmen); nach ihm Knobloch und (am 5. Mai) der Prinz selber. Dieser hat wie gewöhnlich ein Auge auf die Magazine und Rüstungen der Reichsarmee — ja, ein Auge auf ihr Versammlungslager und auf eine Schlacht mit ihren buntscheckigen Scharen und Hilfsvölkern, wenn sie eine annehmen wollen. ,Ihr werdet Sachsen bald verlassen und uns gegen die Russen beistehen müssen. Schlagt die Reichsvölker zuvor!' riet der König. ,Einmal tüchtig geschlagen, werden sie Sachsen eine Weile unbehelligt lassen.' Wenn sie eine Schlacht annehmen wollen? Aber sie wollten es mit nichten. Sie brachen überall ihre Zelte ab, verbrannten in einigen Fällen selbst ihre Magazine und irrten umher — sämtlich auf Nürnberg und ein unbezwingliches Lager hinstrebend,

[1] Goethes Werke (Stuttgart und Tübingen 1829) XXIV. (Dichtung und Wahrheit I.) 153—157.

[2] Tempelhof III. 47—53; Heldengeschichte V. 963—966.

[3] Heldengeschichte V. 958—963; Tempelhof III. 44—47.

das sie in jener Gegend haben. Der Oberfeldherr Herzog von Zweibrücken ist selber mit ihnen. Viele Kroaten, Österreicher, von Maguire und andern angeführt, alle marschieren gewaltige Schwenkungen machend zuweilen mit einem Anschein von Kraft aber allezeit mit dem Nürnberger Lager im Rücken. Hie und da kamen schnelle Märsche, wirklich schöne Manöver vor, auch scharfe kleine Gefechte fast in Schlachtform. Maguire versuchte oder beabsichtigte einen Streich gegen Fink zu versuchen, machte sich aber eilig aus dem Staube, froh, zu entkommen[1]. Am 11. Mai bei Himmelskron im Bayreuthischen mußte einer ihrer Generale, Riedesel, mit 2500 Mann förmlich das Gewehr strecken und sich gefangen geben. Ein großer Teil dieses Manövrierens und Getümmels fand auf bayreuthischem Gebiet statt. Zwei- oder sogar dreimal war Prinz Heinrich in der Stadt Bayreuth. ‚Marschierte durch Bayreuth', sagen die nachlässigen alten Bücher. Durch Bayreuth — keine Wilhelmine ist nun da mit ihrem bebenden, melodischen Willkommen! Wilhelmines Liebesempfindungen und ihre Angst und Schrecken um ihre Geliebten sind nun gänzlich still. Vielleicht, daß ihre arme Tochter von Württemberg, ungerechterweise beschimpft umherwandernd sich dort befindet. Papa, der verwitwete Markgraf, will sich wieder verehelichen[2] — marschier weiter, Prinz Heinrich!

Das Magazin in Bamberg, sagt eine Notiz aus Archenholz, steckten die Reichstruppen selbst in Brand und flohen wie gewöhnlich nach Nürnberg, mit Hinterlassung von einigen tausend Kroaten, die noch nicht Lust hatten, die Stadt zu räumen. Bald nachher erschien Knobloch mit seinen Preußen und forderte die Stadt zur Übergabe auf. Sie unterwarf sich, und Knobloch wollte sie in Besitz nehmen, fand aber die Kroaten andern Sinnes. Es erfolgte ein Gefecht in den Straßen, das sich, wenn durch nichts anderes, durch das gräßlichste Geschrei auszeichnete. Die Einwohner verkrochen sich alle in die Keller. Kein Mensch ließ sich sehen. Die Stadt war wie ausgestorben — und dergestalt den Händen böser Dämonen preisgegeben. Es dauerte einige Stunden, ehe die Kroaten vertrieben waren. Bamberg ward wie gewöhnlich ein preußischer Waffenplatz. Es wurden ihm schwere Kriegssteuern auferlegt; konnte nur ein Drittel der geforderten Summe bar aufbringen; für den Rest wurden Wechsel ausgestellt[3]. Der Kaiser, wollen wir nebenher bemerken, erklärte im Reichstage die Wechsel für ungültig: ‚Bezahlt sie nicht!' Ein Umstand, den Friedrich nicht vergaß. Obgleich man meint, die Bamberger hätten, um Schlimmeres zu verhüten, insgeheim ihre Schuld abgetragen. „Die Expedition dauerte im ganzen nicht mehr als vier Wochen. Am ersten Juni stand Prinz Heinrich wieder an der sächsischen Grenze. Während die ganze deutsche Welt laut widerhallte — in Jubel, Gegenjubel und vielen verschiedenen Klängen — von dem Lärm über das, was er getan hatte. Ein schneller entschlossener Mann, und fürwahr, er hatte die Reichsvölker in ihrem Corioli auf ganz unerwartete Weise in Schrecken gesetzt[4]."

Ein Oberst Wunsch (Oberstleutnant des Freikorps W u n s c h) zeichnete sich bei dieser Expedition aus, die für ihn während der nächstfolgenden Monate der Anfang denkwürdig großer Dinge wurde. Wunsch ist ein geborener Württemberger, ist in vielen Diensten gewesen, immer in untergeordneten Stellungen, und wird dieses Jahr auf seltsame Art beweisen, wie sehr er höherer Stellungen würdig sei. Was für ein Jahr, dieses 1759, für den handfesten alten Wunsch! Im Frühling hat er soeben seinen armen Sohn Leutnant Wunsch in einem dieser Handgemenge umkommen sehen. Im Herbst wird er sich selbst als General sehen, der mit plötzlichem Glanz vor seinem

[1] Tempelhof III. 64.

[2] Heiratete 20. September 1759 (eine braunschweigische Prinzessin, Schwestertochter seiner verewigten Gemahlin), starb vier Jahre nachher.

[3] Archenholz I. 371—373.

[4] Seyfarth, B e i l a g e n II. 537—563; B e r i c h t v o n d e r U n t e r n e h m u n g d e s P r i n z e n H e i n r i c h i n F r a n k e n, i m J a h r 1759; H e l d e n g e s c h i c h t e V. 1033—1039; T e m p e l h o f III. 58 ff.

König und vor aller Welt leuchtete. Noch vor Winters Anfang wird er ein österreichischer Kriegsgefangener sein und für den Rest dieses Krieges im Dunkel verschwinden! — Kleist von den Grünen Husaren tat sich auch hier hervor und stieg höher und höher bis zum Gipfel des Ruhmes in seinem Fache — hatte gleichsam die Erbschaft von Mayrs Amt übernommen. Eine Notiz sagt: „Der arme Mayr vom Freikorps reitet bei dieser Gelegenheit nicht mit dem Prinzen. Mayr, tief erschüttert durch den schweren Dienst des verflossenen Jahres, und selbst ein Mann von zu rastlosem Temperament, wurde in der Neujahrszeit von einem Fieber angesteckt und starb nach wenigen Tagen, vor seiner Zeit erloschen und von seinen Waffenbrüdern und manchen andern sehr bedauert. So war er dahingegangen, gerade indem eine hohe Laufbahn sich endlich vor ihm eröffnete. Mayr war ein Österreicher, von halb spanischer Herkunft; ein musikalischer, wahrhaft melodischer, gemütswarmer, aber zorniger, wildstürmischer Sterblicher, der Abenteuer ohne Ende durchgekämpft hatte. Es war etwas von Pathos, von Tragödie in seinem wilden Leben[1]. Ein Mensch von bedeutendem Genie, militärischem sowohl als anderem; Genie von der schlaflosen Art, welches nicht immer die beste und zuweilen eine sehr schlechte Art ist. Der Ruhm Friedrichs zieht solche Leute aus allen Weltgegenden herbei; und das war ohne Zweifel für ihn ein fühlbarer Beistand." — Doch genug hiervon.

Hier fürwahr ist ein Überfluß an vorläufigem Kleinkrieg auf seiten eines zur Defensive gezwungenen Friedrich. Fouqués obenerwähntes Nachspiel verlief folgendermaßen. Da es Fouqué nicht gelang, sich der mährischen Magazine zu bemächtigen, und er an seinen Posten in Leobschütz zurückkehrte, drang ein gewisser waghalsiger General Deville, österreichischer Chef in jener Gegend, eilig durch die Jägerndorfer Hügel vor und griff Fouqué an. Doch dauerte es nur wenige Tage, und dieses Stück Vergeltung ging schlimm genug für ihn aus. Der König, welcher sich in Landeshut in der Mitte seiner Hauptlagerplätze aufhielt, eilte mit Verstärkungen für Fouqué nach Leobschütz in der Meinung, daß diesem Deville der Garaus gemacht werden könne. Und so würde es geschehen sein, wäre der wagehalsige Mensch nicht wieder (am 1. Mai oder in der vorhergehenden Nacht) in voller Hast nach Hause geeilt. So daß Friedrich, ebenfalls in voller Hast, nicht an ihn herankommen, sondern ihn nur in den Pässen von Zuckmantel beschießen und seine Nachhut von Kroaten abschneiden konnte. Arme verlorene Kroaten, die er in einem zerklüfteten Dickicht zurückgelassen, daß sie ihm etwas Zeit gewinnen und dann, wenn es sein mußte, sterben — wie Tempelhof bemerkt[2]. Worauf Friedrich nach Landeshut zurückkehrte und Fouqué wieder Ruhe hatte.

Von dieser Landeshuter Gegend aus, wo seine Hauptlagerplätze sind, hatte Friedrich alle diese Streifzüge mit Ausnahme der frühesten, des ersten Erfurter und des Wobersnow-Sulkowskischen, beobachtet. Er hatte zu Ende März Breslau verlassen und sein Lager bezogen, wahrscheinlich

[1] Noch jetzt lesenswert: in Pauli (unserm alten wässerigen Brandenburgischen-Geschichten-Freund), Leben großer Helden (9 Bde. Halle 1759 bis 1764) III. 142—188 — bei weitem das beste Stück in jener ziemlich wässerigen (oder windigen) Sammlung, die jedoch authentisch ist und einige erträgliche Schilderungen enthält.

[2] Tempelhof III. 56.

dorthin gedrängt durch einen Schlag, der ihn in Greiffenberg auf seiner schlesischen Seite des Gürtels getroffen hatte. In Greiffenberg stand das Bataillon Düringshofen mit seinem Obersten gleichen Namens — Grenadiervolk von guter Qualität, vielleicht tausend Mann im ganzen. Und es war dem General Beck nach langer vorhergegangener Beobachtung von seiner böhmischen Seite gelungen, indem er eines Nachts (25.—26. März) auf zwei oder mehr Straßen mit achttausend Mann und vieler vorausgegangener Kroatenarbeit darauf losmarschierte, dasselbe völlig zu umzingeln und fortzuschaffen, ehe Hilfe herbeikommen konnte. Dies, glaube ich, hatte Friedrichs Ankunft beschleunigt. Er stand seitdem in dieser Gegend (in Landeshut während der letzten beiden Wochen) und kehrte nach der Devilleschen Unternehmung dorthin zurück.

Und in Landeshut — welches der Hauptpaß nach oder von Böhmen und gegenwärtig der große Beobachtungspunkt ist — wird er bis in die ersten Tage des Juli, beinahe drei Monate, bleiben müssen; Wache haltend und auf den langweiligen Daun wartend, dessen Sache es dieses Jahr ist, den Vorhang aufzuziehen. Daun war am 24. März in seine Lagerplätze nach Jaromirz gekommen (beinahe zur selben Zeit wie Friedrich in die seinen) und erwartete wie gewöhnlich einen Einfall Friedrichs. Lange Tage lag Daun da, den König in Böhmen erwartend. „Da kommt er endlich", dachte Daun bei Prinz Heinrichs neulichem blitzartigen Erscheinen dort (dritter Durchbruch nannten wir es). — Und Daun hatte hastig eine Division dorthin vorgeschoben im Sturmschritt, um Prag sicherzustellen. Fand jedoch, daß es bloß den Magazinen galt. „Über vier Millionen Taler Wert an Brot und Fourage zu Asche gegangen und die Schiffe selbst verbrannt? Wohlan, das arme Reichsvolk oder unsere armen Hilfstruppen desselben werde leere Proviantsäcke haben — aber es ist nicht Prag!" denkt Daun.

Zu welchem genauen Zeitpunkt Daun einsah, daß Friedrich keine Invasion beabsichtigte, sondern im Gegenteil auf eine Invasion wartete, weiß ich nicht. Aber es muß für Daun eine interessante Entdeckung gewesen sein, als er sich die Wirkungen ausmalte, welche dies für ihn selbst zur Folge haben würde: „Hält sich also in der Defensive? Und was soll in diesem Falle aus unserer Zauderkunst werden?" Ja, fürwahr, Zauderkunst ist jetzt nicht das notwendige Geschäft. Es nützt nichts, den Fabius Cunctator zu spielen. Und Dauns Ruhm ist von nun an eine abnehmende Größe. Die Bücher sagen, er „verzettelte mehr als fünf Wochen, indem er mit den russischen Generalen korrespondierte". In der Tat hatte er jetzt Wochen genug zur Verfügung; denn er war ausgesprochenermaßen entschlossen (und hatte selbst den Befehl vom Kriegshofrat), nichts zu tun, bis die Russen kämen, und auch (nicht ausgesprochenermaßen und auf Befehl seiner Natur) nachher so wenig zu tun als möglich. Dieses Jahr sowohl als alle folgenden Jahre sollen die Russen Dauns beste Karte sein.

Indem er so drei Monate hier wartete, bis der Vorhang aufging, war es an Friedrich, den Zauderer zu spielen. Eine ermüdende Aufgabe für ihn ohne Zweifel. Aber er erfüllte sie mit sorglicher Wachsamkeit, immer erwartend, daß Daun etwas entweder gegen Prinz Heinrich oder gegen ihn unternehmen, und daß das Spiel beginnen werde. Aber das Spiel begann nicht. Es gab endloses Handgemenge und Plänkeln zwischen den Vorposten; vieles Rücken und Gegenrücken entlang jener böhmisch-schlesischen Grenze — indem Daun allmählich zur Linken gegen Norden vorrückte, um seinen Russen näher zu sein, Friedrich Gegenzüge machte und endlich Truppen gegen die Russen schickte, als sie in Wahrheit herankamen. Die Einzelheiten aller dieser Vorgänge würden die zäheste Geduld ermüden. Nicht vor Anfang Juli waren beide Teile bis in die Lausitz gekommen. Daun in ein uneinnehmbares Lager bei Mark-Lissa (in der Görlitzer Gegend), Friedrich ihm gegenüber und östlich von ihm in ein anderes bei Schmottseifen. Und doch wird, da die Russen noch nicht gekommen waren, das Hin- und Herrücken (wenn wir uns damit abgeben könnten), das Labyrinth strategischer Tänze und Kontretänze, indem die Russen näher kommen, verwickelter werden als je zuvor.

Mit Ausnahme des Streiches von General Beck gegen das Bataillon Düringshofen — wenn derselbe als eine Vergeltung gemeint und nicht vielmehr ein Geniestreich Becks war, der in solchen Dingen Erfahrung besitzt — versuchte Daun zur Rache für diese verletzenden Angriffe und Durchbrüche wenig oder gar keine Vergeltung zu erlangen und erlangte nicht die allermindeste. Deville machte einmal einen Versuch, wie wir sahen. Loudon machte einen, wie wir vielleicht sehen werden; aber beide Versuche mißlangen. Während des folgenden Jahres allerdings gewann Loudon gegen Fouqué bei Landeshut — doch wir wollen nicht vorgreifen. Gerade ehe er von Landeshut nach Schmottseifen aufbrach, ritt Friedrich selbst nach Böhmen hinein, um sich die Dinge näher anzusehen und hielt Trautenau am Ende des Passes einen oder zwei Tage lang besetzt. — Doch der Leser hat genug Kleinkrieg gehabt. Über den gegenwärtigen Versuch Loudons findet sich in einem Briefe Friedrichs an seinen Bruder Heinrich, der gerade von seiner fränkischen Expedition (Fünfter Durchbruch) zurückgekehrt ist, ein beiläufiges Wort, welches wir anführen wollen. „Reich-Hennersdorf" ist unterhalb Landeshut, den Paß weiter hinunter; „Liebau" noch weiter hinunter — und sein „Galgen" steht ohne Zweifel auf einem Hügel in der Umgegend.

Reich-Hennersdorf, 9. Juli. „Meine Glückwünsche zu dem herrlichen Erfolg, den Sie gehabt haben!" (Drüben im Lande Franken.) „Ihre Gefangenen belaufen sich, wie ich höre, auf dreitausend; die Ausreißerei und Verwirrung in der Reichsarmee werden als enorm dargestellt: — jene Reichsleute werden zwei gute Monate brauchen" (es nahm nicht ganz so lange Zeit), „ehe sie wieder in der Lage sein werden, sich zu zeigen.

Was uns selbst angeht, so kann ich Ihnen nichts als verächtliche Neuigkeiten mitteilen. Wir haben noch nicht einmal die beseligende Vision des Mannes mit dem Hut und dem geweihten Schwert gehabt" (d. h. des päpstlichen Daun). „Sie amüsieren uns statt dessen mit Sieur Loudon, der uns vor drei Tagen" (7. Juli, zwei Tage)" bei dem Galgen von Liebau die Ehre eines Besuches erwies. Er wurde mit aller nur erdenklichen Höflichkeit nach dem nahen Schatzlar zu hinweggeleitet" (ein gut Stück über die böhmische Grenze), „wo wir ein Schock Kanonensalven in" — in „sein derrière schleuderten und jedermann nach Hause zurückkehrte"[1].

Nur zwei Punkte, welche damals von einer erwartungsvollen Welt beinahe gar nicht beachtet wurden, sind vielleicht noch jetzt in dieser langweiligen Zwischenzeit von Landeshut bemerkenswert. Erstens, daß bei der eben erwähnten kleinen Expedition des Königs nach Trautenau vier von Pferden gezogene Kanonen einen Teil des Heergeräts des Königs ausmachten — das erste Erscheinen reitender Artillerie in der Welt. „Eine sehr große Erfindung", sagt der Militärverstand. „Kanonen und Wagen sind leicht und von dem besten und dauerhaftesten Material verfertigt. Die Kanoniere sitzen alle als Postillione zu Pferde davor, können dahinjagen über Hügel und Tal, soweit diese Pferden zugänglich sind, und plötzlich hervorbrechen, wo niemand Artillerie erwartete. Erfunden im Jahre 1758; fertig in diesem Jahre vier leichte Sechspfünder; zuerst probiert auf des Königs Streifzug nach Trautenau" (29.—30. Juni). „Vorläufig erst vier Geschütze. Aber diese bewährten sich so gut, daß jedes Jahr mehr kamen. Wurden nachgeahmt von den Österreichern und allmählich von der ganzen Welt[2]."

Der zweite Punkt ist, daß Herr Guichard (Verfasser jenes vortrefflichen Buches über die Kriegskunst der Griechen und Römer) noch in Friedrichs Umgebung ist (wo er seit mehr als einem Jahre gewesen, wenn die Leser sich erinnern) und während jener langweiligen Wochen zu vielen Unterhaltungen mit dem Könige zugelassen wird. Die Leser werden sich die folgende Notiz über Guichard gefallen lassen, und dies soll unser Abschluß sein über die langweiligen drei Monate in Landeshut.

Major Quintus Icilius. „Guichard ist von Geburt ein Magdeburger, jetzt vierunddreißig Jahre alt; ein solider, gesetzter Mann, von entschiedenem Talent und einer für einen Soldaten ungewöhnlichen Bildung. Ein nützlicher, einsichtiger, gelehrter und aufgeklärter Mann, den Friedrich, schon nach der Bekanntschaft eines Jahres, recht gern in seiner Nähe sah. Es ist in diesem Guichard etwas Positives, Steifes und gleichsam Körniges, was einen schwächeren Geschmack hätte abstoßen können; aber Friedrich gefällt der schroffe Verstand des Mannes, seine wirkliche Kenntnis von gewissen interessanten Gegenständen und die Schärfe, mit welcher das Gewußte und das nicht recht Gewußte in Guichard voneinander geschieden sind.

[1] In Schöning II. 65: „9. Juni 1759".
[2] Seyfarth II. 543.

Guichards Dienst beim Könige ist mannigfacher Art gewesen, bis jetzt nicht der Erwähnung wert, aber allem Anschein nach gut besorgt. Unterredungen fangen sie an immer mehr miteinander zu haben, besonders hier in Landeshut, in diesen Tagen des Wartens; sehr viele Unterredungen über die Kriege der Alten, ein Gegenstand, worauf Guichards Buch natürlicherweise hinführt. Eines Abends, der sich zufälligerweise um Ende Mai datieren läßt, unterhielten sie sich über Pharsalus und das vortreffliche Benehmen eines Centurios der Zehnten Legion, der, als er sah, daß Pompejus' Truppen im Begriff waren, ihn in die Flanke zu nehmen, sich plötzlich in schräge Stellung warf" (wie wir bei Leuthen taten) „und dadurch Pompejus' Truppen überflügelte und ihr Manöver und sie selbst zu Schaden brachte. ‚Ein gewandter Mann, dieser Centurio Quintus Icilius', bemerkte Friedrich. ‚Gewiß; aber Majestät wollen entschuldigen, sein Name war Quintus Caecilius', sagte Guichard. ‚Nein, es war Icilius', sagte der König, bestimmt in seiner Meinung über diesen kleinen Punkt, den Guichard nicht das Geschick hatte, fallen zu lassen; obschon, abgesehen von Behauptung und Gegenbehauptung, die Sache dort von keiner Bedeutung war? Und in der Tat, was für eine Bedeutung hatte sie überhaupt?

„Den folgenden Tag kam Guichard mit dem Buche" (welchem ‚Buche', habe ich noch von niemandem erfahren können), „zeigte mit seinem Finger auf die Stelle und vernichtete mit den Worten: ‚Sehen Sie, Majestät: Quintus Caecilius!' seinen königlichen Gegner. ‚Hm,' erwiderte Friedrich: ‚so? — Nun, jedenfalls soll Er dann Quintus Icilius sein!' Und ließ ihn schnurstracks in die Armeebücher eintragen als ‚Major Quintus Icilius'; sein Majorsrang soll vom ‚10. April 1758' datieren (um ihm Seniorität zu geben), und vom ‚26. Mai 1759' an soll er des verstorbenen Du Vergers Freibataillon kommandieren. Alles dies geschah — das Kriegsamt war einigermaßen erstaunt über diese Ankunft eines antiken Römers in seinem Bereich, schrieb aber, wie befohlen, da die Handschrift deutlich und der Mann eine unbestreitbare Tatsache war. Von dieser Zeit ab steht immer ein ‚Bataillon Quintus' in ihren Büchern, statt des Bataillons Du Verger; später zwei Bataillons Quintus und endlich drei, und Quintus ist Oberst geworden — in diesem Zeitpunkt endete der Krieg; und die drei Freibataillons Quintus, wie alle andern derselben Art, wurden entlassen." Dies ist der wahre Ursprung des Namen Quintus, den Guichard erhielt, während sein alter Name erlosch; wesentlich dieser Hergang, wie wir ihn von Quintus selbst haben — obgleich es in den Einzelschilderungen Dunkelheiten gibt, welche noch nie durch die Gelehrten entschleiert wurden. Nicolai, zum Beispiel, obgleich er die Geschichte von Quintus persönlich hatte, der ein genauer Bekannter von ihm war und ihn oft in Berlin besuchte, sagt weder mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit, noch bekennt er, daß er es vergessen, welches Buch Quintus mitbrachte, um den König in ihrer Icilius-Caecilius-Kontroverse zu widerlegen. Nicolai sagt nur, daß er seinerseits auf dem Gebiet der römischen Literatur und Geschichte nur zwei Quintus-Iciliusse kennt, von denen keiner die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Und in der Tat hab ich in der obigen Zusammenstellung meinen Nicolai in einem Punkte umkehren müssen, um aus dem Hergange ein Ganzes zu machen[1].

„Quintus hatte für den geistlichen Stand studiert — sorgfältig, an verschiedenen Universitäten, zuletzt in Leyden, und hatte sogar als Kandidat gepredigt — ich hoffe, mit mäßiger Orthodoxie — obgleich er jener Laufbahn bald entsagte. Vertauschte sie mit gelehrten und eifrigen allgemeinen Studien, wobei er eine Anstellung als Universitätsprofessor im Auge hatte. Er war noch kaum dreiundzwanzig Jahre alt, als im Jahre 1747 der neue Statthalter" (der Prinz von Oranien, den wir früher kennenlernten), „welcher in ihm einen jungen Mann von Verdienst erblickte, gnädigst unternahm, ihm in Utrecht, wo eben eine Vakanz eingetreten war, eine Stelle zu verschaffen — da der Prinz sich gerade damals zu einem zeremoniellen

[1] Nicolai, Anekdoten VI. 129—145.

hochwichtigen Besuch in dieser Stadt anschickte. Der erfreute Quintus, damals noch Guichard und wenig an eine solche Namensveränderung denkend, eilte, sich dem Gefolge des Prinzen anzuschließen; konnte aber kein Fuhrwerk bekommen, so groß war das Drängen des Volkes nach Utrecht. Und kam erst am folgenden Tage an und fand mit Mühe ein Quartier in der Dachstube eines überfließenden Gasthofes.

In den untern Stockwerken seines Gasthofs hörte der einsame Guichard, als die Nacht anbrach, das Absingen eines solennen gaudeamus und fragte, was es bedeute. ‚Eine Gesellschaft von Professoren, die einen neuernannten Professor einweiht" — ernannt, wie die nächste Frage ihn lehrte, zu demselben Posten, um dessentwillen der arme Quintus gekommen war. Durchlauchtige Hoheit wußte sich nicht zu helfen; die Utrechter waren so darauf versessen. Quintus lag die ganze Nacht wach in seinem Rollbett und faßte den düstern Entschluß, mit dem Professorentum abzuschließen und Soldat zu werden. ‚Wenn Ihro Durchlauchtige Hoheit mir noch gnädig gewogen sind', sagte Quintus am folgenden Tage, ‚so bitte ich, als einzige Hilfe für mich, um eine Anstellung als Leutnant!' — Und bestand steif und fest darauf, trotz aller Ratschläge, Versprechungen und Aussichten nach der professorialen Seite der Dinge. So daß die Durchlauchtige Hoheit ihm seine Anstellung gewähren mußte und Quintus fortan Soldat war. Kämpfte, mehr oder weniger, während des traurigen Restes jenes Cumberland-Sachsen-Kriegs und blieb, nach dem Frieden von 1748, in holländischem Dienst; wo er, des Müßiggangs satt, seine gelehrten Bücher wieder hervorholte und die Kriegskunst der Alten gründlich zu studieren anfing. Nach mehrjährigem Studium war er weit genug damit gediehen, um ein Buch darüber zu schreiben, und gelangte allmählich zu der Überzeugung, daß er gewisse Bibliotheken in England durchforschen müsse, ehe er damit abschließe. Im Jahre 1754 kam er demgemäß, auf gnädigst gewährten und erneuerten Urlaub, nach London, beendete dort sein Manuskript (gedruckt im Haag 1757[1]) und ging dann, nachdem ein neuer Krieg begonnen (wahrscheinlich mit englischen Empfehlungen), als Freiwilliger zu Herzog Ferdinand hinüber. Von Herzog Ferdinand wurde er an Friedrich empfohlen, das Ziel aller seiner Bemühungen, wie dasjenige jedes umherstreifenden Soldaten in jener Zeit — und hier hat Quintus Icilius endlich dauerndes Quartier gefunden, ein Bataillon und allmählich drei Bataillone und hat kein weiteres Umherschweifen nötig."

Es heißt, was sehr glaublich ist, daß Quintus sich in seiner Weise als ein tätiger, braver, tüchtiger Soldat erwies. Und vielleicht hören wir noch einmal von seinen Kleinkriegsabenteuern. Daß er ein fleißiger, ausdauernder, wohlunterrichteter Mann war und ein vortreffliches Buch über seinen Gegenstand geschrieben hatte, ist noch zur Genüge klar. Die Leser mögen sich in der berühmten Selbstbiographie Gibbons oder noch besser in Guichards Buch selbst umsehen, wenn sie Beweise davon haben wollen. Der berühmte Gibbon exerzierte und marschierte sehr friedlich in der Miliz von Hampshire während jener wilden europäischen Kriegsjahre. Die Hampshire-Miliz diente gewissermaßen als ein Schlüssel oder Glossarium zu diesem neuen Buche Guichards, welches Gibbon eifrig kaufte und studierte. Und es war Guichard, alias Quintus Icilius, der Gibbon alles lehrte, was dieser über die Kriegskunst der Alten wußte, wenigstens ihm allen Unterricht gab, den er für sein berühmtes ‚Decline and Fall, je darüber hatte'[2].

[1] Mémoires Militaires sur les etc. (2 Bde. 4°, à la Haye 1757) — war in der 5. Auflage, als ich zuletzt davon hörte.

[2] S. Gibbon's Works (4°, London 1796: Memoirs of my Life and Writings) I. 97 und (Extraits de mes Lectures) II. 52—54, vom 14.—26. Mai 1762, während welcher Tage Gibbon mit dem Lesen der Mémoires Militaires beschäftigt ist und den Verfasser bereits unter seinem alias Quintus Icilius kennt, als „einen Mann von außerordentlichem Scharfsinn und Einsicht, welcher im holländischen Dienste war und jetzt, glaube ich, im preußischen Dienste ist".

Es war in den letzten Tagen des Juni, als Daun nach vielem Hin- und Herrücken in eine entschiedenere, allgemeine Bewegung nordwärts geriet und sich langsam aber sicher bei Mark-Lissa in der Lausitz festsetzte. Worauf Friedrich nach einer Überschau des Vorganges am 10. Juli ihm gegenüber in Schmottseifen Stellung nahm. Friedrich war, als er jene Bewegung bemerkte, in Begleitung der neuen reitenden Artillerie nach Trautenau geeilt (29.—30. Juni), um sich genauer von Dauns Vorhaben zu unterrichten, und war ihm, nachdem er gesehen, wie es damit stand, gefolgt. Mehr als einen Monat vorher hatte Friedrich eine beträchtliche Streitmacht gegen die Russen abgeschickt — General Dohna, worüber wir im nächsten Kapitel berichten. Und sowohl Daun als er nehmen wieder eine abwartende Haltung an, bis sie weiter sehen. Der schnelle Friedrich muß warten, Daun und das Dohna-russische Abenteuer im Auge behaltend. Der langsame Daun wird fortfahren, lange Wochen und Monate hindurch dort zu warten und zu wachen, bis dies, dies und vieles andere, völlig für ihn entschieden ist. Jeder steht in seinem uneinnehmbaren Lager. Und jeder, besonders Daun, hat seine Divisionen und Detachements in näherer oder entfernterer Bewegung um sich her zu verschiedenen strategischen Zwecken. Jedes Hauptlager gleicht einem Planeten mit mehreren Monden — Mark-Lissa besonders ist eine Art Sonne mit Planeten und Kometen und planetarischen Monden — von deren verwickelten Bewegungen und Gegenbewegungen, die meist unwichtig für uns sind, wir im Angesicht einer soeben bevorstehenden Krise versprechen, keine Notiz zu nehmen.

Am 6. Juli war der langsame Daun in sein Lager von Mark-Lissa gerückt. Und vier Tage später stand Friedrich ihm gegenüber in Schmottseifen, wo wieder eine Pause eintrat und selbst auf Friedrichs Seite nichts Erwähnenswertes stattfand. Und bis zu Ende Juli ging der Vorhang wirklich nicht auf. Eine Pause von mehr als zwei Wochen auf Friedrichs und von beinahe drei Monaten auf Dauns Seite. Mark-Lissa, ein uneinnehmbares Lager, liegt an der Grenze der Lausitz, wo Sachsen, Schlesien, Böhmen zusammenstoßen und Brandenburg selbst nahe ist — es gibt keinen besseren Ort zum Abwarten der Ereignisse. Hier lagerte daher Daun unbeweglich bis tief in den September hinein, rückte selbst gar nicht mehr, sondern sandte nur planetarische, kometarische Detachements in großer Anzahl, besonders zu seinen verschiedenen russischen Zwecken aus.

Daun war, wie wir sagten, unangenehm überrascht worden, als er allmählich entdeckte, daß eine Invasion dieses Jahr nicht in Friedrichs Plan liege. Daß die dramatischen Rollen neu verteilt seien und daß das Spiel des Fabius Cunctator jetzt seinen Zwecken nicht dienen werde. Daun, dem es freilich sehr verdrießlich sein mag, so etwas zu glauben, hält an seiner alten Rolle fest und scheint sehr lässig, ehe er aufsteht und eine andere versucht. Im Grunde steht er gar nicht auf und

versucht sich gar nicht in seiner neuen Rolle. Dieses Jahr und alle folgenden Jahre wartet er sorgsam, bis der russische Löwe kommt. Dann wird er versuchen, ihm beizustehen — oder selbst den Schakal zu spielen, was noch sicherer ist. Die Russen sollen den Löwen spielen, während er selbst bescheidenerweise die untergeordnete, aber sicherere Rolle spielt! Er bemüht sich, dem Löwen zu schmeicheln, will ihn mit Verhaltungsmaßregeln und teilweisem Unterhalt versorgen im Hinblick auf die kommende Jagd; will verzehren, was der Löwe übrigläßt, wenn die Beute erlegt ist. Von dieser Art war in Wahrheit Dauns alljährliches Spiel, solange es eben dauerte! —

Wenn der Juli sein Ende erreicht und der Vorhang wirklich aufgeht, werden wir Friedrich mit unserer besten Achtsamkeit beobachten müssen. Als Vorbereitung dazu haben wir hier auf Friedrichs Seite seit Mitte Juni jenes antirussische Dohna-Abenteuer, auf welches er zuerst und bis ungefähr zu der Zeit, als er nach Schmottseifen kam, große Hoffnungen baute und worauf wir als auf die eigentliche Eröffnungsszene zunächst einen Blick werfen müssen.

Fouquét wurde in Landeshut zurückgelassen für den Fall, daß die noch in Böhmen befindlichen Überbleibsel Dauns an eine Invasion denken sollten. Fouqué ist damit beschäftigt, an diesem wichtigen Posten ziemlich festen Fuß zu fassen. Befestigt mehrere ausgewählte Hügel um Landeshut mit Schanzen, Verhauen und Verbindungswegen, um dort Wache zu halten, unbezwinglich gegen eine viel stärkere Streitmacht. Dort lagerte Fouqué erfolgreich wachsam ungefähr ein Jahr lang, indem er gelegentlich Ausfälle unternahm, wie die Umstände es erforderten, den Devilles, Becks, Harschs widerstand, Glatz und die schlesischen Pässe schützte. In ungefähr einem Jahre werden wir von einer Verdunkelung seines guten Glücks hören und von einer großen Katastrophe, die ihn an jenem Posten von Landshut traf.

Friedrich gab dem Reichsvolk nach aller unter demselben angerichteten Verwirrung und Verwüstung „zwei gute Monate" Zeit, „ehe es wieder sein Gesicht in Sachsen zeigen könne". Das Reichsvolk brauchte ungefähr solange und würde länger gebraucht haben, wäre nicht Prinz Heinrich durch andre dringende Vorgänge in Friedrichs eigener Umgebung abberufen und Sachsen ziemlich lange (von Ende Juni bis Anfang September) beinahe von preußischen Truppen entblößt worden. Was die Reichsarmee ermutigte, in sehr ungenügender Ausrüstung ins Feld zu eilen — noch so ziemlich innerhalb der zwei Monate. Ende Juli fielen einige von ihren leichten Truppen in die Halberstadtsche oder Hallesche Gegend ein und erhoben Kontributionen und plünderten fleißig, wenn auch sonst nichts. Ein Zwischenfall, den wir hier nicht weiter beachten können, wenn der Leser sich daran erinnert, gut; wenn nicht, auch gut. Die arme Reichsarmee spielt

dieses Jahr nur dem Namen nach eine Rolle, da ihr allein wirksamer Bestandteil jetzt und fortan österreichische Hilfstruppen sind und der Reichsteil so schlapp und unbedeutend ist als je.

Prinz Heinrichs Grund, Sachsen zu verlassen, war folgender. Daun hatte unter den zahlreichen Streifkommandos, welche er absandte, und von welchen wir keine Notiz nehmen können, zwei (von der kometarischen Sorte, um unser altes Bild zu gebrauchen) ausgeschickt, die jeder Leser versuchen muß, im Gedächtnis zu behalten. Zwei sehr bedeutende Streifzüge: Haddick (der zuletzt auf zwanzigtausend anwuchs) und Loudon (sechzehntausend), welche geheimnisvoll über die Lausitz hinziehen — mit was für Absichten? Ihre Absichten, meint Friedrich, besonders Haddicks Absichten mögen gegen Brandenburg und selbst gegen Berlin gerichtet sein. Weshalb er Prinz Heinrich herbeigerufen hat, danach zu sehen. Prinz Heinrich, der sich in seinem Lager um Zschopau und Dresden nach den jüngsten Anstrengungen ausruht und für den Augenblick müßig ist, eilt zu gehorchen, und steht von ungefähr Ende Juni an in der Gegend von Bautzen. Wachsam genug auf Haddick und Loudon, die keinen Versuch gegen Brandenburg machen und in der Tat, wie Friedrich allmählich sieht und wie wir alle bald sehen werden, einen ganz andern Zweck im Auge hatten! —

Zweites Kapitel / General Dohna. Diktator Wedell. Schlacht bei Züllichau

Der russische Löwe, gedrängt von Wien und Versailles, machte seinen Einfall in diesem Jahre früher als gewöhnlich — kommt jetzt in den Bezirk von Mark-Lissa, wie wir sehen — und hat Daun in Bewegung gesetzt, Daun und jedermann. Zu Anfang April wachten die Russen, die im Innern Polens ihren Winterschlaf gehalten, auf und begaben sich langsam auf den Weg. Am 24. April verließ der Vortrab von 10 000 Thorn. Am 1. Juni war der Vortrab in Posen, gefolgt von einer ersten und einer zweiten Division, jede von dreißigtausend. Man nannte es „Soltikofs Übergang über die Weichsel mit hunderttausend Mann". Aber mit Ausnahme der Kosakenschwärme waren nicht mehr da als fünfundsiebzigtausend reguläre Truppen. Auch war Soltikof nicht gleich zuerst ihr Anführer. Unser alter Freund Fermor war es und blieb es, bis Soltikof als Privatmann Posen erreichte (29. Juni) und mit seiner neuen Anstellung hervortrat. Auf Fermors eignen Wunsch, wie Fermor behauptete, der erfahren war in der Petersburger Politik und fortan mit heiterm Antlitz unter Soltikof diente.

In Posen, wie auf der Straße dorthin, finden sie Sulkowskis und die andern verbrannten Vorräte reichlich ersetzt. Es ist klar, sie wollen in Verbindung mit Daun Friedrich zwischen zwei Feuern einschließen und etwas Bedeutendes unternehmen. Ob gegen Brandenburg oder Schlesien, ist Friedrich noch nicht bekannt. Friedrich hat sie seit ihrem Übergang über die Weichsel sorgfältig im Auge behalten und mehr als einmal Pläne gegen ihre Magazine und gegen sie gehabt — einmal war ein neuer und größerer Plan wirklich in Ausführung begriffen, wieder unter Wobersnow, unserm Anti-Sulkowskischen Freund. Aber er wurde genötigt, diese Streitmacht anderswohin zu wenden, da beunruhigende Gerüchte sich erhoben. Er selbst kann den Mittelpunkt der Geschäfte nicht verlassen; denn seine Aufgabe ist es, Daun zu überwachen und besonders, sollte Daun sonst nichts versuchen, seine Vereinigung mit Soltikof zu hindern.

Daun liegt noch träge da oder rückt höchstens hin und her. Aber nun, da die Russen sich Posen nähern und die Sache dringend wird, zieht

Friedrich, wie er gewöhnlich tut, zu seinen anti-schwedischen Hilfsquellen, der Truppenmacht, die er in Pommern hat. Das heißt, er befiehlt General Dohna, welcher gegenwärtig der Schweden so ziemlich Meister geworden, die Gegend von Stralsund zu verlassen, den untätigen Schweden nur eine sehr kleine Bewachung zu hinterlassen und — zusammen mit gewissen Verstärkungen, die herankommen (Wobersnow schon jetzt, Hülsen mit zehntausend aus Sachsen in wenigen Tagen) — direkt gegen die Russen zu marschieren und sofort auf sie loszugehen. Er soll wieder versuchen ihre Magazine in Brand zu stecken; oder was ebensogut ist, einen energischen Überfall gegen eine ihrer abgesonderten Divisionen ausführen und sie während ihres Umherziehens abschneiden — vor allem energisch, rasch und scharf sein und etwas Wirksames in jener Gegend tun. Dies waren Dohnas Instruktionen. Dohna hat achtzehntausend, Hülsen mit seinen zehntausend marschiert eifrig herbei von der gegenüberliegenden Seite Sachsens, Wobersnow ist, mit seinem eignen trefflichen Kopfe wenigstens, schon da. Friedrich hält in seiner Anti-Vereinigungsposition Wacht, bereit für jede Chance, die sich darbieten mag.

Dohna marschierte demnach, war aber bei weitem nicht rasch genug. Ein alter und obendrein kränklicher Mann, auch lagen ihm ohne Zweifel zahlreiche Hindernisse im Wege. Er gebrauchte einige Zeit, um sich in Stargard zu sammeln. Zwölf Tage mehr in Landsberg an der Warthe, um seine Proviantangelegenheiten zu ordnen. Kurz, kam erst am 23. Juni in der Gegend von Posen an, drei Wochen nachdem der russische Vortrab sich dort festgesetzt hatte und andere russische Abteilungen täglich eintrafen. Dohna hatte 18000 Mann und einen Wobersnow bei sich. Wäre er sofort gegen Posen vorgegangen, wie Wobersnow verlangte, so hätte er, meint man, vielleicht diesen Vortrab und das russische Magazin vernichten können, was für den Rest des Feldzugs von wesentlichem Nutzen gewesen sein würde. Aber er zog vor, auf Hülsen und die zehntausend zu warten, die erst sieben oder acht Tage später ankamen. Um welche Zeit Soltikof und die Hauptmasse der russischen Divisionen eingetroffen und das Unternehmen bei so schlaffer Handhabung so gut als hoffnungslos geworden war. Dohna machte einen Vorstoß gegen das Magazin, von dem es hieß, es befinde sich schlecht bewacht in einer Vorstadt von Posen. Überschritt zu diesem Zweck die Warthe, fand kein Magazin, ging über die Warthe zurück und manövrierte weiter umher, ohne das geringste weder gegen Soltikof noch seine Magazine oder Operationen auszuführen. Friedrich stand noch in der Landeshuter Gegend, wollte sie gerade verlassen, gerade jene kleine Trautenauer Expedition antreten mit seinen vier Geschützen reitender Artillerie (29. Juni), als die ersten schlechten Nachrichten von Dohna einliefen, welche Friedrich höchlich enttäuschten und denen schlechtere, statt bessere, folgten.

Das Ende davon war: Soltikof, jetzt ganz gerüstet, wand sich eines

Tages aus Posen heraus, verschleiert durch Kosaken, und war zu Dohnas Bestürzung auf dem Punkte, sich zwischen Dohna und Brandenburg einzuschieben, was von seiten Dohnas neue schwierige Manöver notwendig machte. Auch Soltikof versteht ein bißchen zu manövrieren. Soltikof dringt rüstig vorwärts auf Krossen an der Oder zu, wo er Österreich zu finden erwartet (Haddick und Loudon, wenn Friedrich es mutmaßen könnte) mit einigen dreißigtausend Mann, aber mit zuwenig Proviant, der anfängt ihm auszugehen. Zweimal oder so bot sich Dohna noch eine gute Gelegenheit gegen ihn dar; aber Dohna konnte sich nie zu rechter Zeit entschließen. Zurück und immer zurück geht Dohna, mit seiner Front Soltikof zugekehrt, aber immer zurück. Zuletzt kommt man auf brandenburgisches Gebiet, die Russen und er; auch er ohne Proviant. Endlich am 17. Juli (eine Woche, nachdem Friedrich in Schmottseifen eingetroffen war) befindet Dohna sich bei der kleinen Stadt Züllichau (kaum noch zu rechter Zeit, sie vor Soltikof wegzunehmen), etwa dreißig Meilen von Krossen, und nichts als Unzulänglichkeit hinten und vorn[1].

Wir können uns Friedrichs tägliche Übersicht aller dieser Begebenheiten vorstellen, seine düstern Berechnungen, wozu es bald kommen wird, wenn es so fortgeht. Er hat jetzt keinen Winterfeldt, Schwerin, keinen Keith, Retzow, Moritz. — Wen hat er? Seine größten Generäle sind alle dahin. Er muß sich mit den weniger großen begnügen. Ein Wedell, Generalleutnant, hatte sich jüngst dem königlichen Geiste durch rasche Ausführung kühner Taten empfohlen. Der königliche Geist, angeekelt durch diese Dohnaschen Stümpereien und absolut gezwungen, jemanden zu finden, der Mut und wenigstens gewöhnliches preußisches Geschick hatte, hoffte, Wedell sei der Mann. Und beschloß, da die Krise so drängte, Wedell in der Eigenschaft eines Alter-Ego hinzuschicken oder „mit der Vollmacht eines römischen Diktators", wie der Befehl es ausdrückte[2]. Diktator Wedell soll an Dohnas Stelle treten; soll handeln mit seinem eignen schnellen Schritt, durch niemand gebunden — und unter allen Umständen Soltikof schnurstracks angreifen und versuchen ihn zu schlagen. „Er ist für ein so mühsames verwickeltes Geschäft zu alt geworden; Er kann etwas nach Hause gehen und seine Gesundheit herstellen", schreibt der König an Dohna. Und an die Dohnasche Armee: „Gehorcht diesem Mann, Ihr alle, wie Ihr mir selbst gehorchen würdet!" Während des Mannes Privatbefehl war: „Wirf Dich auf Soltikof! Greife ihn schnurstracks an! Mache diesem Wenden, Drehen und Stümpern ein Ende." Das Datum dieses Befehls ist „Lager von Schmottseifen, 20. Juli 1759". Der Zweck eines so hochklingenden Titels und einer solchen Feierlichkeit der Ernennung war, wie es scheint, hauptsächlich, unter den Dohnaschen Generalen jedes Schwanken und jede Überraschung zum Schweigen zu

[1] Tempelhof III. 78—88; Heldengeschichte V. 835—847.
[2] Mitgeteilt in Preuß II. 207, 208; in Stenzel V. 212 andere Einzelheiten.

bringen, welche, da Wedell der „jüngste Generalleutnant in der Armee war", sonst möglich gewesen wäre.

Wedell mit einer kleinen Eskorte und diesen Dokumenten versehen trifft Sonntag abends, 22. Juli, im Lager ein. Der arme Dohna hat kein tadelndes Wort, keinen tadelnden Blick, und alle Generale, was auch ihre Gedanken sein mögen, bereiten sich vor zu loyalem Gehorsam gegen den Diktator Wedell. „Wobersnow war ein weit besserer Soldat als er!" murrte die Oppositionspartei damals und lange nachher[1] — um so mehr als Wobersnows Benehmen schön und sein Ende tragisch war, wie wir sehen werden. Wobersnow scheint mir ein tapferer, scharfsichtiger Mann gewesen zu sein mit vielfältigen Erfindungsgaben, der bei diesen Operationen treulich geholfen und, wie ich glaube, dazu gedrängt hatte, sie zu beschleunigen. Ich erinnere mich dabei besonders an seine schnelle bewundernswerte Herstellung von Feldbäckereien unter schwierigen Verhältnissen — worüber das Wesentliche einem mechanischen Zeitalter nicht vorenthalten werden soll:

Man verfertigt sechs dünne, viereckige, eiserne Gestelle und hakt sie aneinander. Jedes Gestell von etwa zwei Quadratfuß Umfang oder von der Breite zweier gewöhnlicher Ziegelsteine und an den Rändern so geformt, daß Ziegelsteine eingefügt werden können. — Ziegelsteine finden sich in jeder menschlichen Wohnung. Wenn man diese eisernen Gestelle zusammenhakt, so hat man das Gehäuse eines kubischen Kastens, und mit Hilfe von zwölf Ziegelsteinen wird daraus ein kompakter Feldofen; und man kann damit backen, wenn man Mehl und Wasser und ein paar Stücke Holz hat. Der einfachste Ofen, den es je gegeben; denn nach geschehenem Geschäft, und wenn man die Ziegelsteine herausgeworfen, läßt das Ganze sich flach zusammenfalten wie ein Buch. Nie vorher war man mit Wobersnows Ofen in Verlegenheit gekommen. Aber in diesen, ganz aus bloßen strohbedeckten Höhlen bestehenden polnischen Dörfern war kein Ziegel zu finden; und die Bäckerei sah sich zu ihrer Verwunderung außerstande, zu arbeiten.

Wedell kam Sonntag abend, 22. Juli, an. War bei Tschichertzig oder, wie andere sagen, bei Krossen über die Oder gegangen; es ist einerlei, wo. Dohnas Lager befindet sich ungefähr sechs Meilen westlich von Krossen in und bei der kleinen Stadt Züllichau, wo sein Hauptquartier ist. In jenen einförmigen Torfländern auf dem rechten oder dort herum, dem nördlichen (nicht dem östlichen) Ufer der Oder, zwischen der Oder und der Warthe, etwa vierzehn Meilen südöstlich von Landsberg und etwa ebenso weit südwestlich von Posen. Dorthin ist Dohna jetzt mit seinem unzulänglichen Manövrieren gelangt. Soltikof zwischen Buschwald und trägen verschlungenen Bächen gelagert, steht ungefähr eine halbe Stunde östlich von ihm.

Der arme Dohna tritt sofort ab und verschwindet wahrscheinlich noch in jener selben Nacht, froh, einer solchen Sache ledig zu sein. Mühevoll hat Dohna während der letzten Wochen manövriert, täglich zurückweichend,

[1] Retzow usw.

und hat sich zuletzt nur bemüht, daß Soltikof, der es täglich versucht, nicht westlich von ihm auf die Frankfurter Straße kommen und so dieses traurige Spiel enden möge. Dieser letzte Schicksalsschlag ist Soltikof noch nicht gelungen. Dohna, indem er zurückweicht, weiß sich wenigstens zwischen Frankfurt und ihm zu halten — will keinen Angriff auf ihn wagen, so sehr auch Wobersnow dazu drängt. Hat zweimal oder öfter Wobersnows Drängen beigestimmt. „Ja, ja; wir haben eine Chance", antwortete Dohna dann; „laßt uns nur bis morgen ruhen, damit wir frisch sind", um welche Zeit der günstige Moment immer wieder verschwunden war.

Wedell war unter Bedeckung eines Grenadierregiments und einiger Reiterei angekommen; hatte unterwegs 150 russische Gefangene gemacht. Retzow hat gehört, er sei mit einer gewissen Feierlichkeit angekommen, habe mehr oder weniger aufgeblasen geschienen in dem Bewußtsein, daß er des Königs Person repräsentiere und ein römischer Diktator sei — obgleich es auch ein gefahrvoll schwieriges Amt ist und mehr erfordert als einen Brief mit Instruktionen, um jemand dafür zu befähigen! Dies ist nicht Leonidas Wedell, den die Leser früher kennenlernten. Der arme Leonidas ist schon lange tot, fiel in der Schlacht bei Sohr bald nach Zietens und seiner heroischen Tat bei Elbe-Teinitz (der Verteidigung der Elbe gegen eine Armee) — dies ist Leonidas' älterer Bruder. Friedrich hatte seine feurige Art und Weise an dem Tage von Leuthen bemerkt: „Ha, vielleicht ein neuer Winterfeldt!" dachte Friedrich. „Alles von Winterfeldt, was ich jetzt habe!" — was sich als eine schöne Hoffnung auswies. Wedells Diktatur begann an diesem Sonntage gegen Sonnenuntergang und dauerte — in praktischer Wirklichkeit dauerte sie einen Tag.

Diktator Wedell liefert seine Schlacht (Montag, 23. Juli 1759) ohne Erfolg.

Montag morgen früh ist Wedell auf den Höhen um Soltikof ausfindig zu machen. Kann nicht viel von ihm sehen, da die Gegend so waldig ist. Sieht, was er für Soltikofs linken Flügel hält, und setzt voraus, daß Soltikof heute ruhig bleiben wird. Was eine sehr unrichtige Beurteilung Soltikofs war; denn in Wahrheit befand Soltikof sich in langen Kolonnen und Divisionen, sein rechter Flügel voran, seit Tagesanbruch auf dem Marsche. Und was Wedell für Soltikofs „linken Flügel" ansah, war Soltikofs Nachhut und Gepäck, welche warteten, bis die Straße frei sein würde. Nachdem Wedell alles auf die obige Voraussetzung hin angeordnet, kehrt er etwa um 10 Uhr nach Züllichau zurück. Und gegen 11 Uhr erscheint Soltikof meilenlang aus den buschigen Hohlwegen auftauchend in der offenen Ebene von Palzig. Ganz gewiß er selbst (obgleich Wedell es kaum glauben kann) — drüben gegen Nordosten eine Meile entfernt, marschiert schnell dahin auf Krossen und die

Oderbrücke zu — und hat uns endlich in der Tat einen Vorsprung abgewonnen!

Das darf Wedell nicht zugeben, koste es, was es wolle. Wedells Befehle für einen solchen Fall waren, die Russen anzugreifen. Wedell traf sofort seine Maßnahmen. Nicht ungeschickt, sagen die Kenner — obgleich der Erfolg den Erwartungen widersprach und Wobersnow selbst ernstlich abriet: „Zu mißlich, scheint mir! Soltikof zählt siebzigtausend und hat zahllose Geschütze; wir sind sechsundzwanzigtausend und wissen nicht, ob wir eine einzige Kanone dahin bringen können, wo Soltikof ist[1]."

Wedells Leute sind schon aus freien Stücken wieder zu den Waffen getreten, stehen da, seine Befehle unter diesen veränderten Umständen erwartend. Weder bei Wedell noch bei ihnen herrscht Verzug. „Kann dies nicht ein zweites Roßbach sein (wenn das Glück uns begünstigt)?" denkt Wedell. „Können wir nicht auf ihre Flanke einbrechen, indem sie einhermarschieren, diese unbehilflichen Gesellen, und sie über den Haufen werfen?" Der Unterschied war mehrfacher Art. Erstens, daß Friedrich und Seydlitz nicht hier sind. Viele tapfre und geschickte Leute haben wir; aber keinen Herrn und Diener wie diese beiden. Zweitens, daß kein Janushügel da ist, unsre Absichten zu verbergen, sondern daß die Russen uns vollkommen überschauen, während wir unsere Vorbereitungen machen. Drittens, was noch wichtiger, daß wir das Gelände nicht kennen und nicht wissen, was für verborgene Unzulänglichkeiten vor uns liegen. Dieses letztere wird als der eigentlich verhängnisvolle Umstand betrachtet. Zwischen den Russen und uns ist ein elender kleiner Bach, oder ein Streifen von Sumpfboden, hier kaum erkennbar, aber nirgends passierbar, außer bei der Dorfmühle von Kay, mittels einer einzigen kleinen Brücke daselbst. Und dann, weiter nach innen, ist zur Deckung der Russen ein anderer sumpfiger Bach, ein Arm des oben erwähnten, welcher ganz ohne Brücke ist. Es wird Stunden erfordern, sechsundzwanzigtausend Mann dort in Schlachtordnung zu bringen, von den schweren Kanonen nicht zu reden.

Die sechsundzwanzigtausend marschieren mit ihrer gewöhnlichen mathematischen Schnelligkeit. Manteuffel und der Vortrab treffen mit ihrer schärfsten Schneide, Fußvolk und Reiterei, gerade auf den Kopf der russischen Kolonnen und Manteuffel führt sie vorwärts, sobald seine wenigen Bataillone und Schwadronen hinüber sind. Kopf bedeutet G e h i r n (oder Leben) für diese russische Kolonne, und diese Manteuffelschen Truppen gehen mit erstaunlicher Energie darauf los. Der russische Kopf weicht, Infanterie und Kavallerie. Ihre Kavallerie wurde ganz nach hinten getrieben und kam nach diesem Manteuffelschen Angriff nicht wieder zum Vorschein. Aber die Russen haben Überfluß an Reserven sowie an Raum zum Manövrieren — kein Mangel an offenem

[1] Tempelhof III. 132—134.

und an zu verteidigendem Gelände (das Dorf Palzig und der Kirchhof zum Beispiel) — vor allem haben sie Überfluß an schweren Kanonen.

Weit außer dem Bereich Manteuffels und seiner Wut gelingt es den geschlagenen Russen, eine lange Kette hinter dem Dorfe Palzig zu bilden, mit jenem zweiten, kleineren oder Sumpfarm zwischen ihnen und uns. Sie besetzen das Dorf und umgürten den Kirchhof mit Batterien — etwa siebzig Kanonen. Manteuffel, der keinen Nachschub erhält, muß zurückweichen — widerwillig und nicht gejagt, oder in Unordnung — auf die Mühle von Kay zu, wo um diese Zeit viele herübergekommen sind. Hülsen mit dem Zentrum greift jetzt an wie vorher der Vortrab, auch er mit Energie. Wobersnow, alle Arten von Volk greifen an, wieder und wieder während der nächsten vier Stunden, und es ist alles vergeblich gegen jenen Kirchhof und die neue Linie. Ohne Kanonen, wie wir sind, werden wir zurückgetrieben, hinweggefegt von jenen russischen Batterie-Vulkanen; es sind unserer nie genug zur selben Zeit an Ort und Stelle.

Hülsen, Wobersnow, alle werden einzeln zurückgeworfen oder finden ihren Erfolg ohne Nutzen. Der arme Wobersnow tat Wunder, aber er fiel, zum Tode getroffen. Auch er ist dahin und läßt so wenige seinesgleichen zurück. Ein Mann, den man gegenwärtig schwer entbehren konnte! — Der Tag neigt sich. Wir finden, daß wir an Toten, Verwundeten und Gefangenen mehr als sechstausend Mann verloren haben. „Gegen Sonnenuntergang“ — als eine glühende Julisonne über dem Moorland auf eine solche Szene niedersinkt — gibt Wedell es auf, retiriert langsam gegen die Brücke von Kay. Langsam, nicht gejagt oder belästigt, denn Soltikof ist nur zu froh, ihn loszuwerden. Soltikofs einziges Ziel ist und war Krossen. Die Vereinigung mit den Österreichern und etwas, wovon er leben kann. Soltikofs Verlust an Mannschaft wird sogar höher geschätzt als der Wedells. Aber er konnte ihn weit besser ertragen. Er hat seinen Zweck erreicht, und der Preis ist im Vergleich damit gering. Am nächsten Tage zieht er triumphierend in Krossen ein.

Der arme Wedell war während der Nacht nach seiner Niederlage über die Brücke bei der Mühle von Kay zurückgekehrt. Am folgenden Morgen (Dienstag, den 24., dem Tage von Soltikofs frohem Einzug) überschreitet Wedell die Oder bei Tschicherzig, der alten Stelle von vorigem Sonntagabend — in welch verschiedener Stimmung diesmal! Und noch einen Tag später postiert er sich gegenüber der Brücke von Krossen, ungefähr eine Meile gegen Süden, und hält dort wieder Wacht über Soltikof. In Krossen hat der triumphierende Soltikof keine Verbindung mit den Österreichern gefunden, noch irgendwelche neuen Proviantmittel. Eine große Enttäuschung für Soltikof. „Die Vereinigung mit den Österreichern ist also noch ein Problem, eine Sache, die in der Luft schwebt? Und vielleicht nimmt der König von Preußen sie jetzt in die Hand?“ Soltikof, nachdem er immer ungeduldiger einige Tage gewartet, beschloß, die Oder

nicht auf jener Brücke zu überschreiten — „scheut sich überhaupt sie zu überschreiten" (denken die französischen Herren Montazet, Montalembert) „nach des Königs von Preußen Seite[1]!" Was nicht unwahrscheinlich, obgleich der König mehr als zwanzig Meilen entfernt ist und mit Daun zu tun hat. Gewiß ist, daß Soltikof den Fluß zwischen sich und den etwaigen Operationen des Königs ließ und nach Frankfurt aufbrach, acht bis zehn Meilen weiter abwärts. In der Hoffnung, endlich einige menschliche Existenz zu finden? Am 30. Juli, eine Woche nach seiner Schlacht, kommt seine Vorhut dort an.

So hat Wedells Diktatur in zwei Tagen, oder sogar in einem, ihr Ende erreicht. Es ist leicht, höhnisch zu sagen: „Hätte sie doch nie begonnen!" Friedrich weiß dies, und Wedell weiß es — nach dem Ausgang weiß es jeder! Friedrich sagte nichts Vorwurfsvolles, eher das Gegenteil — „Ich fürchtete etwas der Art; es ist nicht sein Fehler[2]"; befahl Wedell, fleißig an der Brücke von Krossen zu wachen und sich für ein weiteres Signal bereitzuhalten. Das Problem Wedells ist nun, in solch verfallenem Zustande, Friedrich selbst anheimgestellt.

Dies ist die Schlacht von Züllichau (am Nachmittag des 23. Juli 1759), der Beginn der furchtbaren Unglücksfälle dieses Feldzugs. Auch die Schlacht von Kay und von Palzig genannt, da dies ebenfalls Hauptorte darin waren. Sie wurde verloren, nicht durch den Fehler von Wedells Truppen, die sich tapfer aufopferten, noch auch vielleicht durch den Fehler Wedells selbst, sondern hauptsächlich, wenn nicht allein, durch jene beiden elenden Bäche, oder Streifen von Sumpfboden, deren einer die Mühle von Kay treibt. Denkwürdige Bäche in diesem Feldzug von 1759[3].

Nahebei in derselben Gegend ist ein anderer, gleich elender Bach, welcher der Oder zufließt und die sogenannte Krebsmühle treibt, der zwanzig Jahre später bei dem gesamten europäischen Publikum noch berühmter wurde. Die Krebsmühle, noch ganz ohne Auszeichnung unter den Mühlen, im Besitz eines staubigen Individuums, das Müller Arnold hieß und seinen eigenen staubigen Sohn zum Müllerburschen hatte. Arbeitete sie an jenem Tage? Oder hatte der schreckliche Donner von Palzig ihr Klappern verschlungen? —

Ungefähr drei Wochen vorher (4.—6. Juli) ereignete sich ein unerwartetes, scharfes Gefecht bei Havre de Grace an der französischen Küste, das an dieser Stelle ein Wort von uns verdient. Die Montazets, Montalemberts mit ihrer Wachsamkeit, ihrem Umherbotschaften in den österreichisch-russischen Höfen und Lagern, ihren fortwährenden Bemühungen, die

[1] Stenzel IV. 215 (unklar und gibt einen falschen Bericht aus Montalembert II. 87).

[2] An Wedell vom Könige, „Schmottseifen, 24. Juli 1759" (in Schöning II. 118).

[3] Tempelhof III. 125—131.

Soltikofs in richtiger Stimmung zu halten — wir können bemerken, wie geschäftig sie sind. Soubise mit seiner Invasion von England, alle Franzosen sind sehr geschäftig, sie haben Hessen vom Herzog Ferdinand erobert und versprechen sich einen ruhmreichen Feldzug nach jener Besitzergreifung von Frankfurt. Soubise, auf seine neue Unternehmung bedacht, macht wirklich eifrige Vorbereitungen. In Vannes, in dem Morbihan, gibt es solch ein Versammeln und Ausrüsten. Besonders in Havre werden zahllose flache Fahrzeuge gebaut, und Unruhe und Aufregung herrscht unter den schwächeren Volksklassen in beiden Nationen. Worauf:

„Am 1. Juli" (gerade in den Tagen, als Friedrich zuerst seine reitende Artillerie versuchte) „Konteradmiral Rodney mit einigen Fregatten und sechs Bombardier-Galioten" (Feuerdrache, Basilisk, Zerstörer und ähnliche Namen[1]) „von Portsmouth in See geht und am dritten, Dienstag nachmittag, in der Bucht von Havre ankommt. Steuert vor Einbruch der Dunkelheit in den ‚Kanal von Honfleur' und beginnt von dort mit seinem Feuerdrachen, Basilisk und Comp. ein solches Bombardement auf Havre und die Bauplätze der flachen Fahrzeuge, daß es ganz erstaunlich war. Unaufhörlich, zweiundfünfzig Stunden lang, ehe er meinte, das arme Havre habe genug. Das arme Havre wurde sechsmal in Brand gesteckt, die flachen Bauplätze" (nicht zu löschen), „ich weiß nicht, wie viele Male; alle Einwohner sind in Verzweiflung geflüchtet, und die Garnison baut bald diese, bald jene Batterie, ohne Erfolg; es gibt keine Rettung für sie, außer daß Rodneys ‚Mörser zu heiß werden'. Er hatte 1900 Bomben und 1150 Brandkugeln gefeuert: von Mittwoch um Sonnenaufgang bis Freitag gegen 8 Uhr morgens — um die Zeit zum Frühstück, was nach einer solchen Dauer der Arbeit hoffentlich jedermann wohl bekam. ‚Kein der Erwähnung werter Schaden angerichtet,' sagen die französischen Zeitungsschreiber; ‚wir werden bald alles wieder instand setzen!' Aber sie taten es nie; und nichts geschah hinfort von Havre aus. Vannes war immer der Hauptort und soll es jetzt noch mehr sein; nur daß Hawke — höchst unerwartet, denn man meinte, alle ihre Schiffe seien in fernen Weltgegenden beschäftigt — dort mit einer mächtigen Kanalflotte angesegelt kommt; und die vorläufige Frage ist nun: ‚Können wir Hawke nicht schlagen? Können wir! Oder wird er nicht vielleicht von selbst gehen, wenn das stürmische Wetter kommt?'"

[1] Die Liste bei Beatson, Naval and Military Memoirs (London 1804) II. 241; seine Depesche (vortrefflich kurz) ebend. II. 323.

Drittes Kapitel / Friedrich versucht sich in eigener Person vergeblich am russischen Problem

Schon vor Wedells Katastrophe war der Zweck jener Haddick-Loudonschen Detachements Friedrich etwas deutlicher geworden. Ihre Pläne, beginnt er zu argwöhnen, sind gar nicht auf Berlin gerichtet, sondern auf die Vereinigung mit Soltikof — bei Krossen, oder wo immer es sein mag. Dies ist in der Tat ihr wirklicher Zweck, und dies zu verhindern, ist von der höchsten Bedeutung, wichtiger beinahe als Berlin selbst. Wichtig und jetzt dem Anschein nach unmöglich geworden.

Prinz Heinrich war mit seiner Armee nach Bautzen gekommen, besonders um sich nach Loudon und Haddick umzusehen. Und hat diese ganze Zeit über Fink mit ungefähr 10 000 westlich von ihnen patrouillieren lassen, zur Deckung von Berlin, während er selbst südlich davon Wache hielt, wo wie im Westen keine Gefahr von ihnen drohte. Kurz vor Wedells Vorgehen hatte Friedrich Eugen von Württemberg nach Osten vorgeschoben — indem er mutmaßte, daß ihre eigentliche Aufgabe nach jener Seite liege. Eugen hatte nur 6000 und konnte außer in Verbindung mit Fink und Heinrich nichts tun — ebensowenig kann er es jetzt, da Friedrichs Mutmaßung sich als verhängnisvoll wahr ausweist. Friedrich hatte immer die zornige Empfindung, daß Fink und Prinz Heinrich die Schuld an dem trügen, was sich jetzt ereignete, daß sie, die in der Nähe waren, das Geheimnis dieser Leute hätten ahnen und zu rechter Zeit vereiteln sollen, statt es ihm zu überlassen, der weit weg und anderweitig so in Anspruch genommen war. Bis zuletzt war das seine feste Privatmeinung, deren Aussprechen übrigens nicht im geringsten nützte — zumal jetzt, da er die nun höchst zweifelhafte Unternehmung selbst versuchte und von allen um ihn her Schnelligkeit und Eifer nötig hatte. Dies ist eine von Friedrichs berühmten Arbeiten, diese in bezug auf die Haddick-Loudonsche Vereinigung mit Soltikof. Eine energische, kurze, konvulsivische Anstrengung, welche etwa eine Woche lang dauerte, voll von feuriger Einsicht, Geschwindigkeit und Tatkraft. Noch heute von den Kennern bewundert, obgleich sie nicht erfolgreich oder nur zur Hälfte erfolgreich war. Schwer auf irgendwelche Weise dem Sinne moderner Leser nahezubringen, die so weit davon entfernt sind.

Friedrich erhielt die Nachricht von Züllichau am folgenden Tag (24. Juli) und rüstete sich augenblicklich. Es ist ein kritischer Fall, besonders dieser Haddick-Loudonsche Bestandteil. Soltikof durch dreißig- bis sechsunddreißigtausend Österreicher verstärkt, wie soll man mit ihm fertig werden? Ein äußerst dringlicher Fall — und die dafür zu Gebote stehenden Hilfsmittel gering und verstreut. Mehrere Tage lang sind Haddick und Loudon unter ihm, deren Bewegungen lange rätselhaft waren, geradeaus ostwärts durch die Lausitz marschiert — in der offenbaren Absicht, sich mit Soltikof zu vereinigen, wenn Wedell es nicht verhindert. Wedell vor ihnen bildete das Haupthindernis. Fink, Heinrich und Württemberg sind so gut als ungefährlich. Und da Wedell nun geworfen ist, werden diese Österreicher, besonders Loudon, wie im Fluge vorgehen. Es heißt, daß sie sich der Gegend von Sagan nähern, glücklicherweise noch ziemlich weit westlich davon und von der Stadt Sagan ziemlich weit n o r d westlich. Aber alle Nachrichten über sie sind unbestimmt, dunkel. Sie sind dunkle Existenzen für Friedrich, allein Existenzen von der höchsten Bedeutung. Die Stadt Sagan mag von dort, wo Friedrich steht, ungefähr vierzehn Meilen entfernt sein. Von Sagan, wenn sie einmal in dem Bereich von Sagan sind, liegt ihre Straße nach Osten und Norden frei. Nach Krossen ist es ungefähr zwölf Meilen nordöstlich von Sagan, nach Frankfurt beinahe zwanzig Meilen gegen Norden. Sagan liegt an der Bober; die Bober ist auf alle Fälle zwischen die Österreichern und ihrem Ziele.

Friedrich sieht ein, daß, so gefährlich es auch sein mag, Dauns Nachbarschaft zu verlassen, er sofort in eigner Person gehen muß. Und wer wird in der Zwischenzeit Daun und seine Unternehmungen bewachen? Friedrichs Erwägungen sind: „Ja, in der augenblicklichen Krise muß Sachsen — obgleich schon marodierende Banden von Reichsvolk darin umherschweifen — noch eine Zeitlang sich selbst überlassen werden; oder kann nicht Fink mit seinen zehntausend acht darauf haben? Heinrich, der jetzt mit seiner Armee in Bautzen ohne Nutzen ist, soll augenblicklich zum Rendezvous nach Sagan kommen. Seine Armee soll mit mir marschieren gegen die Russen und ihre Haddick-Loudons. Heinrich geht an meiner Statt nach Schmottseifen und achtet auf Daun; Heinrich, es bleibt mir kein anderer übrig! Fink und seine zehntausend müssen Sachsen unter ihre Obhut nehmen, so gut sie können. Was für ein Glück waren jene Streifzüge im Frühling, welche die Reichsmagazine zerstörten! Wodurch noch keine Reichsarmee nach Sachsen gekommen ist (nichts als einige vorläufige Spritzer davon), noch keine, und es wird wahrscheinlich auch sobald noch keine kommen.“ Das ist Friedrichs schneller Plan.

Heinrich brach sofort auf, wie alle dabei Beteiligten. Am 29. Juli waren Heinrich und seine Armee in Sagan. Die Armee wartete auf den König; Heinrich befand sich auf dem Wege nach Schmottseifen. Er war

nach Sagan gekommen, „in beinahe den schnellsten Märschen, von welchen man je gehört", oder doch nicht vor einigen anderen Märschen Heinrichs, die er bald nachher in jener Gegend ausführte. Pünktlich auf den Tag war er da, und ebenso Eugen von Württembergs Leute und alle Detachements und Divisionen. Friedrich selbst erreicht Sagan an jenem selben 29. „um Mitternacht" — und findet reichliche Arbeit vor. Hat während der beiden verflossenen Nächte keinen Schlaf gehabt und vorläufig noch keine Aussicht darauf. Ein äußerst schnelles Rendezvous. Jedermanns Schnelligkeit ist intensiv gewesen und muß es noch sein.

Dies Rendezvous in Sagan — das Sichkreuzen von Heinrich und Friedrich, die verschiedene Straßen gehen (denn ich glaube nicht, daß die Brüder sich begegneten, da Heinrich auf einem kürzeren Wege nach Schmottseifen aufgebrochen war) — fand statt Sonntag, den 29. Juli. Dann folgen sechs Tage einer Jagd auf jene österreichischen Füchse, wie man bisher selten oder nie gesehen. Eine leidenschaftliche, atemlose, täuschende Jagd, wovon die Hälfte mit mühsamem Durchstreifen des Feldes, mit bloßem Finden und Verlieren hingeht. Am Ende nicht eigentlich erfolgreich. So daß es acht Tage später am 6. August in Müllrose bei Frankfurt, 16 Meilen von Sagan, ein zweites Rendezvous gibt — ein Rendezvous von Wedell und Friedrich, die sich jetzt nicht „kreuzen", sondern begegnen, nachdem die Jagd vorüber ist — und in der Zwischenzeit hat eine wunderbare, obschon nicht erfolgreiche Leistung stattgefunden. Friedrich konnte die Österreicher nie recht erwischen. Nur einmal bei Sommerfeld, einen langen Tagesmarsch nordwestlich von Sagan stieß er auf einige ihrer Außenposten. Und im allgemeinen gab es in jenen letzten acht Tagen, besonders während der ersten sechs, in jener Kottbus-Saganer Gegend ein solches Durchkreuzen, Ablenken, Vorwärtsdrängen und wechselndes Auf- und Abwogen von Märschen eines halben Dutzends strategischer Existenzen, deren Mittelpunkt Friedrich ist, dergleichen meiner Meinung nach niemand, außer einem speziell militärischen Leser, welcher für diesen besondern Soldaten eine große Bewunderung hegt, erklärt haben möchte. Einer der verworrensten, unverständlichsten Strudel von Märschen. Ein unentwirrbarer Schwertertanz, oder Tanz von Furien — ihrer fünf im ganzen (das ist die korrekte Zahl: Haddick, Loudon, Friedrich, Württemberg, Wedell) — und alles dies wird uns in regelloser Mischung hingeworfen in jenen unmenschlichen Büchern (die obendrein manche Druckfehler haben). Möge niemand sich unbedachtsam vornehmen, daß er es verstehen will, wenn er nicht muß. Menschlich geordnet, nicht unmenschlich aufs Geratewohl hingeworfen ist hier das Wesentliche davon — in sehr gedrängter Form:

„Sagan, Montag, 30. Juli. Friedrich ist in Sagan, seit der verfloßnen Mitternacht, immer geschäftiger und geschäftiger; das Feld durchstreifend, wie wir es ausdrückten, und seine Hunde" (die neue Heinrich-Armee) „zusammenkoppelnd.

Vor allem bemüht, Kunde zu erlangen von jenen so rätselhaften österreichischen Truppen — ein geschickter Mann, Loudon — die einen Vorhang von Panduren zwischen sich und Friedrich aufgehangen haben, der beinahe undurchdringlich ist. Im Laufe dieses Montags ermittelt Friedrich, daß sie in Wahrheit unterwegs sind, von Osten her auf Sommerfeld losmarschieren. — ‚Von dort nach Krossen!' er braucht keinen Geist, ihm das zu sagen. Weshalb,

D i e n s t a g, v o n S a g a n n a c h N a u m b u r g. Dienstag vor Tagesanbruch ist auch Friedrich unterwegs in nordwestlicher Richtung, in vollem Marsch auf Naumburg an der Bober, um ihnen dort die Brücke wegzunehmen. Er marschiert aufs schnellste, ist selbst wie gewöhnlich mit der Vorhut von Reiterei an der Spitze. Er erreicht Naumburg" (nordwärts, ein Marsch von vier Meilen), „findet weder Haddik noch Loudon, aber eins ihrer Detachements, das er sogleich mit seiner Reiterei überfällt und forttreibt. Wobei er bemerkt, daß ‚der Weg, auf welchem sie fliehen, nach Westen führt'. Nach Westen und daß wir, dem Himmel sei Dank, noch einen Vorsprung vor ihnen haben.

Ehe seine ganze Infanterie an Ort und Stelle oder in Naumburg zum Ausruhen gekommen ist, ermittelt Friedrich durch genauere Kunde, daß die Österreicher in Sommerfeld stehen, westwärts" (wieder etwa vier Meilen), „und schließt, daß sie ohne Zweifel sich mehr links, wahrscheinlich nach Guben, wenden und versuchen werden, ihm zu entkommen — wenn er sie nicht noch in Sommerfeld einholen kann. Bei Einbruch der Nacht marschiert er in größter Eile nach Sommerfeld, kommt Mittwoch früh an, findet — leider! —

S o m m e r f e l d, M i t t w o c h m o r g e n, 1. A u g u s t. Friedrich findet, daß Loudon gestern abend dort w a r — vergangene Zeit, leider. Und die Frage ist nun: Wo ist er? In der Tat hatte Loudon gestern an Daun geschrieben" (der Brief existiert noch: „Sommerfeld, 31. Juli"), „daß er, ‚da er schnell und leicht sei', größtenteils aus Kavallerie bestand, ‚die Vereinigung wahrscheinlich noch heute abend bewerkstelligen könne'. — Hat jedoch seitdem beim Anblick dieser Flüchtlinge aus Naumburg seinen Sinn gar sehr geändert und sich mehr links gewandt. Marschiert nun gerade nach Norden, sehr rasch, da er jetzt nichts als Reiterei hat — und hält eine wichtige Konferenz mit Haddick in Guben, sobald sie dort ankommen. ‚Nicht in Sommerfeld?' denkt Friedrich (indem er durch jenen in den Panduren-Schleier gemachten Schlitz eine ernste Umschau hält). ‚Sehr wahrscheinlich nach Guben gegangen, da sie sich von uns nach links wenden?' — Was in der Tat so war, obschon es nicht alles war. Und wirklich ist die Jagd wieder ungewiß geworden, und wir müssen wieder das Feld durchstreifen. Eins erfährt er heute (1. August), daß die Russen nach Frankfurt gegangen sind. ‚Folge Er ihnen, Er Wedell' — befiehlt Friedrich. Sie werden wir bekämpfen müssen — wie auch diese Jagd endet. —

N a c h M a r k e r s d o r f D o n n e r s t a g, 2. A u g u s t. Friedrich schlägt die Straße nach Guben ein; erreicht Markersdorf", (ein Marsch von vier Meilen, noch anderthalb oder einunddreiviertel Meilen von Guben) „begegnet —. Was für eine Erscheinung ist dies? Der österreichische Lastzug, nicht wenige Proviantwagen und ein Infanterieregiment zu seiner Bedeckung — geht aber den falschen Weg. Nicht auf die Russen zu, sondern von ihnen fort. Was in aller Welt kann dies sein? Es ist Haddick — könnte Friedrich es nur klar wissen — Haddick und sein Zug, der für seinen Teil das Unternehmen der Vereinigung aufgegeben hat. In Guben, wenige Stunden zuvor, hatte er eine Konferenz mit Loudon, und dies war das Resultat derselben: ‚Unmöglich, mit jenem König so in der Nähe! Sie Herr Loudon dringen vorwärts, ohne schweres Gepäck und nur mit der Reiterei. Sie können hinkommen, beinahe zwanzigtausend stark. Ich mit der Infanterie, mit dem Proviant und den schweren Kanonen, will umkehren und wieder nach der Lausitz marschieren!'

Diesen geheimnisvollen österreichischen Zug, der den falschen Weg geht, greift Friedrich an, was es auch sein mag." (In der Hoffnung wahrscheinlich, es möchte

die österreichische Gesamtmacht sein.) „Treibt ihn energisch vor sich her, nimmt sämtliche Proviantwagen und etwa tausend Gefangene. Noch ungewiß, was es ist — wenn es nicht die österreichische Gesamtmacht ist. Zu seinem Kummer findet er, indem er tiefer hineindringt, daß es nur Haddick ist und die Infanterie. Daß Loudon mit den zwanzigtausend Reitern nach Frankfurt abmarschiert sein wird — hat einen unersetzlichen Vorsprung gewonnen, der schnelle Loudon — eilt während dieser ganzen Zeit immer nordwärts, seit jenem Nachmittag bei Sommerfeld, als die Flüchtlinge seine Ansicht änderten, ein jetzt unerreichbarer Loudon. Während der Nacht vom Donnerstag hat Friedrich sich überzeugt, daß die Vereinigung Loudons mit den Russen so gut als stattgefunden hat. — In der Tat kam Loudon nach Frankfurt am Morgen des 3. August und vereinigte sich dort mit den Russen. Und um dieselbe Zeit, oder nur einige Stunden früher, hat Friedrich aus den Symptomen geschlossen, daß seine Jagd auf diese ziemlich erfolglose Art beendet, und daß die Verfolgung Haddicks nicht der Weg sei, den er einschlagen müsse[1]."

Nicht gegen Haddick jetzt; mit oder ohne ihre Österreicher, die Russen sollen jetzt angegriffen werden. Zwei Tage vorher (Mittwoch, wie erwähnt wurde), vor dem Erscheinen jener geheimnisvollen Proviantwagen, hatte Friedrich erfahren, daß die Russen wieder in Frankfurt wären, und hatte Wedell befohlen, in jedem Falle dorthin zu marschieren. Was Wedell auch tat, diesen ganzen Donnerstag und die vier folgenden Tage. Und was von Freitag, 3. August, 1 Uhr morgens an (da die Jagd vorüber ist) auch Friedrich selbst tut — Haddick und die Jagd aufgebend. Fortan gerade auf Frankfurt los. Das Hauptquartier ist heute abend in Beeskow, morgen abend in Müllrose, wohin Wedell beschieden ist, drittehalb Meilen von Frankfurt. Dies ist das Ende von Friedrichs mühevoller Jagd und seinem Marsch, tief eingebrannt in sein müdes Gehirn, wenn das unsrige ihm noch den Eingang verwehrt. Hier ist ein Bericht von ihm, im Tone völligen Ermattens, hauptsächlich geschäftlichen Inhalts, an den Minister Finkenstein. Ja, wir haben während der nächsten zehn Tage drei einanderfolgende Briefe an Finkenstein, die es der Mühe wert sein wird, an den Orten, wohin sie gehören, zu lesen. Dies ist der erste:

Der König an Graf von Finkenstein (in Berlin).

Beeskow, 3. August 1759.

„Ich bin eben hier angekommen, nach harten, schrecklichen Märschen" (bezwingt sich jedoch). „Alles dies ist nicht zum Verzweifeln; und ich glaube, der Lärm und die Unruhe, welche dies Getümmel verursacht hat, wird das Schlimmste daran sein. Zeigen Sie diesen Brief jedermann, damit man weiß, daß der Staat nicht unverteidigt ist. Ich habe von Haddick über tausend Gefangene gemacht. Alle seine Proviantwagen sind genommen. Fink wird ihn, wie ich glaube, im Auge behalten und Berlin gegen seine Versuche sichern. Dies ist alles, was ich sagen kann.

Morgen marschiere ich bis drittehalb Meilen von Frankfurt" (nach Müllrose nämlich), „Katte" (der Minister, welcher diese Dinge unter seiner Obhut hat) „muß mir augenblicklich zweihundert Wispel Mehl und einhundert Bäcker nach Fürstenwalde schicken. Ich werde bei Wulkow lagern. Sechs Nächte lang habe ich kein Auge geschlossen. Adieu. — F."

[1] Tempelhof III. 135—139.

Während des obigen verworrenen Kriegstanzes der Fünf — an dem Tage, als Friedrich in Sommerfeld war, einen Tag, ehe er der Proviantwagen Haddicks ansichtig wurde, welche den falschen Weg gingen — ereignete sich in Minden an der Weser sechzig Meilen entfernt eine glänzende, für Herzog Ferdinand und Ihrer britannischen Majestät Ministerium im höchsten Grade heilsame Kriegstat, eine Tat, welche hier von uns ein Wort erheischt. Ein wirklich glänzender Sieg, der von Minden, am 1. August. Die Franzosen jählings durch die Pässe dort getrieben. Ihre „Eroberung Hannovers und der Wesergegend" völlig aufgeflogen und über den Horizont hinausgeschleudert, und Herzog Ferdinand von allen seinen Nöten befreit und wieder gebietender Herr in jenen Gegenden. Vom höchsten Interesse für Friedrich — besonders auch für Prinz Heinrich, dessen Befürchtungen wegen Ferdinands und der Rückkehr der alten Richelieu-Hastenbeck-Halberstadtschen Zeit sehr groß gewesen sind, und der jetzt in Schmottseifen von ganzem Herzen Freudenfeuer dafür anzündet. Eine Schlacht, welche noch jetzt für englische Leser von einigem Interesse ist. Aber werden englische Leser in diesem heißen Drang von Friedrichs Krise eine Pause machen und den kürzesten Bericht lesen mögen, welcher derselben fremd ist? Ach, ich fürchte, sie mögen es — und will die folgende Notiz einschalten:

Schlacht von Minden, Mittwoch, 1. August 1759. — „Immer seit Bergen ist es mit Ferdinands Angelegenheiten schief gegangen und trotz geschickter Führung, harter Kämpfe und glänzender Funken von Erfolg hat er einen unglücklichen Feldzug gehabt. Die Franzosen, so scheint es, sind wirklich kriegstüchtiger geworden. Belleisles Anstrengungen als Kriegsminister sind beinahe wunderbar gewesen — in gewisser Hinsicht zu wunderbar, wie wir hören werden! — und Broglio und Contades haben, im Vergleich mit Clermont und Soubise, wirkliche Soldateneigenschaften. Contades, der wieder jenseits des Rheines, in der Wesergegend weilt, ist auf seine Weise geschickt und durch Nacheiferung Broglios angestachelt, hat sich hier beständig weiter ausgebreitet. Während Broglio, von Frankfurt am Main aus vorrückend, Hessen erobert hat, in Hannover eindringt und auf dem Punkte ist, Hannover zu erobern — und wie soll Ferdinand dies verhindern? Ferdinand hat es mit zwei, wenn nicht drei Armeen zu tun und ist an Zahl einer einzigen nicht viel überlegen. Wenn er marschiert, um Hannover von Broglio zu retten, verliert er Westfalen: Osnabrück" (sein Magazin), „Münster, Lippstadt — Contades wird, sich selbst überlassen, diese nach einer kurzen Belagerung nehmen und wird sich dort einnisten und dann, nicht wie ein vorübergehender Fieberanfall, sondern wie sichtbarer Tod, auf Hannover losbrechen. Ferdinand, schnell doch bedächtig, manövrierte, so gut es nur irgend ging, zwischen diesen seinen Interessen am linken Ufer der Weser herum. Aber nach der Wegnahme Mindens" (welche durch Broglio und den Beistand eines verräterischen Bauern glänzend ausgeführt wurde), „besonders nach der Eroberung von Osnabrück sind seine Aussichten gewissermaßen düster. Und in Versailles und in Minden, wo Contades sich eingerichtet hat, wird ‚die Eroberung von Hannover'" (ein schönes Gegengewicht gegen alle unsre Verluste in Amerika oder anderswo) „als eine Gewißheit dieses Jahres betrachtet.

Während der letzten zehn Tage des Juli war das Manövrieren um Minden herum, besonders auf seiten Ferdinands, äußerst lebhaft gewesen. Ferdinand hat eine große, für Contades mehr oder weniger unverständliche Idee in seinem Kopfe. Contades, mit einigen dreißigtausend, welche die bessere Hälfte seiner Streitmacht bilden, hat eine der

unangreifbarsten Stellungen eingenommen. Er liegt nach Norden gewandt, sein rechter Flügel an der Weser, mit Posten bis nach Minden." (Minden ist etwa eine halbe Stunde nordwestlich von dort.) „Auf seiner Linken unpassierbare Torfmoore und Sümpfe, in der Front ein sumpfiger Fluß, oder unpassierbarer schwarzer Bach, die Bastau genannt, der von Westen kommt und bei Minden mündet[1]. Dort liegt Contades, wie in einer Kaninchenhöhle, sagen die Militärs. Zur Verteidigung, wenn das sein alleiniger Zweck ist, kann kein Posten stärker sein. Contades befehligt in Person etwa dreißigtausend. Und um ihn auf beiden Seiten der Weser steht Broglio mit zwanzigtausend. Außerdem sind andre Divisionen da, ich weiß nicht, wie viele, die Münster belagern, Osnabrück" (unser Heu-Magazin) „erobern, Lippstadt" (ohne Erfolg) „zu überrumpeln suchen und von Tag zu Tag zu Ferdinands Verderben in jener Gegend von Minden sich festsetzen. Drei oder vier Divisionen sind auf solche Weise beschäftigt. Und vor allem, wie wir sagten, hat er Broglio mit zwanzigtausend auf dem rechten oder östlichen Ufer der Weser, der, wenn Ferdinand ihn auch nur für einen Tag verläßt, Hannover auf Gnade und Ungnade zu seiner Verfügung zu haben scheint und, wann er will, auf die Stadt Hannover marschieren kann, wo seine leichten Truppen bereits mehr als einmal gewesen sind. Warum geht Ferdinand nicht über die Weser und wieder über die Weser, um Broglio im Zaume zu halten und Hannover zu retten? rufen die Zeitungsschreiber und ein Publikum von schwacher Urteilskraft. Pitts Publikum ist geneigt, über Ferdinand zu murren, Pitt selbst nimmer. Ferdinand hält beharrlich an der Gegend von Minden fest und manövriert dort in wenig verständlicher Weise, indem er von dort Contades' Leuten bei ihren Belagerungen und dergleichen so viel Schaden zufügt, als er kann.

Gegen Contades selbst kann er sich nicht anmaßen, irgend etwas zu tun, außer ihn zu täuschen, ihn herauszulocken und auf die Gelegenheit zu einem Streich gegen ihn zu passen. Aber für seinen eigenen Unterhalt ist er sehr tätig, nimmt durch einen plötzlichen Schlag die Stadt Bremen weg. ‚Ja fürwahr, Bremen ist eine Reichsstadt; und ihr sollt sie nicht wegnehmen, wie ihrs mit Frankfurt machtet; aber ich will sie nehmen, statt eurer. Und meine englischen Proviantschiffe sollen fortan einen sichern Hafen haben.' So nimmt er Bremen durch eine plötzliche Überrumpelung, nimmt Osnabrück wieder durch eine andere (‚unser Magazin ist beträchtlich vermehrt, seit es in euren Händen ist, vielen Dank dafür!'), verliert Münster, zu seinem Kummer. Behauptet aber nichtsdestoweniger seine Stellung hier — ja schickte seinen schnellschlagenden Neffen, den Erbprinzen, der für dergleichen Dinge berühmt wird, um den starken südwärts stehenden Posten Contades'" (Gohfeld, zehn Meilen weseraufwärts) „abzuschneiden, welcher seine Proviantwagen deckt nach ihrer langen Fahrt aus dem Süden. Das ist Contades' einziger schwacher Punkt bei dieser Lage der Dinge. Sein Proviant ist in Kassel, vierzehn Meilen entfernt. Broglio und er sehen klar: ‚Bis wir ein neues Magazin viel näher bei Hannover anlegen, oder zum mindesten dies Volk verhindern können, uns hier zu belästigen, kann an einen Marsch nach Norden nicht gedacht werden.' Sowohl für Contades als für Broglio ist das eine selbstverständliche Sache, und als notwendige Folge daraus ergibt sich, daß sie Ferdinand eine Schlacht liefern müssen, ihn luchsartig bewachen müssen, bis eine Gelegenheit sich findet, ihn zu schlagen. Das sind ihre Absichten, und Ferdinand weiß es — und manövriert dementsprechend. Militärs bewundern sehr nicht allein seine Bewegungen, sondern seine klare Einsicht in Contades' und Broglios Gemütsverfassung, und auf welche Weise sie gehandhabt werden mußten, sie und ihre Angelegenheiten, um dahin gebracht zu werden, wo er sie brauchte[2].

Dieser Versuch gegen Gohfeld war ein arges Mißgeschick für Contades, wenn er gelang. Aber den Prinzen von Braunschweig dafür zu entsenden und die eigne schon

[1] S. das Kärtchen S. 329.
[2] In Mauvillon (II. 41—44) ein genauer Bericht über dies alles.

zu schwache Armee noch mehr zu schwächen. ‚Was für eine Unbedachtsamkeit, was für ein Versehen!' denkt Contades" (wie Ferdinand wünschte, daß er denken möge). „‚Verliert unser geschickter Gegner also in dieser höchst bedrängten Lage den Kopf? Seht euch seinen linken Flügel dort an'" — (General Wangenheim, der hinter seinen Batterien liegt, in seinem Dorfe Todtenhausen und nach Minden von Norden hereinschaut). — „Wangenheims linker Flügel lehnt sich an die Weser, ja; aber Wangenheims Rechte, wie ihr sehen könnt, hat in mehr als einer Stunde Entfernung keinen Stützpunkt. Jagt Wangenheim heraus, Ferdinands Flanke ist entblößt." Diese Lage der Dinge schien Contades recht eigentlich die Gelegenheit, auf welche er gewartet hatte, und brachte ihn im Triumph aus seiner Kaninchenhöhle in die Heide von Minden, wie Ferdinand gehofft hatte.

„Und so sind Dienstag abend, 31. Juli, nachdem alles zur Reife gediehen, mehr als fünfzigtausend Franzosen in eifriger Bewegung. Contades hat neunzehn Brücken fertig über den Bach Bastau in seiner Front. Zapfenstreich soll heute abend in Contades' Lager Generalmarsch bedeuten. ‚Marschiert ihr alle über diese neunzehn Brücken an eure Plätze in der Ebene oder Heide von Minden dort — und seid pünktlich wie die Uhr!' Broglio überschreitet die Weser auf der Stadtbrücke und stellt sich auf, Todtenhausen gegenüber. Die ganze Nacht hindurch gibt es seitens der fünfzigtausend Franzosen sehr viel Marschieren und Ausschwärmen. Contades und Broglio sind einundfünfzigtausendvierhundert zu Fuß und zu Pferde. Ferdinands gesamte Macht wird nahezu sechsundvierzigtausend betragen. Aber am Tage der Schlacht hat er nur sechsunddreißigtausend — da er den Erbprinzen nach Gohfeld geschickt hat, in welcher Absicht wissen wir. — Die Schlacht von Minden, auch von Tonhausen (d. h. Todtenhausen) genannt, welche sich hierauf ereignete, hat noch ihren Ruhm in der Welt und ist, wie mir scheint, für den soldatischen Geist gar sehr des Studiums wert, wenn auch hier nur ein grober Umriß davon möglich ist.

Ferdinands Posten erstrecken sich von dem Weserfluß und Todtenhausen bei Stemmern und Holzhausen herum, nach Hartum und dem Sumpfe der Bastau" (seine Hauptmacht nach der Bastau zu), „in verschiedenen Dörfern, waldige Flecken und vorteilhaft gelegenen Punkten, die alle aus einer Entfernung von einer oder anderthalb Meilen auf Minden herabsehen und eine Art Bogen bilden, mit Minden als Zentrum. Er will in acht Kolonnen aufmarschieren, natürlich mit weiten Räumen zwischen denselben, weiten, aber indem er vorrückt, sich beständig verengenden Zwischenräumen, die allerdings verderbliche Lücken sein werden, wenn Ferdinand den Angriff erwartet, aber eng genug zusammenfließen werden, wenn er sich schnell auf Contades wirft. Denn Contades' Linie ist auch von bogenartiger, oder beinahe halbkreisförmiger Gestalt, Minden als Zentrum dahinter. Minden, an dem Punkte gelegen, wo die Weser und der Bach einander durchschneiden, seine rechte Flanke lehnt sich an die Weser, Broglio gegenüber Wangenheim die äußerste Rechte. Seine Linke mit Infanterie und Artillerie ruht auf jenem schwarzen Bach Bastau, mit seinen neunzehn Brücken. Da das Terrain auf beiden Flügeln uneben ist, nicht so geeignet für Kavallerie, so stellt Contades seine ganze Kavallerie ins Zentrum. Es ist die Blüte der französischen Armee, ungefähr zehntausend Reiter im ganzen. Festes offnes Gelände liegt dort vor ihnen, und starke Batterien und Massen von Infanterie stehen zur Unterstützung auf beiden Flanken, Batterien, die ihr Kreuzfeuer auf jeden Angreifer schleudern werden, der herankommen mag. Broglio, sagten wir, bildet den rechten Flügel, stark an Artillerie und Infanterie, Broglio soll Wangenheim vernichten. Und was wird dann oder sogar schon vorher, wenn Wangenheim beschäftigt gehalten wird und wir flink sind — aus Ferdinands linkem Flügel, mit einer Lücke von mehr als einer halben Meile zwischen Wangenheim und ihm, falls zehntausend auserwählte Reiter sich dies zunutze machen? Hätten die Franzosen preußische Gewandtheit und Schnelligkeit im Marschieren besessen, so ist es sehr möglich, daß aus diesem letztern Umstande

etwas hätte folgen können. Aber Ferdinand weiß, daß sie den Preußen darin nicht gleichen, und wird für seine Flanke genügende Sorge tragen.

Contades und seine Leute hatten den besten Willen aber kein Geschick im ‚Aufmarschieren', und einmal auf ihren neunzehn Brücken über die Bastau, vergeudeten sie viele Stunden. — ‚Bin ich zu weit? nicht weit genug? zu nahe? nicht nahe genug?' — und wogten in großer Eile und Verwirrung die ganze Nacht umher. Der Kampf hatte um 5 Uhr morgens beginnen sollen. Broglio war um 5 Uhr an seinem Platze und sah sich Wangenheim schweigend an. Aber unglücklicherweise unternahm er nichts gegen Wangenheim (‚Ihr da seid noch nicht fertig, wie ich sehe!'), ausgenommen daß er etwas kanoniert — und unternahm in Wahrheit während der ganzen Schlacht nichts (‚Noch nicht fertig, ihr andern!'), was ohne Frage ein verdächtiges Benehmen war, obgleich es nicht dafür angesehen wurde in Versailles, als man die Sache dort diskutierte. Was Contades' Leute betraf, so verbrachten sie nach Überschreiten der Brücken eine Nacht voll Täuschung und Verwirrung und waren keineswegs genau an Ort und Stelle bei Sonnenaufgang, noch auch um 7 oder selbst um 8 Uhr, und suchten noch ihre Fehler zu verbessern, als der Stoß kam und die Zeit vorbei war.

Der Morgen ist sehr neblig, aber Ferdinand ist selbst seit dem frühesten Tagesanbruch mit Auskundschaften beschäftigt gewesen. Seine Befehle gestern abend waren, ‚die Kavallerie soll um 1 Uhr morgens satteln' — da er mutmaßte, es werde Arbeit geben, was er jetzt bestätigt findet. Von 5 Uhr morgens an strömt Ferdinand aus seinem Lager nach Osten zu, aufs schönste konzentrisch sich Contades nähernd. Seine Kavallerie ist nicht im Zentrum, aber die englische Infanterie steht im Zentrum" (sechs Bataillone, oder sechs Regimenter, nach englischer Rechnung), „gerade gegenüber jenen zehntausend Reitern Contades', deren Anblick für sie sehr belebend zu sein scheint. Die englische Kavallerie steht auf dem rechten Flügel bei dem Dorfe Hartum. Lord George Sackville war mit dem Satteln um 1 Uhr nicht sehr pünktlich gewesen, aber er ist um 8 in Schlachtordnung aufgestellt — niemand weiß, in welcher Stimmung; mürrisch und schlaff, wie ich annehme. Englische Touristen, die sonst nichts zu tun haben, mögen sich Hartum auf der Südseite betrachten, als den Fleck, wo sich an jenem Tage eine sehr häßliche Begebenheit zutrug.

Bald nach 8 beginnt der Kampf mit einem Angriff gewisser Hessen auf Hahlen und dessen Batterien, einen Versuch, die Franzosen aus Hahlen herauszutreiben — was nicht sofort gelingt" (in der Tat erforderte es drei Angriffe im ganzen) „und vielleicht jenen sechs englischen Bataillonen sehr langweilig vorkommt. Ferdinands Befehl an sie war: ‚Ihr sollt zum Angriff vorrücken, ihr sechs, bei Trommelschall!' aber es scheint, daß sie verstanden ‚mit Trommelschall!' ‚Indem wir unsere eignen Trommeln rühren; jawohl, das versteht sich!' — Und dieser Arbeit bei Hahlen müde, oder in der Meinung, daß sie nichts damit zu tun hätten, marschierten sie vorwärts im Sturmschritt, ohne auf Hahlen zu warten! Zum Entsetzen ihrer hannoverschen Kameraden, die aber trotzdem beschlossen, ihnen als zweite Linie zu folgen. Das Kreuzfeuer der Contadesschen Artillerie, eine Batterie von dreißig Kanonen auf einer Flanke, eine von sechsunddreißig auf der andern, tut ihr Bestes gegen diese vorwärtstrachtende Infanterie. Aber diese scheint sich wenig darum zu kümmern, marschiert gerade vorwärts und bricht und vereitelt, zum Erstaunen der französischen Reiter und der ganzen Welt, vollständig den gegen sie gemachten Angriff und marschiert zur Verfolgung weiter vorwärts. Die zehntausend Reiter sind verwundert, beleidigt und stürzen wieder vor zu einem wütenden Angriff. Die Engländer machen halt und schließen sich zusammen. ‚Kein Feuer, bis sie auf vierzig Schritte herangekommen sind!' Und dann solche reißende Feuerströme, wie kein Pferd oder Mann sie auszuhalten vermag. Wieder und wieder sammeln sich jene zehntausend, Masse auf Masse stürzen sie unwillig voran, wieder, immer wieder — ungefähr sechs Angriffe im ganzen — aber sie durchbrechen nicht die englischen Linien. Ein Angriff" (der des Regiments Mestre-de-Camp, der sich

zu einem Wutanfall steigerte) „bricht einmal durch, durch die erste Linie, wird aber in schrecklichem Zustand zurückgeworfen durch die zweite. Hiernach geben sie es auf, als eine Sache, die unausführbar ist. Und drängen rückwärts, hierhin, dorthin, sämtliche fünfundsiebzig Schwadronen, und man sieht sie zwischen ihren beiden Infanterieflügeln in vollständiger Unordnung auf- und abwogen.

Dies hat ungefähr eine Stunde gedauert. Dies ist eigentlich die Seele des Kampfes; obgleich es an anderer Tätigkeit rechts und links auf beiden Seiten nicht fehlte. Geschützfeuer in großartigem Stil auf beiden Flügeln und Gegengeschützfeuer" (vortreffliche Leistung von ‚Kapitän Phillips' auf *unserem* rechten Flügel). „Broglio, der eine sehr laute Kanonade gegen Wangenheim unterhält, aber wenig Schaden tut oder leidet, auf *ihrem* rechten Flügel. Wangenheim hält Wache über jene Lücke zwischen Ferdinand und ihm, bis sie hinreichend ausgefüllt ist. Die Infanterie ihres rechten Flügels machte dort einmal einen Versuch; aber die preußische Kavallerie" — (es diente immer eine kleine Abteilung Preußen in dieser Alliierten-Armee) — „brach hervor und warf sie in glänzender Weise zurück. Das Geschützfeuer und dieser hübsche Angriff der preußischen Kavallerie ist alles, woraüf man sich besinnt, ausgenommen den Angriff des englischen und hannoverschen Fußvolks im Zentrum. ‚Eine unübertreffliche Tat', sagt Tempelhof" (obgleich sie so leicht hätte verhängnisvoll sein können!) — „welche Contades' Zentrum ins Schmelzen gebracht und Contades gewissermaßen völlig zu Wasser reduziert hat. Contades sagte bitter: ‚Ich habe gesehen, was ich nie für möglich gehalten — wie eine einzige Linie Infanterie drei Linien in Schlachtordnung aufgestellter Kavallerie durchbricht und sie zugrunde richtet[1]!'

Dies war die Haupttat, diese Arbeit von einer Stunde im Zentrum, die eigentliche Seele des Kampfes. Und wäre Lord George Sackville, General der Reiterei, gekommen, als man herangaloppierte und ihm den Befehl überbrachte, so würde, sagen alle Kenner, eine Vernichtung hier stattgefunden haben, dergleichen selten eine Armee



a a Contades' Lager
b b Broglios Lager.
c c Ferdinands Stellung in der Nacht vom 31. Juli.
d d Wangenheims Stellung in der Nacht vom 31. Juli.
e e Ferdinands Schlachtlinie.
f f Französische Schlachtlinie.
g Französische Kavallerie.
h Englische Infanterie.
i Englische und hannöversche Kavallerie unter Sackville.

betroffen. Lord George — immerwährende Schmach und Trauer über seinen Namen! — konnte seinen Weg zum Vorrücken nicht finden! Zögerte, stümperte, wollte nicht einmal Granby, seinen Leutnant, kommen lassen, kam nicht auf einen zweiten Adjutanten, nicht auf einen dritten. Rückte gar nicht vor, sondern ritt zu dem Prinzen und fragte: ‚Wie soll ich vorrücken?' Der, mit einer Höflichkeit, welche ich nie genug bewundern kann, ihn nicht sofort umbrachte, sondern in mildem Tone antwortete: ‚Mylord, die Gelegenheit ist jetzt vorüber!' Wodurch Contades der Vernichtung entging und nur geschlagen

[1] Stenzel V. 204.

wurde. Etwa um 10 Uhr morgens war alles vorbei. Wenn eines Mannes Zentrum zu Wasser geworden ist, ist kein Teil von ihm fern von einem flüssigen Zustand. Contades zog sich über jene neunzehn Brücken zurück in seine Kaninchenhöhle — tüchtig gequält durch Kapitän Philipps' Artillerie, bis er wieder hinter die Hügel kam. Broglio, der gar nicht im Gewehrfeuer gewesen war, sondern nur den ganzen Morgen Wangenheim angebellt hatte, statt ihn zu beißen, deckte den Rückzug und retirierte nach Minden. Und so sind wir eine geschlagene Armee — dank Lord George keine vernichtete. Unser Verlust beträgt nur 7086 Mann" (samt schweren Kanonen, Standarten, Kavalleriefähnchen und dergleichen), „der ihrige 2822 — wovon die volle Hälfte auf jene verwegenen sechs Bataillone kommt[1].

Und was bekommt man abends von Gohfeld zu hören? Der Erbprinz, der uns dort gerade während der Stunden von Minden zu schaffen machte, hat unsere Nachhut dort auseinandergesprengt. Und wir müssen nach Süden aufbrechen, allesamt, ohne einen Augenblick zu verlieren! Aus dieser Kaninchenhöhle geht der Rückzug rückwärts durch eine schwierige Gegend, das sogenannte Westfälische Tor, welches in alter Zeit verhängnisvoll war für Varus' Legionen. Contades machte sich in jener selben Nacht auf den Weg. Verlor den größten Teil seines Gepäcks, alle seine Eroberungen, jene Schatteneroberung von Hannover und mehr als seinen ganzen Ruhm" — (Versailles schreit ihm entgegen: ‚Tritt ab; laß Broglio den Oberbefehl führen'). — „Und zog so in Verwirrung heimwärts, hierhin und dorthin, gegen den Rhein zustrebend, nur Wesel, worauf er sich in jenen Gegenden verlassen konnte, wie zuvor. Broglio retirierte in der Richtung von Frankfurt, auch wie gewöhnlich, obschon nicht ganz so weit, und war in Versailles offenbar siegreich. Der eifrige Belleisle konnte seinen Contades nicht schätzen. Man weiß nicht, ob er insgeheim Contades oder Broglio für den Verlust von Minden tadelte. Was für ein Verlust war Minden auch für den eifrigen alten Mann selbst gewesen! Jene Schatteneroberung von Hannover ist ganz verschwunden. Und was noch schlimmer, in Ferdinands Beute befanden sich gewisse Briefe von Belleisle an Contades, welche seltsame Dinge einschärften — zum Beispiel: ‚Il faut faire un désert du Pays'" (ganz Hessen, glaube ich, wenn Ferdinand euch nicht angreift) „devant l'Armée und dergleichen mehr. Was Ferdinand für gut hielt, zu veröffentlichen, und was ein häßliches Echo in der öffentlichen Meinung wachrief[2]."

Der schmachvolle Sackville wurde vor einem Kriegsgericht zur Verantwortung gezogen, verabschiedet und für unfähig erklärt, Sr. Majestät wieder ‚in irgendeiner militärischen Kapazität' zu dienen — vielleicht eine milde Art, anzudeuten, daß es ihm an dem gewöhnlichen Mut eines Soldaten fehle? Die eifrige Majestät, immer streng in soldatischen Angelegenheiten, erklärte es offiziell für ‚ein Urteil schlimmer als der Tod selbst' und strich obendrein mit ihrer eigenen königlichen Hand, indem sie selber die Feder ergriff, Sackville aus der Liste der Mitglieder des Geheimen Rats aus. Ohne Zweifel recht und unerläßlich — und man hätte streng wie das Schicksal dabei beharren sollen, was jedoch während einer neuen Regierung nicht der Fall war. Übrigens war immer und ist noch etwas Rätselhaftes an Sackvilles handgreiflich schlechter Haltung! Es ist schwer zu glauben, daß es einem Sackville an gewöhnlichem Mut sollte gefehlt haben. Dieser Sackville focht Duelle mit Anstand. Im Privatleben war er ein grober, herrschsüchtiger Mensch, ohne den Anschein mangelnden Mutes.

[1] Mauvillon II. 44—60; Tempelhof III. 154—179 usw. und Proceedings of a Court-Martial, held at the Horse-Guards, 7.—24. März und 25. März bis 5. April 1760, in Trial of Lord George Sackville (London 1760). In Knesebeck, Ferdinand während des Siebenjährigen Krieges (I. 395), Ferdinands Brief an Friedrich vom „31. Juli"; und (ebend. 398—418 und II. 33—36) viele spezielle Einzelheiten über Sackville und den „1. August".

[2] Wurden aufgefangen in Detmold (Tempelhof III. 223); alte Zeitungen sind voll von Auszügen daraus, während der nächsten Wochen.

Es ist bekannt, daß er Herzog Ferdinand nicht liebte, weit davon entfernt! Mag er nicht in besonders übler Laune gewesen sein an jenem Morgen, der glückverlassene Narr? Mürrisch gegen Ferdinand und sein ‚Satteln um ein Uhr', mürrisch gegen sich selbst, gegen Welt und Menschheit und für den Augenblick heroischen Taten schlaff abgeneigt? Und der Augenblick kam und der Mann war nicht da, außer in jenem unklaren, schlaffen und auf immer verfallnen Zustand! Archenholz allein von allen Geschichtschreibern ist der Meinung, daß er die ausdrückliche Absicht hatte, die Schlacht von Minden und Ferdinands Ruhm zu verderben und an seiner Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt zu werden. Wunderlich, mag aber doch eine Spur von Begründung gehabt haben! Wahr ist es, dieser Sackville war ebenso geschickt, den Lauf der Sterne zu lenken als Armeen zu lenken. Aber ein solcher Sackville hat Ehrgeiz, und was ihm noch verhängnisvoll eigentümlicher ist, eine Gelegenheit, denselben zu entfalten — jeder Dummkopf hat einen Ehrgeiz, der, wenn er nur hinreichende Ermutigung findet, einer Erweiterung ins Unendliche fähig ist. Genug von diesem besonderen Dummkopf, und möge es lange dauern, ehe wir wieder seinesgleichen sehen! —

Die englische Kavallerie war wütend auf Sackville. Von der englischen Infanterie sagen die Geschichtschreiber, was man jetzt nicht viel mehr bei uns hört, „daß diese unübertrefflichen Sechs" (in fleißiger Tapferkeit unübertrefflich, obschon sie ihre Befehle mißverstanden und es ihnen schlecht hätte ergehen können!) seit jener Zeit die Regimenter von Minden heißen, daß sie die Regimenter 12, 20, 23, 25, 37 und 51 der britischen Linientruppen sind und ‚Minden' auf ihren Fahnen tragen[1] — mit stillem Nutzen, wie ich hoffe!

Man stelle sich vor, wie Pitts Publikum, jüngsthin so düster und zweifelnd, wieder zu freudiger Gewißheit aufflammte! Pitts Aussichten sind dieses ganze Jahr hindurch wirklich düster gewesen; auch sind seine Schwierigkeiten noch nicht zu Ende, obgleich wir hoffen, daß sie enden werden. Wir wollen ein anderes Stück gleichzeitiger Geschichte von jenseits des Ozeans hinzufügen, welches noch ein feindliches Ansehen hat und für Pitt und England von peinlichem Interesse sein wird, wenn sie davon hören.

„Vor Quebeck, 31. Juli 1759. An ebendiesem Abend ist bei Quebeck, an der anderen Seite des Atlantischen Ozeans — Abend in Quebeck, 9 oder 10 Uhr nachts für Contades und seine neunzehn Brücken — eine schwierige Unternehmung im Gange. Oberhalb und unterhalb der Montmorency-Fälle und ihres Ausflusses in den St. Lawrence versucht General Wolfe vorzudringen gegen die Franzosen unter dem Marquis von Montcalm, dem französischen Oberbefehlshaber, und einen Schlag auszuführen gegen Quebeck und ihn. Von der Südseite des St. Lawrence läßt sich nichts gegen Quebeck tun, so groß ist die Entfernung hinüber. Von der Isle d'Orleans und der Nordseite ist es bis jetzt auch unmöglich. Die untere Stadt von euern Schiffen und Schanzen zu beschießen, ist leicht genug; aber die obere Stadt ragt hoch über ihre Zinnen empor, selbst den Kanonen unzugänglich. Blickt herab auf den geschicktesten britischen Admiral und seine Flotte, wie mit einem Ausdruck von Gleichgültigkeit und versucht sich in schwarzen Nächten gegen ihn mit Brandern und Brandflößen, den schlauesten Arten von Feuerwerkerei, die er geschickt beiseiteschafft.

Eine tapfere Unternehmung Wolfes, obschon eine erfolglose. Gegen Abend erreicht sie ihr Ende. Ganz Quebeck ist auf den südlichen Wällen versammelt und sieht mit gespanntem Interesse zu, indes die erhabenen Montmorency-Fälle gleichgültig niederbrausen. Seit etwa einem Monat hat General Wolfe mit der gehörigen Kriegsrüstung

[1] Kausler, Schlachten usw. S. 58.

und zehntausend Mann See- und Landsoldaten, von Pitt besonders zur Belagerung von Quebeck auserwählt und brennend vor Begierde nach Erfolg, alle Pläne versucht, an die Stadt heranzukommen — aber ohne Erfolg. So hoch, zerklüftet, felsig ist das Gelände, zerschnitten durch bergige Abgründe und Sturzbäche, Arme des großen St. Lawrence-flusses. So geschickt machen Montcalm und seine Leute, die hier zu Hause und an regulären Truppen Wolfe beinahe gleich sind, nicht zu reden von Wilden und Kanadiern, sich dies zunutze. Wolfes Plan am 31. war nicht schlecht angelegt, und die Ausführung ist mit Eifer betrieben worden, See- und Landsoldaten alle vom besten Geiste beseelt — aber es begegneten ihm unglückliche Zufälle. Unglückliche Zufälle beim Ausbooten, dann ein noch schlimmerer Unglücksfall beim Landen, indem das Grenadierregiment, welches unterhalb der Fälle übersetzte, unmittelbar, nachdem es gelandet, auf eigene Faust gegen die dortige Schanze anstürmte, ohne auf zwei Brigaden zu warten, welche oberhalb der Fälle übersetzen und mitwirken sollten. Dies traf Wolfe bis ins Herz und bewog ihn, zumal da die Flut wieder eintrat, die ganze Unternehmung aufzugeben und alle zurückzurufen, solange es noch Zeit war[1]. Wolfe hält strikte Disziplin, er liebt vor allem andern den willigen Geist und kann ihn in seiner Umgebung entzünden. Aber liebt ebenso die Disziplin und weiß, wie verderblich die allzu Willigen sein können. Noch sechs Wochen lang gibt es Mühsal über Mühsal allerorten für den armen Wolfe. Er verfällt in Fieber, in Elend, sein Herz bricht beinahe. Nur das eine ist gewiß für ihn, daß er nach Kräften sein Außerstes tut bis zum Tode. Nach sechs Wochen werden wir vielleicht wieder von ihm hören, wie er schnell dem Tode, aber auch dem Siege und dem Ziel aller seiner Wünsche entgegen gleitet."

Und nun nach diesem Fluge um die halbe Welt ist es Zeit, daß wir zurückkehren in die Odergegend und zu einem Friedrich, der dort am Rande gewaltiger Ereignisse steht. Einen Tag nach Beeskow, wo wir ihn verließen, kam er rechtzeitig in Müllrose an, wo Wedell sich am 6. August mit ihm vereinigte und ist jetzt in Wulkow — „gelagert zwischen Lebus und Wulkow", wie wir anderswo hören — ganz in der Nähe Frankfurts und großer Ereignisse.

Friedrich an den Grafen von Finkenstein (zweites Billett).

„Wulkow, 8. August 1759.

Wenn Sie morgen feuern hören, wundern Sie sich nicht; es ist unser Frohlocken über die Schlacht von Minden. Ich glaube, ich werde Sie noch einige Tage in Spannung halten müssen. Ich habe viele Vorkehrungen zu treffen; ich finde große Schwierigkeiten zu bekämpfen — und es gilt, unser Vaterland zu retten, nicht es zu verlieren. Ich muß sowohl vorsichtiger als unternehmender sein denn je. Kurz, ich will tun und unternehmen, was ich tunlich und möglich finde. Bei alledem sehe ich mich in der Notwendigkeit, zu eilen, um Haddicks etwaigen Absichten gegen Berlin Einhalt zu tun. Adieu, mon cher. In kurzem werden Sie entweder ein De Profundis haben oder ein Te Deum. — F.[2]"

[1] Gentleman's Magazine für 1759 usw. 470—473; Thackeray I. 438.
[2] Oeuvres de Frédéric XXV. 305, 306.

Viertes Kapitel / Schlacht bei Kunersdorf

Sonntag, den 29. Juli, wurde in Frankfurt an der Oder der Gottesdienst unterbrochen und die arme Stadt in Verwirrung gestürzt durch die wirkliche oder voraussichtliche Ankunft der Russen. „Auf der Krossener Straße, ganz nahe; sie kommen, sind da!" Und sie erschienen unleugbar am folgenden Morgen in Stärke auf der gegenüberliegenden, östlichen oder Kunersdorfer Seite des Flusses, auf der Höhe des Oderdammes dort und verlangten augenblicklichen Einlaß, bei Strafe allgemeinen Todes durch Feuer.

In der Stadt stand Major Arnim, ein Veteran jener Gegenden, mit vierhundert Mann Miliz. Diese mit ihren Gewehren und mit zwei Kanonen bilden die einzige Verteidigung von Frankfurt. Die Stadt hat Tore, aber ihre Wälle, scheint mir, sind hauptsächlich Gartenmauern und Hausmauern. Auf der Ostseite gibt der Fluß, besonders wenn man Kanonen auf der Brücke hat, ihr einigen Schutz; aber auf der Westseite und allen andern Seiten ist sie von Höhen umgeben. Dieses Frankfurt, wie sein größerer Namensvetter am Main, ist als ein geschäftiger Handelsplatz bekannt, dessen Märkte viel besucht werden in jenen östlichen Gegenden, und wird von den Russen für weit reicher gehalten, als es ist. Da der Bericht eines Augenzeugen vorhanden ist[1], mag es dem Leser willkommen sein, ein wenig zu sehen, wie sie sich dort betrugen:

„Arnim, der sich die russische Abteilung betrachtet, schätzt sie, oder was er davon sehen kann, auf tausend." (Es waren in Wirklichkeit sechstausend.) „Hält seine Zugbrücke aufgezogen und antwortet entschlossen genug: ‚Nein.' Worauf von dem Oderdamm eine feurige Granate abfliegt. Eine und keine weiter — welche in das Haus der ‚Frau Thielicke fiel, einer Bäckerswitwe, die an der Türe stand' — tötete die arme Frau Thielicke, richtete in dem Hause beträchtlichen Schaden an, aber steckte es nicht in Brand. Arnim, der von der ganzen Obrigkeit um des Himmels willen beschworen wird, sie zu verlassen, zieht insgeheim seine beiden Kanonen nach dem nördlichen Tore zurück und packt in der Tat in voller Eile auf. ‚Werfen wir uns nach Küstrin', denkt Arnim, ‚und retten uns und unsre Kanonen, da hier nichts zu machen ist!'

[1] Johann Ludwig Kriele, Schlacht bei Kunersdorf, mit usw. (Berlin 1801). Kriele war später Pastor des Kirchspiels, ein vortrefflicher gescheiter Mann, und hat in kurzer Form, mit einer genauen Karte, einen klaren Bericht von allem, was sich in, vor und nach der Schlacht begab, zusammengestellt.

Es war gegen 11 Uhr vormittags, als die Thielickesche Granate fiel. Der hartnäckige Arnim wollte keineswegs gehen, packte aber nur um so schneller. Eine zweite Aufforderung kam. Noch: Nein! Dann schicken die Russen die dritte und letzte Aufforderung: ‚Granaten, mehr als hundert liegen bereit, wenn ihr nicht —!‘ ‚Wir wollen, wir wollen, o barmherziger Diener der Zarischen Majestät!‘ erklärt leidenschaftlich die Obrigkeit. Aber Arnim verhält sich noch ablehnend, hält noch die Brücke aufgezogen. Eine von den hundert kommt geflogen als Vorgeschmack. Diese fiel nieder ‚bei der Oberkirche, in den Schornstein des Stadtmusikus‘, warf den Schornstein krachend über ihm nieder" (man stelle sich einen Mann mit einiger Feinheit des Gehörs vor), „riß das Haus beträchtlich auseinander, aber steckte es wieder nicht in Brand. ‚Eure hartnäckige Stadt kann also bombardiert werden — nicht wahr?‘ bemerkte der russische Unterhändler. — ‚Gebt uns freien Abzug!‘ schlägt Arnim vor. ‚Nein, ihr sollt Kriegsgefangene sein, die Stadt sich der Zarischen Majestät auf Gnade und Ungnade ergeben.‘ ‚Nimmermehr!‘ antwortet Arnim (für das äußere Ohr). — ‚Geht! O um des Himmels willen geht!‘ schreit die ganze Beamtenschaft.

Arnim, taub gegen das Geschrei, aber unablässig bemüht, sich fertigzumachen, geht endlich durch die Lebuser Vorstadt im Geschwindschritt. In guter Ordnung, doch so schnell, als er kann. — Nimmt die Stadtschlüssel in seiner Tasche mit und läßt die Zugbrücke aufgezogen. Man bedauert den armen Arnim und seine vierhundert Mann Miliz, dessen Benehmen, in solcher schwierigen Lage und Aufregung, tadellos war, sich aber als erfolglos erwies. Die erschreckte Obrigkeit, die ihre Schlüssel verloren sieht und brandlustige Russen an ihren Toren, holte sofort Grobschmiede herbei, schlug mit Meißel und Hammer die verschlossene Zugbrücke nieder, schlug die Tore auf: ‚Kommt herein, o gnädige Herren, und möge die Zarische Majestät Gnade mit uns haben!‘ So daß Arnim einen geringen Vorsprung hatte für Leute, die zu Fuß marschierten, und auf der Hälfte des Weges eingeholt wurde. Auch jetzt wollte er nicht weichen, obwohl die feindliche Übermacht überwältigend war. Nahm Stellung an dem besten Ort, den er finden konnte, widerstand hitzig, hitzig und geschickt, aber umsonst. Gegen sechs Uhr abends wurden Arnim und seine Abteilung als Gefangene nach Frankfurt zurückgebracht — er selbst, seine überlebenden Leute, Kanonen und alles" (er selbst in verwundetem Zustande) — „und ‚in verschiedenen Brauereien eingesperrt‘, wo sie, wie ich fürchte, wenig wundärztliche Sorgfalt genossen. Der arme Arnim; kein Mann konnte mehr tun, und er ist erfolglos gewesen."

Es ist keineswegs unsere Absicht, die Iliade von Not, Aufregung, Schrecken und Unruhe, die Mühsal und zur Verzweiflung treibende Quälerei zu beschreiben, welche das arme Frankfurt seit jenem Tage, etwa fünf Wochen lang, unablässig erduldete. „Die Proviantlieferungen (der russische Vorrat war ganz aufgezehrt) erreichten einen unglaublichen Umfang; Auslieferung von Linnen, von Tuch, von allem, was einer hungrigen Armee nützt, vor allem von Pferden, so daß zuletzt nur noch vier Pferde in ganz Frankfurt zurückblieben, und" — aber wir wollen nicht auf die Einzelheiten eingehen.

„Am zweiten Tage" (was für den gesamten Zustand der Dinge bezeichnend ist) „wurde außer allem diesen ‚ein Lösegeld von 600 000 Talern verlangt, oder ihr werdet den Kosaken überliefert werden!‘ Frankfurt hat nicht mehr als zwölftausend Einwohner in seinen Mauern, und hier ist eine plötzliche Kopfsteuer von fünfzig Talern auf die Person. Frankfurt besitzt keine solche Summe; die strengste Sammlung lieferte nicht mehr als den zehnten Teil davon. Und mehr als einmal wurden jene blutdürstigen Vagabunden öffentlich aufgestellt, Pechkränze in den Händen: ‚Die 600 000 Taler, oder —!‘ Das Amt des Präsidenten der Bürgerschaft Frankfurt war kein Bett von

Rosen. Die arme Obrigkeit eilte in Verzweiflung umher, erpreßte Geld bis auf den letzten Tropfen, Geld und zuletzt Silbergeschirr, von denen, die es hatten, ging in tränenvollen Deputationen zu General Soltikof — ein strenger stolzer Mann, vielleicht der Schmeichelei zugänglich — der sie statt dessen gewöhnlich einsperrte. Die Obrigkeit war einmal fast eine Woche in russischem Gewahrsam eingesperrt; saß in der glühenden Sonne; wenn sie den Schatten eines Baumes aufsucht, richtet die Schildwache das Gewehr gegen sie — und sie schien dem Tode verfallen. Für mich, Kriele, ist es ein Wunder, wie die meisten von uns am Leben blieben; ja, es fehlte uns wirklich nie an Nahrung, so gütig war die Vorsehung, so großmütig unsre armen Nachbarn aus allen umliegenden Städten. Die höchste Geldsumme, die sich erheben ließ, betrug vierzigtausend Taler; nichts als etwas Silbergeschirr und eine Verschreibung für den Rest. Soltikof, eine hohe Art Herr, sah endlich, wie es stand, entließ die Obrigkeit aus dem Gewahrsam, schickte das Silbergeschirr zurück — ‚Nichts hiervon!' — ja, die Zarische Majestät selbst war großmütig und erließ uns die Verschreibung, auf unser Gesuch, im nächsten Jahre. Die Kosaken waren freilich plünderungslustige wilde Gesellen; aber die Russen hielten sie meistens außerhalb der Tore. Die regulären Russen waren höflich und hielten Disziplin, sowohl Offiziere als Soldaten — betrugen sich weit besser als die Österreicher[1]." Nach diesen wenigen Zügen stelle man sich Frankfurt vor. Dies, was jetzt in den meisten Büchern vergessen ist, bildet einen Hintergrund, worauf Dinge sich ereigneten, welche noch denkwürdig sind für jedermann.

Freitag, den 3. August, erschien General Loudon, kam frühe an, in der Gubener (oder westlichen) Vorstadt, seine achtzehntausend und er. Natürlich in bester Stimmung und ziemlich stolz, Friedrich entwischt zu sein, fand jedoch eine Aufnahme, die ihn überraschte. Die Russen hatten auf Vereinigung gehofft, noch mehr aber auf Proviant. ‚Hilfstruppen; hm! — nur 18 000 im ganzen, wieviel willkommener würden ebenso viele Zentner Proviant gewesen sein!' Loudon hatte seine Bagage gerade nach Frankfurt hineingeschoben und machte gleichfalls eine Requisition von dem und dem Proviant, Ladungen von Lebensmitteln und dergleichen, zu einem unmäßigen Betrage, welche schnurstracks von der Stadt geliefert werden sollten; aber von keiner dieser Maßregeln wollten die Russen auch nur für einen Augenblick hören. ‚Hinaus mit euch!' erklärten sie grob dem Bagagevolk; ‚quartiert euch in der Gubener Vorstadt, oder wo ihr wollt; nicht hier!' Und in bezug auf die Requisition von Proviant antworteten sie in höhnisch-zornigem Tone, ‚Proviant? auch ihr ohne Proviant? Ihr habt uns keine Lebensmittel gebracht, wie ihr, dem Vertrage gemäß, hättet tun sollen; statt Lebensmittel bringt ihr uns 18 000 neue Esser, meist zu Pferde — Satan mag euch danken! Daß ihr von Frankfurt kein Lot Lebensmittel bekommt, könnt ihr versichert sein; Frankfurt ist unsre eigne arme Vorratskammer, ohnehin schon schrecklich leer: bleibt draußen und nährt euch wo und wie ihr könnt!'

Dies alles mußte Loudon, obschon er von hitzigem Temperament war und leicht aufbraufte, um des allgemeinen Besten willen schweigend ertragen. Loudons eigne Tafel wird von Frankfurt versorgt, aber die keines andern Österreichers. Alle andern müssen sich behelfen, so gut sie können. So sind denn traurige Requisitionen nötig und traurige Plünderung, um diese zu ergänzen. Das Benehmen der Österreicher war sehr schlecht, sagen die Frankfurter; ‚besonders hatten sie allmählich alle Kornmühlen in der Nachbarschaft verbrannt; im Umkreise vieler Meilen stand nicht eine Mühle, als sie uns verließen' — und vier Pferde war alles, was wir an Zugkraft besaßen. Soltikof lebt in großem Staat, viele Soldaten und Kanonen paradieren vor seinen Türen; kein würdeloser oder unmenschlicher oder eigentlich törichter Mensch, aber sehr hochfahrend in seinen Manieren und den österreichischen Würdenträgern unangenehm."

[1] Kriele, Schlacht bei Kunersdorf usw. 1—15 (in zusammengedrängter Form).

Die Hauptmasse der russischen Armee liegt jenseits der Oder auf dem Judenberg und weiter östlich den Höhen entlang gelagert, in einer Ausdehnung von beinahe drei Meilen, bis nach Kunersdorf und darüber hinaus. Sie erwarten Friedrich binnen kurzem an den Toren von Frankfurt, wissen gut genug, daß sie Frankfurt nicht verteidigen können. Sie rechnen darauf, daß Friedrich sie in ihrem Lager auf dem Judenberg angreifen wird, hoffen aber, daß sie dort beinahe zu seinem Empfang gerüstet sind. Loudon wird von der Gubener Vorstadt im geeigneten Moment herübereilen — willkommen bei einer solchen Kampfgelegenheit, obgleich mit üblen Augen betrachtet, wenn vom Essen die Rede ist. Die Russen haben ihre Wagenburg auf einer Insel gegen Süden, weiter flußabwärts. Sie haben drei dorthin führende Pontonbrücken, einen freien Rückzug, sollten sie geschlagen werden. Sie verschanzen sich mittlerweile, wie nur Daun tun würde — Kanonen und Schanzen um alle jene Höhen herum — und haben, ausgenommen daß sie Frankfurt zwingen, seine unmögliche Pflicht zu erfüllen und mit allen Pferden, außer vieren, Provisionen herbeizufahren, nicht viel mehr zu tun, als zu warten, bis der König kommt. Was wahrscheinlich schnell geschehen wird! —

Mittwoch, den 8. August, hatten russische und österreichische Generale ein gesellig-heiteres Rendezvous in Fischers Mühle, einer Mühle, die noch nicht verbrannt und zugleich eine angenehme Weinschenke war, in einem der hübschesten Täler der westlichen Umgegend, wo sie speisen und einen angenehmen Tag verleben wollten. Aber der Müllerbursche stürzte zu ihnen herein mit weitoffnen Augen; „Himmel und Erde, preußische Husaren!" Es waren in Wahrheit preußische Husaren, der König von Preußen in Person bei ihnen. Er ist hierher gekommen, um Ausschau zu halten — den Tag nach seiner Ankunft in jener Gegend. Die sich vergnügenden Generale, Russen und Österreicher, sprangen zu Pferde, so schnell sie konnten — die Hoffnung auf ein Mittagessen ist zunichte geworden, außer für die dazwischenkommenden preußischen Husaren — und würden alle gefangengenommen worden sein, hätte nicht jener Müllerbursche sie gewarnt, dessen Mühle ebenfalls in kurzem verbrannt wurde. Dieses Heimgaloppieren der ungespeisten Generale nach Frankfurt war die erste Nachricht, welche wir armen Frankfurter von des Königs Ankunft empfingen.

Der König hat seine Berechnung pünktlich eingehalten. Er traf mit Wedell zusammen in Müllrose — nicht sehr herzlich gegen Wedells Leute. „Keiner von euch spreche mit jenen geschlagenen Wichten," befahl er, „bis sie vielleicht ihren Züllichauer Flecken auslöschen!" Am 7. rückte Friedrich in die Nachbarschaft von Frankfurt vor, lagerte sich zwischen Wulkow und Lebus — und ist gerade zum Kundschaften ausgeritten. Und hat, man stelle sich vor, was für eine Bewegung in dem armen von Alpdrücken gequälten Frankfurt hervorgebracht! „Am folgenden Tage,

dem 9. August, hörten wir in Frankfurt von der Wulkow-Lebuser Seite her ein großes Feuern, Kanonensalven, Musketensalven: ‚Keine Schlacht', sagten uns die russischen Offiziere. ‚Es ist der König von Preußen, der ein Freudenfeuer für Minden macht', wovon wir bis dahin noch nichts wußten."

Friedrich urteilt nach einem Überblick dieser russisch-österreichischen Armee, die einige neunzigtausend zählt und derartige Stellungen, Artillerie und Vorteile hat, daß er, der nur vierzigtausend zählt, nicht stark genug ist. Und dies hat er in der Tat vorausgesehen und bereits so beurteilt, und er hat demgemäß Fink wieder hierher auf dem Marsche. — Berlin muß Glück haben, Sachsen muß sich in der Zwischenzeit so gut behelfen, als es kann. Fink wird in zwei Tagen hier erwartet. Nicht gerade in Lebus, aber an einem andern vorher bestimmten Ort. Fink wird ihn auf fünfzigtausend bringen, und dann kann die Arbeit anfangen! Der russischen Erwartung zuwider macht Friedrich keinen Angriff auf Frankfurt, scheint ganz ruhig in seinen Lagerplätzen. Er trifft (wenn jemand es wüßte) ruhig Vorbereitungen weiter flußabwärts. Um Reitwein herum, zwischen hier und Küstrin, werden Anordnungen getroffen, keineswegs von einer nach außen glänzenden Art.

Die russisch-österreichische Armee verläßt Frankfurt, nur einige hundert Mann Besatzung zurücklassend. Loudon setzt über den Fluß, Soltikof setzt über nach dem Oderdamm und weiter, und sie lagern, stark verschanzt, auf jenen Kunersdorfer Höhen und sandigen Moorflächen, welche sich ostwärts, in rechtem Winkel gegen den Oderdamm ausdehnen. Eins der stärksten Lager, die man sich denken kann. Ringsherum bis über Kunersdorf hinaus und wieder zurück, beinahe fünfviertel Stunden nach beiden Seiten, haben sie einen Kreis von Verschanzungen und endlose Artillerie. Und dort liegen sie in Schlachtordnung oder beinahe so bereit, Friedrich zu empfangen, wenn er sie von Frankfurt aus oder sonstwie angreifen wird. Sie machen Front nach Norden (nach Reitwein zu, wie sich findet). Im Rücken und auch in der Front, nur nicht so in der Nähe, sind Wälder und verworrene Wildnis. Loudon hat die linke Flanke. Das heißt, Loudons Linke erstreckt sich gegen den Oderdamm und Frankfurt zu. Er liegt bei dem Roten Vorwerk (einer gerade jetzt viel genannten Meierei), etwas nordwestlich vom Judenberg und dem Judenkirchhof (die gleichfalls viel genannt werden), und weiter voran als die Hauptmasse[1]. Soltikofs Hauptquartier liegt, wie mir scheint, auf dem rechten Flügel, wahrscheinlich in Kunersdorf selbst oder jenseits jenes Dorfes. Dort wenigstens ist unser hochwichtiger, rechter russischer Flügel, dort, kunstreich verschanzt, und endet eine Viertelstunde weiter an der Höhe steiler Talgründe, deren russischer Rand stark mit Kanonen ge-

[1] Siehe Kartenanhang Bd. VI.

säumt ist. Während sie jenseits, auf dem gegenüberliegenden Rande, ein Verhau errichtet und so die Sicherheit doppelt sicher gemacht haben. Sie schauen alle nach Norden, diese neunzigtausend. Ihre Linke etwas südlich von der Frankfurter Brücke, über welche Friedrich wahrscheinlich herankommen wird. Links etwas nach hinten haben sie ihre eigenen Brücken, sollte ihnen ein Unglück zustoßen. Drei Brücken, welche auf jene Oderinsel führen und in die dort gelegene russische Wagenburg.

Am 10. August kommt Fink pünktlich zur bestimmten Zeit in der Nähe von Reitwein an (etwa zwei Meilen stromab von Lebus, etwa drei von Frankfurt). Friedrich ist an demselben Tage schon vor ihm dort, begierig, die Brücken zu vollenden und die Arbeit zu beginnen. Eine Brücke besteht aus Pontons, eine andre aus „Oderbooten, die von Küstrin heraufgefahren sind". Die Brücken werden erst nach Anbruch der Nacht begonnen, falls Späheraugen in der Nähe sind, und werden in der kürzesten Zeit fertig. Und so strömt während derselben Nacht vom 10. die ganze Infanterie mit ihren Kanonen und Kriegsgerätschaften in zwei Kolonnen hinüber. Die Kavallerie reitet zur festgesetzten Zeit durch eine Furt, etwas weiter rechts. Und um vier, im Grauen des Augustmorgens (Sonnabend, 11. August 1759), finden sich alle Personen und Dinge in Ordnung am anderen Ufer dort, in jenen öden, viel durchschnittenen „Weidegründen von Göritz" oder von Ötscher aufgestellt, nach Kunersdorf zugewandt und bereit, sich dort in Schlachtordnung zu entfalten. Sie lassen ihr schweres Gepäck in Göritz, Wunsch soll dies und die Brücken hüten, und in gedrängter Ordnung sind alle unterwegs. Um ein Uhr nachmittags sind wir bis Leissow und Bischofssee gekommen, elende Flecken (wie alle andern), nicht mehr als zwei Meilen von Kunersdorf. Der Augusttag ist windstill, strahlend und schwül. Mann und Roß sind müde von der Arbeit und begehren nach Schlaf. Wir beschließen hier zu lagern und rasten auf dem ruppigen Boden, Heide, oder was es immer ist, bis morgen.

Fink führt die Vorhut, ist eine kleine Strecke voraus und mit seiner Linken an einem Stück See oder Sumpf. Die Armee steht in zwei Linien, mit ihrer Rechten bei Leissow, und hat Kavallerie in waldigem Gelände, welches dort im Rücken liegt. Nachdem Friedrich die Positionen bestimmt hat, reitet er zum Kundschaften aus, hierhin, dorthin, über die Höhen von Trettin. „Da der Tag noch heiß ist, leidet er beträchtlich unter Durst" (es ist unsere einzige Anekdote) „in jenem dürren Landstrich; endlich bringt ihm ein Bauer, frisch aus der Quelle, einen Krug reinen kalten Wassers, welchen glücklichen Mann der König mit einem Taler belohnte; und nicht nur dies, sondern da der Mann die Gegend gut kannte, nahm er ihn mit, damit er ihm etwaige Fragen beantworte." Auch die Leser mögen wünschen, einige Kenntnis von dem wichtigen Gebiet zu erlangen, welches jetzt in Augenschein genommen wird.

„Frankfurt, eine sehr alte, keine sehr schöne Stadt,“ sagt meine Notiz, „steht auf Alluvialboden, der von gewissen Lehmhügeln am linken Ufer der Oder abgelöst wurde. Es zählte ungefähr 12 000 Einwohner in Friedrichs Zeit, hat jetzt vielleicht 20 000, nicht die Hälfte seines Namensvetters am Main, aber drei große Märkte jährlich und viel Handel. An diesem linken oder westlichen Ufer der Oder ist das Land anbaufähig, ziemlich grasig und schattig, die Aussicht ringsum nicht unfreundlich. Aber ostwärts, jenseits des Flusses, könnte der Gegensatz nicht größer sein. Die Oder ist von rascher Strömung und trüber Farbe, wie sie unter der Frankfurter Brücke hinrollt — eine hölzerne Brücke, mit der Damm-Vorstadt an ihrem Ende — ein baumloser, öder Fluß, wenn man ihm aufwärts und abwärts folgt, der offenbar seinen Lauf oft geändert hat, seitdem er jenen Alluvialboden als Lage für Frankfurt ablöste, und der, obschon er jetzt hauptsächlich nach Norden strömt, doch noch erratische Neigungen hat und Verheerungen auf dem östlichen Flachlande anrichten würde — hätten nicht die Frankfurter einen Oderdamm auf jener Seite gebaut, einen breiten starken Erdwall, der sich viele Meilen weit erstreckt und seine Fluten begrenzt. Jenseits des Dammes sind Spuren einer ‚alten Oder‘. Und in der Tat ist die Oder in der Urzeit und in neueren Zeiten vielarmig dahingeflossen, einschneidend, aushöhlend, kleine Seen, Sümpfe und verschiedenartigen sandigen Aufruhr in großer Menge an jenem östlichen Ufer zurücklassend; aus dem sie so eine der unfreundlichsten Szenen chaotischer Öde geschaffen hat, die man sich denken kann — die unfreundlicher als je geworden ist in unseren eigenen neueren Zeiten.

Was wir die Höhen von Kunersdorf nennen, ist eine breite Hügelkette, die sich im rechten Winkel oder als eine Art Sporn von dem hochgelegenen Gelände im Osten vorstreckt, gerade auf die Oder und Frankfurt zu. Der Mühlberg ist die Wurzel oder das östliche Ende dieses Sporns. Vom Mühlberg über Kunersdorf nach dem Oderdamm, die ganze Länge des Sporns oder der Hügelkette, mag es wohl etwa dreiviertel Meilen sein. Die Breite der Kette beträgt nirgends eine halbe Stunde — was ihr Hauptfehler als ein Lagerplatz ist. Sie ‚ist zum Manövrieren zu enge‘. Hier auf der Höhe und auf den drei Seiten dieser Hügelmasse wurde die furchtbare Schlacht von Kunersdorf geschlagen“ (soll morgen geschlagen werden), „eine der furchtbarsten, die wir kennen. Eine seitdem denkwürdige Hügelmasse.

Allem Anschein nach war sie ehemals eine große Insel oder Kette von Inseln in den Oderüberschwemmungen. Sie ist noch von plötzlichen Vertiefungen durchsetzt — dem Kuhgrund, dem Tiefen Weg und am weitesten westlich und für uns hier am wichtigsten, dem Hohlen Grund“ (oder ‚Loudons Grund‘, wie man ihn später nannte) „und überall in seltsamer Weise zu stumpfen oder scharfen Gipfeln aufgeworfen, dem Werk der alten Oder in ihrem Wüten. In ihren höchsten Gipfeln — von denen die Leser sich besonders den Spitzberg, den Mühlberg, den Judenberg merken mögen — erhebt sie sich nirgends über hundertfünfzig Fuß; ihre Durchschnittshöhe mag etwa hundert Fuß erreichen. Auf beiden Seiten, besonders auf der nördlichen, ist das Gelände von der verwickeltsten Art: buschig, höckrig, voll herumirrender kleiner Bäche oder schlammiger Gewässer, besonders einem Hünerfließ genannten Ding, das in den östlichen Wäldern entspringt und unglaubliche Mühe hat, in die Oder zu gelangen — wenn es überhaupt hingelangt! Dies war morgen ein schlimmes Fließ für Friedrich. Das Hünerfließ kämpft sich in mühevollen Windungen zuweilen nahe, zuweilen entfernter der Nordseite unserer Hügelkette entlang. Entlang ihrer Südseite“ (in unserer Zeit mitten durch sie hindurch) „geht die Landstraße nach Reppen“ (‚Von jener Landstraße wird sein Angriff kommen!‘ dachten die Russen bis heute). „Im Norden nach Leissow, nach Trettin“, wo Friedrich jetzt mit seiner Umschau beschäftigt ist, „gehen verschiedene Wagenspuren, aber kein fester Weg. Ein höchst verworrenes unfreundliches Land. Verdorrte Binsengräser, Heide, Ginster vielleicht und auf beiden Seiten viel verstreutes Gehölz erstreckt sich ostwärts und besonders südwärts, viele Meilen weit dahin.

Übrigens hat“ (zu unserem Unglück an dieser Stelle) „das Schlachtfeld von Kuners-

dorf ein eigentümliches Schicksal in der Welt gehabt. Das nämlich, von den Winden hinweggeweht zu werden! Der damalige Schauplatz der Dinge existiert nicht mehr. Die Beschreibungen in den alten Büchern sind hoffnungslos unerkennbar geworden. In unserer Zeit gibt es keinen Landstrich, der mehr aus verworrenen Sandhaufen besteht als dieser zwischen Kunersdorf und der Dammvorstadt. Und man sieht ohne Hilfe von Berichten und Überlieferungen, daß er sich sehr zu seinem Nachteil verändert hat seit Friedrichs Zeit — da eine Kaninchenkolonie oder etwas Ähnliches, das ebenso geringfügig war, die Wurzeln abfraß, bis alle Vegetation erstarb und der Wind Besitz davon nahm und sie umhertanzen ließ — und daß er im Jahre 1759, als russische menschliche Wesen ihn zum Lagerplatz wählten, mindestens mehr oder weniger zusammenhängend gewesen sein muß, bedeckt und zusammengehalten durch einen Überzug rauher Vegetation, nicht wie jetzt in allen Winden umherwehend. Kunersdorf steht mit seinem Nordende in jenen K u h g r u n d hineingeschoben, der damals ein grasbedeckter Platz gewesen sein muß. Östlich von Kunersdorf hat der Boden noch eine Rinde von Torf und hält zusammen. Aber westwärts jene ganzen dreiviertel Meilen hin ist es ein bloßer Aufruhr von Sandhügeln, nach allen Richtungen umhergeworfen." (So fleißig sind die Kaninchen gewesen und die Winde.) „Keine Wasserkluft oder bestimmter Einschnitt oder Höhlung irgendwo zu unterscheiden, nichts als ein endloses Labyrinth verworrener Sandhaufen und Sandgründe, die in den Windstürmen fortwährend ihre Gestalt verändern. Nichts als Sand und völlig chaotisch — mit Ausnahme der festen gepflasterten Landstraße, welche jetzt hindurchläuft" (nach Reppen, Meseritz und der polnischen Grenze) und stark gepflastert ist, bis sie Kunersdorf durchschnitten hat. „Ein Schauplatz angehäufter Unfruchtbarkeit und Grausens, der nur in der Sahara seinesgleichen findet; die Züge der Schlacht ganz hinweggeweht und unentzifferbar in unserer Zeit.

Vor hundert Jahren hatte der Boden wohl eine zerrissene Rinde von Torf, von Heide und Zwergginster, woraus der Sand nur hier und da hervorbrach. So muß man sich ihn in Soltikofs Tagen vorstellen, ehe die Kaninchen ihn verheerten. Dies geschah, wie es scheint, erst binnen der letzten sechzig Jahre. Krieles Buch" (im J. 1801) „enthält noch keinen Wink über die Veränderung. Der K u h g r u n d, welcher jetzt dem fleißigsten Wiederkäuer nichts als trockenen Sand bietet, ist noch ein saftiger, krautbewachsener Ort in Krieles Zeit. Der ‚Tiefe Weg', wo ‚an einem Punkte zwei Wagen nicht aneinander vorbeifahren konnten', war noch nicht aus dem Dasein weggeweht, sondern besitzt für Kriele noch eine ‚Quelle'. Der H o h l e G r u n d" (seitdem Loudons Grund genannt) „mit dem Judenberg und dem Judenkirchhof darüber, scheinen für Kriele ganz erträgliche Orte. Wahrscheinlich nicht ungleich dem, was das umgebende Land noch jetzt ist. Ein Land von armen Dörfern und wildem Boden, im ganzen flach und nur mäßig grün, mit kleinen Seen, Büschen, Höckern und verworrenen Windungen kleiner Bäche und Schlammgewässer, und im ganzen mit mehr sogenanntem Wald, als sich jetzt findet. — Das ist die Kunersdorfer Hügelkette, gegenwärtig Soltikofs verschanztes Lager, bestimmt, sehr berühmt in der Welt zu werden, nachdem sie unter der Oder und ihrem Wüten so lange dunkel dagelegen[1]."

Von den Hügeln von Trettin betrachtet Friedrich an jenem Sonnabendnachmittag das russische Lager. Das Ganze liegt klar genug da vom Mühlberg bis zum Judenberg bequem für unser Feldglas, zwischen uns und der Abendsonne. Batterien im Überfluß, große Schwierigkeiten. Soltikof gerade dort vor uns, zweiundsiebzigtausend. Loudon bei dem Roten Vorwerk drüben auf ihrer äußersten Linken mit achtzehntausend mehr. Eine ungemein starke Stellung für neunzigtausend gegen

[1] Touristennotiz (Herbst 1852).

fünfzigtausend. Eines fällt Friedrich auf: Vor der Front dieser Nordseite, dicht an der Basis des russischen Lagers fließt — augenblicklich von der Oder weg, aber anderswo zur Verbindung mit derselben bestimmt — ein armseliger kleiner Bach, „Henfließ" genannt, mit mindestens zwei aufeinanderfolgenden Mühlen daran (Kleine Mühle, Große Mühle usw.), der sich auf seinem nördlichen Ufer in ein nasses Brachland ergießt, Elsbruch genannt, was für Friedrich besonders bemerkenswert ist. Elsbruch? Wässrig, ruppig, keine Passage dort, denkt Friedrich, was sein Bauer mit dem Wasserkrug bestätigt. „Sage mir aber," fragt Friedrich mit Gründlichkeit, „wenn Ihr von dem Roten Vorwerk drüben, wo General Loudon ist, nach dem Hohlen Grund oder dem Judenberg hinüber gehen wolltet, würdet ihr jenes Henfließ überschreiten?" „Es ist nicht überschreitbar, Ihro Majestät; man muß herumgehen ganz westwärts über den Damm." „Was, vom Roten Vorwerk nach dem Hohlen Grund keine Passage, sagst Du? Kein Übergang?" „Keiner, Ihro Majestät", beharrt der Bauer — der nicht weiß, daß die Russen eine Brücke aus festem Holzwerk gemacht haben und sie täglich als Straße gebrauchen, ein Irrtum von einigem Interesse für Friedrich binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden!

Friedrich selbst kennt dies Stück Boden nicht. Aber bei ihm ist außer dem Bauer ein Major Linden, dessen Regiment in Frankfurt zu liegen pflegte und den Friedrich genau ausfragt. Linden antwortet zuversichtlich, hat diesen ganzen Landfleck hundertmal durchstrichen. Kennt ihn aber nur als Jäger," sagt Tempelhof [1], „nicht als Soldat", was er hätte tun sollen. Seine Antworten sollen Friedrich in verschiedenen Punkten irregeleitet und ihm wesentlichen Schaden getan haben.

Friedrichs Ansicht von der Sache ist an jenem Abend durchaus nicht so verzweifelnd, als man annehmen möchte. Er betrachtet das Unternehmen als schwer, nicht als unmöglich — und eine seiner Besorgnisse ist, daß seine Hoffnung, es sofort zu versuchen, nicht enttäuscht werde. Indem er sich in seine Hütte in Bischofssee zurückzieht, trifft er zwei Anordnungen von bewundernswerter Kürze und Klarheit und auf zwei Möglichkeiten berechnet [2]: die, daß der Feind in seiner jetzigen Stellung beharrt, und die, daß der Feind nach Reppen abmarschiert — welche letztere bei der Wendung, welche die Dinge nahmen, uns jedoch nichts angeht. Der Verlauf der ersteren wird sich in kurzem tatsächlich vor uns entfalten. Um 2 Uhr morgens wird Friedrich wieder auf den Füßen sein, um 3 Uhr wieder auf dem Marsche. Das letzte Ereignis heute abend in Bischofssee ist eine plötzliche verderbliche Feuersglut, die über den Wäldern emporsteigt — „Die Russen verbrennen Kunersdorf!" wie die Nachbarn mit Bedauern hören. Das ist das Schlußstück vielen neuen russischen Anordnens und Herum-

[1] Tempelhof III. 186.
[2] Bei Tempelhof III. 182, 183.

tummelns an diesem Tage, jenes barbarische Verbrennen von Kunersdorf, ehe sie zu Bette gehen. Morgen wurden verschiedene andere arme Dörfer von ihnen verbrannt, die sie besser hätten stehenlassen.

Als die Russen hörten, daß Friedrich bei Göritz über den Fluß sei und von der Nordseite gegen sie anrückte, nicht von Frankfurt auf der Reppener Landstraße, gerieten sie in große Aufregung. Wurden nicht in Schrecken versetzt, aber in gehörige Hast, da sie wußten, was für ein hastiger Gegner da war. Endlose neue Anordnungen haben sie zu treffen. Ein Tag voll unruhiger Geschäftigkeit bei den Russen dieser Sonnabend, der 1., als die Nachricht sie erreichte. „Sie kehrten ihre Front um" (sagen alle Bücher, außer Friedrichs eigenem). „Er kommt also nicht auf der Reppener Landstraße!" denken sie. Und machten darauf ihren Rücken zur Front, wie bei Zorndorf, aber mit größerem Geschick. — Was ich nicht erwähnen würde, wäre nicht dadurch ihr früherer „linker Flügel auf dem Mühlberg" genau genommen ihr „rechter" geworden und Zweideutigkeit und Widerspruch in den Büchern entstanden, sollte etwa ein armer Leser es unternehmen, dieselben in Beziehung auf diese Angelegenheit zu studieren. Sie änderten ihre Front, was viele innere Änderungen bedingt, neue Anordnung von Batterien und dergleichen. Das Verbrennen von Kunersdorf war das barbarische Schlußstück dazu. Barbarisch und in militärischem Sinne töricht. Das arme Kunersdorf hätte zu jeder beliebigen Zeit verbrannt werden können, wenn es nötig war. Und es stehen zu lassen, würde den Russen zum Vorteil gereicht haben, als ein Hindernis gegen Friedrichs Vorrücken in dieser Richtung. Sie haben es dem Boden gleich und durchschreitbar gemacht, nichts als Asche davon übriggelassen — nur die Kirche ausgenommen, die von Stein ist, nicht so brennbar und außerdem ihren Nutzen haben mag. Sie hat vielleicht als zeitweiliges Gewahrsam, als nächtliches Gefängnis für einige jener Frankfurter Deputationen und ihre lästigen Klagen gedient und mag morgen als zeitweiliges Hospital dienen, wer weiß es?

Die neuen Anordnungen im russischen Lager waren mannigfach, aber sie sind wie nichts bei der unruhigen Geschäftigkeit des Tages. Das Abfahren ihres Gepäcks, jedes Gegenstandes von Wert nach jener sicheren Wagenburg im Flusse, das Treiben von Vieh durch Frankfurt, endlose Herden, die von den Kosaken nah und fern gesammelt worden, „dauerte vierundzwanzig Stunden lang". Ochsen wurden an jenem Tage für einen Dukaten das Stück verkauft. Oft genug wurde ein ausgewachsener junger Stier für ein Laib Brot angeboten. Ja, die Kosaken schlachteten, wenn absolut kein Käufer zu finden war, das Tier an Ort und Stelle, ließen den Leichnam in den Straßen liegen und verkauften die Haut für einen Tympf, etwa vier Silbergroschen (sehr schlechtes Silber damals). Nie vorher oder nachher sah man in Frankfurt einen solchen Sonnabend, so

voll Brüllen und Schreien und Toben und Aufruhr, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, der obendrein einen solchen Sonntag herbeiführte!

Am Sonntag um 3 Uhr morgens ist Friedrich wieder auf dem Marsche. — Die Russen sind noch an ihrem Platze, und die erste Disposition, nichts von der zweiten, soll die Richtschnur unseres Handelns sein. Friedrich marschiert in zwei Kolonnen ostwärts durch die Wälder, wie auf Reppen zu, ganz weg von den Russen und ihrem Mühlberg. Aber mit der Absicht, sich an dem richtigen Punkt zu wenden und aus den Wäldern loszubrechen gegen ihre rechte Flanke (die linke Flanke, wie er darauf besteht, sie zu nennen) und dieselbe auf eine eindrückliche, unerwartete Weise in seine Arme zu schließen. In zwei Kolonnen, welche wie gewöhnlich die beiden Schlachtlinien bilden sollen. Seidlitz mit auserwählter Reiterei ist an der Spitze der ersten Kolonne und wird den linken Flügel bilden, wenn wir an Ort und Stelle sind. Eugen von Württemberg, der die Nachhut der ersten Kolonne schließt, wird, er oder Fink und er zusammen, den rechten Flügel bilden. Das ist die Marschordnung. Die Schlachtordnung, wie wir sehen werden, mußte sich etwas ändern, aus äußerst triftigen Gründen!

Fink mit seinen Zwölftausend soll seinen gegenwärtigen Posten behaupten und zwei gute Batterien bereit halten, jede vorn auf ihrer Hügelhöhe, welche inzwischen schweigend warten sollen. Fink mit vielen Stabsoffizieren soll zum Kundschaften ausreiten und Bewegungen und Umzüge veranstalten, kurz die Russen überreden, daß hier die Hauptarmee von Norden heranrückt. Alles dies tut Fink und vermeidet seinen Befehlen gemäß alles Feuern oder ernsten Beginn der Arbeit, bis der König wieder hervorkommt aus den Wäldern. Die Russen geben Fink und seinen Stabsoffizieren hier und dort eine Kanonensalve ohne Wirkung und erhalten keine Antwort. „Der König kann also zu keinem Entschlusse kommen?“ denken die Russen. Ihre Kosaken schweifen umher, „verbrennen auf der Südseite Schwetig und Reipzig“, ohne irgendeinen Vorteil für sich. Der größte Teil der Kavallerie und einige Regimenter vortrefflicher österreichischer Grenadiere stehen unter Loudon bei dem Roten Vorwerk vor der äußersten russischen Linken — werden aber in einem kritischen Moment in den Hohlen Grund hinübergerückt sein.

Der Marsch des Königs ging keineswegs so rasch vonstatten, als man erwartet hatte. Es sind Dickichte, verschlungene Wege, Bäche, sumpfige Lachen dort, gleichgültig für einen wohlberittenen Mann, aber von höchster Bedeutung für dreißigtausend, die schwere Kanonen mit sich zu schleppen haben. Sumpfige Lachen besonders — ein schmutziger Fluß ist da, das Hünerfließ, der im fernen Süden entspringend traurig durch jene Einsamkeit dahinschleicht, nebst schmutzigen Töchtern, die traurig mit ihm zusammenfließen und anderen, die ihn nicht erreichen können (weil sie lachenartig sind). Diese mit ihrem ermüdenden, kreisförmig vor- und rückwärts gewundenen Laufe gegen die Oder zu — die faule Laacke, die

faule Brücke, die Schweinebucht und viele andere — verursachen endlose Schwierigkeiten. Ob Major Linden in jenem Tage fiel, oder was nachher aus ihm wurde, weiß ich nicht. Aber es war zu bedauern, daß er das Gelände nicht mit dem Auge eines Soldaten studiert hatte, statt mit dem eines Jägers! Als Friedrich zuletzt plötzlich auf das Henfließ selbst stieß, muß er sich winkelförmig wenden — winkelförmig, was große Zögerung veranlaßt. Die schweren Kanonen (Festungsgeschütze von Küstrin hergebracht) haben jede zwölf Pferde und können zwischen den Bäumen nicht umwenden, sondern müssen ausgeschirrt, wieder eingeschirrt und durch Händearbeit umgedreht werden. Kurz es war acht Uhr morgens, ehe Friedrich am Saume des Waldes auf dem Klosterberg, Walckberg und anderen waldigen Bergen oder Gipfeln, in Schußweite vom Mühlberg und hinter dem vorläufigen Verhau dort eintraf (einem Verhau, das nicht ohne Nutzen für ihn war) und insgeheim seine Batterien zu errichten begann.

Um acht Uhr ist er mit der ersten Kolonne, welche jetzt die erste Linie wird (das Zentrum der ersten Linie, wenn wir Fink als rechten Flügel rechnen) dort auf solche Weise geschäftig. Die zweite Kolonne, welche die hintere Linie hatte bilden sollen, ist noch ein gutes Stück Weges zurück und hat viele Schwierigkeiten, ehe sie in die Nähe von Kunersdorf kommt oder (da sie sich in eine Art linken Flügel hineingewunden) von Süden gegen die russische Stellung mitwirken kann. Auf der Nordseite ist Fink binnen fünf Stunden fertig gewesen. — Friedrich beschleunigt den Bau seiner Batterien. „Auch schweigend; die Russen haben uns noch nicht bemerkt!" Allmählich merken die Russen etwas, senden Kosaken aus zum Kundschaften. Kosaken in Menge, die so unverschämt sind und sich so nahe heranwagen, daß unsere Kanoniere in der Nordbatterie ihnen einen Donnerkeil befriedigender Kartätschen zuteil werden lassen. Einen und dann einen anderen, vier Donnerkeile im ganzen, befriedigend für den Kanonierverstand, bis der König selbst mit einem Blick, mit einer Stimme herangaloppierte: „Ruhe! hört ihr!" Die Russen nehmen es nicht weiter übel, da sie noch Fink für die Hauptsache hielten und Friedrich für einen Plänklerhaufen — bis endlich.

Um halb elf, als alles auf dem Walckberg fertig war, Friedrichs Batterien dort auf plötzliche und vulkanische Weise ihr Feuer eröffneten. Ihnen gaben die Russen so bald als möglich vulkanische Antwort; denn sie haben zweiundsiebzig Kanonen auf diesem Mühlberg und sind nichts weniger als kampfunwillig. Zugleich eröfffnete Finks Batterie ihr Feuer gegen sie von Norden. Friedrich hat sechzig Kanonen hier herum, auf dem Walckberg, auf dem kleinen Spitzberg (seitdem Seidlitz-Hügel genannt), die alle fleißig gegen den Kopf und die Südschulter dieses Mühlbergs spielen, während Finks Batterie ihr Feuer gegen die Nordschulter eröffnet (könnte er nur nahe genug herankommen). Ziemlich vulkanisch alle diese; und auch die Russen lassen es nicht an sich fehlen, obgleich sie mehr und mehr in Er-

staunen geraten. Tempelhof, der dabei war, sagt, er habe nie, ausgenommen bei Torgau im nächsten Jahre, eine lautere Kanonade gehört. Ausnehmend laut und mehr oder weniger erschreckend für die russische Einbildungskraft. Aber im Verhältnis wenig zerstörend, weil die Entfernung zu beträchtlich — „1950 Schritt an den nächsten Punkten", wie Tempelhof seitdem durch Messung festgestellt hat. Friedrichs zwei Batterien jedoch taten, indem sie die Russen in die Flanke nahmen oder in gerader Linie bestrichen, gute Wirkung. „Die russischen Kanonen waren schlecht gerichtet, die russischen Batterien falsch gebaut. So gebaut, daß sie keinen Blick über die Vertiefung darboten, welche sie zu verteidigen bestimmt waren[1]."

Nachdem diese Kanonade länger als eine halbe Stunde gedauert hatte, befiehlt Friedrich die Erstürmung des Mühlbergs. Vorwärts, hinauf, wie ihr ihn nach dem Bestreichen, das ihm zuteil geworden, findet. Acht Grenadierbataillone, eine für diese Arbeit auserwählte Vorhut (die Namen der Bataillone alle genannt und unsterblich in den preußischen Kriegsannalen) marschieren zu dieser Kriegstat vor. Überschreiten das Verhau, welches die russischen Granaten größtenteils verbrannt haben, hinab in den Hohlgrund. Zielsicher wie Planeten „mit einer Präzision und einem Zusammenhalten," sagt Tempelhof, „die selbst auf dem Paradeplatz Lob würde verdient haben. Einmal in dem Hohlgrund angelangt leiden sie nichts, obgleich das blinde russische Feuer, welches alles über ihre Köpfe weggeht, dreifach wütet." Litten nichts in dem Hohlgrund, noch auch, bis sie beinahe den Gipfel des Mühlbergs erreichten und etwa hundert Schritte von den russischen Kanonen entfernt waren. Dies waren die kritischen Schritte, diese letzten. Solche Ströme von Kartätschen und Flintenkugeln und schierem Tod brachen hier zuletzt gegen die acht Bataillone los, als sie aus dem Hohlgrund hervorkamen. Aber ohne zu wanken, rückten sie nur um so schneller vorwärts — denn in der Schnelligkeit war ihre einzige Rettung. Sie überschütteten die russischen Kanoniere und Musketier-Bataillone mit einer Salve von auserwähltester Qualität, die eine erschütternde Wirkung tat. Dann mit gefälltem Bajonett stürzen sie auf die Batterien los, die alle leer sind, ehe sie hineinspringen können. Kanoniere, Musketier-Bataillone, alle sind auf der Flucht und allgemeine Verwirrung breitet sich aus. Und so in zehn Minuten sind der Mühlberg und seine Kanonen unser. Seit Zorndorf, sagt Tempelhof, war die Ansicht zur Geltung gekommen, daß die Russen eher sterben würden als weichen; aber hier war es ganz anders. Hinunter bis nach Kunersdorf, welches etwa eine halbe Stunde westwärts sein mag, sind die Russen in Verwirrung, hängen höchstens in Fetzen und Klumpen zusammen, indes ihre Offiziere die Flucht zu hemmen suchen. „Vermischte Gruppen konnte man in Verwirrung zusammengedrängt sehen, hundert Mann tief." Der russische

[1] Tempelhof III. 186, 187.

linke Flügel ist geschlagen. Hätten wir unsere Kanonen hier oben, unsere Kavallerie hier oben, so wäre die russische Armee in einer schlimmen Lage!

Das ist ein glorreicher Anfang, vollendet wie mir scheint, bis beinahe nach Kunersdorf hin, um ein Uhr. Und könnte man fortfahren das Eisen zu schmieden, während es in Glühhitze ist, wie jetzt, so wäre das Resultat so gut wie sicher. Das war Friedrichs Berechnung. Aber Umstände, auf welche er nicht gerechnet hatte, einige, auf die er nicht rechnen konnte, hielten den Gang der Dinge in trauriger Weise auf. Sein linker Flügel (die zweite Linie, welche jetzt linker Flügel gewesen sein sollte) von Süden, sein rechter Flügel von Norden und Fink weiter von Westen her hätten jetzt sofort gleichzeitig auf die geschlagenen Russen eindringen und sie vollständig vernichten sollen. Der rechte Flügel, die Eroberer des Mühlbergs, sind hier. Aber weder Fink noch die Linke können mit ihnen gleiche Zeit halten. Fink und seine Artillerie werden lange durch die Fließe und armseligen einzelnen Brücken aufgehalten. Und vom linken Flügel sind nur einige Regimenter der Vorhut imstande, zu helfen („welche", als ihre erste Kriegstat, „die Russen aus dem Kunersdorfer Kirchhofe vertrieben") — noch keine Hauptmasse auf lange Zeit. Solche Hindernisse, solche Labyrinthe von Sumpf und Busch! Der ganze Flügel kommt endlich im Südosten von Kunersdorf aus dem Walde heraus, aber findet (anders wie Linden mit seinem Jägerauge) ein verworrenes Gewebe von Lachen und verstreuten Seen, zwei derselben in dem verbrannten Dorfe selbst, welche nur auf engen, neue und neue Wechsel der Marschordnung erfordernden Landrücken zu passieren sind. Und unser linker Flügel kann trotz all seines Eifers nicht „aufmarschieren", das heißt in Schlachtordnung beim Feinde ankommen ohne die peinlichsten Verzögerungen.

Und dann das Vorwärtsbringen unserer Kanonen! Auf dem Mühlberg selbst können die zweiundsiebzig russischen Kanonen „wegen Verschiedenheit des Kalibers", oder die Kanoniere wissen weshalb, nicht von uns benutzt werden. Einige leichte Kanonen, Tempelhof bei einer derselben, armselige vier im ganzen, jede mit etwa hundert Schüssen, eilten auf des Königs Befehl dem Gipfel des Mühlbergs zu. Und nie sah Tempelhof eine schönere Möglichkeit für die Artillerie als dort. Sanft abfallendes Gelände, von wogenden russischen Massen bedeckt, die ganze Strecke nach Kunersdorf hinunter, eine halbe Stunde weit. Durch horizontales Zielen hatte man solches Rückprallen (ricochets) und solche herrliche Wirkung! Tempelhof verbrauchte bald seine hundert Schüsse. Aber es erforderte mehr Zeit, ehe einige von unsern sechzig schweren Kanonen dort hinaufgeschafft werden konnten. Zwölf Pferde vor jeder, man denke sich dies, und was für täuschende Verzögerungen hier und anderswo — und wie die russische Verwirrung mehr und mehr zur Ruhe kam in der Zwischenzeit! Und zum Teil war sie schon zur Ruhe gekommen, zum Teil war sie bis hinter die Schlachtlinie gelangt und durch frische Truppen ersetzt worden!

Friedrichs Tätigkeit und unterdrückte und nicht zu unterdrückende Ungeduld während dieser Zwischenzeit kann man sich auch vorstellen, obgleich sie nicht für uns aufgezeichnet ist. Der schnellste der Menschen auf diese Weise gebunden. Vor ihm das Lodern eines vollständigen Sieges, schwänden nur die Augenblicke nicht dahin! Langsamer oder schneller, er denkt (wie ich glaube), daß der Sieg sein ist und daß er seine Seele beherrschen muß, bis die Dinge kommen. Es war in einer und mehreren jener mit Beschlag belegten Zwischenpausen, daß er nach Berlin schrieb[1] (welches, in vierzehn Meilen Entfernung, wie auf Leben und Tod auf den Ausgang dieser Kämpfe wartet): „Die Russen sind geschlagen; frohlockt mit mir!" Vier einanderfolgende Kuriere, glaube ich, gingen mit solchen Botschaften ab und endlich ein fünfter mit trauervoll entgegengesetzter Kunde! —

Als nun allmählich die Kanonen und die Dinge, die man noch brauchte, herbeikamen, flammte der Kampf mehr und mehr aus seiner Asche wieder auf, und es folgte — da die Russen jetzt wieder (nun mit ihrer Front nach Osten) „in vielen Reihen" aufgestellt und sehr grimmig waren — ein zweites noch tödlicheres Ringen, in dem Friedrich sich mit wütigem Eifer gegen ihre Front und rechte Flanke wendet, Fink vom Elsbruch (bergauf und gehemmt durch jene Fließe und einzelnen Brücken) ihre linke Flanke beschießt und stürmt. Auch dieser Kampf endete nach langen, tödlichen Anstrengungen seitens der Preußen wieder entschieden zu ihren Gunsten. Ihre Feinde werden zum zweitenmal geworfen und nicht nur aus Kunersdorf und dem Kuhgrund vertrieben, sondern, wie einige sagen, fast bis zum Fuße des Judenbergs — was nur sehr teilweise wahr sein kann. Bruchteile des russischen Flügels — einige von Finks Leuten mögen diese in ihrem Siegeseifer sehr weit vor sich hergetrieben haben. Aber es ist gewiß, daß die Hauptmasse der Russen sich eine große Strecke vor dem Judenberg wieder sammelte — wenn auch, da das Gelände durch die Kaninchen und die Winde ganz verwischt ist, niemand jetzt mit Genauigkeit wissen kann, wo.

Und in der Tat, die Schlacht wird von diesem Punkte an für uns verwischt und verworren, und nur ihre gröberen Züge bleiben sichtbar. Wo der „Große Spitzberg" sich befand (der bald so schrecklich bedeutungsvoll wird), kann niemand mir jetzt sagen, die Karten ausgenommen. Auch Loudons Bewegungen sind dunkel, obgleich bedeutungsvoll. Ich glaube, seine Grenadiere waren noch nicht im Feuer gewesen, bin aber gewiß, daß sie jetzt aus dem Hohlen Grunde hervorgekommen sind, frisch zur Rettung, und die vorderste Reihe eingenommen haben in dieser zweiten Sammlung, die jetzt stattfindet. Loudons Kavallerie steht unter Loudons eigner Führung, und er wartet mit ihr an einer geeigneten Stelle. Er hat achtzehntausend frische Leute und ein Auge wie wenig andere auf einem Schlachtfeld. Loudons achtzehntausend sind frisch. Von den Preußen kann dies keineswegs

[1] Preuß II. 212 usw.

gesagt werden. Meiner Ansicht nach muß es drei Uhr nachmittags sein. Der Tag ist windstill, glühend, einer der heißesten Augusttage, und „niemand konnte sich seit zwölf Stunden einen Trunk Wasser verschaffen". Sehr frisch können die armen Preußen nicht sein! Sie haben in zwei Angriffen vortrefflich gekämpft, die Russen gut zurückgeworfen, viele Batterien gestürmt und im ganzen hundertachtzig Kanonen genommen.

In diesem Zeitpunkte, so scheint es, waren Fink und viele Generale, Seidlitz unter anderen, der Meinung, daß unter den gegenwärtigen Umständen, mit so ermüdeten Truppen, und da die Feinde beinahe gewiß abziehen würden, wenn man ihnen dies gestatte, für einen Tag genug geschehen sei, und daß man eine Pause machen solle bis morgen. Friedrich kannte wohl das Bedürfnis nach Ruhe. Aber Friedrich, der halbgetane Dinge, besonders halbgeschlagene Russen nicht leiden kann, wollte nicht auf diesen Vorschlag hören, was ihm während des ganzen Restes seines Lebens als ein ernster und tragischer Fehler angerechnet wurde. Obschon günstige Beurteiler, die an Ort und Stelle waren, wie Tempelhof[1], beweisen wollen, daß hier eine Pause zu machen — an dem Punkte, wohin wir wirklich gekommen waren, ein wenig jenseits des Kuhgrunds nämlich und nicht eine halbe Meile westwärts am Fuß des Judenhügels, wohin ein unbestimmtes Gerücht uns stellt — nicht ausführbar oder vernünftig war. Friedrich bedenkt bei sich: „Unser linker Flügel ist noch kaum im Feuer gewesen!" und ruft den ganzen linken Flügel, Fußvolk und Reiterei heran. Diese sollen aus ihrem Netzwerk von Seen um Kunersdorf herum auftauchen und uns gegen die russische Front hier helfen — besonders aber jene feuerspeiende Batterie wegfegen, die sie auf dem Großen Spitzberg haben und uns davon befreien. Der Große Spitzberg liegt südlich vor der russischen Rechten, wie sie jetzt aufgestellt ist. Deckt verhängnisvoll ihre rechte Flanke und vernichtet halb den Angriff in der Front. Der Große Spitzberg ist zu unserer Zeit ins Unerkennbare verweht; aber damals war er eine hochwichtige Tatsache.

Die Infanterie des linken Flügels durchschreitet ihr Labyrinth von Seen so schnell als möglich und muß sich diesseits wieder formieren, unter einem vernichtenden Feuer von jenem Spitzberg. Kann dann endlich vorwärts, aufwärts stürmen und stürmt. Aber kann, trotz ihrer eifrigsten Anstrengung, den Spitzberg nicht nehmen und muß unter seinem vernichtenden Kartätschenhagel weichen und sich aus der Schußweite zurückziehen. Zu Friedrichs bestürzter Enttäuschung. „Versuche Er es denn, Seidlitz; Er rettete uns bei Zorndorf!" Seidlitz, obschon es eine unlösbare Aufgabe ist, Batterien mit Reiterei zu stürmen, sprengt gegen die russische Flanke heran, trotz der sie deckenden Batterie. Aber der Kartätschenhagel ist unerträglich. Seidlitz' Leute, in Lücken zerrissen, weichen zurück, wir-

[1] Tempelhof III. 194.

beln herum und sammeln sich erst wieder jenseits der Seen von Kunersdorf. Seidlitz selbst ist verwundet und muß fortgetragen werden.

Und kurz, von diesem Punkte an geht alles mehr und mehr mit den Preußen zurück. Wiederholte Versuche gegen jene Spitzberg-Batterien erweisen sich als fruchtlos. Ohne sie vorzurücken, ist unmöglich. Friedrichs Anstrengungen sind leidenschaftlich, beinahe verzweifelt. Er sammelt, belebt, ordnet neu an, ist überall im heftigsten Feuer. „Dreimal führte er in Person den Hauptangriff.“ Zwei Pferde wurden unter ihm erschossen. Indem er ein drittes besteigt, trifft auch dieses eine Kugel in eine der Halsadern und ist im Begriff, zu fallen, als zwei Adjutanten den König retten. In seiner Westentasche ist ein kleines goldenes Etui durch eine Kugel flach geschlagen, die sonst alles beendet haben würde. Die Personen seiner Umgebung werfen ihm dies Bloßstellen eines unschätzbaren Lebens vor. Er antwortet kurz: „Wir alle müssen jedes Mittel hier versuchen, die Schlacht zu gewinnen. Ich wie jeder andere muß hier bei meiner Pflicht beharren!“ Diese und einige kurze Worte etwas später sind alles, was wir an diesem Tage von ihm hören.

Friedrichs ermüdete Bataillone hier auf den Höhen fechten verzweifelt, während es zur Linken mit dem Spitzberge so schlimm geht. Aber können sich nicht länger behaupten und verlieren, trotz Friedrichs leidenschaftlichem Sammeln und Anfeuern allmählich Grund und Boden — bis sie endlich wieder nach Kunersdorf und dem Kuhgrund zurückgedrängt sind. Die Loudonschen Grenadiere und Massen frischer Russen können nicht geworfen werden, sondern rücken weiter und weiter vor. Man vergegenwärtige sich die zu Tode erschöpfenden Anstrengungen und krampfhaften Mühen und Enttäuschungen jener armen Preußen und ihres Königs! Nichts gelingt mehr. Der Todeskampf ist jetzt gekommen, alle Herzen werden hoffnungslos, nur ein Herz sieht noch Hoffnung. Der Spitzberg ist uneinnehmbar, wurde, ich weiß nicht, wie oft, bestürmt. Fink greift vom Elsbruch aus mit seiner Infanterie wieder und wieder an, ohne Erfolg. „So gehe denn die Kavallerie herum und versuche es dort. Seidlitz haben wir nicht. Eugen von Württemberg soll sie führen!“ Eugen führt sie (Kürassiere, oder wir wollen vergessen, was) um das östliche Ende des Mühlbergs herum, dann westwärts, entlang dem Elsbruch, endlich südwärts gegen die russische Flanke. Er selbst an der Spitze und zum Angriff vorausgaloppierend. Eugen, „indem er sich umblickt, findet, daß alle seine Leute verschwunden sind“, und muß zurückgaloppieren, wird verwundet obendrein. Puttkammer versuchte es dann mit Husaren; Puttkammer wurde totgeschossen, und auch seine Husaren konnten nichts tun.

Zurück, langsam zurück weichen die Preußen überall, nichts gelingt ihnen mehr. Wieder zurück in den Kuhgrund über die steile Höhe dort, während die Russen auf dem Gipfel ihre Reihen zusammenschließen und ihre vielen Kanonen wieder ordnen. Dort erhob sich noch einmal ein

furchtbarer Kampf, ein verzweifelter Versuch der ermatteten Preußen, jene Höhe wieder zu nehmen. „Dauerte fünfzehn Minuten, Linie von Linie nicht weiter als fünfzig Schritt entfernt"; wildes Musketenfeuer — zugleich unsere letzten Patronen. Angefeuerte preußische Scharen versuchen hinauf zu stürmen, wenige kommen auf die Spitze, keiner bleibt dort eine Minute lebendig. Dies war der Todeskampf der Schlacht. Loudon, der hinter dem Spitzberg wartet, stürmt jetzt vorwärts, dem Kuhgrund und unserer linken Flanke zu. Bei diesem Anblick durchschüttert eine allgemeine Empfindung das preußische Herz, „also es ist aus mit der Hoffnung!" — und in ihren festen Reihen bröckelt es überall, und sie lösen sich auf in eine wilde Flut, die hinwegebbt, so schnell sie kann.

Es ist gegen sechs Uhr. Die sengende Sonne ist nun tief hinabgesunken und verschleiert. Ein grauer Abend sinkt über jene Einöde nieder. „N'y a-t-il donc pas un bougre de boulet qui puisse m'atteindre?" rief Friedrich in seiner Verzweiflung. Einen solchen Tag hatte er nie zu erleben gedacht. Die Säule des Staates, die preußische Armee selbst, ist auf diese Weise ins Chaos versunken. Friedrich kämpft, ermahnt, befiehlt, fleht selbst noch leidenschaftlich unter Tränen: „Kinder, verlasset heute mich, euren König, euren Vater, nicht[1]!" — aber alle Ohren sind taub. Auf dem Mühlberg stand ein Regiment noch bei seinen Kanonen und deckte den Rückzug. Aber der Rückzug wird mehr und mehr eine Flucht. „Keine preußische Armee wurde je in einem solchen Zustand gesehen." Bei den Brücken über jenes Hünerfließ gab es ein solches Gedränge, daß alle unsere Kanonen eingeklemmt wurden und zurückgelassen werden mußten. 165 in allem, von verschiedenem Kaliber, samt jenen 180 russischen Kanonen, die einmal in unseren Händen waren. Wäre die Verfolgung kräftig betrieben worden, so würde man nie wieder von dieser preußischen Armee gehört haben. Aber über den Mühlberg hinaus fand wenig oder gar keine Verfolgung statt. Durch den Wald eilte die Armee in völlig haltlosem Zustand, aber übrigens ohne Belästigung ihren Oderbrücken zu, auf dem Wege, den sie gekommen war[2].

Friedrich war unter den letzten, die das Schlachtfeld verließen. Er schien, betäubt durch das Übermaß seiner Gemütsbewegung, in keiner Eile zu gehen, ungewiß, ob er überhaupt gehen wollte. Seine Adjutanten waren um ihn und ein kleiner Haufe Zieten-Husaren unter Rittmeister von Prittwitz. Wilde Kosakenschwärme näherten sich dem Orte. „Prittwitz, ich bin verloren!" sagte er. „Nein, Ihro Majestät!" antwortete Prittwitz mit Enthusiasmus, warf sich mit seinem kleinen Haufen wütend auf die Kosakenschwärme, hieb auf sie ein, wehrte sie ab oder trieb sie anders-

[1] Kriele S. 169.

[2] Tempelhof III. 179—200; Retzow II. 80—115; in Seyfarth, Beilagen II. 589—598, Bericht von der am 12. August 1759 bei Kunersdorf vorgefallenen Schlacht (offiziell) und ebend. 598—603 Beschreibung der usw. (von einer Privathand): klar und genau beide.

wohin, während die Adjutanten Friedrichs Zügel ergriffen und mit ihm hinweg galoppierten. Bei Ötscher und den Brücken fand Friedrich von seiner früheren Armee nicht ganz dreitausend Mann. Selbst Wunsch stellt sich erst am nächsten Morgen dort ein. Wunsch hatte mit seinen Truppen frühe am Nachmittag sich Frankfurts bemächtigt, wie ihm befohlen worden, die Garnison zu Gefangenen gemacht, die Oderbrücke gesperrt, und das arme Frankfurt hatte dem Himmel zitternd für ihn und für ein solches Omen gedankt. Trotz ihrer Wagenburg und dieser Pontonbrücken scheint es, daß die Russen keinen Rückzug gehabt haben würden, außer auf Wunschs Kanonen. Auf dem Wege zur Wagenburg gab es spät am Nachmittage ein solches Gedränge von Fliehenden und retirierendem Gepäck, daß alles in Unpassierbarkeit eingeklemmt wurde; kaum ein einziger Mann konnte durchkommen. Im Falle einer Niederlage würde der russischen Armee nur die Wahl geblieben sein zwischen Übergabe und Vernichtung [1]. Bei Einbruch der Dunkelheit jedoch bekam Wunsch eine Aufforderung in frechem Tone, daß er wußte, was es bedeutete und, während er in gleich energischem Tone in Worten „Nein" sagte, sich insgeheim fertigmachte und um Mitternacht verschwand. Er gelangte ohne Unfall nach Reitwein.

Friedrich fand in Ötscher nichts als Hütten voll armer verwundeter Soldaten und ihr Elend und ihre wundärztlichen Leiden. Er selbst suchte Obdach in einer Hütte, „welche während der letzten Tage von Kosaken geplündert war", aber weniger Verwundete enthielt als andere und mit einigen Bündeln trocknen Strohes versorgt werden konnte. Kriele hat eine hübsche Anekdote, mit Namen und anderen Einzelheiten, von zwei armen Leutnants, die auf dem Boden lagen, als er in diese Hütte trat. Sie hatten viele Stunden dort gelegen, die Wundärzte hielten ihren Zustand für verzweifelt, was Friedrich jedoch nicht tat. „Ach Kinder, Ihr seid also schwer verwundet?" „Ja, Eure Majestät, aber wie geht es mit der Schlacht?" (Die Antwort hierauf ist ausweichend): „Seid Ihr denn verbunden? Hat man Euch zur Ader gelassen?" „Nein, Eure Majestät, kein Teufel will uns verbinden!" Worauf sofort ein Wundarzt herbeigebracht wird und für seine Nachlässigkeit einen Verweis erhält: „Verzweifelt, sagt Er? Dies sind junge Leute; fühle er diese Hand und diese hier; kein Fieber da; die Natur tut in solchen Fällen Wunder." Worauf der Blutegel sein Geschäft zu verrichten hatte und die armen jungen Leute gerettet wurden — und von neuem in den Krieg zogen und neue Wunden erhielten und Pensionen bekamen, als der Krieg endete [2]. Dies scheint Friedrichs erste Arbeit in jener Hütte in Ötscher gewesen zu sein. Dann ist hier ein drittes Autogramm an Finkenstein, geschrieben in

[1] Tempelhof III. 194; in Retzow (II. 110) ist einiges zweifelhaft überliefertes Material über die Sache.

[2] Kriele S. 169, 170 und in allen Anekdotenbüchern.

jener Hütte und wahrscheinlich der erste von mehreren offiziellen Akten daselbst:

Der König an den Grafen von Finkenstein (in Berlin): Drittes Billett.

Ötscher, „12. August", 1759.

„Ich griff den Feind heute morgen um 11 Uhr an; wir schlugen ihn zurück bis nach dem Judenkirchhof" (ein Mißverständnis, jetzt aber von keiner Bedeutung) „bei Frankfurt. Alle meine Truppen kamen in Aktion und haben Wunder getan. Ich sammelte sie dreimal wieder; endlich wurde ich beinahe selbst gefangengenommen, und wir mußten das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden unter mir getötet — mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von achtundvierzigtausend habe ich in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, nicht mehr als dreitausend zusammen, und ich bin nicht mehr Herr meiner Streitkräfte. In Berlin werdet Ihr wohltun, an Eure Rettung zu denken. Es ist eine große Kalamität, und ich will sie nicht überleben: die Folgen dieser Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr; und, die Wahrheit zu gestehen, ich halte alles für verloren. Ich will die Vernichtung meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl auf immer (Adieu pour jamais). — F. [1]"

Ein anderer Akt derselben tragischen Art ist die Übergabe dieser Armee in Finks Hände. Ein Befehl dieses Inhalts wird an Fink ausgefertigt und mit ihm das folgende denkwürdige Autogramm — ein Friedrich, der vom Königtum und vom Leben Abschied nimmt. Das Autogramm existiert, hat aber kein Datum — das Datum des Befehls war wahrscheinlich noch Ötscher, 12. August. Das Datum des Autogramms Reitwein (jenseits des Flusses), tags darauf.

Friedrich an Generalleutnant Fink (in Ötscher oder Reitwein).

„Der General Fink Krigt eine Schwehre Commission, die Unglückliche Armée So ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Russen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen vielleicht Laudon auch, Gehet der General Fink diese beide nach So kommen die Rußen ihm in Rüken, bleibt er an der Oder Stehen So krigt er den Hadek diß Seit, indeßen Ich glaube das wen Laudon nach Berlin wolte Solchen könte er unterwegens attquiren und Schlagen Solches woh es guht gehet gibt dem unglück einen anstandt und hält die sachen auf, Zeit gewonnen ist Sehr vihl bei dießen Desperaten umstände, die Zeitungen aus Torgau und Dresden wirdt ihm Cöger mein Segreter" (eine Art Stellvertreter für Eichel [2]) „geben, er mus Meinen Bruder" (Prinz Heinrich) „den ich Generalissimus bei der Armée Declariret von allen berichten, dießes unglück gantz wiederherzustellen gehet nicht an, indeßen was mein Bruder befehlen wirdt das mus geschehen, an meine Neveü" (König hinfort) „muß die Armée Schwehren.

Dießes ist der eintzige rath den ich bei denen unglücklichen umbständen im Stande zu geben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich darbei geblieben. Friedrich [3]."

Nachdem dies alles getan war, warf der ermüdete Friedrich sich auf sein Bündel trocknen Strohes und wurde dort, mit einer einzigen Schildwache an der Tür, von einigen Generalen, die hineinzusehen wagten, in

[1] Im Orig. „ce 12", kein anderes Datum (Oeuvres de Frédéric XXV. 306).
[2] S. Preuß I. 349, III. 442.
[3] Zwei genaue Kopien in Preuß (I. 450 und wieder II. 215).

tiefem Schlaf gefunden. Am folgenden Morgen ging er nach Reitwein hinüber. Am Abend des folgenden Tages hatten sich dreiundzwanzigtausend seiner flüchtigen Truppen bei ihm eingefunden — aber das ist jetzt Finks Angelegenheit, nicht die seine! An jenem Tage war es auch (denn das Dokument scheint falsch datiert zu sein), daß er eine Botschaft an Schmettau, Kommandanten in Dresden, unterzeichnete und abschickte, welche sich als verhängnisvoller erwies denn irgendeine der anderen und ihm in kurzem bittere Früchte brachte oder sie ihm zu bringen half:

An Generalleutnant von Schmettau (in Dresden).

„Reitwein, den 14." (wahrscheinlich 13.) „August 1759.

Sie werden vielleicht von dem Unglück" (l'Echec, Kunersdorf nämlich!) „gehört haben, welches mir am 13. dieses Monats" (den 12., wenn Sie einen Kalender zur Hand hätten) „durch die Russen zugestoßen ist. Obgleich im Grunde unsere Angelegenheiten dem Feinde gegenüber hier nicht verzweifelt stehen, finde ich doch, daß ich jetzt nicht imstande sein werde, Ihnen ein Detachement zu Hilfe zu schicken. Sollten die Österreicher daher etwas gegen Dresden versuchen, so werden Sie zusehen, ob Sie Mittel haben, sich zu behaupten, und wenn diese fehlen, wird es Ihnen obliegen, daß Sie eine günstige Kapitulation zu erhalten suchen — nämlich freien Abzug mit der ganzen Besatzung, den Geldern, Magazinen, dem Hospital und allem, was wir in Dresden haben, entweder nach Berlin oder irgendwo sonst hin, um sich mit einem meiner Truppenkorps zu vereinigen.

Da ein Krankheitsanfall" (maladie, leider!) „mich betroffen hat — von dem ich nicht glaube, daß er gefährliche Folgen haben wird — habe ich vorläufig den Befehl meiner Truppen an Generalleutnant Fink übergeben, dessen Befehle Sie ausführen müssen, als kämen sie direkt von mir selbst. Hiermit bete ich zu Gott, daß er Sie unter seinen heiligen und würdigen Schutz nehme. — F.[1]"

In Berlin war an diesem 13. — als die fünf Kuriere einer nach dem anderen (aber nicht in der Folge ihrer Absendung, sondern der verhängnisvolle fünfte etwas vor dem vierten, der noch von Fortschritt und Sieg sprach) ankamen, ein Tag wie Sulzer (ach mein lieber Sulzer!) ihn nie auf der Welt gesehen hatte. „,Über fünfzigtausend menschliche Wesen auf der Esplanade des Schlosses und in den umliegenden Straßen'; hier und dorthin strömend, in Qual der Erwartung, in abwechselndem Taumel der Freude und des Schreckens und Wehes; oft genug die entgegengesetzten Paroxismen gleichzeitig in verschiedenen Gruppen und Leute, die von Verzweiflung zermalmt sind, Leuten begegnend, die vor Freude in die Luft springen": Sulzer (dessen Sympathie sehr ästhetischer Natur ist) ,möchte um alles in der Welt eine solche Szene nicht versäumt haben[2]'. Die ,Szene' ist Ihnen sehr verbunden, mein Lieber! —

In der Tat finden wir in Rödenbeck oder anderswo verstreut die folgende Notiz: „Am Tage nach Kunersdorf fliehen die Königin und der Hof nach Magdeburg. Dies ist ihre zweite Flucht. Ihre erste fand statt bei Haddicks Besuch, Oktober 1757; aber nach Roßbach kehrten sie schnell zurück, und Berlin und der Hof waren damals äußerst vergnügt. Franzosen und andere von allen Nationen, die gefangen wurden, machten damals die Soireen der Königin durch Glanz und Abwechselung zu den schönsten in der Welt[3]."

[1] Preuß II. Urkundenbuch S. 43.

[2] Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner; aus Gleims literarischem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Körte (Zürich 1804) S. 316—319.

[3] Rödenbeck I. 390 usw.

Eine andere Notiz retten wir um des armen Major Kleist willen, des ‚Dichters des Frühlings', wie er damals genannt wurde. Ein tapferer, pünktlicher Soldat und auch von literarischem Talent, der wirklich anmutige schöne Sachen schrieb, welche damals neu waren und mit Entzücken bewillkommnet wurden, obgleich in zu sentimentalem Stil für die Zeiten, die nachfolgten. Es gibt einen General Kleist, einen Oberst Kleist von den Grünen Husaren (der Grüne Kleist genannt, ein schrecklicher Haudegen). — Dieser ist nicht der Grüne Kleist, dies ist der Dichter des Frühlings, dessen Schicksal bei Kunersdorf in allen gebildeten Kreisen Deutschlands einen tragischen Eindruck hervorbrachte. Hier ist Krieles Notiz (abgekürzt):

„Christian Ewald von Kleist, ‚Dichter des Frühlings'" (ein pommerscher Edelmann, jetzt in seinem vierundvierzigsten Jahre) „war in Finks Division, war vorgerückt, nachdem jene acht Bataillone die erste russische Batterie" (d. h. den Mühlberg) „genommen, und hatte eifrig bei der Eroberung drei anderer Batterien geholfen, unbekümmert um die zwölf Verletzungen, welche er allmählich erhielt. Bei der dritten Batterie wurde er außerdem am linken und rechten Arme schwer verletzt. Nahm trotzdem den Platz seines Obersten ein, den er jetzt fallen sah und führte das Regiment mutig vorwärts gegen die vierte Batterie. Eine Kartätsche zerschmetterte ihm das rechte Bein; er fiel vom Pferde" (die Stunde ist nicht angegeben, sagen wir drei Uhr nachmittags), „sank, indem er ausrief: ‚Kinder, verlaßt euern König nicht!' und verlor die Besinnung. Wurde linkwärts in das Hintertreffen getragen, auf einem trockenen Fleck im Elsbruch niedergelegt, nicht weit vom Kuhgrund, und ein Wundarzt herbeigeholt. Der Wundarzt wurde, während er ihn untersuchte, durch eine Kartätsche fortgerissen: Kleist lag blutend ohne Hilfe. Einer seiner Freunde, Pfau" (der es Kriele erzählte), „einer von Finks Generalen, kam jenen Weg geritten. Kleist rief ihm zu, fragte, wie die Schlacht ginge, war ausnehmend froh, zu hören, daß sie noch fortschreite. Pfau unternahm es und versuchte sein Äußerstes, einen Wagen für Kleist herbeizuschaffen. Schickte einen von Finks eigenen Wagen, aber nach solchen Verzögerungen, daß die Preußen jetzt zurückwichen. Die Stelle, wo der arme Kleist lag, war russisch geworden, und der Wagen konnte sie nicht erreichen.

Kleist lag hilflos; kein Mißgeschick schlimmer als das seine. Am Abend kamen die Kosaken heran; zogen ihn splitternackt aus, warfen ihn, mit dem Gesichte voran, in den nächsten Sumpf und gingen ihres Weges. Einer dieser Teufel sah aus, als sei er einem Teniersschen Bild entsprungen, so daß Kleist in seinen Schmerzen nicht umhin konnte, bei der Erinnerung daran zu lachen. Während der Nacht fanden einige russische Husaren, Menschen und nicht Kosaken, Kleist in dieser Lage, brachten ihn an einen trockenen Ort, bedeckten ihn mit einem Mantel, steckten für sich selbst ein Wachtfeuer an und gaben ihm Wasser und Brot. Gegen Morgen eilten sie hinweg, indem sie ihm ein Achtgroschenstück auf den Mantel warfen — mit einem menschlichen Lebewohl. Aber noch einmal kamen Kosaken, die ihn noch einmal nackt und bloß auszogen. Am 13. gegen Mittag gelang es Kleist, die Aufmerksamkeit eines Trupps russischer Kavallerie zu erregen, der jenes Weges kam, und sich dem Rittmeister" (einem Fackelberg, einem Deutschen) „verständlich zu machen, der sogleich daran ging, ihm zu helfen und ihn an jenem Abend wirklich in einem Wagen nach Frankfurt bringen ließ. In das Haus eines Professors Nikolai, wo wundärztliche Sorge und wachsame Pflege ihm zur Genüge zuteil wurde. Nach beinahe dreißig Stunden eines solchen Lagers schienen seine Wunden noch heilbar; zehn Tage lang war Hoffnung da. In der zehnten Nacht" (22.—23. August) „gingen die zerschmetterten Knochenstücke auseinander, zerschnitten eine Arterie — die nach vielen Versuchen nicht zugebunden werden konnte. Am 24. August, 2 Uhr morgens, starb er. — Großer Kummer. Am 26. August gab es ein Soldatenbegräbnis; der Sarg des armen Kleist wurde von zwölf russischen Grenadieren getragen; sehr viele russische Offiziere, die zu diesem Zweck aus dem Lager gekommen waren, folgten; ein russischer Stabsoffizier schnallte sein eigenes Schwert ab, um es auf die Bahre zu legen, da es an einem fehlte.

König Friedrich ließ Kleists Porträt in der Garnisonkirche aufhängen. Die Freimaurerloge errichtete ihm im Jahre 1788 ein Denkmal[1] — welches noch auf dem Frankfurter Pflaster steht und jetzt in einem traurig verfallenen Zustande ist."

Der preußische Verlust in dieser Schlacht betrug außer allen Kanonen und Feldgerät: sechstausend Tote, dreizehntausend Verwundete (worunter zweitausend Schwerverwundete, die den Russen in die Hände fielen); im ganzen etwa neunzehntausend Mann. Auch der russische Verlust war nicht viel geringer; von Russen und Österreichern zusammen beinahe achtzehntausend, wie Tempelhof zählt. „Was Ew. Majestät nicht überraschen wird," berichtet Soltikof an seine Zarin, „da Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen teuer verkauft." Und privatim hörte man Soltikof sagen: „Laßt mich nur noch einen solchen Sieg erfechten, und ich kann selbst mit der Nachricht nach Petersburg gehen, den Stab in meiner Hand." Die Freude in Petersburg bemühte sich, nicht prahlerisch oder unbescheiden zu sein, sie war feierlich, gesetzt und superlativ. In Wahrheit eine große Tat für Rußland, dieser Sieg über einen solchen König — wenn auch eine Art Groll, daß er Loudon zu danken sei, (trotz Loudons diplomatischem Schweigen über diesen Punkt), kaum zu unterdrücken war. Die Verfolgung hatten sie schmachvoll vernachlässigt. Es heißt, daß gewisse russische Offiziere, welche mit diesem Geschäfte beauftragt waren, in eine Bauernhütte gingen, um darüber zu beratschlagen, ein irgendwie erträgliches Getränk daselbst fanden und statt dessen beim Trinken sitzenblieben[2].

[1] Kriele S. 39—43.
[2] Preuß II. 217.

Fünftes Kapitel / Sachsen ohne Verteidigung. Schmettau übergibt Dresden

Friedrichs Verzweiflung dauerte nicht ganz vier Tage. Vom vierten Tage — dem Tag, nach welchem er Reitwein verlassen — haben wir das folgende kleine Dokument, welches noch erhalten ist, von tröstlicherem Inhalt: „Mein lieber Generalmajor von Wunsch — Sein Brief vom 16. an Generalleutnant von Fink kam hier pünktlich an. Und für die Zukunft hat Er, da ich jetzt von meiner Krankheit genesen bin, Seine Berichte direkt an mich selbst zu adressieren. — F.[1]" Als er fand, daß mit Ausnahme Tottlebens, der vorsichtig mit einigen Kosaken Ausschau hielt, keine Russen sich in Reitwein zeigten, daß die Russen sich auf den Weinbergen südlich von Frankfurt lagerten und verschanzten und unmittelbar nichts vorhatten, faßte er wieder Mut und ordnete seine dreiundzwanzigtausend. Ließ General Kleist mit seiner antischwedischen Handvoll aus Pommern kommen (überläßt wie gewöhnlich in kritischen Zeiten die Schweden sich selbst), bedachte, daß Artillerie und Kriegsgerät ihn von Berlin erreichen könnten, welches nur 10 Meilen entfernt ist, daß noch eine Möglichkeit vor ihm liege und daß er, obgleich nur ein Wunder ihn retten könne, es bis aufs allerletzte versuchen wolle.

Eine große Erleichterung, dies Wieder-zu-sich-selbst-kommen! „Bis zum Tode denn — wütet fort, ihr Elemente und dunklen Schrecken!" Friedrichs Stimmung ist nicht verzweifelt, weder jetzt noch später. Obgleich sie in dieser Zeit sehr traurig, sehr zornig ist und gleichsam die Hoffnung selbst verhöhnt. Aber er hat zu allen Zeiten einen schönen praktischen Sinn und zeigt selbst in seiner Verzweiflung eine Nüchternheit der Einsicht und eine feste Ausdauer des Beharrens bei seinem Zwecke, welche von seltener Art sind. Seine Äußerungen gegen d'Argens um diese Zeit und später — kurze Winke, spontan, beinahe unbewußt — gewähren einen merkwürdigen Einblick in seine Melancholie und seine düstern Launen; die Leser werden Pro-

[1] „Madlitz", auf der Straße nach Fürstenwalde, „17. August", in Preuß, Friedrich der Große, eine historische Porträt-Skizze (eine Art von Vorlesung, so wollen wir sie nennen, wenn wir sie wieder anführen; eine Vorlesung, gehalten an Friedrichs Geburtstage, vor dem König und Stabsoffizieren als Zuhörern, Berlin, 24. Januar 1855) S. 18.

ben davon sehen. Für den Augenblick ist er voll tiefer Entrüstung gegen seine armen Truppen, neben anderem Elend. „Als wirkliches Fortlaufen“ will er es betrachtet wissen und zieht Durst, Hunger, Hitze, äußerste Ermattung und physische Unmöglichkeit nicht in Betracht. Dies dauert mehrere Wochen hindurch. Aber im allgemeinen zeigt sich nichts von dieser Ungerechtigkeit gegen die Personen seiner Umgebung. Im allgemeinen offenbart er nicht einmal seine düstere Stimmung; im Gegenteil Heiterkeit, frische Hoffnung, eine seltsam fortlaufende Reihe von Hoffnungen (meist täuschenden) — obgleich in seinem Innern tiefer Kummer, Ermattung und Elend erkennbar sind. Eine tiefe Dunkelheit wie die des Erebus ist ihm zur Gewohnheit geworden; wird aber strenge verschlossen und anderen, ja in einem gewissen Sinne ihm selbst nur wenig sichtbar. Er ist wie ein von der Nacht und ihren Stürmen und Regenfluten überraschter Wanderer, der aber nicht still stehen will, der durchnäßt ist bis auf die Knochen und sich nicht weiter um den Regen kümmert. Ein Wanderer, der mit der heulenden Einöde vertraut geworden, der wohl weiß, daß die Sturmwinde kein Mitleiden haben, daß Dunkelheit der toten Erde Schatten ist — die verlassenste Menschenseele, aber beständig vorwärtsstrebend, als läge das glänzendste Ziel und der Hafen nahe vor ihm.

Noch einmal war die Welt von Friedrichs Untergang überzeugt. Friedrich selbst war, wie wir gesehen, davon überzeugt, ein paar verzweifelte Stunden lang. Aber die Welt und er, wie es wiederholt mit der Welt der Fall gewesen, wurden beide enttäuscht. An sich konnte wenig Zweifel darüber bestehen, daß Friedrichs Feinde ihn jetzt hätten vernichten können, hätten sie es eifrig betrieben. Jetzt wieder und jetzt mehr als je zuvor lag das Ziel der Rennbahn, der Zweck aller Kämpfe und Märsche dieser vier Jahre und zehnjähriger unterirdischer Verschwörungen und Intrigen nahe vor ihnen. Er selbst spricht es als seine ruhige Überzeugung aus: „Sie hatten ihm nur den Gnadenstoß (coup-de-grâce) zu geben[1].“ Aber sie gaben ihm diesen Stoß nicht, konnten es nicht, so von Herzen sie es auch wünschten. Was für ein beobachtendes Publikum ein Gegenstand der Überraschung war und ist.

Die Ursache des Mißlingens mag großenteils an Daun und seinem Zögern gelegen haben. Dauns Eifer war unzweifelhaft. Feurig und unablässig ist Dauns Verlangen nach Erfolg. Aber auf seine eigene Gefahr den Versuch zu machen, ging über seine Kraft hinaus. Er erwartete immer, daß es ihm mit Hilfe anderer gelingen müsse, und konnte sich nie entschließen, ihnen ein Beispiel zu geben und selbst tatkräftig ans Werk zu gehen. Konnte nur den Fabius Cunctator spielen, wie es scheint; und nie war diese Rolle weniger am Platze als damals. Unter einer solchen Leitung stieg der „Mangel an Einheit im Handeln“, statt sich zu vermindern, wie Friedrich gefürchtet hatte, täglich seinem Maximum zu und erreichte zuletzt seinen Höhe-

[1] Oeuvres de Frédéric V. 20.

punkt. Die alte lernäische Hydra hatte viele Köpfe; aber sie gehörten alle zu einem Körper. Die vielen Köpfe dieser Anti-Friedrichschen Hydra hatten jeder seinen eigenen Körper und abgesonderte Zwecke und Vorteile. Friedrich war wenigstens eine Einheit. Seine ganze Kraft ging einen Weg und stand zu jeder Zeit unter seinem Alleinbefehl. Der Wert dieses Umstandes ist unberechenbar. Es ist der Rettungsanker Pitts und seines Englands (auch Pitt war ein despotischer Herrscher, obgleich nur ein zeitweiliger), ein Umstand, der nur gegen Friedrichs große Naturgaben und den trefflichen Gebrauch, welchen er von denselben macht, in zweiter Reihe steht und ihn vor allen anderen in einem solchen Zweikampf mit den Hydras rettete.

Im Gefolge von Kunersdorf kam demnach nicht bloß kein Gnadenstoß gegen Friedrich, sondern überhaupt kein Stoß oder ernsthafter Versuch in den Gegenden, wo Friedrich sich befindet. Es stehen vier Armeen hier herum: Die große russische, welche bei Frankfurt lagert; Friedrich in Fürstenwalde (wohin er am 16. August von Reitwein marschierte), in Fürstenwalde, oder weiter südlich, Berlin deckend — dann noch unverletzt durch irgendeine Schlacht sind da die große Daunsche oder Mark-Lissa-Armee und die Armee Prinz Heinrichs bei Schmottseifen. Zwischen den beiden letzteren wird das Hin- und Herrücken und Manövrieren von Zeit zu Zeit lebhaft und hört nie ganz auf, führt aber nie zu etwas. Über zwei Monate lang ein wissenschaftliches Schwingen von Waffen, ein strategischer Kontretanz; aber kein Streich wird geführt, kein Resultat gewonnen als unersetzliche Vergeudung von Zeit auf Dauns Seite. Alle Leser würden es unmenschlich finden, wollten wir sie mit einem Bericht über solche Dinge belästigen. Einen Marsch Prinz Heinrichs, der berühmt wurde und entscheidend war, wollen wir beachten, wenn er kommt, d. h., wenn das Ende des Septembers herannaht. Das übrige muß man sich als einen allgemeinen strategischen Tanz in jenen Grenzgebieten vorstellen — Schlesien im Rücken auf einer Seite, die Lausitz und Frankfurt auf der anderen — und derselbe muß meist in Schweigen im Hintergrunde der Phantasie des Lesers vor sich gehen. In der Tat, Sachsen ist der Schauplatz der Handlung. Indessen Friedrich, Heinrich, Soltikof, Daun verhältnismäßig untätig sind während der nächsten sechs Wochen und länger.

Einige Tage vor Kunersdorf hatte Daun persönlich, ich will vergessen, mit wie vielen tausend, eine Bewegung nach Norden von Mark-Lissa aus etwa zwölf Meilen weit durch die Gegend von Sagan gemacht und lagert bei Priebus, wo er seitdem wartete. Priebus liegt ungefähr acht Meilen nördlich von Görlitz, ungefähr vierzehn westlich von Glogau, sechzehn südlich von Frankfurt. Dies ist der Ort, wo der Schmiedemeister, der verschiedene Eisen im Feuer hat, sie am bequemsten herausgreifen und daran schmieden kann, während sie nacheinander heiß werden. Daun als Schmiedemeister hat wenigstens drei Zwecke im Auge. Der erste ist wie immer

die Wiedereroberung Schlesiens. Diese aber wird verhindert durch Prinz Heinrich, der wachsam in Schmottseifen drüben vor der Schwelle sitzt. Der zweite ist wie voriges Jahr die Einnahme von Dresden, welche gegenwärtig viel ausführbarer ist, da mit Ausnahme der Besatzungen keine preußische Streitmacht in Sachsen steht und eine Reichsarmee jetzt endlich nach ihrem langen Feilschen um ihre Magazine wirklich dort ist. Und vor allem weil Friedrich die Hände anderswo voll hat. Friedrichs Hände voll zu halten — mit anderen Worten, die Russen bei ihm festzuhalten — das ist der dritte Zweck. Oder wir können ihn in Wahrheit den ersten, zweiten und dritten nennen, denn Daun weiß sehr wohl, daß, wenn Soltikof nicht versteht, Friedrich zu beschäftigen, Schlesien, Sachsen und alles andere unmöglich wird.

Seit der glücklichen Vereinigung Loudons mit Soltikof hat Daun sich abwartend verhalten und verhält sich noch so. Gründlich berechnend sammelt er in verschiedenen Gegenden Magazine, stellt Außenposten auf nach dieser Seite und nach jener Seite, im Hinblick auf jene drei Zwecke, alle zusammen oder jeden besonders — hauptsächlich im Hinblick auf den dritten Zweck, den er als den allumfassenden erkennt. Daun war gründlich berechnend bei diesen Plänen. Aber eine Kriegstat zu versuchen, zum Beispiel gegen Prinz Heinrich, oder sich anders zu bemühen als mit dem Vorwärtsschaffen von Proviant und der Beorderung von Detachements hierhin und dorthin an die möglicherweise geeigneten und geeignetsten Posten, war nicht Dauns Art — um so schlimmer für Daun bei dem gegenwärtigen Gang der Unternehmungen.

Prinz Heinrich hatte ruhig in Schmottseifen gelegen, seines Bruders Wagnis abwartend; erhielt nicht die geringste Kunde von ihm bis sechs Tage nach Kunersdorf und dann nur durch das Gerücht; widerwärtige, und obgleich noch zweifelhafte, doch nur zu sehr wahrscheinliche Kunde! Gerade am Tage von Kunersdorf hatte Heinrich angefangen, einige Verbesserungen auf seiner rechten Flanke ins Werk zu setzen — immer ein scharf strategischer äußerst geschickter Mensch — und sehr viele Bewegungen gemacht, welche hier unverständlich sein würden[1]. Heinrich fühlt jetzt, daß eine Welt von Pflichten auf ihm ruht, und vor allem die augenblickliche Pflicht, die Eröffnung einer Verbindung mit seinem Bruder zu versuchen. Infolge finden viele Märsche statt. Viel verwickeltes Marschieren und Manövrieren zwischen Daun und ihm, worüber wieder eine Andeutung gegeben werden mag, wenn wir zu Heinrichs großem Marsche (vom 25. September) kommen.

Vorläufig mögen die Leser ihre Karte zur Hand nehmen und sich bemühen, die folgenden Daten und Örtlichkeiten in ihrem Gedächtnis festzuhalten. Hier sind im Überblick die verschiedenen Märsche des Königs und

[1] Im einzelnen dargestellt, bis auf die kleinste Faser (wie es dort die geistverwirrende Gewohnheit ist), in Tempelhof III. 228 ff.

zwei einanderfolgende Lagerstellungen. Nur zwei während jener sechs Wochen erzwungener Untätigkeit, als er die Russen bewachen und so manchen Verwicklungen und Unglücksfällen in der Ferne zusehen mußte, die er vielfach, aber vergeblich zu hindern oder gutzumachen strebt:

„Erstes Lager" (Fürstenwalde, 18.—30. August). „Friedrich verließ Reitwein, 16. August; am 17. ist er in Madlitz" (dort wurde das Billett an Wunsch geschrieben, welches wir lasen); „am 18. geht er nach Fürstenwalde und bezieht ein Lager. Fürstenwalde liegt an der Spree, gerade zwischen Frankfurt und Berlin, fünf Meilen von dem ersteren, sieben Meilen von dem letzteren. Hier bleibt er beinahe vierzehn Tage. Zuerst in großer Unruhe wegen der Russen und Berlins, aber allmählich vergewissert, daß die Russen nichts vorhaben.

In der Tat lag Soltikof diese ganze Zeit in Lossow, zwei Meilen südlich von Frankfurt, mit seiner Rechten an der Oder vollkommen bewegungslos, untätig, außer daß er oft ziemlich mürrisch Launs und Montalemberts fließender Beredsamkeit und Ratschlägen zuhörte — und einmal am 22. August in der kleinen Stadt Guben eine Konferenz mit Daun hielt" (wovon später mehr). „Infolge derselben machten Soltikof und seine Russen und Österreicher sich am 28. August wieder auf den Weg, südwärts, aber nur wenige Märsche, zuerst bis Müllrose, dann bis Lieberose — während Friedrich, sobald er von ihren Bewegungen hörte, ihnen am 30. August nacheilte. Aber er hatte nicht sehr weit nachzueilen. Hierauf folgte

das zweite Lager (Waldau, bis 15. September). Am 30. August, sagen wir, brach Friedrich von Fürstenwalde auf; eilte, dieser russischen Bewegung zu folgen und ihr auf der Spur zu bleiben das Tal der Spree aufwärts; zuerst in die Gegend von Müllrose" (wo die Russen einige Zeit zögerten und die Schleusen des Friedrich-Wilhelm-Kanals verdarben, wenn sonst nichts) — „von dort in die Gegend von Lieberose. Waldau, des Königs neuer Lagerplatz — Waldau, mit dem Spreewald im Rücken. Dann hielten beide Teile sich ruhig bis zum 15. September, wo Soltikof ordentlich auf den Marsch ging, doch nicht gegen Berlin, sondern in ganz entgegengesetzter Richtung."

Um die Mitte des Septembers, wenn die Russen aufbrechen und sich nach Osten zu bewegen, besonders vom 25. September an, wenn Heinrich seinen berühmten Marsch gegen Westen macht, wird es uns geziemen, zu Friedrich und in diese Gegenden zurückzukehren. Gegenwärtig müssen wir uns nach Sachsen wenden, da dort und nicht hier der Schauplatz der Handlung ist. Man beachte außerdem nur die folgenden Notizen, welche jetzt lesenswert sein werden. Erstlich seine Äußerungen gegen d'Argens, direkte Einblicke in den schwerbeladenen, ja furiengepeitschten und beinahe verzweifelnden inneren Menschen Friedrichs während der ersten drei Wochen nach seiner Niederlage bei Kunersdorf.

Der König an den Marquis d'Argens (in Berlin): Sechs Briefe.

1. „Madlitz" (Straße von Reitwein nach Fürstenwalde), „16. August 1759. Wir sind unglücklich gewesen, mein lieber Marquis, aber nicht durch meinen Fehler. Der Sieg war unser und würde sogar vollständig gewesen sein, als unsere Armee die Geduld verlor und im unrechten Augenblick das Schlachtfeld verließ. Der Feind ist heute auf dem Marsch nach Müllrose, um sich mit Haddick zu vereinigen" (noch nicht nach Müllrose, erst in zehn Tagen; aber sie hatten sich schon vereinigt). „Die russische Infanterie ist beinahe völlig vernichtet. Alles, was ich von meinen eigenen Trümmern habe sammeln können, beläuft sich auf 32 000 Mann; mit diesen rücke ich vor, um dem

Feinde die Straße zu verlegen und entweder unterzugehen oder die Hauptstadt zu retten. Ihr" (ihr Berliner) „werdet das nicht als Mangel an Entschlossenheit bezeichnen.

Für den Ausgang kann ich nicht stehen. Wenn ich mehr Leben hätte als eines, würde ich sie alle für mein Vaterland opfern. Aber wenn dieser Streich mißlingt, glaube ich quitt mit ihm zu sein, und daß es mir dann erlaubt sein wird, ein wenig an mich selbst zu denken. Alles hat seine Grenzen. Ich ertrage mein Unglück; mein Mut ist nicht dadurch erschüttert: aber ich bin fest entschlossen, wenn dieser Streich mißlingt, mir einen Ausweg zu öffnen" (jene kleine Glasröhre, die mich nie verläßt) „und nicht länger das Spiel des Zufalls zu sein."

2. Fürstenwalde, 20. August. — — „Bleiben Sie in Berlin, oder ziehen Sie sich nach Potsdam zurück; in kurzem wird eine Katastrophe eintreten; und Sie sollten nicht dadurch leiden. Wenn die Dinge eine günstige Wendung nehmen, können Sie in vier Stunden in Berlin" (von Potsdam) „zurück sein. Wenn das Mißgeschick uns verfolgt, gehen Sie nach Hannover oder nach Celle, wo Sie für Ihre Sicherheit sorgen können.

Ich versichere Ihnen, daß ich in dieser letzten Aktion tat, was menschenmöglich war, um zu siegen; aber meine Leute" — Oh, Ihro Majestät!

3. Fürstenwalde, 21. August. — — „Der Feind verschanzt sich bei Frankfurt, ein Zeichen, daß er keine Unternehmung beabsichtigt. Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, hierherzukommen, so können Sie es in völliger Sicherheit tun. Bringen Sie Ihr Bett mit; bringen Sie meinen Koch Noël; und ich will eine kleine Stube für Sie bereit haben. Sie werden mein Trost und meine Hoffnung sein." —

An diesem Tage — mögen die Leser sich den Umstand merken — detachiert Friedrich, besseren Mutes, Wunsch mit einer kleinen Macht von 6000, zu versuchen, ob er in Sachsen Hilfe bringen kann, wo die Reichsarmee in voller Stärke angekommen, und da durchaus niemand gegen sie im Felde ist, alle nördlichen Garnisonstädte erobert und auch übrigens mit großer Schnelligkeit vorrückt. Höchstwahrscheinlich mit Absichten auf Dresden selbst! Wunsch beginnt seinen Marsch am 24. August[1]. Und wir werden in kurzem in jenen sächsischen Gegenden von ihm hören.

4. Fürstenwalde, 22. August. „Gestern bat ich Sie zu kommen; aber heute verbiete ich es. Daun ist in Kottbus; er marschiert auf Lübben und Berlin" (ist keineswegs so waghalsig!). — Fliehen Sie dies unglückliche Land! — Diese Nachricht zwingt mich, die Russen wieder zwischen hier und Frankfurt anzugreifen. Sie können sich denken, ob dies ein verzweifelter Entschluß ist. Es ist die einzige Hoffnung, welche mir bleibt, nicht auf einer oder der anderen Seite von Berlin abgeschnitten zu werden. Ich will den entmutigten Truppen Branntwein geben lassen" — ach! — „aber verspreche mir keinen Erfolg. Mein einziger Trost ist, daß ich mit dem Schwerte in der Hand sterben werde."

5. Derselbe Ort und Tag (nach einem Briefe von d'Argens). „Sie halten die Lobrede einer Armee, mon cher, die keine Lobrede verdient. Die Soldaten hatten starke Glieder zum Fortlaufen, keine den Feind anzugreifen." (Ach, Eure Majestät, nach fünfzehn Stunden solchen Marschierens und Kämpfens.)

„Daß ich schlagen werde, ist gewiß; aber schmeicheln Sie sich nicht hinsichtlich des Erfolges. Nichts als ein glücklicher Zufall kann uns helfen. Gehen Sie in Gottes Namen nach Tangermünde" (seit die königliche Familie fortging, denken d'Argens und viele Berliner an Flucht), „nach Tangermünde, wo sie in Sicherheit sein werden; und warten Sie dort ab, wie das Schicksal über uns verfügt. Ich werde den Feind morgen rekognoszieren. Am nächsten Tage werden wir, falls es etwas zu tun gibt, den Versuch machen. Aber wenn der Feind noch auf den Weinbergen von Frankfurt stehenbleibt, werde ich keinen Angriff auf ihn wagen.

[1] Tempelhof III. 211.

Nein, die Qual des Tantalus, die Schmerzen des Prometheus, das Schicksal des Sisyphus waren nichts im Vergleich mit dem, was ich seit den letzten zehn Tagen leide" (von Kunersdorf bis jetzt, da der Untergang wieder abgewendet werden muß und die Macht dazu fehlt). „Der Tod ist süß im Vergleich mit einem solchen Leben. Haben Sie Mitleid mit mir und mit ihm und glauben Sie, daß ich noch sehr viele böse Dinge für mich allein behalte, weil ich niemanden dadurch zu betrüben und beunruhigen wünsche, und daß ich Ihnen nicht raten würde, dies unglückliche Land zu fliehen, hätte ich einen Strahl von Hoffnung. Adieu, mon cher."

Vier Tage später, am 25. August, schickt Friedrich aus diesem selben Fürstenwalde, während die Russen noch immer still liegen, an Schmettau, Kommandant von Dresden (durch eine fleißige Hand, denn die Straßen sind alle versperrt) einen zweiten Brief, „daß Dresden von der höchsten Bedeutung ist: daß für den Fall einer Belagerung Entsatz" (Wunsch nämlich und vielleicht noch ein anderer, der folgen mag) „sich auf dem Wege befindet, und daß Schmettau sich bis aufs äußerste verteidigen muß". Hoffen wir, daß diese zweite Botschaft der zu verzweifelten ersten, welche wir oben lasen, entgegenwirken möge, falls dieselbe Entmutigung bei Schmettau hervorgerufen hat[1]! D'Argens eilt nach Wolfenbüttel, verweilt dort bis zum 9. September. Nichts weiter von Friedrich bis zum 4. September, wo die Dinge sich wieder abgekühlt haben.

6. Waldau, 4. September. „Ich glaube, Berlin ist jetzt in Sicherheit. Sie können dorthin zurückkehren. Die Barbaren" (Russen) sind in der Lausitz; ich halte mich in ihrer Nähe, zwischen ihnen und Berlin, so daß für die Hauptstadt nichts zu fürchten ist. Das Drängen der Gefahr ist vorüber; aber es wird trotzdem noch manchen schlimmen Augenblick zu überstehen geben, ehe wir das Ende des Feldzuges erreichen. Das geht aber nur mich selbst an; bekümmern Sie sich nicht darum. Mein Märtyrertum wird noch zwei Monate dauern; dann werden Schnee und Eis es enden[2]."

So steht Friedrich erst in Fürstenwalde, dann in Waldau verlassen aber entschlossen da. Wache haltend gegen die eindringenden russisch-österreichischen Fluten, schmerzlich wachsam und erwartungsvoll, noch etwa vierzehn Tage länger, bis jetzt, wie wir hören werden, schlimme Kunde ihn erreicht. Er befindet sich in jener alten Moorgegend von Wusterhausen, mit der wir früher unter ganz anderen Umständen so gut bekannt waren. Vor dreißig Jahren pflegten wir an schönen Nachmittagen mit dem armen Duhan de Jandun, nachdem wir unsere Schularbeiten beendet, nach Mittenwalde, Fürstenwalde und weit und breit in die ginsterbedeckten Umgebungen hineinzugaloppieren, indessen zu Hause unsere Schwester und Mutter unter vielen Sorgen und mit vieler Liebe warteten und Papa, panartig, in dem Schatten seines großen Baumes schlief. — Vor dreißig Jahren. Ah, verschwunden ist das alles wie ein Traum, und statt dessen sind Einsamkeit und Verwüstung da und die russisch-österreichischen Todesfluten! Das glaube ich, waren Friedrichs gelegentliche tief verschwiegene Erinnerungen an diesen Orten und zu dieser Zeit. Die Leiden Werthers, die Leiden des Giaurs, die Leiden des von Verdauungsbeschwerden gequälten Schneiders sind in vielfacher Form auf ausführliche, herzzerreißende Weise berichtet und haben seitens eines sympathetischen Publikums ihren Anteil an

[1] Der zweite Brief wird mitgeteilt in Schmettaus Leben S. 436 f.
[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 78, 82, 83, 85, 86.

Tränen gehabt. Aber es gibt noch einige wenige wahrhafte Leiden, welche in Schweigen verhüllt liegen und nie um eine müßige Träne gebeten haben! — Richten wir nun unseren Blick auf Dauns Seite der Dinge.

Daun hat, nach vorhergegangener Unterhandlung eine Zusammenkunft mit Soltikof (in Guben, 22. August). — „Daun, der nach Priebus gerückt war, um näher bei Soltikof zu sein, hatte kaum sein Zelt dort aufgeschlagen" (13. August), „als ein atemloser Reiter mit einem vom Abend vorher datierten Briefe Loudons heranritt. ‚Der König von Preußen ist geschlagen bis auf die Knochen, über jeden Zweifel hinaus dieses Mal — vollständig ruiniert, wenn man sich ein Urteil erlauben darf.' Was für eine Vision des Gelobten Landes! Der hocherfreute Daun rückt am folgenden Morgen vorwärts, einen Tagesmarsch nach Triebel, um einen Marsch näher bei dem Schauplatz des Ruhmes zu sein und dieses größte der glühenden Eisen womöglich zu seinem Vorteil zu schmieden.

In Triebel erwartet Soltikofs eigner Bericht, erläutert durch mündliche Mitteilungen von Boten und Augenzeugen, kurz, eine vollständige Überschau dieses ewig denkwürdigen Sieges den hocherfreuten Daun. Der Boten abfertigt, einen und dann noch einen, da Lacy, der erste, nicht ganz erfolgreich ist, um mit Begeisterung den berühmtesten aller Generale zu beglückwünschen, der König Friedrich geschlagen hat, wie kein anderer es je getan oder tun könnte, geschlagen bis an den Rand der Vernichtung — und besonders in ihn zu dringen, daß er diesen beinahe ausgelöschten König völlig austreten möge, bevor er wieder aufleuchte. Soltikof versteht die Beglückwünschungen sehr gut, aber in bezug auf das Austreten schnaubt er eine unwillige Verneinung: ‚Nein, ihr, warum versucht ihr es nicht? Es ist sicherlich mehr euer Geschäft als das meiner Kaiserlichen Herrin, oder meines. Wir haben ihm in diesem Feldzug zwei Siege abgerungen. Kay und Kunersdorf haben beinah die Hälfte von uns getötet. Geht ihr hin und ringt ihr ihm etwas ab!' Das ist Soltikofs Logik, welche kein Bote Dauns, Lacy oder ein anderer, durch noch so viele melodiöse Überredungskünste Montalemberts und Loudons unterstützt, die fortwährend fleißig in dieser Richtung arbeiten, erschüttern kann.

Und in Wahrheit ist sie unwiderleglich. Wie kann Daun, wenn er selbst bloß spekuliert und kalkuliert, hoffen, daß Soltikof fortfahren wird zu handeln? Leute, die gekommen sind, um euch bei einem schweren Stück Arbeit zu helfen, bedürfen des Beispiels. Wenn du willst, daß ich weinen soll, sei du selbst erst vor allen Dingen betrübt. Soltikof wischt sich in diesem Zeitpunkt ärgerlich das Gesicht und besteht auf einigen Tränen von Daun. Kurz und gut, Soltikof hat seine ganze vorhandene Munition weggeschossen, seine Versorgung mit Brot ist höchst unsicher in diesen Gegenden, und Soltikof denkt immer: ‚Ist es denn mein Geschäft, oder ist es das eure?'

Soltikof hat sich auf den Weinbergen bei Lossow verschanzt, bequem aus Friedrichs Wege und nahe bei der Oder und seinen Proviantstraßen. Sitzt da ärgerlich taub gegen die Stimme des Zauberers; nichts ist aus ihm herauszuzaubern als Ausbrüche des Unwillens, anstatt der Beistimmung. Ein stolzer, hochfahrender, zorniger Mann, mit einem selbständigen Willen. Und sieht gut genug die Wirklichkeit der Dinge in dieser ganzen Symphonie der Lacys, der Montalemberts und der ihn umringenden Anbeter. Montalembert, der während dieses Feldzugs hier ist, unser bester französischer Mann" (die nutzlosen Schweden müssen sich mit einer geringeren Person begnügen) „ist außerordentlich überredend, versucht alle Künste der französischen Rhetorik, aber bewirkt nichts. ‚Den Österreichern zu erlauben den letzten Schlag zu tun — Exzellenz, das würde heißen, sie in der Geschichte einen Ruhm gewinnen lassen, den Sie verdient haben. Man würde dann von Daun und Österreich, nicht von Soltikof und Rußland erzählen, daß sie diesen pestilenzialischen König vernichtet haben, dessen die Geschichte

sich erinnern wird [1]!' ‚Von ganzem Herzen,' antwortet Soltikof, ‚ich heiße die Österreicher und die Geschichte willkommen! Meine Munition, mein Herr, ist in Posen; mein Brot geht zu Ende; können Sie in Frankfurt noch ein Pferd für mich auftreiben?' Der unwillige Soltikof kann nicht durch Gerede gewonnen werden, grollt dann und wann, wenn man ihn aufs äußerste antreibt: ‚Warum sollten wir, die freiwillige Helfer sind, die ganze Last der Arbeit auf uns nehmen? Ich werde mich nach Posen und nach Polen und Ostpreußen zurückziehen, wenn dies noch viel länger dauert.'

Österreich hat großen Widerwillen bei diesen Soltikofs und hohen russischen Offizieren erregt, die nicht so dumm sind als Österreich meint. Österreichs beständiger Wunsch ist: ‚Laßt sie ihr Amt als Katzenpfote für uns verrichten; wir sind hier, die Kastanien zu essen; nicht, wenn wirs vermeiden können, unsere eigenen armen Finger daran zu verbrennen!' Nach jedem Feldzuge pflegte Österreich bis jetzt eifrige Anklagen in Petersburg zu erheben und brachte damit die Apraxins und Fermors in Not. Das ist nicht die Art und Weise, sich die hohen russischen Offiziere zu verbinden. Österreich, wahrscheinlich durch Daun belehrt, versucht jetzt einen andern Weg. Überhäuft Soltikof mit Lobreden, Schmeicheleien und prächtigen Geschenken. Was Soltikof alles annimmt, aber in dem vollen Gefühl dessen, was sie bedeuten. Ein unzugänglicher Soltikof; seine Antwort ist immer: ‚Es ist jetzt an euch die Reihe, einen Sieg zu erfechten! Ich werde nach Posen zurückgehen, wenn ihrs nicht tut.' Und während dieser laufenden Wochen könnten wir, wenn jemandem etwas daran läge, in Soltikofs Audienzzimmer den Hergang einer sehr lebhaften Bittstellerei schildern mit sehr verdrießlichen und abschlägigen Antworten. Keine Überredungskunst Montalemberts, Lacys und Daunscher Gesandtschaften, unterstützt durch Säbel mit Diamantgriffen und den Glanz von Geschenken von Wien selbst, können das barbarische Volk gewinnen.

Daun beschließt endlich, in eigener Person zu gehen, bittet um eine Zusammenkunft mit dem berühmten russischen Eroberer und erlangt sie. Trifft Soltikof in Guben auf halbem Wege zwischen Frankfurt und Triebel (ein auserwähltes Gefolge in der Umgebung beider Exzellenzen, 22. August) und versucht seine ganze Redekunst an dem barbarischen Manne. Der barbarische Mann ist steif wie Erz; aber Daun geht auf alle seine Bedingungen ein: ‚Sachsen, Schlesien — Exzellenz, wir haben beide in unserm Griff; so vorzüglich ist unser Angeln und Manövrieren, im Einklang mit Ihrem unsterblichen Siege, der in Wahrheit allem den Lebensatem einhaucht. Oh, lassen Sie uns Besitz davon ergreifen. Halten Sie uns jenen König fern, und Sie werden sehen, ob sie nicht unser sind, Sachsen zuerst, Schlesien danach. Proviant? Ich will selbst unternehmen, Brot für Sie herbeizuschaffen.' (Obschon ich es den ganzen Weg von Böhmen herfahren muß und selbst den schrecklichsten Mangel leide; doch ich bin entschlossen, das Unmögliche zu tun). ‚Rationen von Brot sollen keinem russischen Soldaten fehlen, wenn Sie uns als schützender Freund geleiten. Zuerst nach Sachsen, wo die Reichsarmee steht und nicht ein einziger Preuße im Felde ist; selbst die Besatzungen sind schon größtenteils fortgegangen. Dresden wird binnen einer Woche belagert werden; Dresden selbst ist unser, wenn es Ihnen nur gefällig ist. Kommen Sie mit uns in die Lausitz, dort gibt es Magazine und Brote im Überfluß! Sind wir mit Sachsen fertig, ist Dresden unser, können wir uns dann nicht zusammen gegen Schlesien wenden, zusammen Glogau belagern, (ich selbst bin im Begriff, es mit Neiße zu versuchen, wieder durch Harsch) sowohl Glogau als Neiße erobern und dem erfolgreichsten Feldzug, den es je gab, die Krone aufsetzen? Oh, Exzellenz —!'"

Kurz Exzellenz, strenge an jener Bedingung hinsichtlich des Brotes festhaltend, willigt ein. Will in ungefähr einer Woche bereit sein, jene

[1] Choiseuls Brief (nicht des Herzogs von Choiseul, sondern des Grafen, jetzt Ministers in Wien) an Montalembert, „Wien, 16. August", und Montalemberts Antwort, „Lieberhausen" (bedeutet Lieberose), „31. August 1759", in Montalembert, Correspondance II. 58—65.

Frankfurter Weinberge zu verlassen. „Aber erinnern Sie sich des Brotes! Kein Brot — kein Russe!" Daun kehrt siegreich nach Triebel zurück — doch mit einer ihm auferlegten lästigen Bedingung. Tempelhof findet durch genaue Berechnung, daß die Herbeischaffung einer solchen Anzahl menschlicher Rationen täglich von Böhmen in diese Gegenden die gesamte Wagenkraft Launs überschreitet[1].

Die sogenannte „Reichsarmee" ist, unter schönen Vorbedeutungen in Sachsen eingerückt; verrichtet einige Belagerungstaten (7.—23. August) — im Hinblick auf Dresden als Haupttat.

Die Reichsarmee, obgleich im Frühling durch Zerstörung ihrer Magazine und Zurüstungen so arg mitgenommen, konnte auf keine neue Ausrüstung, außer einer oberflächlichen, warten und zeigte ihr Gesicht über den Bergen beinahe früher als gewöhnlich. Die Gelegenheit war so einzig in ihrer Art. Ein bloß seinen Garnisonen überlassenes Sachsen — welches beinahe zwei Monate in diesem Jahre so blieb. Bei einer solchen goldenen Gelegenheit rückte die Reichsarmee heran — zuerst in leichten unheilbringenden Scharen von Plänklern, die bis nach Halle oder selbst nach Halberstadt schweiften; dann die Armee selbst, gut oder schlecht ausgerüstet, unter dem Generalissimus Prinz von Zweibrück — und wand sich durch Thüringen den nordwestlichen Städten zu, während verschiedene österreichische Hilfskorps auf der Dresdner Seite erschienen. Acht österreichische Regimenter stehen dauernd in der Reichsarmee selbst. Kommandeur, oder teilweise Kommandeur, dieser acht ist (was mir allein merkwürdig an ihnen scheint) „Herr General Thomas von Blonquet", ein Irländer von Abstammung, sagte eine Anmerkung[2]. Höchst wahrscheinlich ein abenteuernder „Thomas Plunket", dies eine Mal unter diesen Umständen als Soldat sichtbar, von dem aber ein wohlgeneigter Leser nie, weder vorher oder nachher, hört. Es war um die Zeit, als der König die Haddick-Loudonschen Truppen auf so leidenschaftliche Weise in der Saganer Gegend jagte, als Zweibrück nach Sachsen hineintrompetet kam — während der König, Prinz Heinrich und jedermann in weiter Ferne anderweitig vollauf beschäftigt waren.

Die Reichsarmee hat ein Lager bei Naumburg (in der Gegend von Roßbach) und hat leichte Truppen in die Gegend von Halle ausgeschickt, welche sich Halles bemächtigt haben und Halle und andere Orte in der Nachbarschaft arg mitnehmen, bis sie fortgejagt werden. Am 7. August umzingelte die Reichsarmee Leipzig und forderte die schwache Besatzung dort zur Übergabe auf. Es ist eine zur Zerstörung aber nicht zur Verteidi-

[1] Tempelhof III. 225.
[2] Seyfarth II. 831 Anm.

gung geeignete Stadt. Die Reichsarmee bietet „freien Abzug" an — und kommt auf diese Bedingung hin vorläufig in den Besitz von Leipzig. Leipzig, Torgau, Wittenberg, in vierzehn Tagen oder weniger fallen alle preuzischen Posten in jenen Gegenden in die Hände der Reichsarmee. Ihre Märsche und Belagerungen zwischen jenen nordwestlichen Städten, von denen keine eine Belagerung von mehr als einigen Tagen aushalten kann, verdienen keine Erwähnung, außer in Stadtgeschichten. Genug, daß bald nach Mitte August Zweibrück alle diese Orte auf die Bedingung „freien Abzuges" in seine Gewalt bekommen hatte und daß, mit Ausnahme des folgenden Zwischenfalls in der Belagerung von Torgau, eines wesentlich biographischen Zwischenfalls, der einen gewissen Oberst Wolfersdorf angeht, keine einzige jener Belagerungen jetzt auch nur einer augenblicklichen Beachtung irgendeines Sterblichen würdig ist. Folgendes ist der Zwischenfall von Torgau — ein Charakterzug menschlicher Natur und soldatischen Handelns unter Hindernissen.

Oberst von Wolfersdorf verteidigt sich aufs schönste in Torgau (9.—14. August). Zwei Tage nach der Einnahme von Leipzig erschien bei Torgau ein größerer Haufe Panduren (es waren mehr als 2000), die eine Art Sturm auf Torgau und seine kleine Besatzung (von etwa 700) versuchten. In Torgau befinden sich ein Magazin, ein Hospital und andere Anlagen, die freilich keine regelmäßige Belagerung aushalten können, aber deren Verteidigung wichtig ist, bis gute Bedingungen angeboten werden. Der Pandurenhaufen stürmte, wenn ich mich recht entsinne, in die Vorstädte hinein, auf die gewöhnliche lärmende Art. Wurde jedoch von den 700 schweigenden Preußen — schweigend, außer mit ihren Feuerwaffen und Feldstücken — in so beredtem Stil empfangen, daß der Pandurenverstand bald überzeugt war und wieder auf Reisen ging. Und am Abend desselben Tages (9. August) trifft Oberst Wolfersdorf ein, als neuer Kommandant und mit Verstärkungen, die freilich klein, aber unter Umständen wichtig sind.

Wolfersdorf, so mutmaßt man, war zu diesem Unternehmen von Wittenberg heranmarschiert. Die ganze Streitmacht in Torgau beträgt jetzt ungefähr 3000, noch immer nur mit Feldkanonen versehen, aber auch mit einem Anführer, der offenbar allen Ernstes entschlossen ist, das Äußerste für die Verteidigung des Ortes zu tun. Am nächsten Morgen fordert der Reichsgeneral Kleefeld mit 6000 bis 8000 Panduren und Regulären zur Übergabe auf: ‚Ergebt euch sofort, oder —!' ‚Wir wollen euch erwarten!' antwortet Wolfersdorf. Worauf an demselben Morgen (10. August) ein allgemeiner Sturm stattfindet. Sturm Nr. 1., dem Wolfersdorf aufs schönste begegnet, indem er denselben (zu seinem Erstaunen) sowohl in den Rücken als in die Front nimmt und zu eiligster Umkehr nötigt. Tags darauf, Sonnabend, folgte ein zweiter und am Sonntag ein dritter, welchen ebenfalls aufs schönste begegnet wird. Dieser dritte Sturm, wie die Leser sehen, fand ‚Sonntag, 12. August' statt, ein sehr geschäftiger stürmischer Tag hier in Torgau und auch für einige andere von uns in der Hitze von Kunersdorf, weit über den Horizont hinaus. Wolfersdorf wirft alle Stürme zurück, macht außerdem unheilbringende Ausfälle. Ein zerstörender, geschickter Mann, äußerst entschlossen, unerschöpflich an Auskunftsmitteln und offenbar nicht durch Kleefeld zu überwinden. So daß der Fürst von Stolberg, der zweite nach dem höchsten Zweibrück selbst, die Sache in die Hand nehmen muß. Und,

Montag, den 13., bei Tagesanbruch langt Stolberg mit einem Zuge von Belagerungskanonen und 6000 frischen Truppen an. Fordert Wolfersdorf auf, sich zu ergeben. — ‚Nein!' wie zuvor. Stürmt zum vierten Male. Wieder ‚Nein', wie

zuvor. Attackiert darauf seine Elbbrücke und seine Schanze am jenseitigen Ufer des Flusses, aber findet einen Wolfersdorfschen Haufen dort, der ihm zerstörend in den Rücken fällt. Muß sich hinter den Elbdamm zurückziehen und die Beschießung von da versuchen. Setzt dieselbe etwa zwei Stunden lang heftig fort. Bis Wolfersdorf — dessen arme Feldstücke, die einzige Artillerie, die er hat, mit ihren Bleikugeln nicht so weit reichen können (die eisernen Kugeln sind verschossen und selbst das Pulver ist beinahe verschossen) — durch einen Flankenangriff auch diesem Versuch ein Ende zu machen weiß. Was völliges Schweigen und beträchtliches, geheimes Nachdenken seitens des erzürnten Stolberg zur Folge hat. Stolberg bietet ihm die günstigsten Bedingungen, die sich denken lassen: ‚Zieht frei ab mit allen Kriegsehren und allem eurem Material; nur zieht ab!' Worein Wolfersdorf, da sein Pulver und seine Kugeln sich in einem solchen Zustande der Ebbe befinden und kein Ersatz möglich ist, unter sehr genauen Bedingungen hinsichtlich aller einzelnen Punkte, einwilligt [1].

Oberst von Wolfersdorf zieht gleichfalls aufs schönste ab (15. August). Wolfersdorf rückt demgemäß Mittwoch, 15. August, um 8 Uhr morgens, durch das Elbtor aus über die Elbbrücke und die Schanze, welche drüben am anderen Ufer liegt. Bei dieser Schanze halten Stolberg und viele seiner höheren Offiziere, um ihn gehen zu sehen. Er marschiert mit Pomp, mit fliegenden Fahnen und spielender Musik. Das Bataillon Hessen-Kassel, gefolgt von aller unserer Bagage, den Lazarett-Rekonvaleszenten, der Artillerie des Königs und sonst allem, was dem König oder uns gehört, marschiert voran. Hierauf folgt als Nachhut für dies alles das Bataillon Grollmann — bei welchem Wolfersdorf selbst sich befindet, da er Grollmann (meistens Sachsen) als einen bedenklichen Truppenteil kennt. Ihm folgt auf den Fersen Bataillon Hofmann und zuletzt Bataillon Salmuth, beide zuverlässige Preußen.

Das Bataillon Hessen-Kassel und die Bagage sind durch die Schanze, wobei Prinz Stolberg ebenso stattlich grüßt, als er gegrüßt wird. Aber jetzt, da das Bataillon Grollmann heranrückt, ruft Stolbergs Adjutant mit der lauten Stimme einer Bekanntmachung, und viele Offiziere wiederholen und bekräftigen es: ‚Wer ein braver Sachse ist, wer seinem Kaiser treu ist oder zu der Reichsarmee gehört hat, trete hervor. Durchlaucht wird ihm Schutz gewähren!' Bei diesen Worten zuckt Grollmann zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und beginnt sofort sich aufzulösen, löst sich in der Tat beinahe vollständig auf und ist im Begriff, wie ein Traum zu verschwinden. Wolfersdorf ist ein entschlossener Mann, und es tut not, daß er es ist. Wolfersdorf in olympischem Zorn. hält sofort an, zieht seine Pistole und schreit: ‚Ich werde jeden totschießen, der aus Reih und Glied tritt!' und vollstreckt mit seiner Pistole sofort an einem ein Beispiel, indem er jeden wahren Preußen auffordert, dasselbe zu tun. ‚Jäger, Husaren, einen Dukaten für jeden Verräter, den ihr niederschießt!' fährt Wolfersdorf fort (und er bezahlte pünktlich nachher), doch außerstande, eine beinahe vollständige Auflösung Grollmanns zu verhindern. Einige Minuten lang gibt es eine unbeschreibliche Szene. Einen Sturm von Befehlen, Drohungen, Flintenschüssen, Pistolenschüssen, während Grollmann nach allen Seiten verschwindet — „hinter die Schanze, unter die Brücke, in Elbboote, unter die Mäntel der Kroaten" — trotz Wolfersdorfs olympischem Zorn und Bemühungen.

Beim Anblick des Schießens hatte Fürst Stolberg, ein hitziger Mann, zornig ausgerufen: ‚Herr, das wird nicht gut gehen!' Wolfersdorf jedoch kümmerte sich nicht im geringsten um ihn, kümmerte sich nur um Grollmann und sein eigenes hitziges Geschäft, es für einen Dukaten per Kopf zusammenzuhalten. Nachdem Grollmann fort ist und das Bataillon Hofmann in gehöriger Reihenfolge anrückt, gibt Wolfersdorf — der einen Adjutanten geschickt hat, mit dem Befehl ‚Hessen-Kassel, halt!' — dem Bataillon Hof-

[1] In Anonymus von Hamburg (III. 350) wird die Kapitulation, „14. August", in Kürze mitgeteilt.

mann diese drei Kommandoworte: ‚Ganzes Bataillon, halt! — Front! — fertig!' (mit dazu gehörigem gleichzeitigen Klicken jedes Flintenhahns, beim Aussprechen des letzten). Und sich an Fürst Stolberg wendend, ruft er mit einer Stirne, mit einem Ton der Stimme: ‚Durchlaucht, Artikel 9 der Kapitulation ist ausdrücklich über diesen Punkt: „Alles Desertieren ist strenge verboten; kein Deserteur soll weder auf kaiserlicher noch auf preußischer Seite angenommen werden!"' (Durchlaucht läßt, wie wir uns vorstellen, schweigend ein leises Schnüffeln hören.) ‚Da Eure Durchlaucht die Kapitulation nicht halten, werde auch ich sie nicht weiter beachten. Ich werde jetzt Sie und Ihre Suite zu Gefangenen machen, in die Stadt zurückkehren und meine Verteidigung von neuem beginnen. Haben Sie die Güte, augenblicklich in jene Schanze zu reiten, oder ich werde anlegen und Feuer geben lassen!'

Ein gefährlicher Moment für die Durchlaucht von Stolberg. Das Bataillon Salmuth nimmt wirklich wieder Besitz von der Schanze. Hofmann ist hier mit seinen Flintenhähnen im Anschlag ‚fertig' für jenes vierte Kommandowort, wie oben angedeutet. Ein General Lusinsky aus Stolbergs Gefolge, Führer jener Kroaten und ein Österreicher von Ansehen, bemerkt sehr ernsthaft: ‚Jeder Punkt der Kapitulation muß gehalten werden!' Worauf Durchlaucht zu entsagen und zu bereuen hat, eifrig hilft, Grollmann wieder zusammenzubringen, es zurückerstattet (wenig schlechter, wenig geringer an Zahl), Wolfersdorf ‚das Kommando der österreichischen Eskorte, die Ihr haben sollt' und jede Genugtuung und Versicherung geben will — nur beseelt von dem Wunsche, Wolfersdorf loszuwerden, der hierauf nach Wittenberg marschiert, wieder mit fliegenden Fahnen und einem Namen, welcher seitdem denkwürdig ist [1].

Wolfersdorf war selbst ein Pirnaer Sachse, diente der polnischen Majestät als Major in jener Pirnaer Zeit. Vielleicht kein Bewunderer von „Feldmarschall Brühl" und Comp.? — Jedenfalls trat er in den preußischen Dienst, der ihm damals angeboten wurde. Und dies war die Art und Weise, wie er sich darin benahm. Ein entschieden begabter Soldat, der sich hinfort mehr und mehr als ein solcher offenbart — unglücklicherweise nicht auf lange Zeit. Auch er wurde in Maxen gefangen, wie wir sehen werden. Wurde in späteren Jahren Generalleutnant und ein in den preußischen Militärkreisen berühmter Mann. Hatte aber, wie es heißt, die Gewohnheit, in bezug auf militärische Angelegenheiten, Rekrutierung und dergleichen, immer die gerade Linie (oder kürzeste Entfernung zwischen sich und dem Gegenstande) einzuschlagen und geriet dadurch in Verdrießlichkeiten mit den Zivilbeamten.

Wolfersdorf erhielt in Wittenberg oder weiter voran ein schmeichelhaftes Wort vom Könige, der sein wirksames Verfahren in Torgau lobte und ihm befahl, sollte Wittenberg fallen (wie es am 23. August geschah), sich mit Wunsch zu vereinigen, der mit einer kleinen Schar kommt, um womöglich in jenen entblößten Gegenden zu helfen. Wunsch war (21. August) vom Könige abgeschickt worden, wie wir schon gehört haben. Später findet der König, daß er auch Fink entsenden kann (aus der Gegend von Waldau, am 7. September [2]), da die Russen so schlaff sind und Sachsen in eine so gefährliche Lage gebracht ist.

[1] Tempelhof III. 201—204; Seyfarth II. 562 Anm. und Beilagen II. 587; Militärlexikon IV. 283.

[2] Tempelhof III. 211, 237.

„Einige Tage nach Kunersdorf" besagt eine Notiz, welche hier einzuschalten ist, „hatte eine kleine Begebenheit zur See sich zugetragen, welche tröstlich für Friedrich sein und auf die andere Seite der Rechnung kommen wird, wenn er davon hört. Kunersdorf war Sonntag, 12. August. Dies war am Sonnabend und Sonntag darauf. Außer ihrer großen Brester Flotte, mit neuen flachen Booten und weltberühmten Vorbereitungen zu Lande, die zur Invasion des stolzen Albion in Vannes stattfinden und gegenwärtig alle unter Hawkes strenger Obhut stehen, haben die Franzosen seit letztem Frühling eine Hilfsflotte in Toulon gehabt, die sich eine Zeitlang mit sehr triumphierenden Hoffnungen schmeichelte, jetzt aber zu Falle gekommen ist:

„Seegefecht" (eigentlich Seejagd von 40 Meilen) in den Gewässern von Cadix, 18.—19. August. Die schöne Toulоner Flotte, welche, da Pitts Schiffe so weit über die Welt verstreut waren, eine Zeitlang Herrin des Mittelmeeres zu sein meinte, hat sich ganz im Gegenteil" (so groß waren Pitts Hilfsquellen und Schnelligkeit) „den ganzen Sommer hindurch im Hafen eingesperrt gefunden, wo Boscawen sie auf seine gewöhnliche strenge Art bewachte. Kein Ausgang ist möglich, bis in dem schwülen Wetter" (8. Juli—4. August) „das Bedürfnis frischer Verproviantierung, frischen Wassers und einiger Ausbesserungen Boscawen nach Gibraltar führte und der Toulоner Flotte eine vorübergehende Gelegenheit gab, von der sie Gebrauch machte.

Am 17. August, acht Uhr abends, wurde Boscawen in Gibraltar" (wo mehrere seiner Schiffe sich noch im Negligé oder unter Ausbesserung befanden) „durch eine seiner Fregatten eilig benachrichtigt, daß die Toulоner Flotte abgesegelt sei, und daß man sie soundso viele Stunden vorher bei Kap Ceuta deutlich gesehen. ‚Denkt', wie Boscawen annimmt, ‚noch diese Nacht durch die Meerenge zu kommen!' Mit großer Eile werden die im Negligé befindlichen Schiffe rasch zusammengeknöpft" (in etwa zwei Stunden) „und um zehn Uhr abends waren alle unter Segel. Und bald befanden sie sich auf einer hitzigen Jagd, da sie des Wildes jetzt ansichtig waren, welches, wie vermutet, mit äußerster Schnelligkeit durch die Meerenge hineilt. Um sieben am nächsten Morgen" (Sonnabend, 18. August) „bekam Boscawen die Toulоner Flotte in seinen Griff (noch ziemlich weit östlich von Cadix, in den Gewässern von Trafalgar, wie mir scheint). Hier bekämpfte und jagte Boscawen die Toulоner Flotte während der nächsten vierundzwanzig Stunden und trieb sie endlich ans Land, bei Lagos an der portugiesischen Küste; fünf ihrer großen Schiffe verbrannt oder genommen, ihre Bemannung und anderen Schiffe zu Land und Wasser flüchtig, ihr armer Admiral tödlich verwundet und die Toulоner Flotte ein ruiniertes Ding. Der Wind war launisch gewesen, hier lebhaft, dort ruhig, bald die Jäger begünstigend, bald die Gejagten, und beide Flotten waren auseinandergeraten. De la Clue, der französische Admiral, beklagte sich bitter, wie seine Kapitäne zögerten oder sich davon machten und ihn verließen. Boscawen selbst, der für seinen eigenen Anteil wie ein Adler ans Werk gegangen war, hörte man murren über den Mangel an Schnelligkeit bei einigen Leuten, und er sagte: ‚Es ist gut, aber es hätte besser sein können[1]!'

De la Clue — der längst alle Ideen von ‚Beherrschung des Mittelmeeres' aufgegeben — hatte die bescheidene Absicht gehabt, irgendwie in den Ozean durchzudringen. Und hätte sich dann womöglich mit der großen Invasionsflotte, die jetzt in Brest lag, vereinigen können, bis Vannes und alle Vorkehrungen fertig sind, oder den Versuch machen können, Hawke, der dies alles blockiert, im Rücken zu belästigen. Ein vergleichsweise bescheidener Plan — und dies ist sein Ausgang. Was die große Invasionsflotte unter Admiral Conflans' Kommando betrifft, so hält sie ihr Haupt noch im Hafen von Brest empor und tut groß. Behandelt Rodneys Zerstörung der flachen Boote in Le Havre mit Geringschätzung: ‚Werden bald wieder flache Boote haben, und Ihr werdet sehen!' — wenn nur Hawke und Wind und Wetter und das Glück es erlauben."

[1] Beatson II. 313—319; das. III. 237, 238. De la Clues (des französischen Admirals) Depesche; Boscawens Depesche usw. in Gentleman's Magazine XXIX. 434.

Die österreichische Reichsarmee vollführt ihre Hauptstat (26. August bis 4. September). Tagebuch über das, was die „Belagerung" von Dresden genannt wird.

Seit den ersten Wochen des August sind österreichische Detachements, Wehlas Korps und Brentanos Korps von der nordostwärts oder Daunwärts gelegenen Seite in Sachsen eingerückt und haben die starken nach Dresden zu gelegenen Punkte besetzt. Dort wartend, bis die Reichsarmee ihre Leipzigs, Torgaus, Wittenbergs erobern und von Nordwesten herbeiströmen werde. Was für ein Antrieb alledem durch Kunersdorf und den 12. August erteilt wurde, kann man sich leicht denken. Und die Unternehmung ging seitdem im Sturmschritt vorwärts und wies auf augenblickliche tatkräftige Bemühungen gegen Dresden hin. Die Reichsarmee beeilt sich, ihre nordwestlichen Städte in Ordnung zu bringen, legt eine gehörige Besatzung in jede, läßt zehn- bis zwölftausend zur allgemeinen Deckung jener Gegenden zurück und marschiert am 23. August gegen Dresden. Es sind jetzt nur noch etwa fünfzehntausend von ihr übrig, da beinahe die Hälfte der Reichsarmee auf solche Weise abgetrennt war. Wenn nicht jetzt Daun seinen Maguire mit frischen zwölftausend in Marsch gesetzt hätte. — Maguire, der auch die Wehlas und Brentanos befehligen und in der Tat österreichischer Oberbefehlshaber und in allen tatkräftigen Schritten Lenker dieses wichtigen Unternehmens sein soll — hochwichtig für Daun gerade jetzt. Schmettau in Dresden sieht deutlich, welches Unheil bevorsteht.

Für Daun ist diese Belagerung von Dresden das Alpha aller Omegas. Er und sein Soltikof warten hierauf und können nichts tun, als Proviant aufzehren, bis dies ausgeführt ist. Da die Belagerung von wirklicher Bedeutung war, obgleich nicht durchaus das Alpha aller Omegas, und merkwürdige Punkte und bezeichnende Charakterzüge enthält, wollen wir die Leser zu einer vorübergehenden Betrachtung derselben einladen — um so mehr als reichliche zeitgenössische Erzählungen, Tagebücher und authentische Berichte vorhanden sind, welche dies möglich und leicht machen[1].

„Seit dem Gerücht von Kunersdorf", sagt ein aus vielen anderen ergänztes Tagebuch, „während der beiden letzten Augustwochen hat die Notwendigkeit der Wachsamkeit und des Fleißes sich für Schmettau gesteigert, und seine Aussichten sind düsterer geworden. Er hat eine ziemlich armselige Besatzung, was die Zahl angeht" (3700 im ganzen[2]), „und nicht von der besten Qualität, nicht wenige Ausreißer darunter. Willig genug zu Kriegsstreichen, lauter kampflustige Gesellen, von abenteuerndem Sinn, aber von ungewisser Verläßlichkeit im Falle der Not. Er hat endlose Vorräte im Orte; als ein Item beinahe sechs Millionen bares Geld. Der arme Schmettau, wenn er es wüßte, ist plötzlich der Leonidas dieses Feldzuges geworden, Dresden sein Thermopylä; und" — Aber die Leser können sich die Situation vorstellen.

[1] In Tempelhof (III. 210—216—222), eine vollständige und sorgfältige Erzählung; in Anonymus von Hamburg (III. 371—377) ein besonderes Tagebuch eines Augenzeugen in Dresden.

[2] Schmettaus Leben (von seinem Sohne) S. 408.

„Am 20. August verläßt Schmettau die Neustadt oder den nördlichen Teil Dresdens, der jenseits des Flusses liegt. Er ist unwichtig und läßt sich auch nicht verteidigen mit einer unzureichenden Garnison. Schmettau will das Flußufer befestigen, die steinerne Brücke nötigenfalls in die Luft sprengen und sich auf das eigentliche Dresden beschränken. Der Hof befindet sich hier. Schmettau hofft nicht, daß der Hof eine Belagerung von ihm abwenden kann; aber versäumt es nicht, auch dies zu versuchen, und kann wenigstens Zeit gewinnen.

Am 25. August läßt er unter den Hauptbogen der Brücke eine Mine legen. ‚Die Mine ist schlecht gelegt, ihre Wirkung ungewiß', berichtet der Offizier, den er zur Untersuchung derselben absendet. Aber sie wurde nie versucht, das bloße Gerücht davon verhinderte Angriffe auf jener Seite. Am selben Tage, dem 25. August, erhält Schmettau jene unglückliche königliche Botschaft[1], geschrieben in den dunkeln Tagen von Reitwein unmittelbar nach Kunersdorf" (14. oder 13. August), „welche wir oben lasen. Daß ein anderer Brief für ihn unterwegs ist, der ihm meldet, daß ein ‚Entsatz versucht werden soll', ist Schmettau nicht bekannt und bleibt ihm verhängnisvoll unbekannt. Während Schmettau dies liest" (25. August), „ist General Wunsch seit vier Tagen unterwegs. Wunsch und Wolfersdorf mit ungefähr achttausend eilen so schnell sie können und in schöner beflügelter Stimmung heran. Werden morgen abend die Elbe bei Meißen überschreiten — wenn Schmettau es nur wüßte. Es heißt, er habe gerüchtweise erfahren, daß Kunersdorf nicht so verhängnisvoll gewesen, als man meinte, und daß ein König wie der seine Anstrengungen machen werde. An seiner Stelle hätte man wenigstens einige Spione aussenden können! Aber dies tat er nicht, weder jetzt noch nachher.

Seit Wehlas und Brentanos Ankunft in jenen Gegenden hat er bereits gegen viele Ungewißheiten ankämpfen müssen, zu viele für einen Leonidas! Schwanken zwischen ja und nein, selbst in bezug auf das Verlassen der Neustadt zum Beispiel, von wo er einen Teil seiner Vorräte herüberbringt, aber nie entschlossen alle zusammen. Er ist unfähig, einen Entschluß zu fassen. Reißt jetzt vor aller Augen das Brückenpflaster auf, legt es dann vor aller Augen wieder nieder — und mir scheint, obgleich das Gegenteil behauptet wird, daß er endlich in der Neustadt eine große Masse von Vorräten, Furage und andere, die er für den Augenblick nicht brauchte oder außerstande war, fortzubringen, zurücklassen mußte, als seine Zweifel aufhörten. Er hat eine Mine unter die Brücke gelegt, weiß aber, daß sie nicht springen wird.

Schmettau ist in vielen Kriegen gewesen, aber dies ist ein Fall, welcher seine soldatischen Eigenschaften auf die Probe stellt wie kein anderer zuvor. Ein unendlich verwickelter Fall — auch wenn er ihm ganz gewachsen ist, was er vielleicht nicht ganz war. Niemand zweifelte je an Schmettaus hoher Befähigung als Mensch und Feldherr; aber hier ist die allerhöchste vonnöten, und diese besitzt Schmettau nicht. Die Folgen waren sehr, sehr tragisch. Für Friedrich, wie mir scheint, ein Schmerz sein ganzes späteres Leben hindurch, und gewiß sein ganzes Leben hindurch ein Schmerz für Schmettau. Es ist Sonnabend nacht, der 25. August. Vor Mittwoch über acht Tage (4. September) werden traurige Dinge sich ereignet haben, die Schmettau nicht wiedergutmachen kann. Hätte Schmettau beschlossen, sich zu verteidigen, so würde Dresden nicht erobert worden sein. Welch ein Jammer, daß jene Botschaft Schmettau nicht erspart blieb, die nur Zweifel bei ihm erregen konnte. Ob er nicht nach zehntägigem Bedenken und neuer Einsicht hätte imstande sein können oder sollen, sowohl des Königs wahre Meinung als die augenblickliche Stimmung des Königs in diesem verhängnisvollen Dokument zu lesen, läßt sich nicht entscheiden. Sicher ist, daß er nicht des Königs wahre Meinung darin las, sondern nur des Königs augenblickliche Stimmung und nicht ohne Rückhalt versuchte, sich bis zum Tode zu verteidigen — oder auf solche Weise zu ‚sehen,

[1] Tempelhof III. 208; Schmettaus Leben (S. 421) hat den „27. August".

ob er sich nicht verteidigen könne' — mit einer guten Kapitulation in seinem Rücken, nachdem er dies getan.

Sonntag, 26. August, erschallen Trompeten an den Toren. Ein Bote von Zweibrücken wird mit verbundenen Augen hereingeführt; bringt eine förmliche Aufforderung zur Übergabe. Eine hinlänglich schreckliche Aufforderung: ‚Widerstand ist vergeblich; je länger Ihr Widerstand leistet, um so schlimmer wird es sein — und es gibt ein Schlimmstes' (den Kroaten überliefert und Mann für Mann massakriert zu werden), ‚doch warum sollte ich davon reden? Besonders wenn Ihr irgendwie Eure Pflicht gegen den Kurprinzen vernachlässigt' (den Kronprinzen, einen armen, jungen Mann mit krummem Rücken, der eine vortreffliche geistreiche Gemahlin hat, eine Freundin Friedrichs und Tochter des verstorbenen Kaisers Karl VII., den wir so edelmütig behandelten), ‚denkt Euch, was Euer Schicksal sein wird!' — Worauf Schmettau antwortet: ‚Können Durchlaucht glauben, daß wir die gewöhnlichen Anstandsregeln gegen Personen von solchem Range nicht kennen? Übrigens wissen Durchlaucht, was unsere Pflichten hier sind, und würden uns verachten, wenn wir sie nicht erfüllten.' — Und kurz, unsere Antwort ist wieder in höflicher Form ‚Pah, pah! gehen Sie Ihres Weges!' Worauf dem Boten wieder die Augen verbunden werden und Schmettau in vollstem Ernst daran geht, seine Vorräte aus der Neustadt fortzuschaffen, mit großen ineinandergefügten Querbalken und Steinen und Erdmassen an seinem eigenen Ende der Brücke eine Batterie errichtet, Batterien auf beiden Seiten ober- und unterwärts, die Tore verschließt und den ganzen Sonntag hindurch leidenschaftlich geschäftig ist — obgleich der Gottesdienst wie gewöhnlich vor sich geht.

Kaum hatte man die preußischen Kanonen fortgeschafft, als Kroaten in Masse herbeikamen und eine Batterie an ihrem Ende der Brücke zu bauen anfingen, deren Deckung aus alten preußischen Proviantfässern bestand, die bequem mit Erde gefüllt wurden. ‚Wenn Ihr einen Kanonenschuß zu uns herüberfeuert,' sagte Schmettau, ‚werde ich die Neustadt in wenigen Minuten in Brand schießen!' (ich habe nur auf Euer Heumagazin dort zu zielen), ‚Nehmt dies zur Warnung!' Auch feuerten sie nicht sogleich von jener Seite, zumal da die Kurfürstliche Hoheit und der königliche Palast sich ganz dicht hinter der preußischen Batterie befanden. Die Kurfürstliche Hoheit und ihr Haushalt werden höflich behandelt, geben auf alles höfliche Antworten, wollen in die ‚Apotheke' oder das Gewölbe des Palastes hinabgehen und sich dort einquartieren, wenn die Kanonade beginnt.

An diesem selben Sonntage, dem 26. August, traf Maguire ein und fing augenblicklich an, seine Brücke bei Pillnitz, etwas oberhalb Dresdens, zu bauen. Bei Übigau, etwas unterhalb Dresdens, haben die Reichsvölker eine andere. Die Reichsvölker, Zweibrücken in Person, kommen alle am Mittwoch an, stellen sich dort auf, nördlich und westlich von der Stadt. Was wichtiger ist, die Belagerungskanonen, eine stolze Menge, schwimmen durch die Pirnaer Gegenden stattlich hierher, kommen am nächsten Freitag, fünf Tage später, zu Händen [1]. Korbitz (halbwegs nach Kesselsdorf zu) ist Durchlauchts Hauptquartier. Obergeneral ist ganz augenscheinlich Durchlaucht, wenigstens in der Theorie und soll allen Ruhm davon haben. Obgleich Maguire im Hinblick auf diese Kanonen, wenn auch sonst weiter nichts, wahrscheinlich ziemlich viel zu sagen hat. Auch Maguire, wie ich finde, nimmt seinen Posten auf jener nördlichen oder Kesselsdorfer Seite, in der Nähe des Hauptgenerals. Wehla und Brentano postieren sich auf der südlich oder stromaufwärts gelegenen Seite. Sie sind es, welche die Belagerungskanonen einhändigen. Batterien sind schon überall abgesteckt, dreizehn Kanonen- und fünf Haubitzenbatterien. Kurz, vom Tage nach jener schrecklichen Aufforderung, Montag morgen bis Donnerstag, gibt es heiße Arbeit zu vielfachen Vorbereitungen auf seiten Schmettaus und beständiges Herbeiströmen der feindlichen Macht,

[1] Tempelhof S. 210.

die sich auch aufs äußerste vorbereitet. Donnerstag beginnt die Belagerung, wenn man es eine Belagerung nennen kann, allmählich und wie folgt:

Donnerstag morgen" (30. August) „enthüllt Schmettau, der Nacht und Tag den Fluß ‚verpalisadiert' und vieles andere tut —" (das heißt, der Anbruch des Tages enthüllt seinerseits) „dem Dresdener Publikum einen ungeheuren Galgen, schwarz, gewaltig, von eindrücklicher Gestalt, mit der Aufschrift: ‚für Plünderer, Meuterer und ihre Helfershelfer[1]'. Die österreichischen schweren Kanonen stehen noch nicht in den Batterien, aber Massen von Kroatengesindel schwärmen überall umher, und die Artillerie, welche sie zur Hand haben, unterhält ein lebhaftes Feuer. An ebendiesem Donnerstagmorgen werfen sich zwei oder drei Bataillone von ihnen in die Pirnaer Vorstadt und greifen die preußischen Wachtposten dort an. Schmettau fertigt sogleich Hauptmann Kollas und einen Trompeter ab: ‚Durchlaucht mögen die Güte haben, diesen Kroatenhaufen abzurufen; sonst geht die Vorstadt in Flammen auf! Und direkt nach Ankunft dieses Boten möge es Durchlaucht gefallen! Denn wir haben die Zeit berechnet und werden nicht über die Zeit hinaus warten, die er zu seiner Rückkehr nötig hat!" Zweibrücken ist ganz Entrüstung und Erstaunen; ‚will Halle verbrennen', Quedlinburg verbrennen, Berlin selbst und des Königs von Preußen Gebiet im allgemeinen von Grund aus verwüsten — worauf, wie vorhergesagt worden, die Antwort das Verbrennen der Pirnaer Vorstadt ist, sechzig Häuser, heute abend um sechs Uhr.

Von dieser Zeit an findet auf beiden Seiten, besonders auf der Schmettaus, eifriges Artilleriefeuer statt. Überallhin, wo Schmettau den Feind tätig sieht, läßt er eine Kanonade richten, indes der Feind mit der Artillerie antwortet, die er zur Hand hat. Ohne, wie ich glaube, viel Schaden zu verursachen, wenn auch sehr viel Lärm. Und an einem Tage" (Sonnabend, 1. September) „bemerkt unser Tagebuchschreiber: ‚Heute ist es nicht sicher, durch die Straßen zu gehen.' Aber in Wahrheit besteht die Belagerung, wie man es nennt — die am fünften Tage tot zu Boden fiel und nie wieder lebendig wurde — hauptsächlich aus Drohung und Gegendrohung zum Zwecke von Unterhandlungen und Abschließung eines Vergleichs. Und soweit ich ersehen kann, kam jener stolze Park österreichischer Artillerie, obgleich er in Batterien aufgestellt und in renommierender Weise besprochen wurde, gar nicht zum Feuern.

Schmettau nimmt dem Feinde gegenüber" (und ohne Zweifel auch sich selbst gegenüber) „eine Miene von eiserner Festigkeit an, aber im Innern hat er kein solches Gefühl — ‚beruft einen Kriegsrat und dergleichen. Der Kriegsrat stimmt ihm zu beim Anblick der königlichen Botschaft mit einer Stimme ‚Gewiß, gewiß, Exzellenz; keine Verteidigung möglich!' Was zugleich eine Prophezeiung ist und eine Erfüllung. Warum Schmettau nicht ein paar Spione ausschickte, um sich zu vergewissern, was oder ob gar nichts außerhalb Dresdens vor sich ging, habe ich nie verstehen können. Jenseits seiner eigenen Mauern ist die Welt eine inhaltlose Leere für Schmettau, und er scheint zufrieden damit, daß es so ist.

Sonntag, 2. September. Obgleich Schmettaus Kanonade sehr laut war und die ganze Nacht so gewesen war, wurde der Gottesdienst abgehalten wie gewöhnlich, denn die Straßen waren wieder sicher — wahrscheinlich weil die Österreicher nicht mit Kanonen feuerten. Ungefähr um vier Uhr nachmittags, nachdem sehr viel Pulver verschossen worden, tritt General Maguire auf die Elbbrücke, bläst oder schlägt Appell, dreimal. ‚Wünscht eine kurze Unterhaltung mit seiner Exzellenz.' Was sofort bewilligt wird. Zeugen sind auf beiden Seiten zugegen. ‚Verteidigung ist unmöglich; im Namen der Menschlichkeit, bedenken Sie!' erklärt Maguire. ‚Verteidigung bis auf den letzten Mann ist unsererseits gewiß', antwortet Schmettau zwischen den Zähnen nach draußen. — Aber endlich willigt er ein, niederzuschreiben, was, wenn er im äußersten Unglücksfalle je Bedingungen sollte anzunehmen haben, seine unabänderlichen Bedingungen sein würden. Worauf bis zum folgenden Tage ein Waffenstillstand verabredet wird

[1] Anonymus von Hamburg III. 373.

und Maguire ohne Zweifel über dieses Fühlen des feindlichen Pulses einen frohen Bericht erstattet. Zweibrücken und Maguire wissen sehr wohl, was in diesen Gegenden vorgeht" (General Wunsch ist in Eilmärschen nach Wittenberg zurückgekehrt, hat sich binnen einer Stunde einen Weg hinein geöffnet); „und ihr eifriger Wunsch, unter irgendwelchen Bedingungen sich Dresdens zu bemächtigen, nimmt zu.

M o n t a g, 3. S e p t e m b e r, der Todestag der Belagerung, ein ungemein geschäftiger Tag — obgleich der Waffenstillstand vollkommen bis drei Uhr nachmittags dauerte und bald vollkommener als je erneuert wurde. Eine Belagerung, die nicht durch Kanonen, sondern durch ärztlichen Fleiß getötet wurde. Wir wollen in aller Kürze die einanderfolgenden Symptome und Mittel anmerken. Um sieben Uhr morgens hatte Maguire seinen Boten in Dresden. ‚Euer Exzellenz Schreiben fertig?' — ‚Beinahe fertig', antwortete Schmettau. ‚Wir wollen es durch unsern eigenen Boten übersenden.' Und um elf Uhr morgens erhält es Maguire. — Derselbe Hauptmann Kollas" (dessen Namen wir kennen) „überbringt es und wartet statuenartig auf die Antwort. ‚Pah, das wird nicht gehen,' ruft Maguire aus, ‚die Bedingungen sind unvernünftig hoch!' Hauptmann Kollas ‚weiß nichts von dem, was in dem Schreiben steht, und ist nur beauftragt, eine geschriebene Antwort von Exzellenz zurückzubringen'. Exzellenz, ehe sie schreibt, ‚wird mit Durchlaucht eine Beratung zu pflegen haben', kann jedoch" (im Vertrauen und aus Gefühlen der Freundschaft), „‚Ihnen, mein Herr, auf Ehre versichern, daß die Besatzung den Kroaten überliefert werden und bis auf den letzten Mann über die Klinge springen wird'. ‚Die Besatzung wird das erwarten!' sagte Kollas statuenartig und entfernte sich mit der gehörigen Verbeugung [1]. Es liegt etwas Interessantes für uns in diesen militärisch-diplomatischen Wendungen, mit ihren viereckigen Ellenbogenformen und ihrer Höflichkeit, die starr wie Eisen!

Nicht vor drei Uhr nachmittags erreicht Schmettau die geschriebene Antwort: ‚Solche Bedingungen können nimmer angenommen werden.' — ‚Gut,' antwortet Schmettau, ‚bis zu unserem letzten Atemzuge werden wir keine anderen anbieten.' Und beginnt seine Kanonade wieder, nicht sehr heftig, aber mit dem Befehle: ‚Feuert denn, Nacht und Tag!'

Um zehn Uhr abends schlägt General Guasco, eine Art Eisenfresser, der mir hin und wieder begegnet ist, aber keinen Einlaß in mein Gedächtnis gefunden hat, Appell auf der Brücke: ‚Benachrichtigt den Kommandanten, daß jetzt schnurstracks dreizehn Kanonen- und fünf Haubitzenbatterien Feuer gegen ihn eröffnen werden, wenn er sich nicht bedenkt!' Welche furchtbare Botschaft an Schmettau überbracht wird. ‚Wünscht dem Herrn guten Abend', befiehlt Schmettau, ‚und sagt, wir wollen mit hundert Kanonen antworten.' Worauf Guasco verschwindet, aber nach nicht sehr vielen Minuten in milderem Tone zurückkehrt. Ersucht, ‚daß man ihn das Schreiben mit den Bedingungen noch einmal sehen lasse'. ‚Da ist es,' antwortet Schmettau, ‚unverändert und wird nie abgeändert werden.' Und es wird ein neuer Waffenstillstand geschlossen. — Und die Belagerung, wie sich zeigt, hat ihren letzten Schuß gefeuert und gibt mühevoll den Geist auf, in fieberhaften Unterhandlungen, welche viele Stunden lang dauern. Schmettau bemüht sich, klar zu verstehen, daß seine Bedingungen" (des Königs eigene Vorschläge, wie Schmettau sich schmeichelt) „angenommen sind. Auch nimmt Durchlaucht es nicht auf sich, irgendeinen Punkt zu verweigern. Aber zur Unterschrift nimmt er sich auffallend lange Zeit, weil er die Dinge noch zu bessern hofft.

Es gab viel Hierhin- und Dorthineilen bis vier Uhr den folgenden Morgen" (Durchlaucht hat in diesem Augenblick wichtige Nachrichten von Torgau), „bis elf Uhr den folgenden Tag, bis vier Uhr nachmittags und später — als Guasco und andere mit Botschaft auf Botschaft ankommen, hastig und versöhnlich: ‚Durchlaucht ist so weit entfernt, seine Unterschrift ist noch nicht da; aber habt Geduld, es ist alles in Ordnung,

[1] Tempelhof III. 211.

auf Ehre!' Sehr große Eile offenbar auf seiten Guascos und Genossen; aber kein Verdacht auf seiten Schmettaus. Bis endlich, da Dämmerung und Dunkelheit nun einzubrechen drohen, Maguire und Schmettau mit ihrem entsprechenden Gefolge eine Konferenz auf der Brücke haben — ‚während eines heftigen Regens'. Durchlauchts Unterschrift ist zu Maguires Erstaunen noch nicht gekommen; aber Maguire verbürgt seine Ehre, daß ‚alles ohne Schikane gehalten werden soll', und fügt hinzu" (was einigen von uns später nicht überflüssig schien): „‚Ich bin nicht imstande, falsch oder mit Schikane zu handeln.' In der Tat, bis neun Uhr abends war keine Unterschrift Durchlauchts da; aber um sechs gab auf solche Verbürgung von Maguires Hand und Ehre die Belagerung den Geist völlig auf, und Dresden gehörte Österreich. Dienstag abend, 4. September 1759, gerade als die Sonne unterging. Hätte man sie bei dem Regen sehen können.

Schmettau war zu hastig gewesen. Was nötigte Schmettau zu solcher Hast? Die Bedingungen waren noch nicht unterzeichnet, noch nicht in allen Punkten abgeschlossen. Auch wurden sie nichts weniger als gut beobachtet, nachdem dies geschehen. Beträchtliche Verwirrung, zeitweilige Blindheit, unnötige Eile und Vernachlässigung von Symptomen und Vorsichtsmaßregeln müssen dem armen Schmettau zur Last gelegt werden, dessen Nöte von diesem Augenblick an begannen und sich stetig mehrten. Die Österreicher besetzten schon die Elbbrücke, reißen die Heringsgräten-Balken aus und nähern sich unserm Blockhaus — eher als man erwartete. Aber das ist nichts. Als man das Pirnaer Tor öffnete, um es mit den Österreichern zu teilen, wartete dort" (eher war es dem Menschen nicht möglich gewesen) „Friedrichs Spion, welcher Schmettau jenen zweiten Brief Friedrichs einhändigte: ‚Mut! Es ist Entsatz unterwegs.' — Armer Schmettau!"

Was Hauptmann Kollas und die preußische Besatzung über alle diese Vorgänge dachten, scheuten sie sich vielleicht zu sagen, und können wir in solcher Entfernung nicht wissen — ausgenommen durch ein Symptom: das des Obersten Hoffmann, Schmettaus Zweitkommandierenden, dessen Unwillen tragisch offenbar wird. Hoffmann, ein derber preußischer Veteran ist empört über die Kapitulation selbst; doppelt und dreifach empört, die Österreicher auf der Elbbrücke zu finden, beschäftigt, unsere Balken und Batterien abzutragen. „Was bedeutet das?" fragt er Hauptmann Sydow, der an dem preußischen Ende postiert ist. „Wie konnten Sie wagen, diese Veränderung zu machen, ohne den Zweitkommandierenden zu benachrichtigen? Rufen Sie Ihre Leute unter Gewehr und begleiten Sie mich, um die Brücke wieder zu säubern!" Sydow zögert, verhandelt. Der empörte Hoffmann wird laut wie Donner, zieht eine Pistole heraus, blickt verhängnisvoll auf den ungehorsamen Sydow, der seine Leute herbeiruft oder dessen Leute ungerufen herbeieilen und Hoffmann niederschießen — durchbohren ihn mit zwei Kugeln, so daß er um 8 Uhr an jenem Abend starb. Mit genug Lärm damals und später. Er war betrunken, sagten Schmettaus Leute. Friedrich antwortete, als dies ihm berichtet wurde: „Ich denke wie Hoffmann. Wenn er ‚betrunken' war, so ist es schade, daß der Gouverneur und die ganze Besatzung es nicht auch waren, damit sie zu derselben Meinung gekommen wären wie er[1]." Friedrichs unerträgliche Gefühle von

[1] P. S. in einem Autogramm an Schmettau, „Waldau, 11. September 1759" in Preuß II. Urkundenbuch S. 45.

Schmerz und Unwillen über diese ganze Dresdener Angelegenheit — die in geschäftlicher Form nicht anders als kalt ausgedrückt werden — können alle Leser sich vorstellen. Einer der traurigsten Unglücksfälle, die ihn je trafen. Ein sehr herber Schlag in seiner gegenwärtigen Lage; ein großer Verlust und ein großer Schimpf. Und am unerträglichsten ist es, zu denken, wie wenig daran fehlte, daß es großer Triumph gewesen wäre — in Wahrheit nicht mehr als eines Haares Breite, was ebensoviel ist als eine Meile oder tausend Meilen.

Bald nach 9 Uhr an jenem Abend kam Durchlaucht in Person durch unsere Batterie und die Heringsgräten-Balken gefahren, um die Kurfürstliche Hoheit zu besuchen — was auch nicht ganz zur legalen Zeit war. Durchlaucht war keine halbe Stunde bei Kurfürstlicher Hoheit gewesen, als ein atemloser Kurier ankam: „General Wunsch ist nur zwei Meilen entfernt" (nahm Torgau im Umsehen, wie Durchlaucht seit einer Woche wohl weiß) und wird hier sein, ehe wir schlafen!" Durchlaucht stürzte hinaus, wieder über die Heringsgräten-Balken (welche viele Zimmerleute beschäftigt sind, beiseitezubringen). Und die Kurfürstlichen Hoheiten eilen auf gleiche Weise, an jenem selben Abend, etwa eine Stunde später, fort nach Teplitz. Was für ein Dienstagabend! Der arme Hoffmann ist um 8 Uhr tot. Die sächsischen Hoheiten galoppieren seit 11 nach Pirna, nach Teplitz. Durchlaucht von Zweibrücken sahen wir hinwegeilen eine Stunde vor ihnen — die Unterschrift der Kapitulation ist noch nicht trocken, und man fängt an, ihre Bedingungen zu brechen; und Wunsch soll nur zwei Meilen entfernt sein!

Die Nachricht über Wunsch ist vollkommen richtig. Wunsch ist heute abend in Großenhain, ganz von feuriger Eile beseelt, seine Leute und er. Und es ist in der Tat eine von Wolfersdorfs Ungestümheiten, welche die Nachricht so schnell befördert hat. Wunsch war bei Torgau ebenso schnell gewesen als bei Wittenberg. Er blies die arme Reichsbesatzung daselbst durch sofortigen Sturm heraus und beförderte sie nach Leipzig unter Aufsicht „eines Offiziers und Trompeters". — Er mußte, sehr gegen seinen Willen, zwei Tage dort rasten wegen einiger unentbehrlicher Kanonen von Magdeburg. Sobald die Kanonen gekommen waren, war Wunsch, der auf die Befreiung Dresdens brannte, wieder in größter Schnelligkeit aufgebrochen, „Montag, 3. September" (dem Todestage der Belagerung), „sehr früh".

„Er ist unter achttausend; aber er ist entschlossen, es zu tun — und würde es getan haben, denken die Sachverständigen, denkt Zweibrücken selbst halb und halb. Solch ein Feuer in diesem Wunsch und seinem Korps ist in Wahrheit sehr gefährlich. Um vier Uhr diesen Morgen hörte Zweibrücken, daß er auf dem Marsche sei. ‚Seine Zahl ungewiß' —" (seine Zahl ist anscheinend nicht der wichtige Punkt — er bläst jede Zahl von uns in alle Winde!) „— Und seit jenem Augenblick hat Zweibrücken die Kapitulation mit solcher Eile betrieben, obgleich der verwirrte Schmettau keinen Argwohn schöpfte.

Dienstag nachmittag, den 4., hatte Wunsch, als er sich Großenhain näherte, Wolfersdorf mit hundert Mann leichter Reiterei zur Rechten nach Grödel abgeschickt, einem Fischerdorfe am Ufer der Elbe, um Nachricht von Dresden einzuholen und auch zu sehen, ob Boote sich auftreiben ließen, unsere Artillerie dort hinauf zu transportieren. In Grödel findet Wolfersdorf keine Boote, die er gebrauchen kann, aber gewisse Bootsleute, die eben von Dresden zurückkommen und berichten, daß zur Zeit ihrer Abfahrt noch keine Kapitulation bekanntgeworden sei, aber daß es heiße, die Verhandlungen seien im Gange. Ein neuer Ansporn für Wolfersdorf und Wunsch. Wolfersdorf hört ferner in diesem Dorfe, daß einige dreißig österreichische Reiter in Großenhain sind. ‚Vielleicht könnten diese General Wunsch entwischen!‘ denkt Wolfersdorf und beschließt, sie zu fangen. Nimmt dreißig von seinen eigenen Leuten, befiehlt den anderen siebzig, sich rechts zu halten, so viel Nachrichten zu sammeln als möglich und langsamer zu folgen, und eilt der Großenhain-Dresdener Heerstraße zu, um jene Kerle abzufangen.

Indem er die Heerstraße erreicht, wird Wolfersdorf der Kerle ansichtig. Sieht auch" (mit welchem Grad von Schrecken, weiß ich nicht), „daß ihrer wenigstens hundert sind gegen seine dreißig! Schrecken wird Wolfersdorf nichts helfen; auch können die anderen siebzig jetzt nicht herangezogen werden. Eine kühne Miene annehmend, kommandiert er mit lauter Stimme, als wenn alles sich tatsächlich so verhielte: ‚Grenadiere marschiert! Dragoner, schwenkt rechts! Husaren, vorwärts Marsch!‘ — und stürzt furchtbar voran mit den dreißig Husaren oder dem letzten Item der Rechnung, während er den anderen überläßt, zu folgen. Die Österreicher ziehen mit Erstaunen ihre Zügel an, feuern mit ihren Karabinern, rennen davon und warten auf nichts weiter. Wolfersdorf nimmt achtundsechzig von ihnen gefangen zum Nutzen von Großenhain und jagt die übrigen zweiunddreißig im Galopp nach Hause[1]. Welche die obige Nachricht an Durchlaucht von Zweibrücken bringen: ‚Zwölftausend Mann, Eure Durchlaucht, das war es, was wir hörten!‘ — Man stelle sich des armen Schmettau Gefühle vor!

Den Morgen darauf wurde Dresden aus seinem Schlafe geweckt durch lautes Feuern und Schlachtenlärm, der an der Nordseite des Flusses hörbar war. ‚Vor Tagesanbruch und den ganzen Tag hindurch.‘ Es ist Wunsch, ungestüm geschäftig in der waldigen Gegend dort. Durchlaucht hatte Generale und Divisionen, Brentano, Wehla, diesen General und jenen ausgeschickt, um Wunsch aufzuhalten. Diese treibt und wirft der feurige Wunsch — fast als wären sie Brennmaterial gewesen, die kamen, um das Feuer zu löschen — auf wundervolle Weise zurück, einen General nach dem andern. Und ist den ganzen Tag Meister des Feldes, aber kann nicht die geringste Kunde von Dresden erhalten, was ein überraschender Umstand ist.

Am Nachmittage fordert Wunsch Maguire in der Neustadt zur Übergabe auf. ‚Will Euch in zwei Stunden antworten‘, sagte Maguire. Wunsch beschließt darauf den Angriff gegen ihre zwei Pontonsbrücken über die Elbe, noch immer den Sinn auf Dresden gerichtet. Gegen eine derselben, die Brücke von Übigau, beordert er Wolfersdorf, der den Feind mit ihrer Abtragung beschäftigt findet und ihn zwingt, sich dabei zu beeilen. Aber die Nacht sinkt jetzt hernieder; von Schmettau kein Wort oder Zeichen. ‚Schweigen da drüben, den ganzen Tag, kein Kanonenschuß hinüber oder herüber‘, sagen sich Wunsch und Wolfersdorf. ‚Schmettau muß kapituliert haben!‘ schließen sie und ziehen während der Nacht ab, noch donnerhaft, wenn man sie belästigt. Biwakieren in Großenhain nach vierundzwanzig Stunden fortwährenden Marschierens und Kämpfens, ohne selbst für einen Bissen Nahrung Zeit gefunden zu haben[2].

[1] Tempelhof III. 214.

[2] Bericht von der Aktion des Generalmajors von Wunsch bei Reichenberg, den 5. September 1759, in Seyfarth, Beilagen II. 606—608.

Während Wunsch in Großenhain rastet, erreicht ihn ein Eilbote von seinem Kommandanten in Torgau: „Kleefeld ist von Leipzig mit 14 000 gegen mich angerückt; ich kann nicht lange aushalten, wenn kein Entsatz kommt.‘ Wunsch bricht von neuem auf; zwei Tagemärsche, jeder von vier Meilen. Erreicht Torgau spät; postiert sich in den Ruinen der nördlichen Vorstadt. Findet, er muß sich mit Kleefeld schlagen. Erfrischt seine Leute ‚mit einem Fasse Wein per Kompanie‘, gewiß eine kluge Maßnahme und schickt an Wolfersdorf, der die Nachhut führt: ‚Seid morgen um zehn bei mir!‘ Wolfersdorf bricht um vier auf, ist um zehn hier. Und Wunsch, nachdem er Kleefeld und seine Stellung in Augenschein genommen" (eine starke Stellung, wenn man es versteht, darin zu manövrieren, eine möglicherweise verderbliche Stellung, wenn man dies nicht versteht — Teil des Geländes einer größeren Schlacht von Torgau, welche kommt) — „stürzt auf Kleefeld und seine 14 000 los wie eine Pantherkatze und packt ihn in der linken Flanke. Kleefeld und seine Überzahl von Tausenden stehen etwas südwestlich von Torgau, den Entenfang" (einen öden, großen schilfumgebenen See, welcher dem müßigen Torgauer noch ein melancholisches Jagdvergnügen darbietet) „als Deckung auf ihrer Rechten, aber mit keinem Entwicklungstalent oder keinem im Vergleich mit dem von Wunsch. Und werden daher von Wunsch in Stücke gehauen und nach allen Richtungen versprengt, wie ihre Genossen zuvor[1]."

Ein unerbittliches Schicksal verhinderte Wunsch, Dresden zu retten. Aber er ist jetzt wieder Herr dieser nördlichen Gegenden — nichts als Leipzig jetzt noch in Feindes Hand — und kann Fink erwarten, der mit einer größeren Streitmacht unterwegs ist, um hier seine Tätigkeit zu beginnen. Man ist der Ansicht, daß es wenige glänzendere kleine Episoden soldatischer Unternehmungen gibt als diese von Wunsch. Um so mehr als seine Leute größtenteils nicht Preußen waren, sondern bunt zusammengewürfelte fremde Truppen von unsicherer Treue. Umherschweifende kampflustige Gesellen, angezogen durch Friedrichs Ruhm und unter der Führung eines Generals, der die Kunst besaß, sie in Stimmung zu erhalten. Wunsch hat das Soldatenhandwerk auf eifrige, obschon dunkle, wechselvolle Art während der letzten fünfundzwanzig Jahre betrieben. Hat gefochten in den alten Türkenkriegen unter dem unglücklichen Seckendorff — Wunsch, ein armer junger württembergischer Fähnrich, war damals sichtbar beteiligt (1737—1739), ebenso wie derselbe Schmettau, der damals Stabsoffizier war, weit genug von Wunsch getrennt um jene Zeit! Focht nachher in bayrischem Dienste, in holländischem, bei Roucoux und bei Lauffeld wieder unter unglücklichen Führern. Konnte unter denselben diese ganze Zeit hindurch nie etwas anderes als subalterne Beschäftigung finden. War froh, unter Friedrichs Augen als Oberst eines Freikorps zu dienen, was er mit vielem Eifer und wachsender Auszeichnung getan hat. Bis jetzt endlich seine Gelegenheit kommt und er sich als ein wirklicher General zu erkennen gibt. Möglicherweise liegt eine große Laufbahn vor ihm — ein Mann, welcher sehr wertvoll sein mag für Friedrich, dem jetzt nur wenige solche übriggeblieben! Das Schicksal hatte wieder anders für Wunsch entschieden. Auf

[1] Hofbericht von der am 8. September 1759 bei Torgau vorgefallenen Aktion in Seyfarth, Beilagen II. 609, 610; Tempelhof III. 219—222.

welche Weise, werden wir sehen ehe dieser Feldzug endet. „Ein infernalischer Feldzug", wie Friedrich sagte, „cette Campagne infernale".

Fink, den Friedrich gerade mit frischen 8000 oder 6000 von Waldau abgeschickt hatte (6. September), um als Oberfeldherr in jener Gegend zu kommandieren und zusammen mit Wunsch Dresden gleichsam außer Gefahr zu setzen — Fink vereinigt sich wenigstens mit Wunsch, wie wir sogleich erwähnen werden. Und diese beiden mit solchen Wolfersdorfs und Leuten ihresgleichen zeigten sich fähig, gegen die an Zahl so weit überlegenen Reichsvölker Front zu machen. Auch sind ferner keine Belagerungen jener nördlichen Garnisonstädte, sondern ihre Wiedereroberung die Kunde, welche man fortan von Sachsen empfängt — nur daß Dresden verhängnisvoll verloren ist. Unwiederbringlich, wie es sich zeigte, und auf jene unerträgliche Weise. Hier ist die Schlußszene:

„Dresden, Sonnabend, 8. September. Der Ausgang Schmettau. Tausendmal muß Schmettau sich gefragt haben: ‚Warum war ich in solcher Eile? Keine Veranlassung für mich dazu, nur für Maguire!' Die Kapitulation war in Verwirrung abgeschlossen, ohne Unterschrift. Eine unweise Kapitulation, und sie wurde schmählich schlecht beobachtet. Schmettau hatte nicht vor Montag, dem zehnten, ausmarschieren sollen — sechs volle Tage zum Packen und Vorbereiten — aber in Wirklichkeit muß er sich mit dreien begnügen und gehen, als er mit Packen halb oder gar nicht fertig ist. Endlose Schikanen entstehen. ‚Auf Ehre!' — Nicht einmal die 800 Wagen sind für uns bereit. ‚Kann eure Bagage denn nicht in Booten transportiert werden?' ‚Nein, und soll es auch nicht!' antwortet Schmettau mit lodernden Augen und einem Herzen, das dem Zerspringen nahe. Ein Schmettau, der diese ganze Zeit über wie im Fegefeuer lebt oder schlimmer. Solch grobes Benehmen seitens des wilden Guasco, der jetzt ohne Maulkorb ist! Die Kapitulation, höchst unvollkommen wie sie an sich ist, wird ausgesprochenermaßen verletzt. Des Königs Artillerie — für die wir an jenem Regenabend mit Maguire gefeilscht und endlich gehofft hatten. — Warum waren wir auch in solcher Eile und blind gegen Maguires Eile — des Königs Artillerie ist (nach Durchlaucht von Zweibrücken, als er wirklich innerhalb der Mauern unterzeichnete) ‚nicht akkordiert, mit Ausnahme der Feldgeschütze'. Des Königs Uniformvorräte wurden in Bausch und Bogen und ‚ohne Untersuchung akkordiert'. Aber bei weiterer Überlegung sind die österreichischen Beamten der Ansicht, daß wirklich eine Visitation, eine Untersuchung stattfinden muß. ‚Können nicht einige davon der polnischen Majestät gehören?' Bei diesem traurigen Untersuchungsverfahren wurde unglaublich viel verschleudert, trotz Schmettaus Protest. Und mehr als die Hälfte der neuen Uniformen ging uns verloren. Unsere achtzig Pontons, für die wir besonders akkordiert hatten, werden uns mit frecher Stirn verweigert. ‚Zwanzig davon sind sächsisch', rufen die Österreicher. ‚Wer weiß, ob sie nicht fast alle sächsisch sind!' — Auf Ehre! Auf diese Art haben wir nur einen oder zwei Tage zu warten, und weniger Wagen als 800 werden nötig sein, denkt Schmettau. Und gibt zu achtzehn Flußbooten seine Einwilligung, also zum Teil Boote, und laßt uns sofort marschieren. Demgemäß marschiert Schmettau,

Sonnabend, den 8. um 5 Uhr morgens endlich mit Vorräten und Leuten ab. Über die Elbbrücke, durch die Neustadt. Die Preußen fünf Mann tief; eine doppelte Reihe Österreicher ist auf beiden Seiten aufgestellt, im ‚Spalier', wie sie es nennen. Ein Spalier, das bald hier bald dort Lücken hat, zu welchem Zwecke, wird bald klar. Der Marsch war so angeordnet" (gleichfalls zu einem besonderen Zweck), „daß in der ganzen Länge eine oder zwei Kompanien preußisches Fußvolk vorangingen und dann

in den Zwischenräumen Wagen, Kanonen, Kavallerie und Husaren. Schmettaus Wagen ist bei der Nachhut, der von Madame Schmettau bei der Vorhut. In zwei anderen Wagen sitzen zwei preußische Domänen- und Kriegsminister [1]. ‚Verwalter der sächsischen Finanzen', diese beiden, die hinfort anderswo werden zu verwalten haben als in Dresden. Zinnow, Borck, da sitzen sie leibhaftig mit ihren vielfältigen Rechnungspapieren. Sonst weiß ich absolut nichts von ihnen — außer" (wenn jemandem etwas daran läge), „daß Zinnow, der ‚im folgenden Juni an Apoplexie starb', wahrscheinlich von engbrüstigem, rotnasigen Typus ist. Und daß Borck ganz gewiß ein sehr schönes Gesicht und Gestalt hat, Zartheit, heitere Würde, kurz der vollkommene Gentleman steht in allen seinen Zügen geschrieben, wie er von Pesne gemalt und von Schmidt, zu meinem gelegentlichen Nutzen, in Kupfer gestochen ist [2]. Es ist seltsam, an jenen kunstreichen Hofrock und jene wallende Perücke neben diesem spezifischen Borck zu denken, ‚der alt wie der Teufel'" (und den es mir viele Mühe gekostet hat zu identifizieren), „wie sie einen sichtbaren Teil dieser traurigen Prozession bilden. Borcks helles Auge nicht wie gewöhnlich lächelnd, sondern umwölkt, obgleich teilnahmlos. Aber weder Borck noch seine Zeichner sind hier von Wichtigkeit.

Die Preußen sind in kleine Sektionen geteilt, mit einer Masse von Bagagewagen und Kavallerie zwischen je zweien. Und kaum hat sich die Masse in Bewegung gesetzt, als von österreichischer Seite ein lauter Ruf sich erhebt, der auf der ganzen Länge des Weges fortdauert: ‚Wer ein braver Sachse, ein braver Österreicher oder Reichsmann ist, komme zu uns! Lücken im Spalier, seht ihr nicht?' Und Schmettau, der bei der Nachhut und durch Bagage und Kavallerie von uns getrennt ist — niemand kann Schmettau erreichen. Auf solche Weise hält man die Übereinkunft! Die preußischen Offiziere kämpfen wacker dagegen an. Aber man brüllt ihnen entgegen, schlägt nach ihnen, droht ihnen mit Kugel und Bajonett — keiner wurde erschossen, soviel ich weiß, aber ziemlich viele verwundet — und die österreichischen Offiziere selbst sind in Leidenschaft und benehmen sich schmählich. ‚Ja, schießt sie nieder, die" (wären sie sonst weiter nichts) „ketzerische Hunde!' Und sie befinden sich die ganze Zeit über offenbar in einer fieberhaft hitzigen Geistesverfassung, der Gesetze vergessend. Selten gab es eine ähnliche Prozession. Böswilligkeit, Wut und gesetzlose Rache flammen mehr und mehr empor. Im ganzen desertierte durch jene Lücken des Spaliers etwa die Hälfte der gesamten Besatzung. Auf Madame Schmettaus Kutschbock saß in der Schmettauschen Livree ein Mann mit harten Zügen, für scharfe Augen erkennbar als ein ehemaliger Nagelschmied, aus der hiesigen Gilde der Nagelschmiede, der für Schmettau Spion gewesen war und viele Leute in Not gebracht hatte. Diesen reißen sie herunter und treten ihn hierhin und dorthin — endlich in ein nahe gelegenes Wachthaus [3]."

Schmettaus Protest gegen dies alles ist heftig, feierlich umständlich. Aber außer in bezug auf den mit Füßen getretenen Nagelschmied (Zweibrücken ‚bedauert' hinsichtlich dieses Punktes ‚von Herzen die Ew. Exzellenz Livree zugefügte Beleidigung; und hier ist der Mann mit tausend Entschuldigungen') erlangte Schmettau keine Abhilfe. Auch erlangte Friedrich keine, weder jetzt noch später. Friedrich, mehr um seinen Ekel zu zeigen als um irgendeines Vorteils willen, schickte sofort an Schmettau den Befehl: ‚Macht halt in Wittenberg, nicht in Magdeburg, wie vorgeblich verabredet wurde. Entlaßt Eure österreichische Begleitung dort! Schickt sie ohne Verzug nach Hause und aus Euren Augen.' Schmettau selbst beordert er nach Berlin zu müßigem Warten. Be-

[1] Anonymus von Hamburg III. 376.

[2] Fredericus Wilhelmus Borck (Pesne pinxit 1732; Schmidt, sculptor regis, sculpsit, Berolini 1764): vortrefflich als Kupferstich und Porträt.

[3] Das Schmettausche Tagebuch in Anonymus von Hamburg III. 364—376 (besonders nach Tempelhof berichtigt): der Protest und die infolge davon stattfindende Korrespondenz bei Seyfarth, Beilagen II. 611—621; in Heldengeschichte usw.

schäftigte Schmettau nie wieder, sah während der sechzehn Jahre, die sie noch zusammen lebten, sein Gesicht nie mehr.

Schmettaus Mißgeschick wurde, wie es sicherlich verdiente, von jedermann sehr bedauert. Über Friedrichs Strenge stritt man damals und streitet man gelegentlich noch jetzt. Auf diese Streitfrage werden wir uns nicht einlassen, weder für ja, noch für nein. ‚Ihr seid wie alle anderen!' schreibt ihm Friedrich, ‚wenn der Augenblick kommt, Festigkeit zu zeigen, laßt Ihr es daran fehlen [1].' Friedrich erwartet auch von anderen das, wozu alle Soldaten sich bekennen — und was in Wahrheit die Seele allen Adels in ihrem Handwerk ist — aber was nur Friedrich selbst und einige wenige Auserwählte wirklich zu leisten gewohnt sind. Gemessen nach dem Maßstab gewöhnlicher Praxis muß Schmettau offenbar freigesprochen werden; ein gebrochener Veteran, beinahe der Tränen wert. Aber das ist nicht der Maßstab, den ein König der Menschen sicher anlegen würde. Friedrichs Amt, das ist meine Ansicht, befahl ihm, wenn nicht die Natur selbst ihm befahl, sein Ideal sehr hoch zu stecken und in seinem Urteil darüber etwas rhadamanthisch zu sein. Friedrich wurde nie eines zu großen Edelmuts gegen diejenigen Generale beschuldigt, welche Unglück hatten.

Nach dem Kriege wurde Schmettau, dessen Benehmen noch ein Gegenstand des Streites war, auf die Invalidenliste gesetzt. Er war jetzt siebenundsechzig Jahre alt, aber seine Gesundheit und sein Herz noch sehr frisch, wie er erklärte; und er klagte, daß er von seiner Pension von zweitausend Talern jährlich nicht leben könne. ‚Freue Er sich, daß Ihm nicht auf Urteil des Kriegsgerichts der Kopf abgeschlagen ist', antwortete Friedrich. Schmettau zog sich nach einigen ferneren von den Hofregionen ausgehenden Ungelegenheiten nach Brandenburg zurück und lebte dort still, arm aber ehrenwert, während seiner übrigen fünfzehn Jahre. Madame Schmettau zeigte sich unter diesen schlimmen Verhältnissen in einem sehr schönen Lichte: heiter, haushälterisch, voll treuer Geduld, ein beständiger Sonnenschein für ihren armen Mann, dem sie bei dem Auszuge aus Dresden vorangezogen war, wie wir sahen. Schmettau lebte sehr ruhig, noch mit Studien kriegerischer Gegenstände beschäftigt [2]. „Schickte dem König" einmal — im Jahre 1772, während Polnisch-Preußen und die Art, wie es befestigt werden könne, den Hauptgegenstand des Interesses bildeten — „ein Journal", welches er für sich selbst ausgearbeitet hatte, „über die Märsche Karls des Zwölften in Westpreußen", welches gut aufgenommen wurde. ‚Der König, scheint es, ist nicht mehr böse auf mich!' dachte Schmettau. Ein völlig zurückgezogener alter Mann, den Wissenschaften ergeben, gesellig — die besten Männer in der Armee noch seine Freunde und Vertrauten — auch nährt er in seinem Geist keinen Groll gegen seinen Herrscher. Auch das hat seine Schönheit in einem Menschenleben, mein Freund. Solange Madame Schmettau lebte, war es gut, nach ihrem Tode nicht gut, ziemlich düster und wurde immer düsterer. Und in etwa drei Jahren folgte Schmettau (27. Oktober 1775), wohin jene gute Seele ihm vorausgegangen war. Der ältere Bruder, welcher sowohl ein ausgezeichneter Akademiker war als ein Feldmarschall und Unterhändler, war schon zu Voltaires Zeit 1751 in Berlin gestorben. Jeder dieser Schmettaus hatte einen Sohn in der preußischen Armee, welche Bücher schrieben (oder vielmehr jeder ein kurzes Buch), die noch lesenswert sind [3]. Doch wir müssen umkehren.

Schon am nächsten Morgen, den 5. September, hörte Daun von dem glorreichen Erfolg in Dresden; hatte ihn frühestens erst am 10. erwartet. Von Triebel schickt er die Kunde im Galopp nach Lieberose und an Soltikof. ‚Freuen Sie sich mit uns, Exzellenz; habe ich's nicht vorhergesagt? Schlesien und Sachsen sind beide unser; wesentlich die Früchte Ihrer schönen Erfolge. Oh, setzen Sie dieselben ein wenig fort.'

[1] „Waldau, 10. September 1759", in Preuß II. Urkunden S. 44.

[2] S. Leben (von seinem Sohne, „Kapitän Schmettau"; ein bescheidenes verständiges Buch) S. 440—447.

[3] Bayrischer Krieg von 1778, von dem Sohne des Feldmarschalls, und dies Leben, welches wir eben zitierten, von dem des Generalleutnants.

‚Hm!‘ antwortete Soltikof, nicht mit viel Begeisterung: ‚Schicken Sie uns regelmäßig unsern Proviant und erringen Sie, Exzellenz, selbst einen schönen Erfolg!‘ Friedrich hörte erst beinahe eine Woche später davon, erst Montag, den 10. — wie eine gewisse kleine Anekdote zu ergeben scheint.

Sonntag abend, 9. September, war General Fink, der sich mit seinen frischen sechstausend beeilte, eine Vereinigung mit Wunsch zum Entsatz von Dresden zu bewerkstelligen, bis Großenhain gekommen und schlug eben seine Zelte auf, als seine Vorposten einen österreichischen Offizier vor ihn brachten, der mit einem Trompeter gekommen war und nach dem General gefragt hatte. Der österreichische Offizier ‚sucht nach gehörigen Quartieren für General Schmettau und die Besatzung‘. (Man stelle sich Finks plötzliches Erstaunen vor!) ‚Gestern nacht war sie in Groß-Dobritz einquartiert, ziemlich zu ihrer Zufriedenheit. Aber die Frage für die Eskorte ist, wo für diese Nacht Quartier zu finden, wenn Ew. Exzellenz mir raten könnte?‘ ‚Herr, ich will Ihnen raten, augenblicklich nach Groß-Dobritz zurückzugehen,‘ antwortete Fink grimmig, ‚sonst werde ich Sie und Ihren Trompeter zu Gefangenen machen müssen!‘ Ab geht der österreichische Offizier. An jenem selben Abend macht auch Hauptmann Kollas, der Schmettaus Trauerkunde dem Könige überbringt, im Vorbeigehen Fink seine Aufwartung und gibt ihm traurige Mitteilungen über die Kapitulation und die österreichische Art, dieselbe zu halten, welche Finks Geist mit kummervollem Unwillen erfüllen [1].

Fink — wir wollen dies hier hinzufügen, obgleich es dem Datum nach nicht ganz hierher gehört — dringt nichtsdestoweniger vorwärts, um sich mit Wunsch bei Torgau zu vereinigen. Vereinigt sich mit Wunsch, erobert schnurstracks Leipzig wieder, nimmt die Besatzung gefangen (13. September) und gewinnt alle jene nordwestlichen Garnisonen wieder — wobei massenhaftes Reichsvolk einmal den Kampf gegen ihn versucht, auf staunenswert laute, aber im übrigen hilflose Weise („Aktion von Korbitz“ nennen sie es). Sie kanonieren den ganzen Tag weit und breit, manövrieren umher, erleiden hier Verluste, suchen dort Verluste zuzufügen, über viele Meilen Landes hinweg, hauptsächlich unter Haddicks Anführung [2], der es für gut hielt, am folgenden Tage dresdenwärts abzuziehen und Fink als Herrn in jener Gegend zurückzulassen. Zu Dauns trauriger Überraschung — in einem kritischen Momente — wie wir weiter unten hören werden. So daß Sachsen noch nicht für Daun erobert ist, Sachsen, nein, und es wird auch nie erobert werden — aber Dresden ist erobert. Friedrich konnte Dresden nie wieder einnehmen, obgleich er darauf hoffte und es in Zwischenräumen noch eine lange Zeit angestrengt versuchte.

[1] Tempelhof III. 237.

[2] Hofbericht von der am 24. September bei Korbitz (im Meißener Lande, südlich von der Elbe; auch Krögis ist ein Dorf in dieser weitverbreiteten „Aktion“) vorgefallenen Aktion (Seyfarth, Beilagen II. 621—630; Tempelhof III. 248, 258.).

Sechstes Kapitel / Prinz Heinrich macht einen Marsch von fünfzig Stunden. Die Russen können in Schlesien keine Quartiere finden

Aller Augen waren in letzter Zeit auf Dresden gerichtet gewesen, und sehr viel Detachieren und Marschieren dorthin und von dort hatte stattgefunden, wie wir teilweise gelesen haben. Und das Ende davon ist, daß Dresden und dem Anschein nach Sachsen damit Daun gehören. Hat nicht Daun guten Grund, jetzt auf die cunctatorische Methode stolz zu sein? Nie stand sein Spiel besser, und alles wurde gewonnen auf Kosten anderer Leute. Daun hat nicht e i n e n Trumpf ausgespielt. Jene gefälligen Russen sind es, die alle Trümpfe gespielt und den Feind zunichte gemacht haben. Setze nur dieses weise Verfahren fort und transportiere mit aller deiner Kraft Proviant für die Russen! —

Sicher hinter den Sümpfen von Lieberose, Friedrich zwischen sich und Berlin, lagern jene lieben Russen, erstrecken sich, Daun und sie, wie ein unpassierbarer Militärdamm, mit Sporen von Außenposten und schlau angelegten Detachements, weit und breit — von jenseits des Bober oder des fernen Krossen gegen Osten, bis Hoyerswerda im Elblande gegen Westen — ein Damm von sechzehn Meilen Länge und, in einigen östlichen Teilen, von beinahe sechzehn Meilen Breite. So kunstreich ist Dauns Detachiertalent, in Fällen von Bedeutung. „Des Königs geschlagene Armee auf unserer einen Seite," kalkuliert Daun, „Prinz Heinrichs auf der anderen, ohne Verbindung untereinander, zur Vereinzelung verurteilt, machtlos sowohl einzeln als zusammen gegen solche Übermacht. Sie werden dort warten, wenn es dem Himmel gefällt, bis Sachsen ganz zu Paaren getrieben ist. Zweibrücken und unsere Detachements und Maguires sollen Sachsen zu Paaren treiben, während Soltikof den König beschäftigt hält. Sachsen einmal zu Paaren getrieben — wie will Prinz oder König versuchen, es wiederzugewinnen! Dann bleibt Schlesien für uns; und wir werden dann auch unseren Magazinen näher sein und diese beschwerliche Anstrengung des Transportierens wird nachlassen oder aufhören." In der Tat scheinen dies wohlbegründete Berechnungen. Friedrich hat 24 000, Heinrich 38 000, der Militärdamm besteht aus 75 000 Österreichern, aus 120 000 Russen und Österreichern zusammen. Daun kann

ziemlich gewiß darauf rechnen, dieses Jahr die herrlichsten Erfolge zu erringen. Sachsen ist ganz sein, und in Schlesien wird Glogau oder eine andere feste Stadt genommen, und die Russen und Österreicher überwintern zusammen in diesem Lande.

Wenn nur Daun seine Trümpfe nicht zu lange schont! Aber auch in dieser Beziehung gibt es etwas wie Exzeß, und dieser hier ist vielleicht von verderblicherer Art — wird jedenfalls durch wirkliche Kenner mehr verschmäht, obgleich die Masse schlechter Kenner ihn weniger bemerken mag. Daun ist unermüdlich in seiner Wachsamkeit, in seinem endlosen Transportieren von Lebensmitteln für sich selbst und Soltikof — lange Ketten von Magazinen, großen und kleinen, in Guben, in Görlitz, in Bautzen, Zittau, Friedland — und tut, unterstützt von dem französischen Montalembert, alles, was ein Mensch tun kann, jene stupiden Russen in guter Stimmung zu halten.

Dauns Aufgabe, Lebensmittel zu transportieren und seine vielfältigen Posten und Quellen des Proviants und der Verteidigung zu hüten, ist nicht ohne ihre Schwierigkeiten. Besonders da ein Prinz Heinrich ihm gegenübersteht, der ein ihm eigenes außerordentliches Talent zum Manövrieren hat und einen Fleiß, welcher dem Dauns in keiner Beziehung nachsteht. Demnach ist seit dem 11.—13. August, als Daun nordwärts nach Triebel rückte und Heinrich parallel mit ihm Detachements ausschickte, „um den Bober und unsere rechte Flanke zu sichern und seine Verbindung mit dem Könige wiederherzustellen" — noch mehr aber seit dem 22. August, als Daun jenes lästige Transportieren von Proviant sowohl für Soltikof als für sich selbst unternahm, das Manövrieren und das gegenseitige Fechten und Parieren zwischen ihm und Heinrich immer lebhafter und lebhafter geworden. Daun bemüht sich, seine zahlreichen Straßen und Magazine zu sichern; Heinrich bedroht ihn emsig an diesen Punkten und versucht alle Mittel, die Verbindung mit seinem Bruder wiederherzustellen. Daun hat überall Magazine und Interessen; Heinrich ist überall bemüht, gegen dieselben zu handeln.

Daun in Person ist seit der Kunersdorfer Zeit in Triebel gewesen; Heinrich rückte ihm bis Sagan nach, hat aber einen Stellvertreter in Schmottseifen gelassen, wie Daun einen in Mark-Lissa. — Hier sind noch neue Planeten und kleinere Planetoiden mit herumkreisenden Monden. Kurz, es sind zwei einander durchdringende Sonnensysteme, die sich drehen, berühren und miteinander zusammenstoßen, auf einem Flächenraum von mehreren hundert Quadratmeilen — mit einer verschlungenen, verworrenen Unverständlichkeit, welche mehr als ptolemäisch ist. Was der Soldat, welcher sein Handwerk verstehen möchte — (und wenn er es nicht versteht, ist nicht er von allen Ungereimtheiten in dieser Welt die schlimmste?) — in Tempelhof und anderen Büchern studieren sollte, was aber, es sei denn in seinen Folgen, kein anderer Leser würde durchführen können.

Die Folgen würden wir zusammenfassen: sorgfältig enträtselt finden sich auch in den Einzelheiten fünf oder sechs kleine Stellen, welche einen Schatten von Interesse für uns haben. Diese wollen wir anmerken und alles andere sorgfältig übergehen:

Von Fouqué in Landeshut. „Fouqué wurde zweimal in Landeshut angegriffen; behauptete sich aber beide Male mit Glück. Der erste Angriff geschah durch Deville, der zweite Angriff durch Harsch. Früh im Juli, nicht lange, nachdem Friedrich Schmottseifen verlassen, machte der unbesonnene Deville" (ein unbesonnener Mensch, und dann wieder ein Zauderer, schnell, wo er langsam sein sollte, und umgekehrt) „wieder einen Vorstoß gegen Landeshut und Fouqué, wurde jedoch aufs schönste empfangen, in den Rücken genommen, in die Flanke, oder ich vergesse wie, aber im Galopp wieder durch die Pässe geschickt, mit Verlust vieler Gefangenen, des größten Teils seines Kriegsgeräts und aller seiner Geistesgegenwart. Und Daun rief ihn hierauf aus dieser Gegend ab: ‚Hierher nach Mark-Lissa mit eurem Korps; bekümmert euch nicht um Fouqué [1]!'

Worauf Fouqué, da alles in seiner Nähe vollkommen ruhig war, mit dem größten Teil seiner Streitmacht nach Schmottseifen gerufen wurde. Er ließ General Goltz" (einen Mann, dem wir schon früher begegnet sind) „zur Deckung von Landeshut zurück und hegte die zuversichtliche Hoffnung, Prinz Heinrich hilfreiche Hand leisten zu können — als Harsch" (Harsch diesmal allein, nicht Harsch und Deville wie gewöhnlich) „meinte, die Gelegenheit sei ihm günstig, und mit großer Zurüstung herankam, als wolle er Landeshut mit Haut und Haaren verschlingen. So daß Fouqué eiligst Verstärkungen dorthin schicken und endlich selbst gehen mußte, während er Stutterheim an seiner Stelle in Schmottseifen ließ. Goltz jedoch mit seiner kleinen Handvoll hielt tapfer auf seinem Posten aus. Und es kam zu scharfen Gefechten bei Landeshut — besonders einem heftigen Angriff auf unsere Außenposten; die Österreicher ganz siegesgewiß, bis ‚ein paar Kanonen von dem nächsten Hügel Feuer gegen sie eröffnen' — bis ein ungestümer Werner oder sonst jemand mit preußischen Husaren auf sie einhaute — ein verzweifelter Kampf, besonders der Werners, in dem nicht bloß Säbel wütend auf beiden Seiten blitzen, sondern Pistolenstöße und Schläge ins Gesicht gegeben werden [2]. Kurz, bis Harsch findet, daß er nichts ausrichten kann, und sich entfernt, noch ehe Fouqué kommt." Dieser Goltz, welcher hier den Anti-Harsch spielt, ist derselbe, welcher im Jahre 1757 mit Winterfeldt, Schmettau und anderen an jenem melancholischen Zittauer Marsche des Prinzen von Preußen teilnahm. Es war Goltz, durch welchen der König sein schließliches Kompliment schickte: ‚Ihr verdient alle zusammen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden und eure Köpfe zu verlieren!' Goltz war während der letzten Zeit hauptsächlich unter Fouqué in Schlesien beschäftigt, und wir werden noch einmal wieder von ihm hören. Fouqué kehrte nicht nach Schmottseifen zurück, wurde auch dieses Jahr nicht wieder in Landeshut belästigt, obgleich er bald einen Teil seiner Landeshuter Streitmacht für des Königs Gebrauch zu detachieren und andere schlesische Geschäfte zu besorgen hatte, welche ihm zufielen.

Festung Peitz. „Die arme Festung Peitz wurde wieder genommen. Erinnern die Leser sich ihrer ‚am Tage von Zorndorf' im vorigen Jahre? Dieses Jahr vierzehn Tage nach Kunersdorf ist derselbe alte, auf halbe Besoldung gesetzte Herr mit seinen fünfundvierzig Invaliden wieder ‚mit allen Kriegsehren' hinausgeschickt worden, arme alte Geschöpfe, damit sie nicht möglicherweise den lieben Russen und unseren Proviantwagen da oben Schaden zufügen [3]. Ich will vergessen, wer Peitz nahm. Vielleicht Haddick, von dem wir jüngsthin soviel gehört haben? Er war der Eroberer Berlins

[1] Hofbericht von den Unternehmungen des Fouquéschen Korps im Julius 1759, in Seyfarth, Beilagen II. 582—586.

[2] Tempelhof III. 238: 31. August.

[3] Das. III. 231: 27. August.

im Jahre 1757, führte den Strafzug gegen Berlin in jenem Jahre aus — und brachte bald nachher Roßbach zustande. Peitz, wenn er Peitz nahm, war Haddicks letzter Erfolg in der Welt. Haddick hat mit großem Fleiße ‚die russische Flanke gehütet'. Zwischen ihr und dem König gestanden, während jenes Soltikoffschen Marsches nach Müllrose, nach Lieberose. Aber nachdem dies geschehen und der König sich in Waldau festgesetzt hatte, wurde Haddick nach Sachsen beordert, gegen Wunsch und Fink. Und die Leser wissen bereits, wie er mit diesen beiden fertig wurde in ‚der Aktion von Korbitz am 21. September' — und werden bald hören, wie es infolge davon Haddick selbst erging."

Oberst Hordt wird gefangengenommen. „Auf jenem endlichen Marsch Soltikofs nach Lieberose wurde ein ausgezeichneter Ex-Schwede, Oberst Hordt von dem Freikorps Hordt, gefangengenommen. In Trebatsch, während er bei diesem Zuge Soltikofs rechte Flanke umschwärmte. Es war nicht Haddick, es war ein Haufe Kosaken, welche sich Hordts bemächtigten, indem sein Pferd sich bis zum Gurt in einem Sumpfe verlaufen[1]. Hordt, ein Ex-Schwede von Stande — ein royalistischer Verbannter, auf dessen Kopf die Schweden einen Preis gesetzt haben" (er hatte sich vor Jahren an Brahes Verschwörung beteiligt, einer Verschwörung zugunsten des armen schwedischen Königs, welche Brahe das Leben kostete). „— Hordt möchte es schlimm ergangen sein, wäre Friedrich nicht für ihn eingetreten: ‚Krümmt ihm ein Haar, und Vergeltung wird auf der Stelle folgen!' Er wurde nach Petersburg gebracht, ‚lag dort sechsundzwanzig Monate und drei Tage' in einsamer Haft, und wir mögen noch einmal wieder ein Wort von ihm hören."

Zieten beinahe gefangengenommen. „Prinz Heinrich marschierte in den letzten Tagen des August in Person nach Sagan[2], Zieten mit ihm und manövrierte auf die mannigfachste Art, ‚um seine Verbindung mit dem Könige wiederherzustellen'. Während natürlich kein Mangel war an Gegenmanövern, wachsamen Vorposten, schlau angeordneten Detachements und emsigen kleinen Maßregeln auf seiten Dauns, der eines Tages ein größeres Unternehmen beschloß, nämlich Zieten in der Saganer Gegend abzuschneiden. Und es würde ihm gelungen sein, sagt man — wäre er nicht zu cunctatorisch gewesen. Am 2. September wäre Zieten, der in der kleinen Stadt Sorau postiert war, beinahe abgeschnitten worden. In Sorau, westwärts, Daunwärts, einen kurzen Tagemarsch von Sagan, lagerte Zieten, ohne an etwas Besonderes zu denken — während Daun insgeheim gegen ihn anrückte. Daun in Person von Westen her und zwei andere von Norden und von Süden, die zu gleicher Zeit über Sorau und die Zietener herfallen sollen. Ein gut angelegter Plan, der dem Anschein nach Zieten, welcher arglos dort lagerte, ein Ende machen sollte. Aber alles ging schlecht. Daun bemerkte unterwegs eine unbedeutende Erscheinung" (einen preußischen Reiterhaufen oder dergleichen), „welches seinen vorsichtigen Geist überzeugte, daß alles entdeckt sei, daß wahrscheinlich eine ganze preußische Armee, statt eines Zieten allein, ihn in Sorau erwarte. Worauf Daun wieder umkehrte, bedauernd, daß er nicht auch die Umkehr der beiden andern bewirken könne. Die beiden anderen waren stärker als Zieten, hätten sie ihn unvermutet überfallen oder ihn erwischen können, ehe er mit seiner Bagage einen gewissen Engpaß oder ein Stück ungünstiges Gelände hinter sich hatte. Aber Zieten wurde durch einen Zufall oder durch seine eigenen Patrouillen benachrichtigt, packte seine Bagage sofort auf und war durch den Engpaß oder halb hindurch und in der Lage, Schlag für Schlag mit Vorteil zurückzugeben, als seine Feinde herankamen. Es ließ sich nichts gegen Zieten tun, und er marschierte mit seinem gesamten Kriegsmaterial während jener Nacht ohne Unfall nach Sagan — infolge von Dauns übertriebener Vorsicht und Zietens eigener Tätigkeit und gutem Glück[3]."

[1] Mémoires du Comte de Hordt (Berlin 1789) II. 53—58 (ohne Daten und unverständlich), in Tempelhof (III. 235, 236): ein klarer Bericht, „Trebatsch, 4. September".

[2] Tempelhof III. 231: 29. August.

[3] Das. III. 233.

Dies alles geschah vor dem Verlust von Dresden. Während der demselben vorhergehenden Krise, als jedermann sich regte, machte Heinrich außerordentliche Anstrengungen. „Viel, alles hängt von mir ab“, seufzte Heinrich. Ein vorsichtiger kleiner Mann, aber nicht unfähig, etwas zu wagen in der Entscheidung eines Kampfes auf Leben und Tod. Friedrich und er sind auseinandergespalten durch jenen Damm von Russen und Österreichern, welcher von dem Boberfluß im Osten, Posten auf Posten, bis nach Hoyerswerda im Westen reicht. Sechzehn Meilen der lausitz-brandenburgischen Grenze entlang und sich durch die Lausitz nach Böhmen und seinen Proviantquellen vorstreckt. Friedrich und er können nicht anders als durch Spione miteinander verkehren („der erste Jäger“ oder reguläre Eilbote vom Könige kam am 13. September an[1]). Aber beide sind eines Sinnes; beide beschäftigen sich mit dem Problem: „Was läßt sich mit jenem unpassierbaren Damme tun?“ — und wirken verständnisvoll zusammen, ohne miteinander zu verkehren. Was folgt, ist nach dem Verluste von Dresden datiert, aber während Heinrich nur erst von der Belagerung wußte. Jener Jäger vom 13. brachte ihm die Nachricht des Verlustes.

„Einige Tage nach Zietens Abenteuer verläßt Heinrich Sagan und rückt südwärts, um einen Streich gegen die böhmisch-lausitzischen Magazine zu führen; einen Streich und eine Reihe von Streichen. Am 8. September werden Zieten und“ (bei Fouqués Abwesenheit von Landeshut) „Stutterheim in die Zittauer Gegend vorgeschoben, zunächst gegen Friedland — das Zittauer Friedland, denn der Friedlands sind viele! Am 9. September fordert Stutterheim Friedland zur Übergabe auf und nimmt es, nimmt das Stück Magazin dort und eilt am folgenden Tage weiter nach Zittau. Die Übergabe von Zittau wird verweigert. Aber er erfährt, daß der größte Teil des Magazins wieder auf Wagen gepackt ist und sich eine Station weiter auf dem Wege nach Böhmen befindet. Wohin Stutterheim, indem er Zittau als zu langweilig verläßt, ihm nacheilt und es, oder die unverbrannten Reste davon, am folgenden Tage erwischt. Ein erfolgreicher Stutterheim. Auch Zieten ist indessen nicht müßig. Zieten und andere, denen kein Deville oder österreichischer Anführer in den Weg zu treten wagt, weil Prinz Heinrich so nahe ist.

Das ist ein schöner Sturm im Herzen unseres böhmischen Proviantkanals. Wenn das so weiter geht, was soll aus Soltikof und mir werden? Daun eilt aus der Triebeler Gegend herbei in diese gefährliche Nachbarschaft, entläßt entrüstet Deville. ‚Warum grifft nicht Ihr diese Zietenschen Völker an? Hattet Ihr nicht zehntausend, Herr?‘ Entläßt den armen Deville, weil er nicht angegriffen hat — greift selbst nicht an. Sondern transportiert das wichtige Magazin von Görlitz nach Bautzen, wo ein noch Wichtigeres ist, setzt sich“ (nach seiner Gewohnheit) „auf den Deckel desselben, schickt O'Donnell aus“ (einen irischen Herrn, Devilles Nachfolger) „und trifft alle Vorsichtsmaßregeln. Prinz Heinrich vereinigt in Gegenwart O'Donnells von neuem seine Kräfte, marschiert nach Görlitz hinein, lagert sich dort auf der Landskroner und anderen Höhen“ (der Moyshügel eine davon, des armen Winterfeldts Hügel!) „— und beobachtet ein wenig, wie die Dinge sich wenden und ob Daun, der von Bautzen auf dem Deckel seines Magazins sitzend scharfe Wacht hält, nicht vielleicht aufstehen wird.“

[1] Tempelhof III. 207.

Von Anfang bis zu Ende hat Daun in dieser Angelegenheit verschiedene Mittel und Wege versucht. Aber im Grunde gab es immer und gibt es auch jetzt nur ein Mittel, welches wirksam sein könnte: Prinz Heinrich anzugreifen und ihn aus jenen Gegenden zu vertreiben. — Was sicherlich hätte geschehen können, da Ihr eine doppelt größere Macht als die seine zu Eurer Verfügung habt. — Aber dies, obgleich er zuweilen an etwas Derartiges zu denken schien, wollte Daun nie versuchen. Wofür die nachfolgenden Ereignisse und alle Sachverständigen unerbittlich strenge mit Daun verfuhren und verfahren. Sicher ist, daß keine Übereilung Dauns Spiel besser hätte verderben können als seine übertriebene Vorsicht.

Daun, Soltikof und Genossen haben wieder eine Unterredung (Bautzen, 15. September), worauf jedermann seine eigenen Wege geht.

Soltikofs Verdruß über diese neue Bewegung Dauns war groß und heftig. „Statt auf den König loszugehen und einen Sieg für sich zu erfechten, ist er nach Bautzen gegangen und hat sich auf seine Proviantsäcke gesetzt. Proviant? Handelt sich's denn um weiter nichts als einen Kampf um Proviant? Ich werde morgen nach Polen, nach Preußen marschieren und Proviant in Menge finden!“ Und würde gegangen sein, wie es heißt, wäre nicht Merkur in Gestalt Montalemberts mit seiner eifrigsten Rhetorik dazwischen getreten und hätte ihn mit Mühe überredet. „Eine Stunde persönlicher Zusammenkunft mit Exzellenz Daun,“ drängte Montalembert, „nur noch eine!“ „Nein“, antwortete Soltikof. — „Ach, dann schicken Sie einen Stellvertreter!“ In welches letzte Auskunftsmittel Soltikof einwilligt und Romanzof mit Aufträgen abfertigt.

Am 15. September findet demnach in Bautzen früh morgens eine Zusammenkunft statt. Nicht allein Romanzof, Soltikofs Stellvertreter, ist da, sondern Zweibrück in Person, Daun in Person, und eine sehr ernste Beratung wird gehalten. „Ein edler russischer Herr sieht, wie meine Hände gebunden sind“, bemerkt Daun. „Will nicht Exzellenz Soltikof, der Tatlosigkeit verachtet, selbst auf Schlesien, auf Glogau zum Beispiel, losgehen und mir ein paar Tage Zeit lassen?“ „Nein,“ antwortete Romanzof, „Exzellenz Soltikof will nicht auf eigene Faust gehen. Möge Österreich Belagerungs-Artillerie herbeischaffen, den täglichen Proviant brauche ich nicht zu erwähnen, zehntausend frische Hilfsvölker außer denen, welche wir haben. Auf diese Bedingungen hin wird Exzellenz Soltikof es vielleicht versuchen, auf geringere Bedingungen positiv nicht.“ „Gut denn, ja!“ antwortet Daun nicht ohne Bedenklichkeiten. Daun fühlt ein Entsetzen davor, sich in solchem Umfang zu schwächen; aber was kann er machen? „General Campitelli möge denn mit den zehntausend heute abend marschieren, sich mit General Loudon vereinigen, wo es Ihnen zu befehlen beliebt. Exzellenz Soltikof soll sehen, daß ich in Gemäßheit mit

allen Punkten handle[1]." Eine wichtige Zusammenkunft für uns, diese in Bautzen, welche den Stillstand der Dinge in drei oder mehr auseinandergehende Richtungen der Tätigkeit aufstört, denen es uns jetzt geziemt, mit der besterreichbaren Kürze zu folgen. „Bautzen, 15. September, früh morgens", das ist das Datum der wichtigen Unterredung. Und genau achtundvierzig Stunden vorher, „Donnerstag, den 13. September, 10 Uhr morgens", hat in den westlichen Umgebungen von Quebeck ein Ereignis sich zugetragen, welches auf ganz andere Art wichtig ist in der Geschichte der Menschheit! Die Leser sollen eine Notiz darüber haben zu einer gelegeneren Zeit. —

Nach Romanzofs Rückkehr mit einer solchen Antwort rüstet Soltikof sich schnurstracks, 15.—16. September, und tritt seinen Marsch an. Zur Freude Friedrichs, der hofft, es möge heimwärts sein, und zwei Tage in Waldau auf Ja oder Nein wartet. Am zweiten Tage heißt es leider Nein. „Er geht nach Schlesien, wie ich sehe, dorthin, mit einer weiten Schwenkung gegen Norden, was sie für sicherer halten!" Worauf Friedrich ebenfalls aufbricht, mit einer anderen Schnelligkeit als der Soltikofs folgt und durch einen seiner schnellen Griffe sich Sagans bemächtigt, welches er, wenn nicht Soltikof, als einen Schlüsselpunkt dieser Operationen erkennt. Es war leicht für Soltikof, diesen Schlüsselpunkt, den Schlüssel der wahren Straße nach Glogau, zu nehmen. Leicht für Loudon und die frischen zehntausend, sich dort mit ihm zu vereinigen; aber niemand hatte daran gedacht, es zu tun. Einige Kroaten waren in dem Orte, welche den Besitz nicht streitig machen konnten.

Von Sagan aus sind Friedrich und Heinrich endlich in freiem Verkehr. Von Sagan bis nach der Landskrone bei Görlitz sind etwa zehn Meilen Landes, welches jetzt leer geworden ist. Von Heinrich, von Fouqué (denn die Gefahren von Landeshut sind jetzt vorüber) empfängt Friedrich alle Verstärkungen, die sie entbehren können (20.—24. September) und wird dann wieder vorwärtsdringen, indem er sich emsig auf Soltikofs Flanken hält, ihm Steine des Anstoßes entgegenwirft und seinen Marsch sehr unangenehm macht.

Seltsam genug wird von Sagan aus, während Friedrich dort auf diese Verstärkungen wartet, plötzlich für ihn und für uns, eine beginnende Friedensunterhandlung sichtbar! Ein wirklicher Vorschlag in dieser Richtung (oder so gut als wirklich, wie Voltaire meint) von seiten Choiseuls und Frankreichs. Aber vorläufig erst noch in Voltaires Namen, durch einen sichern, wennschon einen Hintertreppen-Kanal, den er entdeckt hat. Hierüber und über die viel weitergehende Korrespondenz, welche wirklich darauf folgte, wollen wir etwas sagen an einem anderen Orte, zu einer besseren Zeit. Inzwischen ist Voltaires Meldung darüber, durch eine schöne und hohe Hand, gerade eingetroffen. Wie Friedrich dieselbe empfängt, was Fried-

[1] Tempelhof III. 247—249.

richs inneres Gefühl ist und während der letzten vierzehn Tage gewesen ist — hier sind einige seiner Privatäußerungen, welche ein Streiflicht auf diese Punkte werfen:

Vier Briefe Friedrichs (10.—24. September).

Nr. 1. „An Prinz Ferdinand" (in Berlin). Der arme kleine Ferdinand, des Königs Bruder, hat sich aus Gesundheitsrücksichten vom Kriege zurückgezogen und ist nach Berlin gegangen. Gar sehr ein Gegenstand der Besorgnis für den König, welcher fleißig mit dem lieben kleinen Mann korrespondiert — ihm ernste ärztliche Ratschläge erteilt und Berliner Nachrichten zurückerhält.

„Waldau, 10. September 1759."

‚Seit meinem letzten Briefe hat Dresden kapituliert — an demselben Tage, als Wunsch Maguire an den Scheunen' (auf der Nordseite Dresdens, am 5. September, einen Tag nach der Kapitulation) ‚schlug. Wunsch ging nach Torgau zurück, welches St. André mit 14 000 Reichstruppen wiederzunehmen beabsichtigte; auch ihn schlug Wunsch, nahm alle seine Zelte, Kessel, Tornister und Gerätschaften, 300 Gefangene, sechs Kanonen und einige Standarten. Fink ist dabei, sich mit Wunsch zu vereinigen; sie werden gegen den Fürsten von Zweibrücken marschieren und Dresden wiedernehmen' (er hofft fortwährend, ein ganzes Jahr hindurch und länger, Dresden sehr bald zurückzuhaben). ‚Ich hoffe in kurzem alle diese Leute um Dresden zu versammeln und unser eigenes Land von ihnen zu befreien. Das, scheint mir, wird das Ende des Feldzuges sein.

Viele Empfehlungen an den Prinzen von Württemberg' (verwundet bei Kunersdorf) ‚und an alle unsere verwundeten Generale. Ich hoffe, Seidlitz ist jetzt außer Gefahr. Jener Blutungsanfall wird ihn von dem Krampf in seinem Backenknochen kurieren und von seiner Kolik; und da er das Bett hütet, wird er sich nicht erkälten. Ich hoffe, die Viperbrühe wird Ihnen aufs beste bekommen; bemühen Sie sich, Ihre Gesundheit herzustellen, solange wir noch etwas schönes Wetter haben. Ich fürchte den Winter für Sie; hüten Sie sich sorgfältig vor Erkältung. Ein paar grausame Monate liegen noch vor mir, ehe dieser Feldzug beendet ist. Innerhalb dieser Zeit wird Gott weiß was für ein Resultat sich ergeben [1].' Dies ist vom „10. September", dem Tag, als Hauptmann Kollas mit den schlechten Dresdener Nachrichten ankam. Daun und Soltikof halten sich noch drei Tage länger vollkommen ruhig.

Nr. 2. „An die Herzogin von Sachsen-Gotha" (in Gotha). Voltaire hat seinen Friedensvorschlag an diese durchlauchtige Dame, die immer eine Freundin Friedrichs und der Seinigen war, eingeschlossen, und Friedrich antwortet ihr unmittelbar nach Empfang desselben:

„Sagan, 22. September 1759."

‚Madame — Ich empfange bei allen Gelegenheiten Beweise Ihrer Güte, die ich so tief empfinde, als ein ritterlicher Mann vermag. Sicherlich sollten es nicht Ihre Hände sein, Madame, durch welche meine Korrespondenz mit V.' (mit Voltaire, wenn man den Namen ausschreiben dürfte) ‚unterhalten wird! Trotzdem unterfange ich mich, unter den gegenwärtigen Umständen, Sie zu bitten, die eingeschlossene Antwort, auf welche ich keine Adresse setze, an ihn zu befördern. Die Schwierigkeit der Übersendung von Briefen hat mich veranlaßt, meinen Bruder', Ferdinand in Berlin, ‚zu erwählen, damit er dies in Ihre Hand gelangen lasse.

Wollte ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen, so würde jetzt der Augenblick da sein, sie darzulegen; aber in diesen kritischen Zeiten halte ich für besser, dies nicht zu tun, und will mich beschränken auf die einfachen Versicherungen Ihres' — F.

Nr. 3. „An Voltaire, in Les Délices" (so wird Ihre Durchlauchtige

[1] Oeuvres de Frédéric XXVI. 544.

Hoheit es adressieren). Hier ist ein Teil der Einlage an ‚V.' Friedrich ist ganz für den Frieden; aber steht auf seiner Hut einem solchen Gesandten gegenüber und schreibt in einem stolzen, leichten, nur halbgläubigen Tone:

„Sagan, 22. September 1759.

Die Herzogin von Sachsen-Gotha schickt mir Ihren Brief. Ihr ‚Paket vom 29.' habe ich gar nicht erhalten. Die Verbindungen sind hier alle unterbrochen; ‚mit vieler Mühe wird dies für mich an Sie befördert, wenn es glücklich genug ist, durchzukommen.

Meine Lage ist nicht so verzweifelt, als meine Feinde vorgeben; ich denke meinen Feldzug leidlich zu Ende zu führen; mein Mut ist nicht gesunken. — Aber es scheint, daß man von Frieden spricht. Alles, was ich über diesen Punkt mit Bestimmtheit sagen kann, ist, daß ich Ehre für zehn habe und daß ich, was für ein Unglück mir auch zustoßen möge, mich außerstande fühle, irgend etwas zu tun, was dies Prinzip im allergeringsten verletzen würde — ein Prinzip, welches für einen, der ritterlich denkt' (pense en preux chevalier) ‚so sensitiv und zart ist und so wenig beachtet wird von Politikern, welche wie Krämer denken.

Ich weiß nichts von dem, was Sie mir mitgeteilt haben' (Ihren Hintertreppenkanälen, Ihrem Herzog von Choiseul und seinen Launen), ‚aber zum Friedenschließen sind zwei Bedingungen nötig, von welchen ich nie ablassen werde: 1. Ihn gemeinsam mit meinen treuen Verbündeten zu schließen' (Hessen und England; ich habe keine andern). 2. Ihn ehrenvoll und rühmlich abzuschließen. Sie sehen, daß mir noch Ehre übriggeblieben ist, und die will ich bis auf den letzten Blutstropfen bewahren.

Wenn Ihr Volk Frieden wünscht, so schlage es mir nichts vor, was der Zartheit meiner Gefühle widerspricht. Ich befinde mich in den Krämpfen kriegerischer Operationen; ich mache es wie die Spieler, die sich im Unglück hartnäckig der Glücksgöttin widersetzen. Ich habe sie mehr als einmal, wie eine wankelmütige Geliebte, gezwungen, zu mir zurückzukehren, wenn sie fortgelaufen war. Meine Gegner sind so törichte Leute, daß ich am Ende noch einen Vorteil über sie davontragen muß: aber was auch Seine Heilige Majestät der Zufall geschehen lassen möge, ich kümmere mich nicht darum. Bis auf diesen Augenblick habe ich ein klares Bewußtsein über die Unglücksfälle, welche mich betroffen haben. Was Euch betrifft, so sind die Schlacht von Minden, die von Cadix' (Boscawen gegen de la Clue, die Toulonex Flotte, welche ausläuft und von der englischen erwischt wird, wie wir sahen), ‚diese Begebenheiten und der Verlust von Kanada vielleicht hinreichende Argumente, den Franzosen ihre Vernunft zurückzugeben, welche die österreichische Nieswurz verwirrt hatte.

Das ist meine Art, zu denken. Sie sehen, daß ich nicht aus Rosenwasser gemacht bin. Aber Heinrich der Vierte, Ludwig der Vierzehnte — ja sogar meine gegenwärtigen Feinde, die ich anführen könnte' (Maria Theresia, vor zwanzig Jahren, als Euer Belleisle daran ging, sie zu vierteilen) — ‚waren auch von keinem sanfteren Temperament. Wäre ich als Privatmann geboren, so würde ich aus Liebe zum Frieden jedes Zugeständnis machen; aber man muß seinen Ton seiner Stellung anpassen. Dies ist alles, was ich Ihnen augenblicklich sagen kann. In drei oder vier Wochen werden die Korrespondenzwege freier sein. — F.'[1]

Nr. 4. „An Prinz Ferdinand." Zwei Tage später. Hat sich wieder auf die Beine gemacht — steht wieder am Ende seines ersten Marsches gegen Soltikof:

„Baunau, 24. September 1759."

‚Danke für die Nachricht, welche Sie von den verwundeten Offizieren schicken', Württemberg, Seidlitz und den andern. ‚Sie können sich leicht vorstellen, daß ich bei der jetzigen Lage der Dinge nicht ohne Sorgen, Unruhe und Ängsten bin; es ist die furchtbarste Krisis, die ich in meinem Leben durchgemacht habe. Der Augenblick ist da, zu sterben wenn nicht zu siegen. Daun und mein Bruder Heinrich marschieren Seite

[1] Oeuvres de Frédéric XXIII. 60, 61.

bei Seite' (nicht ganz so!). ‚Es ist ganz möglich, daß alle diese Armeen sich hierherum sammeln und daß eine allgemeine Schlacht unser Schicksal und den Frieden entscheidet. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, lieber Bruder. — F.[1]'

Baunau ist, ebenso wie Sagan, auf schlesischem Boden. In Baunau hat Friedrich schon, gerade bei seiner Ankunft, eine schöne Bewegung gegen Soltikof gemacht und auf überraschende Weise das Tor vor Soltikofs Nase zugeschlagen. Wie wir demnächst sehen werden — sowie gleichfalls, daß Prinz Heinrich, welcher morgen früh (25. September) auftaucht, nicht ‚Seite bei Seite mit Daun marschiert ist', sondern in einer hübschen Entfernung von jenem Heere! —

Soltikof ist ein Mann, der für sein Wort einsteht. Im übrigen muß man argwöhnen, daß er seine Belagerung von Glogau bereits als unausführbar erkannte. Die Russen sind nicht sehr geschickt in dem Kriegsmenuett. Man denke sich, was es bedeutet, mit einem solchen Gefährten zu tanzen. Als Friedrich findet, daß sie auf Glogau losrücken, huscht er über die Oder und kommt vor ihnen dort an. „Kein Glogau für euch!" Sie stehen eine Weile mit offenem Munde da; denken dann: „Wohlan denn, Breslau!" Friedrich huscht wieder von ihnen weg, hinüber, weiter aufwärts und hat ihnen wieder den Vorsprung abgewonnen, als sie hinübergehen. „Auch kein Breslau!" In der Tat, es ist hoffnungslos. Und wir können die beiden in jenen wüsten Gegenden, mit angespannten Beinen über der Oder, oder auf dem östlichen Ufer derselben, manövrieren lassen, bis eine passende Gelegenheit kommt, und uns Heinrich zuwenden, dem jetzt Gefahr droht.

Zweibrückens Bericht über sich selbst an jenem Tage der allgemeinen Unterredung war nicht im klagenden Tone gehalten, wie der der Russen, obgleich es nicht an Schwierigkeiten fehlte. „Dresden ist glorreich unser; Maguire ist Gouverneur dort und alles in Sicherheit; auf Ehre. Aber in den nordwestlichen Gegenden jene Finks und Wunschs, Exzellenz!" — Und der wahre Sachverhalt ist: Wunsch hat vorgestern (13. September) Leipzig genommen, wie Daun durch während der Nacht gekommene Botschaft zu seinem Kummer weiß. Und sechs Tage später (21. September) werden Fink und Wunsch zusammen ihre „Aktion von Korbitz" ausführen und Haddick auf einen schlimmen Weg schicken! Diese Dinge weiß Zweibrücken nur teilweise; aber seine frühere Erfahrung erfüllt ihn, wie nur zu begreiflich, mit verhängnisvollen Ahnungen, und er denkt ganz entschieden: „Exzellenz, mehr österreichische Truppen sind dort unerläßlich; in der Tat, Ew. Exzellenz selbst, wenn es möglich wäre, obschon man fühlt, daß es nicht möglich ist, in Gegenwart dieser Russen."

Die Russen und die Reichsvölker, das sind ein paar Daumenschrauben auf beiden Daumen Dauns, welche das Zögern aus ihm herausschrauben und ihm schmerzlich zu verstehen geben: „Befreie dich von diesem Prinzen Heinrich; du mußt, du mußt!" Und im Laufe der nächsten acht Tage

[1] Oeuvres de Frédéric XXVI. 545.

hat Daun sich wirklich zu dieser großen Unternehmung gegürtet. Angestachelt, wie ich glaube, durch die „Aktion von Korbitz" (die stattfand am Freitag vor dreißig Stunden). Die Kunde davon, und daß Haddick, statt Fink zu vernichten, vor ihm nach Dresden zurückzog — Was für eine Kunde — denkt Daun: „Ihr Zweibrücken, Haddick, Maguire und Genossen, ihr seid 36 000 in Sachsen, Fink hat keine 12 000 im Felde. Was bedeutet dies?" — Und entläßt in seiner Entrüstung Haddick: „Geht Herr, und sorgt für Eure Gesundheit [1]!" Eine bittere überraschende Kunde für Daun, wie es scheint. Wie eine Ochsenhetze in Dauns trägem Rücken. Sicher ist, Daun marschierte in geschlossenen Reihen nach Görlitz aus und steht am Sonnabendnachmittag, dem 22. September, in Person auf den Höhen (nicht auf dem Moyshügel, meiner Ansicht nach, sondern auf anderen Aussichtspunkten), von wo er Prinz Heinrichs Stellung auf der Landskrone dort erst in Augenschein nimmt. „Morgen früh greifen wir jenes Lager an," denkt Daun, „stürmen es und Prinz Heinrich, befreien uns von ihm, es koste, was es wolle [2]!"

„Morgen früh", ja. — Aber heute nachmittag und früher hat Prinz Heinrich einen großen Entschluß gefaßt, seine Pläne geordnet, alles in Bereitschaft gesetzt. Und nicht hier werdet ihr Prinz Heinrich morgen finden. Es ist dies sein berühmter Marsch von fünfzig Stunden, bei welchem wir jetzt angelangt sind, der unsere ganze Aufmerksamkeit verdient — und die ganze Aufmerksamkeit Dauns noch viel mehr. Prinz Heinrich war gewöhnlich ein vorsichtiger Mann im Kriege. Nicht aggressiv, wie sein Bruder, sondern defensiv, sparsam mit Wagnissen und den anderen Leuten eigenen Löwensprüngen abgeneigt, obschon auch dazu fähig in der Stunde der Not. Die Militärs sind voller Staunen über den kühnen Plan, den er jetzt gefaßt hat, und über die Art, wie er ihn ausführt. Kaum war Daun zum Nachdenken über den morgigen Sturm der Landskrone heimgekehrt und in Prinz Heinrichs Lager daselbst der Zapfenstreich geschlagen worden, als um acht an jenem Sonnabendabend Heinrich leise, mit so wenig Lärm als möglich in voller Marschordnung dies Lager völlig verließ und wie ein Traum verschwand. In die Nacht Soldaten und Kriegsgerät, alles ohne Ausnahme. Wer kann sagen, wohin? — Nur einige leichte Truppen läßt er zurück, damit sie um Dauns willen die Wachtfeuer und die Rufe der Wachtposten im Gang halten! Die Leser, die im Geheimnis sind, mögen ihm in einiger Entfernung folgen.

Geradeswegs nordwärts geht Prinz Heinrich, das Neißetal hinunter, ungefähr vier Meilen nach Rothenburg. In mehreren Kolonnen unter sehr geschickten Anordnungen, die pünktlich befolgt werden. Und im Laufe

[1] Tempelhof III. 276, 258—261.

[2] Das. III. 253—256 (für den jetzt folgenden Marsch), III. 228—234, 241 bis 247 (für Heinrichs vorhergehende Bewegungen).

des folgenden Tages biwakiert Heinrich für eine kurze Rast von drei Stunden — verborgen im unbekannten Raume vier Meilen von Daun, als Daun heranrückt, um ihn auf der Landskrone zu stürmen. Er ist wahrhaftig fort. Aber wohin, darüber kann Daun sich nicht die geringste Ansicht bilden. Daun kann seine Leute nur den ganzen Tag dort unter den Waffen halten, indes seine Kundschafter weit und breit herum galoppieren — diese und jene falsche Vermutung beibringen und endlich, getäuscht durch einige von Heinrichs Bagagetrains, die auf vielen Straßen vorzurücken haben, mit der völlig falschen zurückkehren, daß der Prinz sich auf dem Marsche nach Glogau befindet. — „Ist nach Nordost gegangen. In dieser Richtung gingen seine Wagen, wir sahen sie mit eigenen Augen." „Nach Nordost? Ja, sehr wahrscheinlich nach Glogau", denkt Daun. „Oder mag er nicht, schlau und voller Finten wie er ist, in meiner Abwesenheit einen Streich gegen Bautzen beabsichtigen?" — und er eilt wieder dorthin und setzt sich auf seinen Magazindeckel, froh, alles dort in Ordnung zu finden.

Dies ist das einzige, was Daun von Heinrich während der nächsten vier Tage hört. Genug schlechte Nachrichten kommen aus Sachsen in diesen vier Tagen. Die Fink-Haddicksche Aktion von Korbitz war eine trübe Gewißheit, schon ehe man aufbrach. Und Haddick ist um diese Zeit schon nach irgendeinem Badeort unterwegs! Aber sonst keine weitere Kunde von Heinrich, seit der von seinen nordwärts gewendeten Wagen. „Er ist nach Glogau zu seinem Bruder gegangen. Es nützt nichts, ihm nachzudrängen oder einen Versuch zu machen, ihn dort zu belästigen!" denkt Daun und wartet, in ergebener Gemütsstimmung, hinlänglich bittere Gedanken wiederkäuend, bis die Bestätigung jener Vermutung ankomme — was nie in dieser Welt geschehen wird! Man lese eine wichtige Notiz:

„Acht Meilen nordwärts von Bautzen und acht Meilen westwärts ist das ganze Land in Dauns Gewalt. Nur nach Glogau zu, wo herum die Russen und Friedrich sind, wird es streitig oder bietet Prinz Heinrich irgendeine Chance dar. Trotzdem ist der leichtfüßige Heinrich nicht nach Glogau gegangen, sondern nach einer ganz entgegengesetzten Seite. Nachdem er in Rothenburg drei Stunden gerastet" (Eile ist von allen Dingen das wichtigste), „bricht Prinz Heinrich wieder auf, am S o n n t a g nachmittag, dieses Mal gerade nach Westen. Marschiert mit möglichster Schnelligkeit, mit seinen besten Anordnungen durch viele schlafende Dörfer nach Klitten, das auch nicht wacht. Ein Marsch von viereinhalb Meilen von Rothenburg — direkt nach der sächsischen Seite der Begebenheiten, statt nach der schlesischen, wie Daun mit Gewißheit angenommen hatte.

In Klitten, am M o n t a g morgen biwakiert er wieder auf einige Stunden — ‚hat kein Lager, wartet nur drei Stunden', wie Archenholz sich ausdrückt. Aber ich glaube, die Meinung ist, er wartet, bis die verschiedenen Kolonnen auf ihren vorher berechneten Wegen alle zusammengebracht sind und bis die zuletzt Ankommenden ‚drei Stunden' Ruhe gehabt haben — während die ersten vielleicht inzwischen schon wieder auf den Marsch gegangen sind. Es sind noch vier Meilen weiter, immer gerade nach Westen bis Hoyerswerda, wo die äußerste österreichische Abteilung steht. ‚Vorwärts

dorthin! Laßt uns General Wehla und seine 3000 überraschen, und unser Marsch ist vollendet!' Auch dies alles führt Heinrich aus. Nie gab es eine vollkommenere, eine erstaunlichere Kriegstat für Wehla und seinen Herrn.

Wehla und Brentano, wie die Leser sich vielleicht erinnern, waren von der Pirnaer Seite her bei der Belagerung von Dresden tätig. Nachdem die Belagerung ein glorreiches Ende erreicht, wurde Wehla nach Hoyerswerda beordert, an der nordwestlichen Grenze; Brentano an einen anderen Punkt in jener Gegend, wo Brentano der Vernichtung entging und unerwähnt bleiben soll. Aber Wehla wurde plötzlich vernichtet und erfordert eine kurze Erwähnung. Wehla hatte von allen auf dem Kriegstheater beschäftigten Personen am wenigsten eine Störung erwartet. Er steht auf der fernsten westlichen Flanke. Westwärts von ihm nichts als Torgau und die Fink-Wunschsche Abteilung, von welcher die Wahrscheinlichkeit einer Gefahr gering ist. Und von Osten her, welche Gefahr kann da drohen? Ein Brief Dauns hatte ihn vor einigen Tagen ausdrücklich benachrichtigt, daß allem Anschein nach keine da sei.

Und nun plötzlich am Dienstagmorgen was ist das? Berichte, daß die Preußen sich in den Wäldern zeigen? — ,Unmöglich!' antwortete Wehla. — Rüstete sich jedoch, so gut er konnte. Kroatenregimenter, Geschütze hinter dem Elsterfluß und anderen vorteilhaften Punkten und ist immer eifriger bemüht, da die Nachricht sich als wahr erweist. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst. General Lentulus mit seinen Preußen" (der schweigsame Schweizer Lentulus, dem wir zuweilen begegnen), „welcher heute die Vorhut führt, stürmt aus den Wäldern hervor, hinweg über die Hindernisse, kanoniert Wehla in der Front und im Rücken und vernichtet Wehla und sein Korps vollständig. 600 werden getötet, der General selbst mit 28 Feldoffizieren und 1785 Subalternen und Gemeinen werden gefangengenommen und der Rest in alle Winde zerstreut, indem jeder auf seinem eigenen Wege Schutz und eine neue Form des Lebens sucht. Wehla wird sozusagen verspeist, Dienstag, 25. September — bildlich gesprochen endet der Marsch von fünfzig Stunden mit einer angenehmen zweifachen Mahlzeit" (militärisch-kannibalischem sowohl als gewöhnlichem Küchenfleisch) „und mit wohlverdienter Ruhe[1]."

Dieser Marsch Heinrichs, einer der außerordentlichsten, die wir kennen, wird für den Wendepunkt des Feldzugs gehalten. Prinz Heinrich machte einen sehr schnellen Marsch in diese sächsisch-lausitzer Gegenden hinein zu Anfang Juli[2] und einen anderen sehr schnellen von Bautzen, um sich in einer Linie mit Schmottseifen aufzustellen, zu Ende Juli. Aber diese waren wie nichts, verglichen mit dem gegenwärtigen. Tempelhof, der vortreffliche gründliche Mann, der aber alle Dinge, große und kleine, mit der gleichen Gründlichkeit darstellt und unvergleichliche Methoden der Anordnung (was er für „Anordnung" hält), aber keine Spur von einem Index hat — ist betrübend dunkel über diese große Begebenheit, liefert jedoch am Ende, wenn man sich hindurcharbeitet, einen klaren Bericht[3]. In Archenholz finden sich absolut keine Daten darüber. Er erzählt nur wie folgt: „Der außerordentlichste Marsch, welcher je ausgeführt wurde, ging durch zehn Meilen Landes, welches ganz in feindlicher Gewalt war, dauerte 56 Stunden, während welches langen Zeitraums kein Lager aufgeschlagen und den Truppen nur zweimal eine Rast von drei Stunden gestattet wurde. Während der anderen 50 Stunden ging der Marsch

[1] Tempelhof III. 255, 256; Seyfarth, Beilagen usw.
[2] Seyfarth II. 545.
[3] Tempelhof III. 253—258.

Tag und Nacht beständig vorwärts. Er endete (kein Datum) mit dem Überfall General Wehlas bei Hoyerswerda, wobei 600 Soldaten getötet und 1800 gefangengenommen wurden. Kalckreuth, nachher so berühmt", in den antinapoleonischen Kriegen, „war der Adjutant des Prinzen[1]."

Dies ist wohl Prinz Heinrichs geschickteste Kriegstat — obgleich er sehr viele geschickte ausführte und sein Bruder zu sagen pflegte, indem er ihm einen Blick zuwarf: „Es ist nur einer unter uns, der nie einen Fehler gemacht hat." Ein höchst erfinderischer, geschickter kleiner Mann in Kriegsangelegenheiten, spitzig wie Nadeln, heftig, aber vorsichtig, obschon von schwer verständlichem Temperament, dünnhäutig, launenhaft und seinem Bruder oft sehr unbequem durch seine Eifersüchteleien und zänkischen Grillen. Durch diese letzte vollkommene kleine Operation hat er Daun so sehr in Staunen gesetzt, als nur zuvor irgendeiner, sein künstliches Gewebe von Zaudereien mit einem Schlage zerrissen und zerstört und in Wahrheit, wie sich zeigt, seinen Feldzug für dieses Jahr zum Scheitern gebracht.

Daun findet, daß jetzt keine Hoffnung auf Sachsen mehr besteht, wenn er nicht selbst sofort dahin geht. Sofort dahin — und Glogau und die Russen ihrem Glück überläßt, welches in diesem Falle wahrscheinlich von besonderer Art sein wird. Wahrscheinlich nach Dauns eigener Ansicht dunkel genug, aber er hat keine andere Wahl. In eine solche Lage hat der Marsch von fünfzig Stunden uns versetzt. Es gibt auch ein zu großes Zaudern, nicht wahr, Ew. Exzellenz? Jeder Sterbliche und ganz besonders jeder Feldmarschall sollte das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Der Rest dieses Feldzugs kann, wie wir hoffen, auf kürzere Weise verständlich gemacht werden.

Es gelingt Friedrich (24. September bis 24. Oktober), die Russen nach Hause zu schicken; und er selbst erlahmt an der Gicht.

Friedrichs Manöver gegen Soltikof. — Jeder Leser ist vorbereitet, zu hören, daß Soltikof durch dieselben unschädlich gemacht wurde, und nur für militärische Leser könnten die Einzelheiten von Interesse sein. Zwei schöne kurze Märsche führte er gegen Soltikof aus und brachte ihn beide Male mitten auf seinem Wege, wie durch das Anziehen einer Kandare zum Stillstand. Das erstemal bei Zöbelwitz. Am 24. September eilte Friedrich dorthin von Sagan, welches die Sehne zu dem Bogen des russischen Marsches ist, und nahm Stellung auf den Höhen von Zöbelwitz, Baunau und Milkau. (In Baunau wird Friedrich heute abend einen Brief schreiben, wenn die Leser sich besinnen. Milkau ist ein Ort, dessen er sich erinnern mag während der Regenfluten im ersten Schlesischen Kriege.) „Nun mögen die Russen, wenn sie es wagen, den

[1] Archenholz I. 426.

Paß von Neustädtel hier versuchen!" Eine glückliche Stunde, als er auf diesem Abschnitt ankam. Generalquartiermeister Stoffel, unser alter Bekannter von Küstrin, wurde angetroffen, während er ein Lager im Hinblick auf jenen Paß von Neustädtel absteckt[1]. Ist höchst erstaunt, die preußische Armee dort auftauchen zu sehen, und verschwindet sofort mit seiner Begleitung von Husaren und Kosaken. „Am 24. September", während Prinz Heinrich auf der zweiten Hälfte seines Marsches von fünfzig Stunden war. Dieser heftige Vorstoß schleuderte Soltikof ganz von Glogau fort — würde ihn wahrscheinlich ganz nach Hause geschleudert haben, wäre nicht Montalemberts Beredsamkeit gewesen. Schleuderte ihn über die Oder hinüber, wo er wieder dank Montalembert mit auf Breslau gerichtetem Auge in Kreisbewegung vorrückte, als Friedrich plötzlich im Durchmesser Brücken schlug, den Fluß bei Köben überschritt und Soltikof wie durch einen plötzlich niedergelassenen Schlagbaum wieder zum Stillstand brachte. „Ihr müßt erst bezahlen; müßt uns erst schlagen!"

Diese Vorgänge hatten Friedrichs Mut nicht wenig gehoben. Als er auf den Höhen von Zöbelwitz ankam, hörte man ihn ausrufen: „Dies ist ein glücklicher Tag; mehr wert für mich als eine siegreiche Schlacht[2]." Es war erstaunlich, wie er hierauf wieder ganz in seinem alten Stolz und Glanz aufflammte, sagt Retzow. Er war so sanft, so demütig gewesen und hatte sich sogar herabgelassen, Personen seiner Umgebung um ihren Rat und ihre Meinung zu fragen. Besonders „zwei Hauptleute", sagt der Oppositions-Retzow, deren Köpfe durch diesen Sonnenblick von oben beinahe verdreht wurden. Hauptmann Marquart und ein anderer — ich glaube, er bediente sich ihrer in bezug auf Marschrouten und Abstecken von Lagerplätzen, was Retzow um Rat fragen nennt. Ein König, der tragisch arm geworden war an Personen, die er um Rat fragen konnte. Alle seine Winterfeldts, Schwerins, Keiths und die Ratsversammlung ebenbürtiger Männer jetzt dahingeschwunden und niemand mehr da, den er um Rat fragen kann als ein intelligent aussehender Hauptmann Marquart oder seinesgleichen. — Worin Retzow in seinem mürrischen Oppositionshumor nicht die Tragödie, sondern vielmehr die Komödie sieht, wie die armen Hauptleute fanden, daß ihre Begünstigung zeitweise und bedingungsweise war, und daß sie wieder in ihre frühere Unbedeutendheit zurücksanken. Einer von ihnen schrieb ein „Essay" über den Coup-d'oeil Militaire, über den Retzow vorgeblich geweint hat. Folgendes war Friedrichs Randnote zu dem Manuskript, als es ihm zu gnädiger Durchsicht vorgelegt wurde: „Er wird besser tun, die Kunst des Lagerabsteckens zu erlernen, als über den militärischen Coup-d'oeil zu schreiben." Auch schön geschrieben, sagt Retzow. Aber was bedeutet in den Augen dieses Königs schönes Schreiben im Vergleich zu gutem Verstehen der Sache? Er ist

[1] Tempelhof III. 293; Retzow II. 163.
[2] Retzow II. 163.

kein Freund vom Schreiben, wenn man nicht etwas wirklich Besonderes und Dringliches zu schreiben hat.

Friedrich setzte zweimal über die Oder. Manövrierte gegen Soltikof auf beiden Ufern der Oder, beraubte ihn erst dieser schönen Hoffnung, dann jener und machte ihm, wie wir sehen, das Leben sauer. Zuletzt lag die Szene auf dem rechten Ufer bei Sophienthal, Köben, Herrnstadt und anderen ärmlichen Orten an jenem großen östlichen Ellenbogen, wo die Oder ihre letzte Biegung macht oder Abschied nimmt von Polen. Ein Gebiet, welches für Friedrich natürlicherweise von Interesse ist, uns unbekannt, aber Friedrich ebenso bekannt wie das Gelände, auf welchem Karl XII. Schulenburg schlug[1], was den „schönen Rückzug" Schulenburgs herbeiführte. Des alten Feldmarschalls Schulenburg, von dem wir ehemals zu hören pflegten — dessen Neffe, ein kleiner Gamaschenhengst, Friedrich und uns wohlbekannt war.

Übrigens glaubte ich nicht, daß er dieses Übermanövrieren der Russen als sehr schwere Arbeit ansieht. Schon aus der Gegend von Zöbelwitz am 25. September, am Tage von Heinrichs Ankunft in Hoyerswerda, hat Friedrich an Fouqué geschrieben: „Mit 21 000 hat Euer geschlagener und mißhandelter Diener eine Armee von 50 000 verhindert, ihn anzugreifen, und sie gezwungen, auf Neusatz zu retirieren!" Offenbar in viel hoffnungsvollerer Stimmung, und Heinrichs schöne Nachrichten waren noch nicht angelangt. Allmählich wurde der unschädlich gemachte Soltikof sehr ärgerlich, besonders als Daun nach Sachsen gehen mußte. „Proviantransport wird jedenfalls unmöglich", winselt Daun. „O Exzellenz, ziehen Sie die Sache nur in Erwägung mit dem Ihnen natürlichen Edelmut. Unser Hof wird aufs bereitwilligste Geld liefern statt Proviant!" — „Geld? Meine Leute können kein Geld essen!" grollte Soltikof, der immer ärgerlicher wurde und jeden Tag mit dem Abmarsch nach Posen und nach seinen eigenen Proviantvorräten drohte. Was für eine Zeit für Montalembert und für den melancholischen Loudon mit dem hitzigen Temperament!

In Sophienthal am 10. Oktober erkrankt Friedrich an der Gicht. Wird völlig gelähmt und kann drei Wochen lang sein Zimmer nicht verlassen. Glücklicherweise wird das draußen zu lösende Problem leichter und leichter, ja, es führt fast von selbst seine eigene Lösung herbei. In Sophienthal beschäftigt der lahme Friedrich sich damit, über **Karl XII. und seinen militärischen Charakter** zu schreiben — kein sehr aufklärendes Stück beim ersten Durchlesen, aber ich will es noch einmal wieder lesen[2] — was ihm wenigstens hilft, die Zeit hinzubringen. Soltikof mehr

[1] „Bei Guhrau" (indem er August den Starken und ihn aus Polen jagte), „am 12. Oktober 1704"; ein allgemeiner Bericht darüber, ohne Daten und fast ohne Orte, in Voltaire (Charles Douze III.), Oeuvres XXX. 142—145.

[2] Réflexions sur les talens militaires et sur le caractère de Charles XII, in Oeuvres de Frédéric VII. 69—88.

und mehr bedrängt, da der Proviant selbst zu Ende geht, wird immer ärgerlicher. Seine Behandlung des Landes, wozu Montalembert ihn mit antreibt, wird als „gräßlich" beschrieben. Eines Tages bekommt er den Einfall (Einfall oder wenig mehr), sich Herrnstadts zu bemächtigen, einer kleinen Stadt zwischen den beiden Armeen, wo die Preußen ein Freibataillon haben. Das preußische Bataillon leistet Widerstand und treibt Soltikofs Leute zurück. „Tut nichts," denken sie, „ein Ort, der für uns unwichtig ist; und Exzellenz Soltikof ist anderswohin geritten." Am Nachmittag erwähnte unglücklicherweise Exzellenz Soltikof den Ort noch einmal. Als er hört, daß er noch in den Händen der Preußen ist, gerät Soltikof in Wut. Fordert den Ort zur Übergabe auf und erhält noch ein Nein zur Antwort. Befiehlt darauf ein sofortiges Bombardement, Feuerstürme von Granaten und hat die Genugtuung, das arme Herrnstadt völlig niederzubrennen, während das preußische Freikorps hartnäckig aushält. Es war Soltikofs letzte Tat in jenen Gegenden, und sie bekundet einen schwefeligen Gemütszustand.

Am nächsten Morgen (24. Oktober) schlug er die Straße nach Posen ein und marschierte wirklich nach Hause[1]. Wahrhaftig nach Hause, Montalembert und allen anderen zum Trotz. „Und welche Befehle hat Exzellenz für mich?" hatte Loudon am Vorabend dieses Ereignisses besorgt gefragt. „Gar keine!" antwortete Exzellenz. „Tun Sie, wie Ihnen beliebt; gehen Sie, wohin es Ihnen gut dünkt." Und Loudon mußte einen weiten Bogen machen, bei Kalisch herum, durch das westliche Polen und in das Troppau-Teschener Land heimkehren, so gut er eben konnte.

Über Kalisch, Czenstochau, Krakau mußte der arme Loudon seinen Weg nehmen. Ein trauriger Marsch von sechzig Meilen oder mehr — bei dem ihm zuletzt an der schlesischen Grenze Fouqué mit Werner, Goltz und anderen, welche Friedrich zu diesem Zweck dorthin beordert hatte, ihre Aufwartung machen. Loudon vermied geschickt den Kampf mit ihnen, da er bereits durch Ausreißerei und durch Entbehrungen die Hälfte seiner Leute unterwegs verloren hatte. Er war froh genug, nach Hause und unter Dach und Fach zu kommen, nachdem seine zwanzigtausend auf zehntausend herabgeschmolzen waren, und mit Fouqué einen Vergleich zu schließen. „Waffenstillstand also den Winter hindurch. Keiner von uns beiden soll den anderen angreifen, ohne daß zuvor vierzehntägige Kündigung stattgefunden[2]." Am 1. November hatte der König, von seinen Soldaten in einer Sänfte getragen, Sophienthal verlassen und war, nachdem er den Fluß bei Köben überschritten, in Glogau angelangt[3]. Den größeren Teil seines Heeres, dreizehntausend unter Hülsen hatte er unmittelbar nach Sachsen geschickt. Er selbst beabsichtigte

[1] Tempelhof III. 299, 291—300 (ein allgemeiner, reichlich genauer Bericht).
[2] Das. III. 328—331.
[3] Rödenbeck I. 396.

seine Genesung in Glogau abzuwarten, nachdem dieser schlesische Teil seiner Aufgabe vorläufig ein glückliches Ende erreicht hatte.

Auch auf der schlesischen Seite stehen die Dinge so gut, daß der König geduldig warten kann, bis er wiederhergestellt ist. Alles geht vortrefflich in Sachsen seit jenem Marsch nach Hoyerswerda, Heinrich ist mit seinen Finks und Wunschs in der Meißen-Torgauer Gegend aufs schönste postiert, keine Möglichkeit, ihn zu vertreiben. Daun mag es mit seinen großen Heeresmassen so viel versuchen, als er will. Daun steht während des Oktobermonats in verschiedenen Lagern, zuletzt in Schilda. Heinrich nacheinander in zweien, in Strehla etwa zehn Tage lang, dann in Torgau ungefähr drei Wochen, sorgfältig verschanzt[1] — wo wir Spuren von ihm (zu nicht sehr gelegener Zeit) im nächsten Jahre finden werden. Daun fährt fort, von seinen verschiedenen Lagern aus bald nach dieser, bald nach jener Seite hin zu arbeiten. Auf jeder Seite ist der behende Heinrich so spitzig wie Nadeln. Die schlauen Bewegungen und Bemühungen Dauns können ihm nichts anhaben. Sehr schönes Manövrieren war es, besonders auf seiten Heinrichs, voll von Reiz für den Soldatensinn — aufs genaueste beschrieben in Tempelhof, wo man ihm (wenn man Karten oder Geduld hat) bis in die kleinsten Einzelheiten folgen kann. Wahrhaftig belehrend für den Soldaten; muß aber hier fast alles übergangen werden. E i n e r schönen, dem Herzog von Aremberg (einem armen alten Freunde von Daun und uns) beigebrachten Schlappe wollen wir gedenken. „Aktion von Pretzsch" nennen sie es; eine Niederlage, beinahe Gefangennahme des armen Aremberg, der ausgeschickt war, um den Prinzen zu vertreiben, indem er seine Zufuhren bedrohte und sich demnach weit hin gen Osten geschwenkt hatte, aber zu seinem Erstaunen nach einigen Märschen drei auserwählte preußische Korps vor sich auftauchen sah. In der Front, im Rücken, in der Flanke, ja auch reitende Artillerie, die wie durch ein Wunder aus den Gipfeln der Hügel hervorbrach — und kurz, es blieb ihm nichts übrig, als sich zurückzuziehen oder vielmehr davonzulaufen in höchst verhängnisvoller Weise. Der arme Aremberg[2]! Alles in allem ist Daun in einen atemlosen Zustand gebracht und weiß nicht, was er anfangen soll. Seine Pläne waren an und für sich schlecht, sagt Tempelhof. Wenn er Heinrich nicht in einer Schlacht besiegt, was zu versuchen er sich nicht entschließen kann, wird er höchstwahrscheinlich, wäre es auch nur wegen der mit dem Proviantransport verknüpften Schwierigkeiten, dresdenwärts zurückweichen und das Feld ganz räumen müssen[3].

[1] Tempelhof III. 276, 281, 284 (Heinrich in Strehla, 4.—17. Oktober; von dort nach Torgau, am 22. Oktober „verläßt Daun sein Lager von Belgern" für das von Schilda, das sein letztes in jenen Gegenden war).

[2] Seyfarth (B e i l a g e n II. 634—637), „Hofbericht von der am 29. Oktober 1759 bei Meuro" (hauptsächlich bei Pretzsch) „vorgefallenen Aktion"; das. II. 543 Anm.

[3] Tempelhof III. 287—289.

Nach dieser traurigen Schlappe bei Pretsch hielt Daun inne, um mit sich zu Rate zu gehen. Fing an, sich in außerordentlichem Maße zu verpalisadieren, indem er zu diesem Zwecke die Schildaer Wälder beinah in Stücke hieb und verhielt sich im übrigen absolut ruhig. Konnte wenig tun als für sich selbst Sorge tragen. Daun weiß überdies von der bevorstehenden Ankunft Hülsens mit den schlesischen 13 000. Am 2. November ist Hülsen wirklich in Muskau, und seine 13 000 sind durch das Gerücht auf 20 000 vergrößert. Als Daun dies erfährt, begibt er sich auf den Marsch (am 4. November). Verläßt sein glorreich verpalisadiertes Lager von Schilda, sieht ein, daß der Rückzug auf Dresden oder sogar ganz heim nach Böhmen das einzige ist, was ihm zu tun übrigbleibt.

Und jetzt, nachdem die wichtige Bautzener Unterredung von Sonnabend, dem 15. September, ihre drei oder mehr Branchen der Tätigkeit hier zu einem Ruhepunkt gebracht hat — wollen wir einen Blick werfen auf den weit wichtigeren Donnerstag, den 13. September, auf der anderen Seite des Ozeans:

Oberhalb Quebecks, in der Nacht vom 12. auf den 13. September, ist in aller Stille, weit entfernt auf dem Strome des St. Lawrence, ein denkwürdiges Unternehmen im Gange. Wolfe fährt von zwei Punkten weit oberhalb Quebecks (‚Als letztes Auskunftsmittel wollen wir diesen Weg versuchen‘) mit etwa fünftausend Mann auf Flößen schweigend flußabwärts in der Absicht, die Höhen irgendwo auf dieser Seite der Stadt zu erklimmen und hineinzudringen, wenn das Schicksal es will. Eine Unternehmung beinahe erhabener Art, sehr groß, wenn sie gelingt. Die Klippen zu seiner Linken sind alle besetzt, und Montcalm hütet Quebeck in Person mit seiner Hauptmacht.

Wolfe fährt schweigend flußabwärts. Sein Entschluß ist gefaßt. Seine Gedanken sind in einem großen Gedanken zur Ruhe gekommen bei dem Rauschen des immer bewegten Wassers, unter den dunklen Klippen und den ewigen Sternen. Während der Unterhaltung mit seinen Leuten hörte man ihn einige Stellen aus Grays Elegie rezitieren, die vor kurzem in jener Gegend bekannt geworden war und für die er, wie ein Augenzeuge sagt, seine Bewunderung in begeisterten Worten ausdrückte: ‚Ah, sind das nicht Töne der ewigen Melodien? Für den Besitz einer solchen Gabe könnte man dem Himmel beinahe ebenso dankbar sein als wir, meine Herren, wenn unsere Unternehmung hier von Erfolg gekrönt würde[1].‘ Am nächsten Morgen (Donnerstag, 13. September 1759) findet man, daß Wolfe einen Waldrücken an den Höhen, der nicht ganz abschüssig war, erklommen, eine Kanone mit hinaufgeschleppt hat, und daß die Matrosen beschäftigt sind, eine andere hinaufzubringen. Und um zehn Uhr steht er in Reih' und Glied da (wahrlich etwas nach Friedrichs Art, obgleich in kleinerem Maßstabe), an allen Punkten zum Empfange Montcalms gerüstet, ohne jedoch zu sehr in Eile sein zu wollen.

Als Montcalm zuerst von ihm hörte, war er herbeigeeilt: ‚Oui, je les vois où ils ne doivent pas être; je vais les écraser (sie vernichten!)‘ sagte er, um seine

[1] Professor Robison, damals ein Marineleutnant, der mit Wolfe auf demselben Floß war, nachher ein wohlbekannter Professor der Naturphilosophie in Edinburg, wiederholte diese Anekdote oft in Gegenwart von Personen, von welchen ich sie wieder hörte. S. Playfair, Biographical Account of Professor Robison, in den Transactions der Royal Society of Edinburgh VII. 495 ff.

Leute guten Mutes zu erhalten. Und er marschiert heran mit glänzendem Geschick, indem er keinen seiner Vorteile vernachlässigt. Er hat zahlreiche kanadische Scharfschützen und indianische Plänkler in dem Gebüsch, die ein lebhaftes Feuer unterhalten. ‚Ruhig!' befiehlt Wolfe. ‚Keiner von euch schießt, bis sie auf dreißig Schritte herangerückt sind.' Und Montcalm, der Salven feuert und vorrückt, kann so wenig eine Antwort von ihnen erhalten als von druidischen Steinen. Bis in dreißig Schritten Entfernung die Steine zu reden begannen — und nun zu reden fortfuhren mit schrecklicher Schnelligkeit und in Zeit von siebzehn Minuten Montcalms Reguläre und den tapferen Montcalm selbst und ihren Zweit- und Dritt-Kommandierenden in Verderben und Vernichtung gestürzt haben. In noch etwa sieben Minuten mehr war der Todeskampf vorüber. „Die Engländer fallen mit dem Bajonett, die Schotten mit dem Schwert über sie her." Eine wilde Verfolgung, eine vollständige Niederlage — und Quebeck und Kanada sind so gut als erobert. Das Ereignis ist noch jetzt jedem Engländer wohlbekannt [1], und wie Wolfe selbst dabei seinen schönen Tod starb.

Fürwahr ein Stück echten Soldatentums, dieser Wolfe. Er verwendet seine kleinen Hilfsmittel auf vollendete Weise, erfindet, ordnet an, versucht und versucht wieder, unerschüttert durch Hindernisse oder Enttäuschung. Wie hätte ein Friedrich selbst auf künstlerischere Art mit Quebeck zu Werke gehen können? Die kleine Schlacht selbst, fünftausend auf jeder Seite und solcher Überschuß an Wilden und Kanadiern, erinnert an eine Schlacht Friedrichs. Weise Anordnungen, genaue Voraussicht, entsprechende Vorbereitung, Vorsicht, gepaart mit Kühnheit, unbeugsame Disziplin, Schweigen, bis die Zeit da ist, und dann ein Auflodern, wie wir es gesehen. Die schönste Kriegstat, von der ich bei den Engländern während mehrerer Generationen gehört habe. Amherst, der Oberbefehlshaber, ist eifrig beschäftigt, die französischen Militärposten, Niagara, Ticonderago, ganz Kanada in seinen Schlingen zu fangen und festzubinden. Aber dies ist das Herz und die Luftröhre. Haltet dies fest, und wie die Dinge stehen, ist Kanada euer.

Oberst Beatson gibt in seiner vor kurzem veröffentlichten Schrift, The Plains of Abraham — welche besonders in militärischer Hinsicht bedauerlich unwissend und seicht ist, obschon nirgends absichtlich ungenau — Auszüge aus einem Briefe Montcalms, welche höchst lesenswert sein würden, hätten wir Raum dafür. Er sagte aufs haarkleinste nicht nur das Verfahren voraus, wodurch „Monsieur Wolfe, wenn er sein Handwerk versteht, mich zu schlagen und, wenn es zum Kampfe kommt, zu vernichten suchen wird" — sondern auch — mit einem Scharfblick, der erstaunlich ist in den Jahren 1775 bis 1777 und vielleicht noch erstaunlicher in den Jahren 1860 bis 1863 — was für jene unbändigen Engländer, Kolonisten und andere die Folgen sein werden. ‚Wenn er mich hier schlägt, so hat Frankreich Amerika völlig verloren', denkt Montcalm. ‚Ja — und unser einziger Trost dafür ist, daß zehn Jahre später Amerika in Aufstand sein wird gegen England!' Montcalms Art, zu schreiben, ist nicht musterhaft. Aber die Genauigkeit seiner Beobachtung, sein Scharfblick und sein Talent zum Prophezeien sind so bemerkenswert, daß wir uns versucht fühlen, die eigenen Worte seines langen Briefes in bezug auf diese beiden Punkte anzuführen — um so mehr, als er heutigestags wenig mehr beachtet zu werden scheint:

[1] Die militärischen Einzelheiten scheinen sehr schlecht bekannt zu sein (wie Oberst Beatsons sonst ziemlich sorgfältige Schrift The Plains of Abraham beweist, die ganz kürzlich geschrieben wurde und die wir weiter unten zitieren werden); und doch würden sie eine Beschreibung verdienen, in den Seyfarth-Beilagen oder selbst nach Tempelhofs Art, ließe ein englischer Offizier, an Ort und Stelle, wie dieser Oberst es war, sich dazu bereit finden! — Einzelheiten werden gegeben in Beatson (einem ganz andern „Beatson"), Naval and Military History II. 300—308; in Gentleman's Magazine für 1759 die Depeschen und Einzelheiten; s. auch Walpole, George II. III. 217—222.

Montcalm an einen Vetter in Frankreich.

„Lager vor Quebeck, 24. August 1759."

‚Monsieur et cher Cousin. — Hier bin ich seit mehr als drei Monaten handgemein mit Monsieur Wolfe, der nicht aufhört, Tag und Nacht Quebeck zu bombardieren, und zwar mit einer Wut, welche bei der Belagerung eines Ortes, den man nach der Einnahme zu behalten denkt, beinahe beispiellos ist.' — „Er wird ihn aber auf diese Art, indem er von dem Fluß oder dem Südufer her angreift, nie nehmen; er ruiniert nur uns, ohne sich selbst zu bereichern. Ist seinem Ziele nicht einen Zoll näher als vor drei Monaten, und noch nach einem Monat werden die Äquinoktialstürme seine Flotte und ihn hinwegblasen. — Quebeck und die Erhaltung der Kolonie ist also, meinen Sie, so gut als sicher?" ‚Ach, die Sache verhält sich ganz anders. Die Einnahme von Quebeck hängt ab von dem, was man einen Handstreich nennt.' — (Doch wir wollen jetzt das Original hersetzen für die erste Prophezeiung): —

‚La prise de Quebec dépend d'un coup de main. Les Anglais sont maîtres de la rivière: ils n'ont qu'à effectuer une descente sur la rive où cette Ville, sans fortifications et sans défense, est située. Les voilà en état de me présenter la bataille; que je ne pourrais plus refuser, et que je ne devrais pas gagner. M. Wolfe, en effet, s'il entend son métier, n'a qu'à essuyer le premier feu, venir ensuite à grands pas sur mon armée, faire à bout portant sa décharge; mes Canadiens, sans discipline, sourds à la voix du Tambour et des instrumens militaires, dérangés par cette escarre, ne sauront plus reprendre leurs rangs. Ils sont d'ailleurs sans baionettes pour répondre à celles de l'ennemi: il ne leur reste qu'à fuir — et me voilà battu sans ressource.' (Dies ist eine merkwürdig genaue Prophezeiung!) ‚Doch ich werde es nicht überleben; Niederlage hier, bei diesem Zustand der Dinge, bedeutet den Verlust von Amerika überhaupt.' ‚Il est des situations où il ne reste plus à un Général que de périr avec honneur.' — ‚Mes sentiments sont français, et ils le seront jusque dans le tombeau, si dans le tombeau on est encore quelque chose.

Je me consolerai du moins de ma défaite, et de la perte de la Colonie, par l'intime persuasion oú je suis' (zweite Prophezeiung, welche noch merkwürdiger ist), ‚que cette défaite vaudra, un jour, à ma Patrie plus qu'une victoire; et que le vainqueur, en s'agrandissant, trouverait *(sic)* un tombeau dans son agrandissement même.

Ce que j'avance ici, mon cher Cousin, vous paraîtra un paradoxe: mais un moment de réflexion politique, un coup d'œil sur la situation des choses en Amerique, et la vérité de mon opinion brillera dans tout son jour.' „Niemand will gehorchen, wenn nicht die Notwendigkeit ihn zwingt. Voilà les hommes! Gêne irgendwelcher Art ist ihnen widerwärtig, und von allen Leuten in der Welt sind les Anglais am meisten abgeneigt, jemandem zu gehorchen." ‚Mais si ce sont là les Anglais de l'Europe, c'est encore plus les Anglais de l'Amérique. Une grande partie de ces Colons sont les enfans de ces hommes qui s'expatrièrent dans ces temps de trouble où l'ancienne Angleterre, en proie aux divisions, était attaquée dans ses privilèges et droits; et allèrent chercher en Amérique une terre où ils pûssent vivre et mourir libres et presque indépendants — et ces enfans n'ont pas dégénéré des sentimens républicains de leurs pères. D'autres sont des hommes ennemis de tout frein, de tout assujétissement, que le gouvernement y a transportés pour leurs crimes. D'autres, enfin, sont un ramas de différentes nations de l'Europe, qui tiennent très-peu à l'ancienne Angleterre par le cœur et le sentiment; tous, en général, ne se soucient guères du Roi ni du Parlement d'Angleterre.

Je les connais bien — non sur des rapports étrangers, mais sur des correspondances et des informations secrètes, que j'ai moi-même menagées; et dont, un jour, si Dieu me prête vie, je pourrai faire usage à l'avantage de ma Patrie. Pour surcroît de bonheur pour eux, tous les Colons sont

parvenus, dans un état très-florissant; ils sont nombreux et riches — ils recueillent dans le sein de leur patrie toutes les nécessités de la vie. L'ancienne Angleterre a été assez sotte, et assez dupe, pour leur laisser établir chez eux les arts, les métiers, les manufactures — c'est à dire, qu'elle leur a laissé briser la chaine de besoins qui les liait, qui les attachait à elle, et qui les fait dépendants. Aussi toutes ces Colonies Anglaises auraient-elles depuis long-temps secoué le joug, chaque province aurait formé une petite république indépendante, si la crainte de voir les Français à leur porte n'avait été un frein qui les avait retenu. Maîtres pour maîtres, ils ont préféré leurs compatriotes aux étrangers; prenant cependant pour maxime de n'obéir que le moins qu'il pourraient. Mais que le Canada vînt à êtra conquis, et que les Canadiens et ces Colons ne fussent plus qu'un seul peuple — et la première occasion où l'ancienne Angleterre semblerait toucher à leurs intérêts, croyez-vous, mon cher Cousin, que ces Colons obéiront? Et qu'auraient-ils à craindre en se révoltant?' — — ‚Je suis si sûr de ce que j'écris, que je ne donnerais pas dix ans après la conquête du Canada pour en voir l'accomplissement.

Voilà ce que, comme Français, me console aujourd'hui du danger imminent, que court ma Patrie, de voir cette Colonie perdue pour elle.'[1]

Montcalm war bei Belleisles Rückzug von Prag gewesen (Dezember 1742), bei der schrecklichen Affäre von Exilles (Juli 1747), wo der Chevalier de Belleisle und vier- oder fünftausend in einer Stunde das Leben verloren. Kapitän Cook war in Quebeck als Unterleutnant in der königlichen Flotte „mit Sondierung des Flusses und Niederlegung von Bojen beschäftigt". Bougainville, ein anderer berühmter Seefahrer, war Adjutant Montcalms. Weithinschallende Heldengedichte sind auf einer geringeren Grundlage aufgebaut worden als der, welche hier in dieser Eroberung von Quebeck bereitliegt — welche an sich als die Entscheidung, daß Amerika englisch sein soll und nicht französisch, sicherlich eine Epoche in der Weltgeschichte bezeichnet! Montcalm war achtundvierzig Jahre alt, als er umkam, Wolfe dreiunddreißig. Montcalms Schädel befindet sich in dem Ursulinerkloster in Quebeck — wo er müßigen Neugierigen bis auf den heutigen Tag gezeigt wird[2].

Es war am 17. Oktober — während Friedrich lahm an der Gicht in Sophienthal lagerte und Soltikof insgeheim seine Heimkehr beschlossen hatte (er ging eine Woche später) — als diese glorreiche Kunde England erreichte. Sie kam nur drei Tage nach jener anderen, schlechten und beinahe hoffnungslosen Nachricht aus derselben Gegend, der Nachricht von des armen Wolfes Niederlage an der anderen oder östlichen Seite von Quebeck am 31. Juli, von der wir bereits wissen, die aber in England erst am 14. Oktober bekannt wurde. Verstärkt durch diesen Gegensatz erfüllte die Nachricht alle Menschen mit seltsam gemischten Empfindungen. „Die Ereignisse einer dramatischen Dichtung", sagt einer, der teil daran nahm,

[1] In Beatson, Oberstleutnant im königl. Geniekorps, The Plains of Abraham, Notes original and selected (Gibraltar, Garrison Library Press, 1858) S. 38 ff.: Auszug aus „Lettres de M. le Marquis de Montcalm à MM. de Berryer et de la Molé 1757—1759 (London 1777)", welches auf Anfrage sich nicht in der Bibliothek des Britischen Museums fand und ein vergessenes Buch scheint.

[2] Oberstleutnant Beatson S. 28, 15.

„hätten nicht mit mehr Geschick eine Zuhörerschaft von der Verzweiflung zu plötzlichem Jubel hinüberführen können als diejenigen, welche der Zufall hier bereitet hatte, um die Leidenschaften eines ganzen Volkes zu erregen. Sie verzweifelten, sie triumphierten, und sie weinten — denn Wolfe war in der Stunde des Sieges gefallen. Freude, Schmerz, Neugier und Staunen malte sich auf allen Gesichtern. Je mehr sie erfuhren, desto höher stieg ihre Bewunderung. Kein Zwischenfall, der nicht heroisch und rührend war[1]." Amerika war unser; aber der edle Wolfe nicht mehr!

Von dem, was Pitt selbst über diese Begebenheit sagte, hören wir nicht viel. Bei dem Zusammentritt seines Parlaments, etwa einen Monat später, war seine Rede, nachdem jemand ihn beglückwünscht und gelobt hatte, offenbar von königlicher Art, wenn wir sie uns aus Walpoles Notizen vor die Seele rufen. Sehr bescheiden, sehr wahr und edel und von zart hindurchklingender Pietät und Großherzigkeit: „Den ganzen Sommer hindurch gab es nicht eine Woche, die nicht eine Krise war, in der ich nicht wußte, ob ich nicht würde in Stücke gerissen werden, statt wie jetzt von dem ehrenwerten Mitgliede gelobt zu werden. Die Hand der göttlichen Vorsehung — je mehr ein Mensch in den Geschäften erfahren ist, um so mehr entdeckt er sie überall!" ... „Der Erfolg hat uns Einstimmigkeit gegeben, nicht die Einstimmigkeit den Erfolg. Was meinen eigenen bescheidenen Anteil daran betrifft, so hätte ich nur in diesen Zeitumständen wagen können, was ich gewagt habe. Andere Minister haben so gut gehofft als ich, aber sie waren nicht in der Lage, soviel wagen zu können"... „Ich glaube, der Stein ist beinahe auf den Gipfel des Berges gerollt. Aber laßt uns vorsichtig sein, er könnte zurückschlagen und uns auf traurige Weise wieder mit sich hinunterreißen[2]."

Abgesehen davon steht die Tatsache fest, daß Pitt König von England geworden ist. So glücklich ist das arme England in seiner kritischen Stunde wieder gewesen. Und der Unterschied zwischen einem England, welches durch eine Art Friedrich (einen zeitweiligen Friedrich, der absolut, obgleich von ungewisser Dauer ist) gelenkt wird und durch einen Newcastle und die Zungendrescher, ist sehr groß! Ohne Pitt hätte es keinen Wolfe, keinen Amherst gegeben. Statt Herzog Ferdinands hätten wir die Königliche Hoheit von Cumberland gehabt, und alle Dinge hätten um ihn herum den Veitstanz aufgeführt in der alten Weise. Dieser Mann ist gegenwärtig König — ein wahrhafter König von Friedrichs Schlag — und regiert nicht weniger despotisch als Friedrich selbst, wenn es not tut. Pitts Kriegsministerium und Marineministerium waren an sich keine rasch vorangehenden Körperschaften, aber Pitt zwang sie, rasch zu sein. Langsam handelnde Lords haben im Amte Vorstellungen erhoben bei mehr als einer Gelegenheit: „Unmöglich Sir, diese Dinge können nicht zu der von Ihnen befohle-

[1] Walpole III. 219.
[2] Walpole III. 225; Thackeray I. 446.

nen Zeit fertig sein!" „Mylord, es ist unumgänglich notwendig, daß sie fertig sind!" antwortete Pitt (ein Mann der immer Achtung hatte vor den kommenden Tatsachen, weil er wußte, wie unerbittlich sie sind). Und wenn die sich Weigernden hartnäckig auf ihren Beweisgründen bestanden, hörte man ihn hinzufügen: „Mylord, die festgesetzte Zeit ist eine Notwendigkeit für den Dienst des Königs. Wenn die Zeit nicht eingehalten wird, so werde ich Eure Herrlichkeit anklagen!" Eurer Herrlichkeit Kopf wird vor Eurer Herrlichkeit Füße zu liegen kommen! Man stelle sich einen armen Herzog von Newcastle vor, der so etwas anhören muß — und weiß, daß Pitt es tun wird und daß er es kann; in so hoher Gunst steht er bei ganz England — und zittert und gehorcht. Kriegsbedürfnisse für den Land- und Seedienst werden mit einer preußischen Pünktlichkeit besorgt — mit wieviel höheren als den preußischen Kosten, ist eine unwichtigere Frage für Pitt.

Es ist ungefähr achtzehn Monate her, seit Pownal der Gouverneur von Neu-England, eine halbmilitärische Persönlichkeit, nicht ohne gesunden Menschenverstand, jedoch von traurig verwickelter Redeweise, den Pitt, wie ich mir vorstelle, unmittelbar bei seinem Amtsantritt um seine Meinung über Amerika befragt hatte, wie man einen Rechtsanwalt über einen bevorstehenden wichtigen Prozeß befragt — auf seine langatmige, verwickelte, beinahe unentwirrbare Weise in folgendem Sinn geantwortet hatte: „Sir, ich bin im allgemeinen geneigt zu fürchten, daß der Rechtsstreit nicht stichhaltig sein wird — daß, im allgemeinen, die Franzosen uns Amerika fortessen werden, trotz unserer Zähne[1]." Vom 15. Januar 1758 datiert Pownals Rechtsgutachten — und am 13. September 1759 haben wir praktisch dies Resultat erzielt. Und am 7. September 1760, zwölf Monate später, kommen Amherst, der die Stromschnellen auf der Ticonderagoseite hinabfährt, und zwei andere kleine Armeen, welche von Quebeck und Louisburg hinauffahren, um ihn bei Montreal zu treffen, beinahe auf die Stunde pünktlich zusammen und sind in der Lage, durch dreifachen Druck (oder was wir „in der Schlinge fangen" nannten) dem französischen Generalgouverneur in Montreal, einem Monsieur de Vaudreuil, und seinem Montreal und seinem Kanada völlig ein Ende zu machen und die Franzosen aus jenen Kontinenten nach Hause zu schicken[2], was uns fernerer Berichte über diesen Gegenstand entheben mag.

Auch aus der Gegend von Madras, von Indien und dem wütigen Lally sind die Nachrichten gut. Zu Anfang des vorigen Frühlings mußte der arme Lally — ein Mann von unendlichem Talent und Mut, aber mit einer furchtbar anmaßenden, losen Zunge und von aufflammendem, zügellosen, irischen Temperament — beim Anblick eines kleinen, von Pitt gesandten

[1] In Thackeray II. 421—452 Pownals verwickelter Bericht (sein „Discourse", oder was er es immer nennt, „on the Defence of the Inland Frontiers") datiert „15. Januar 1758".

[2] Kapitulation zwischen Amherst und Vaudreuil („Montreal, 8. September 1760"), in 55 Artikeln in Beatson III. 274—283.

Hilfstrupps, sofort seine Belagerung von Madras aufheben und sich nach Pondichery zurückziehen. Und in der Tat war es mit ihm und Indien tiefer und tiefer, mit immer wachsender Schnelligkeit, bergab gegangen, bis auch sie an dem Abgrund angekommen waren. „Meine Politik liegt in diesen fünf Worten: Kein Engländer auf dieser Halbinsel!" schrieb er ein Jahr vorher, als er in Indien landete. Und jetzt soll es sein: Kein „Franzose"! Und ein Wort von den fünfen muß verändert werden! — Von dem armen Lally, einem eifrigen und viel zu wütigen und so ziemlich dem unglücklichsten und am übelsten mitgenommenen „Mann von Genie", von welchem ich je gelesen, dessen löwenartige Kämpfe gegen die französischen Beamten und gegen Pitts Feldherren und ihre Seegefechte und Belagerungen einen Band für sich verdienen würden, können wir hier so gut wie nichts sagen, außer daß sie alle für Lally und das französische Indien am 16. Januar 1761 mit einer vollständigen Übergabe endeten und daß Lally einige Jahre nachher für die von ihm erduldeten Mühseligkeiten und geleisteten Dienste, als es zur Ablegung einer Rechenschaft kam, den Tod auf dem Schafott erhielt. Die Daten gebe ich unten[1]. „Er gewann Fontenoy für uns", sagten viele Leute — gewann unzweifelhaft verschiedene Dinge für uns, focht für uns mit Berserkerwut bei allen Gelegenheiten, hoffte zuletzt Marschall von Frankreich zu werden und übernahm die Rolle eines Vorkämpfers für Indien, welche auf solche Weise ausging. Amerika und Indien, so steht es geschrieben, sollen beide Pitt gehören. Mögen beide hinfort ruhig uns verbleiben.

Zu dem Invasionsplan gegen England bemerkt Pitt, daß er keine Invasion der Franzosen gegen uns erwartet, daß er aber, falls sie kommen sollten, zu ihrem Empfange gerüstet ist[2].

[1] Am 28. April 1758 landet er in Pondichery und rückt sofort gegen Fort St. David. Nimmt es am 2. Juni 1758. Hatte jetzt gegen Madras gehen wollen, aber findet, daß er kein Geld hat. Erpreßt Geld von den umwohnenden schwarzen Potentaten, Rajah von Travancore usw. auf heftige und außergewöhnliche Art und erhält nur wenig. Trotzdem beginnt er am 14. Dezember 1758 die Belagerung von Madras.

Am 16. Februar 1759 muß er die Laufgräben bei Madras verlassen und niedergeschlagen nach Pondichery retirieren — in größte Dürftigkeit, Meutereien („zehn Meutereien"), offizielle Verschwörungen und das wiedergekehrte Chaos.

Am 22. Januar 1760 macht er einen Ausfall gegen Wandewash und die daselbst postierten Engländer; wird geschlagen, nach Pondichery zurückgetrieben. Im April 1760 wird er in Pondichery belagert. Am 16. Januar 1761 werden Pondichery, das französische Indien und er genommen. Er geht nach Madras, damit die französische Beamtenpartei ihn nicht tötet, wie sie zu tun versucht.

Am 23. September 1761 kommt er als Gefangener in England an. Von dort geht er auf sein Ehrenwort nach Frankreich und Paris am 21. Oktober. Im November 1762 in die Bastille; wartet neunzehn Monate auf seine Untersuchung; die Untersuchung dauert zwei Jahre. Am 6. Mai 1766 soll er enthauptet werden — am 9. Mai wurde er enthauptet. S. Beatson II. 369—372, 96—110 usw., Voltaire (Fragments sur l'Inde) in Oeuvres XXIX. 183—253, Biographie Universelle, § Lally.

[2] Rede am 4. November, oben.

Siebentes Kapitel / Friedrich erscheint wieder im Felde, und sieben Tage später kommt die Katastrophe von Maxen

Vom 6.—8. November war Daun in das Meißener Land gezogen, offenbar heimwärts ebbend. Heinrich mit Hülsen vereint folgte ihm — nicht indem er dem Rhinozeros heftig zuleibe ging, aber indem er es klug zum Vorangehen anstachelte. Daun geht in seinem langsamsten Schritt, in vielen Abteilungen, die einen weiten Umkreis bedecken. Hält an allen starken Posten fest, bis es ihm selbst Zeit dünkt, sie zu verlassen, langsam, mürrisch und vorsichtig, wie jemand, der mit dem Rücken voran gefährliche Abgründe niedersteigt und nicht zur Eile angespornt sein will. Das hatte ungefähr eine Woche gedauert. Daun hatte während der letzten vier Tage starrköpfig, unbeweglich dagesessen, Heinrich aber ihn mehr und mehr angestachelt, bis das Rhinozeros sich wirklich erheben zu wollen schien — als Friedrich in Person in seines Bruders Lager eintraf [1].

In dem Schloß von Hirschstein, etwa eine halbe Meile hinter Lommatsch, welches Heinrichs Hauptquartier ist (noch westwärts von Meißen, indessen Daun eine oder anderthalb Meilen südostwärts davon zögert, widerwillig zu gehen, aber tatsächlich dazu gezwungen) — dort traf der König am Dienstag, 13. November, wieder mit seinem Bruder zusammen. Ein von Gicht befreiter König, frohen Mutes und zu großen Dingen aufgelegt, wie ein Mann, der sich nach dreimonatiger Unterdrückung und Qual durch Widerwärtigkeiten noch einmal zornig erhoben hat und wieder auf freien Füßen fühlt. „Zu hohen Mutes", klagt Retzow in düsterem Tone, wie andere mit vielleicht etwas mehr Nachsicht klagen. Ohne Zweifel war Friedrichs Vorgehen in dieser wichtigen und ernsten Daunschen Angelegenheit mehr oder weniger unklug, von zu rascher und unüberlegter Art, und fiel zu schwerem Unglück für ihn aus. „Hätte er die Leitung Heinrich überlassen!" seufzte jedermann nach dem unglücklichen Ereignis.

Nicht mehr als vierundzwanzig Stunden waren seit Friedrichs Ankunft verflossen, als die Nachricht kam, „daß die Österreicher wieder in Bewegung sind, in der Tat wieder dresdenwärts fortrücken". „Haha, riechen sie mich schon?" lachte er. „Gut, ich will Daun zum Teufel jagen!" —

[1] Tempelhof III. 301—305.

ohne hinzuzufügen, „wenn ich kann". Und sofort befahl er eine scharfe Verfolgung und derbes Zustoßen mit dem Ochsenstachel, nicht leises und zartes Prickeln, wie das von Heinrich jüngsthin[1]. In der Tat war Friedrich in leidenschaftlicher Aufregung gegen Daun: „Du hast mich mit Füßen getreten, du schwerer Büffel, während dieser drei Monate. Aber das ist jetzt vorüber!" Er befehligte in Person die Vorhut bei dieser Verfolgung und hatte ein hitziges Gefecht in dem Dorfe Korbitz — (dem Schauplatz jener Fink-Haddickschen „Aktion" vom 21. September und des Untergangs des armen Haddick und seiner Retirade ins Bad) — wo die Österreicher sich jetzt sehr wild und hartnäckig zeigen und nicht gehen wollen, bis sie übel zugerichtet sind und durch bloßes Schlagen fortgetrieben werden. Was für den König in seiner Gemütsverfassung offenbar eine Art von Trost war. „Unsere Preußen fechten also noch so gut wie sonst! Und es war alles ein häßliches Nachtgespenst, und das Tageslicht und die Wirklichkeit sind wieder da, und Friedrich ist wieder er selbst!"

Es heißt, daß Prinz Heinrich sich die Freiheit nahm, ihm zu raten, ja, sogar ihn anzuflehen: „Lassen Sie ab! Warum sich Gefahren aussetzen?" Daun, das war ziemlich klar, hatte gegenwärtig keine andere Aussicht, als nach Böhmen heimzuschlendern, Dresden als leichte Beute zurückzulassen und seinen ganzen Feldzug wieder ohne Resultate zu enden, wie den vorhergehenden. Unter Heinrichs sanftem Treiben würde er langsamer gegangen sein, aber wie heilsam, wenn er nur ging! Das waren Heinrichs Ansichten. Aber Friedrich war nicht zur Langsamkeit gestimmt. Er war ungeduldig, nach Dresden zu kommen. „Ich werde in einer Woche dort einquartiert sein", schreibt er, „und dann mehr Muße haben als jetzt[2]." Er denkt an Leuthen, an Roßbach, an den Feldzug von 1757, der nach allem Unglück so glorreich beschlossen wurde, und sein feuriger Geist hofft, zum zweitenmal etwas Ähnliches auszuführen. Das ist Retzows Meinung. Und wer weiß, ob nicht etwas Wahres daran ist? Ein stolzer Friedrich, der nach solcher Behandlung sich wieder auf freien Füßen fühlt — ja, wer weiß, ob es so ganz unweise war, dem langsamen Rhinozeros nachdrücklich zuleibe zu gehen und zu versuchen, ob man nicht einen Dorn in seine Schnauze bohren oder (figürlich gesprochen) seine Hinterfüße ins Humpeln bringen könne; was, wie man mir versichert, eine prächtig verderbliche Wirkung würde ausgeübt haben, und wenn auch gewagt, doch nicht unmöglich war[3]. Schlecht lief es unzweifelhaft ab, und wir müssen in Kürze berichten, wie, und es den Lesern überlassen, sich ein Urteil darüber zu bilden.

Es war in dem Dorfe Krögis, etwas mehr als eine Meile weiter auf der Freiburg-Meißener Straße, dreiviertel Stunden von Korbitz und unmittelbar nach dem hitzigen kleinen Gefecht in diesem Dorfe — wo Friedrich, während sein Blut noch in Wallung

[1] Retzow II. 168; Tempelhof III. 306.
[2] „Wilsdruf, 17. November 1759" und nochmals „19. November", Friedrich an Voltaire, in bester Stimmung in dieser Richtung (Oeuvres de Frédéric XXIII. 66).
[3] Tempelhof III. 317 usw.

war, den Befehl für Maxen gab, welcher so unglücklich für ihn ausfiel. Wunsch war zur Verfolgung der geschlagenen Österreicher abgeschickt. Aber sie liefen zu schnell, und Wunsch kam noch frühe am Tage zurück, ohne weiteres Resultat. Zurück bis nach Krögis, wo das nächste Hauptquartier sein soll — und findet den König noch in blitzendem Zustande, wahrscheinlich nicht milder gestimmt dadurch, daß Wunsch ohne Erfolg zurückkehrt. ‚Geht geradewegs zu General Fink. Sagt ihm, er soll sofort marschieren!' befiehlt der König und gibt Wunsch schnell Anweisungen, welche Fink befolgen soll. Fink und sein Korps sind bei Nossen, ungefähr zwei Meilen von Krögis, vier Meilen westlich von Dresden. Dort steht Fink seit gestern, die linke oder westliche Flanke der Österreicher belästigend. (Was ihre Linke war und wieder sein wird, wenn sie Halt rufen und gegen uns Front machen.) Fink soll jetzt sofort ganz um jene westliche Flanke herum über Freiberg, Dippoldiswalde, von dort ostwärts nach Maxen marschieren. Soll sich bei Maxen (drittehalb Meilen südlich von Dresden, unter den Felsenhügeln) festsetzen und eifrig im Rücken jener Österreicher manövrieren, indem er ihre Verbindungen mit Böhmen abschneidet oder abzuschneiden droht und ihnen die Pirnaer Gegend versperrt.

Friedrich rechnet, daß, wenn Daun einen Rückzug durch die Pirnaer Gegend beabsichtigt, dies Verfahren mindestens seine Bewegung dahin beschleunigen wird. Oder es könnte sich auch als wirksam erweisen zur vollständigen Abschneidung dieses Rückzuges und Daun zwingen, einen Umweg über die Lausitzer Hügel und Wildnisse zu machen, wo er Mühsalen ausgesetzt werden würde, die ihn dem Untergang nahe bringen können. Das ist Friedrichs stolzer Gedanke. ‚Ein unglücklicher Feldzug, der aber trotzdem wie das Jahr 1757 im Aufflammen des Erfolges endet!' Und fürwahr hätte Friedrich sich in zwei Personen teilen und, während er Dauns Front befeuerte und bestürmte, in Dauns Rücken bei Maxen befehligen können, so hätte er mit dieser Unternehmung von Maxen ein schönes Resultat gewinnen und einen guten Teil seines stolzen Programmes verwirklichen können. Aber zwei Friedriche lassen sich nicht auftreiben. Fink, ein General von bewährter Fähigkeit, ist die nächste Annäherung zu einem zweiten Friedrich, die irgendwie möglich ist. Und er, den noch obendrein Mißgeschick trifft, erweist sich als tragisch unzureichend. Und gibt aller Welt und dem gegnerischen Retzow Veranlassung, auszurufen: ‚Seht, Hochmut kommt vor dem Fall!' —

Um 3 Uhr nachmittags wird Friedrich, während er von den Höhen von Krögis die neuen österreichischen Bewegungen und Stellungen gespannt überschaut, nicht sehr angenehm überrascht (‚Was, noch hier, Herr General?') durch einen persönlichen Besuch von Fink. Fink findet die Maxener Angelegenheit verwickelt und unsicher. Wünscht fernere Instruktionen, bringt diesen Einwand vor und jenen. Friedrich antwortet endlich ungeduldig: ‚Er weiß, daß ich die Diffikultäten nicht leiden kann; mache Er, daß Er fortkommt!' Mit welchem armseligen Trost Fink nach Nossen zurückreiten und über Nacht seine Anordnungen durchdenken muß.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 15., tritt Fink seinen Marsch an, treibt die Reichsvölker aus Freiberg und erreicht Dippoldiswalde. ‚Freiberg soll mein Magazin sein,' überlegt Fink, ‚Dippoldiswalde meine Mittelstation. Vier Bataillone von meinen knappen achtzehn sollen dort stehen und die Proviantwagen decken.' Freitag, den 16., hat Fink seine Vorhut, welche Wunsch führt, von Maxen und den Höhen Besitz ergreifen lassen, und am Sonnabend kommt er selbst dort an, mit allen seinen Truppen und Kriegsgerät. 12 000 Mann im ganzen (meiner Ansicht nach), in einer höchst durchschnittenen, verwickelten Hügelgegend, voll von Klüften, Talkesseln und gewundenen Bächen — es ist der Vorhof zu den Pirnaer Felsen; unser berühmtes Lager von Gahmig ist nach Norden sichtbar, während Dohna und das Rotwasser uns im Osten begrenzen [1] — in düsterm Novemberwetter, während etwas

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.

Schnee oder Schneestaub fällt, der abwechselt mit Schloßen und Glatteis schaffendem Frost. Durchaus kein schönes Unternehmen für Fink. Ebensowenig ein Unternehmen seiner Wahl, wenn man in solchen Fällen eine Wahl hätte.

Für Daun konnte nichts unwillkommner sein als diese Nachricht von Fink, der dort bei Maxen in der unentwirrbaren Hügelgegend in Schlachtordnung steht, gerade auf der Straße von Dauns Proviantwagen und böhmischen Verbindungen. Und außerdem — was Daun noch nicht hört, aber vermuten kann — ist als Ergänzung oder Hilfsmacht für Fink eine wilde Husarentruppe ausgerückt unter dem Grünen Kleist, ihrem wildesten Husaren seit Mayrs Tode, welche an ebendiesem Tage in Aussig Dauns erstes bedeutendes Magazin verbrennt und anderen dasselbe Schicksal zudenkt [1]. Es ist klar für Daun, daß durch Finks Stellung dort seine Verproviantierung aufgehört hat.

Ohne Verzug zieht sich Daun auf Dresden zurück. Am Sonnabend, dem 17., postiert er sich in dem Plauenschen Grunde, einer unpassierbaren Kluft mit steilen Felswänden auf beiden Seiten, welche sich südwärts von Dresden vor dem Hügellande hinzieht. Dorthin marschiert Daun, um dort zu überlegen, was mit Fink zu tun ist. Vollkommen sicher ist diese Stellung, es gibt keine bessere in der Welt. Ein Dorf, Plauen, und ein Bach, Weistritz, befinden sich im Grunde dieser herrlichen Talschlucht. Steile Felswände auf beiden Seiten. Besonders hoch auf der Daunschen oder Südseite. Das Hauptquartier kann in Dresden selbst sein. Raum für eure Kavallerie ist in der Ebene zwischen Dresden und der Talkluft. Sowohl ein sicherer als ein bequemer Posten, nur müßt ihr nicht zögern, in Hinsicht auf Fink einen Entschluß zu fassen; denn Friedrich ist ohne Verzug gefolgt. Friedrichs Hauptquartier ist bereits Wilsdruf, welches vor einigen Stunden das Dauns war. In Kesselsdorf steht der wachsame Zieten mit der Vorhut. So daß Friedrich von der Nordwand eurer Talschlucht auf euch niederblickt. Verzug ist nicht gut in der Nähe eines solchen Nachbarn.

Daun — angetrieben von Lacy, wie es heißt — zögert nicht lange, sich dahin zu entscheiden, daß der kürzeste Weg aus dieser Klemme heraus sein wird, Fink in den Hügeln anzugreifen. Daun steht in den Hügeln ebenso gut wie Fink. (Diese Plauensche Talschlucht ist der Grenzgraben der Hügel.) Daun rückt mit 27 000 zu Fuß und zu Pferde aus dieser westlichen Gegend vor. 3000 leichte Truppen (unter einem gewissen Sincere), die gleichzeitig aus Dresden selbst, das heißt von Norden und Nordwesten, hervorrücken. 12 000 Reichstruppen zu Fuß und zu Pferde, von welchen ein Teil schon südöstlich von Fink ist und ein anderer Teil sich dem Elbufer entlang dort hinschleicht. Das sind von drei verschiedenen Himmelsgegenden her 42 000 Mann. Wenn diese gleichzeitig von Westen, Norden und Süden auf Fink einbrechen, können sie sicher mit seinen 12 000 und ihm fertig werden! Wenn wir nur Friedrich im Dunkeln darüber lassen können! Doch das wird unseren Panduren gewiß gelingen.

Fink hatte gleich nach seiner Ankunft in Maxen dem Könige Bericht erstattet und vor dem nächsten Morgen zur Antwort erhalten: ‚Gut; aber zieht jene vier Bataillone heran, die ihr in Dippoldiswalde gelassen habt. Schlagt mit eurer ganzen Macht los, wenn eine Gelegenheit sich darbietet.‘ Ein Befehl, dem Fink buchstäblich und nicht zu willfährig gehorchte. Nur einen kleinen Rest läßt er in Dippoldiswalde und eine Verstärkung, welche in der Nähe abwarten soll, bis ein gewisser Brottransport bei ihm ankommt, den er am nächsten Morgen (Montag, den 19.) erwartet, und der dann, obgleich bestürzt durch eine Kanonade in der Ferne, sicher eintrifft.

Am Sonntag, dem 18., unterläßt Fink nicht, von der höchsten Hügelspitze aus Umschau zu halten und sich auf alle Weise zu unterrichten. Und kommt zu der Gewißheit, daß die Feinde gegen ihn anrücken. Mit eigenen Augen sieht er Reichstruppen in Menge das Elbufer entlang gegen Südosten marschieren. ‚Gehen wahrscheinlich nach Dohna?‘ Und fertigte Wunsch ab, der sie demgemäß aus Dohna ver-

[1] Friedrichs zweiter Brief an Voltaire, Wilsdruff, „19. November 1759“.

trieb. Von diesem allen erstattete Fink sofort an Friedrich Bericht, der sehr wahrscheinlich die Botschaft erhielt, aber nichts Neues damit erfuhr, da der wachsame Zieten, durch österreichische Deserteure und anderweitig diesen Marsch der Reichstruppen entdeckt hatte und obendrein, daß Sincere mit 3000 von Norden gegen Fink in Bewegung war. Am Sonntagabend schickt Friedrich Zietens Bericht ab, der pünktlich in Finks Hände kam, aber der letzte war, den er von Friedrich oder Friedrich von ihm erhielt. Die umherstreifenden Panduren fingen alles andere auf. Den Zietenschen Bericht von zwei oder drei Zeilen, sehr kurz gefaßt, aber ausreichend, wie das Schneiden von hartem Stahl, kann man in vielen Büchern lesen. Es wird am besten sein, Brief und Bericht hierher zu setzen:

Friedrichs Brief (Wilsdruff, 18. November 1759). ‚Mein lieber Generalleutnant von Fink! Ich schicke Ihm den eingeschlossenen Bericht von General Zieten, der Ihm zeigt wie die Dinge, von dieser Seite gesehen, liegen; und überlasse alles Seinen Anordnungen und notwendigen Maßregeln. Ich bin sein wohlaffektionierter König. — F.‘ Die Einlage lautet wie folgt:

General Zietens Bericht (Kesselsdorf, 18. November 1759). „Ihro Königl. Majestät schicke" (kein Fürwort ‚ich‘ ist erlaubt) „hiermit einen Korporal, der von den Österreichern desertiert ist. Er sagt, Sincere mit der Reserve ist mit der Reichsarmee marschiert, aber eine Meile hinter derselben und hat sich nach Dippoldiswalde gewendet. General Brentano" (Wehlas alter Kamerad, glücklicher als Wehla), „wie dieser Deserteur gestern abend in Dauns Hauptquartier hörte — welches sich in der südlichen Vorstadt von Dresden befindet, im Garten der Gräfin Moschinska — sollte gestern in Döhlen gewesen sein" (wo sie unsere Vorposten von dieser Seite ihres Plauenschen Grundes erblicken), „war aber nicht mehr dort," als unser Deserteur vorbeikam, „und es hieß, daß er um drei Uhr nachmittags nach Maxen aufgebrochen sei [1]."

Auf so kurze Weise wird Fink bevollmächtigt, unter den neuen Verhältnissen für sich selbst zu urteilen. Als Randbemerkung ist in Friedrichs eigener Hand hinzugefügt: ‚Er wird entweder mit den Reichern oder mit Sinceren einen Gang haben.‘

Fink sieht von seiner eigenen Hügelspitze am Sonntag und Montag alles, was Zieten gesehen, und viel mehr. Er sieht, wie die Vorhut von Daun selbst sich Dippoldiswalde nähert und seine Proviantwagen beschießt, als sie dort herauskommen. Wie auf allen Seiten seine Feinde ihn wie Bienen umschwärmen, und fühlt ein Sphinxrätsel auf seinem Geiste lasten, desgleichen einem Soldaten selten aufgegeben wurde. Soll er sich hinausmanövrieren und abmarschieren, mit Brotwagen, Bagage und allem, unversehrt? Noch ist Zeit und vollkommene Möglichkeit dazu da, über Dippoldiswalde dort oder auf anderen Straßen und in anderer Weise. Aber erwartete Seine Majestät nicht und scheinen die Worte ‚einen Gang‘ nicht noch einen Kampf mit irgend jemand zu erwarten? Fink war ein fähiger Soldat und sein Geschick und Mut wohlbekannt; aber wahrscheinlich war an diesem Tage eine andere Art Mut erforderlich, wovon Fink nicht genug hatte. Fink war nicht König in dieser Angelegenheit; Fink stand unter einem Könige, welcher die Angelegenheit vielleicht falsch beurteilte. Wenn Fink sah, daß er durch sein Hierbleiben seinem Könige nur schaden und einen schlechten Dienst erweisen konnte, so hätte Fink den Mut haben sollen, fortzugehen und dem unbegründeten Zorn des Königs die Stirn zu bieten, indem er eines Tages auf Rechtfertigung oder auf gar keine Rechtfertigung hoffte. Das war Finks Pflicht; aber jedermann sieht, wie schwer dieselbe für Fleisch und Blut war.

Fink, gehorsamer gegen den Buchstaben als gegen den Geist, beschloß zu bleiben. Tat den ganzen Montag alles, was er konnte, um sich zu rüsten. Rief seine Vorposten herbei (‚Ist es mir nicht befohlen?‘ denkt Fink zu buchstäblich) und sieht seine Massen

[1] Tempelhof III. 309.

von Feinden ringsumher Posto fassen. Daun allein hat 27 000, die bei Dippoldiswalde lagern. Und alles in allem sind sie wie 4 zu 1 gegen Fink — einen Fink, der noch eine entschlossene Miene aufsetzt, obgleich im Innern seine Gedanken verstört genug sein müssen. Unzweifelhaft hofft er auch, daß Friedrich etwas tun wird. — Er weiß nicht, daß keine seiner Botschaften Friedrich erreicht. Was Daun angeht, so kehrt dieser, nachdem er seine Leute sicher gelagert gesehen, für die Nacht nach Dresden zurück, um sich zu überzeugen, ob Friedrich ruhig ist. Friedrich ist ruhig genug. Daun erschien am nächsten Morgen um sieben Uhr (Dienstag, den 20.) wieder im Felde. Und von allen Seiten wird Fink jetzt angegriffen. Von Dauns Seite am nächsten und frühesten mit Dauns bester Kraft.

Dippoldiswalde liegt etwa anderthalb Meilen von Maxen. Eine schwierige Hügelstraße die ganze Länge des Weges, aber die steilste, engste und schlimmste Stelle ist bei Reichardtsgrimma, dem ersten Flecken hinter Dippoldiswalde. Dort ist eine enge Schlucht, von allen Seiten durch Höhen eingeschlossen. Die Wege sind schlüpfrig durch Schneeregen und Glatteis. Die Kavallerie, die hierauf nicht eingerichtet ist, glitscht und kriecht mühselig einher. Kaum die Infanterie steht sicher auf ihren Füßen. Eine schreckliche Arbeit, Massen von Artilleriewagen, Pferd und Mann, durch einen solchen Paß zu bringen. Man meint, daß Daun, wenn Fink diesen Paß von Reichardtsgrimma mit den gehörigen Batterien, den gehörigen Schützenbataillonen besetzt hätte, nie hier durchgekommen wäre. Fink hatte keine Kanone und keinen Mann dort: „Hatte ich nicht den Befehl?‘ sagte er — wieder zu buchstäblich. Auch ohne dies waren Dauns Mühseligkeiten, als er die steile Anhöhe hinan glitschte und kroch, beinahe zu groß. Und es heißt, er würde es aufgegeben haben, hätte nicht ein gewisser Major erklärt: ‚Es kann geleistet werden und soll geleistet werden, Exzellenz!‘ und wäre nicht die Stimmung seiner Soldaten überall vortrefflich gewesen. Der unglückliche Fink hatte keine Artillerie, Dauns Zug durch den Paß zu bestreichen. Nur eine schwache Truppe Husaren und Infanterie sah von dem Hügel von Hausdorf darauf hinab. Selbst diese hätten ein kleines Hindernis in den Weg legen können. Allein sie wurden durch zahllose Panduren, „welche aus einem nahen Walde hervorbrachen", erst mit Gewehrfeuer und dann mit Kanonenbatterien beschossen und mußten zurückweichen oder zurückgeworfen werden nach dem Hügel von Maxen, wo die Hauptmacht aufgestellt ist.

Im Laufe des gestrigen Tages hatte Fink durch beständiges Kundschaften, durch österreichische Deserteure und aufmerksame Vergleichung aller Anzeichen völlige Gewißheit darüber erlangt, wo die drei Angriffe des Feindes stattfinden sollten ‚gegen Maxen, von Dippoldiswalde, Trohnitz und Dohna, gleichzeitig drei Angriffe‘, scheint es. Und hatte sich mit seinem ganzen Geschick auf den Höhen von Maxen aufgestellt, denselben zu begegnen. Er steht jetzt da gegen jene drei Gleichzeitigkeiten kunstreich in drei Gruppen geteilt und bildet (gar bedenklich weit voneinander, möchte man sagen, für eine Streitmacht wie die Finks) ein sehr stumpfwinkliges Dreieck, dessen stumpfe Spitze (wenn den Lesern daran liegt, ihre Karte anzusehen) Trohnitz ist, die Straße, auf welcher Brentano und Sincere heranrücken [1]. An den Winkeln der Grundlinie Maxen und Dohna erwartet Fink Daun und das Reich. Von Trohnitz nach Maxen ists nicht ganz eine halbe Meile. Von Maxen nach Dohna etwa eine Meile. In Dohna steht Wunsch gegen das Reich; Fink selbst in Maxen, wo er Daun erwartet, als den Kern der ganzen Schlacht. In dieser Dreiecksform steht Fink auf den höchsten Höhen des umliegenden Landes („Maxen ist die höchste, aber Hausdorf nur ein wenig niedriger") und denkt nicht daran, dem Feinde das Emporklimmen streitig zu machen. Hielt sich zu buchstäblich an seine Befehle. Leider war er nicht selbst König, sondern nur des Königs Stellvertreter.

Die Folge davon ist, daß etwa um elf Uhr vormittags (wie ich mir vorstelle)

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.

Daun das Emporklimmen überstanden hat. Dauns Gewehre beginnen auf dem Gipfel von Hausdorf zu glänzen, und sechsundzwanzig oder zweiunddreißig schwere Kanonen öffnen ihre Schlünde dort, und die drei Angriffe brechen los. Finks Batterien in Maxen (die kaum höher stehen als Dauns und an Gewicht weit geringer sind) antworten mit allem Fleiß, und die armen Feldstücke seiner Regimenter helfen so gut sie können. Eine gegenseitige Kanonade, die anderthalb Stunden lang sehr laut und schrecklich ist, aber wenig Schaden anrichtet. Worauf Dauns Gewehrfeuer (da Daun das Gelände jetzt hinreichend überschaut) als das eigentlich praktisch Wirksame eröffnet wird, erst von einer Seite, dann von einer anderen. Und während der nächsten fünf Stunden findet in Maxen und an den anderen beiden Spitzen von Finks Dreieck eine Reihe von stürmischen Angriffen, Schwenkungen, Zerrungen und verworrenen Todeskämpfen statt, deren Beschreibung, wollten wir dieselbe versuchen, bei jedem Leser Ärgernis erregen würde, wenn er nicht etwa ein Soldat ist, der mit der Verteidigung von Positionen bekannt sein muß. In welchem Falle ich ihm ohne Rückhalt versprechen kann, daß es Mittel gibt, die Sache zu verstehen, und daß dieselbe ihm zum Nutzen gereichen möchte [1].

Dauns Grenadiere und seine Infanterie überhaupt sind in triumphierender Stimmung, siegesgewiß, wozu sie alle Ursache haben. Auch Finks Truppen benehmen sich gut, einige hervorragend gut, obgleich in düsterer Stimmung, und kämpfen hartnäckig, hier und dort mit Erfolg, aber im ganzen außerstande, den Erfolg zu sichern. Um drei Uhr nachmittags haben die Österreicher die Stellung bei Maxen bezwungen. „Sie dringen mit großem Geschrei in Maxen ein", treiben die hartnäckigen Reste der Preußen hinaus, und in kurzem steht das arme Dorf „an allen Ecken in Flammen". Fink zieht sich nordwärts nach Schmörsdorf gegen den stumpfen Winkel seines Dreiecks zurück, ob auf jener Seite vielleicht Rettung für ihn sein mag. Daun drängt ihn nicht sehr. Er hat Maxen sicher an allen Ecken brennen.

Von Schmörsdorf befiehlt Fink einen Reiterangriff gegen Brentano. ‚Könnten wir nur Brentano drüben zurücktreiben', denkt er, ‚so würde ich jene vier Bataillone benutzen und noch einmal einen Versuch machen können!' Aber Brentano eröffnet eine solche Kanonade, daß die Reiterei in einen Hohlgrund zur Rechten einlenkt. Dann findet sie, daß sie nicht Fuß fassen kann und zieht sich ganz erfolglos zurück. Finks Reiterei und die Reiterei überhaupt, die mit ihren Pferden an den frostbedeckten Berghängen ausglitscht, scheint an diesem Tage von geringem Nutzen. Brentano siegreich über die Reiterei rückt mit einem solchen Ansturm heran, daß er durch den stumpfen Winkel hindurch gerade auf Fink losfegt und ihn aus dem Dorfe Schmörsdorf hinausfegt nach dem Schmörsdorfer Hügel, wo er Zuflucht suchen mag, während die Nacht einbricht — und, wenn sein wildes Herz ihm gestattet, aufrichtig zu sein, sich erkennen mag als einen zugrunde gerichteten Mann. Von den drei Angriffen gegen ihn sind zwei vollständig gelungen. Nur Wunsch in Dohna steht siegreich da. Er hat das Reich den ganzen Tag abgewehrt und es sogar nach seinem Posten an dem Roten Wasser zurückgetrieben, so massenhaft es auch war.

Finks Stimmung, als die Novemberschatten auf ihn niedersanken! Das gerechte Herz mag den armen Fink wenigstens bemitleiden. Sein Entschluß ist gefaßt: ‚Wir wollen uns durchschlagen in dieser Nacht. Dohna ist unser. Auf der anderen Seite jenes Roten Wassers sind Wege. Untergehen oder uns durchschlagen!' Und die Generale (welche sich jetzt „auf den Höhen von Falkenhain und Bloschwitz", in der Mitte des Weges zwischen Maxen und Dohna wieder vereinigt haben) erhalten diesen Befehl von ihm und treffen Anordnungen zu seiner Ausführung — obgleich unter immer verzweifelteren Umständen. Da ihre Kundschafter berichten, daß jede Passage und jeder

[1] Tempelhof III. 307—317. Journal und Nachricht von der Gefangenschaft des Finkschen Korps bei Maxen, im Jahre 1759 (Seyfarth, Beilagen II. 637—654).

Posten an dem Roten Wasser von Reichstruppen besetzt ist. ‚Wunsch mit der Reiterei wenigstens kann sich einen Weg hinausbahnen unter der Dunkelheit der Nacht auf der gegenüberliegenden oder Daunschen Seite‘, rechnet Fink. Und Wunsch bricht demgemäß auf. Ein sehr fraglicher, gewundener unterirdischer Marsch und über alle Maßen schwierig, da die ermüdeten abgelaufenen Pferde im Schneckenschritt gehen und in den schwierigen Pässen am Zügel fortgeschleppt, ja ganz zurückgelassen werden müssen. Auch wird es sich zeigen, daß Wunsch von seinem etwaigen Gelingen keinen Vorteil ziehen wird. Finks Generale, die sich während der Nacht mit Aufstellen und neuem Anordnen bemühen, finden, daß selbst ihre Patronen beinahe verbraucht sind und daß sie an Leuten (so viele sind verwundet, so viele desertiert) um diese Zeit nach genauer Zählung nicht mehr als 2836 in Reih' und Glied haben. Offenbar eine verzweifelte Lage.

Bei Tagesanbruch, als Dauns Kanonen wieder von der Seite von Maxen ihr Feuer eröffnen, erklärt Fink sich bereit, zu kapitulieren. ‚Absolute Übergabe!‘ antwortet Daun: ‚Kriegsgefangen und Ihr sollt Euer Privatgepäck behalten.‘ Auch General Wunsch mit der Reiterei soll umkehren und sich ergeben. Fink widerstand nach Kräften in bezug auf diesen letzten Punkt: ‚General Wunsch steht als Anführer der Reiterei nicht unter meinem Befehl. Er ist selbst Oberbefehlshaber dieser Abteilung.‘ Aber es half nichts. Wunsch mußte umkehren (er hatte Dauns Linien nicht ganz durchbrochen nach einer solchen Nacht) und sich ergeben wie alle anderen. Wie acht andere Generale. Wie Wolfersdorf von Torgau und mancher tapfere Offizier und Soldat. Mittwoch morgen, 21. November 1759, an Finks viertem Tage in Maxen, seinem letzten im preußischen Dienst.

An diesem selben Mittwochnachmittag waren in dem Großen Garten in Dresden eine Anzahl niedergeschlagene preußische Gefangene von Maxen aufgestellt, man hat nie genau erfahren, wieviel. Die Österreicher sagten 15 000. Aber niemand glaubte ihnen ganz, da ihr letzter Fang nach genauer Zählung nicht mehr betrug als 2836. Außer den Getöteten, Verwundeten und schon Gefangenen waren viele desertiert, viele waren ganz entkommen. Man berechnet, daß Friedrich durch alle diese Ursachen ungefähr 12 000 Mann einbüßte. Völlig verloren, nebst all ihrem Kriegsgerät, welches vergleichsweise nicht der Berechnung wert ist. Fink und die anderen Generale, 8 im ganzen und 529 Offiziere — Fink, Wunsch, Wolfersdorf, Mosel (von dem Olmützer Geleitzug), nicht zu reden von anderen von anerkanntem Wert — das ist an sich ein schmerzlicher Verlust für Friedrich und bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein unersetzlicher[1].

Die Übertreibungen von Zeitungsgerüchten, welche sich hierüber in Europa erhoben, und mehr noch der Wirbelwind von Erstaunen, Schmerz, Reue und Zorn, welcher in Friedrichs Herzen tobte, als er zuerst davon hörte, muß der Einbildungskraft überlassen bleiben. „Die Caudinischen Pässe.“ „Wiederholung der Szene von Pirna, in umgekehrter Form.“ „Ist es nicht endlich mit eurem König aus?“ sagten und sangen auf mannigfaltige Weise die Zeitungsschreiber. Als Gegenchor ertönt es in einem gewissen königlichen Herzen: „Der elende stockblinde Fink, seiner Aufgabe nicht gewachsen! — Das übereilte Ich, welches ihn hineintrieb! Diese Schmach, dieser beinahe vernichtende Verlust! Kurz dieser infernalische Feldzug (cette Campagne infernale)!“ Die Anekdotenbücher sind voll von Einzelheiten über Friedrichs Benehmen an jenem Tage. Alle oder zum großen Teil erfunden, aber bezeichnend für einen Zustand, den

[1] Seyfarth II. 576; in Heldengeschichte (V. 1115) der Wiener Bericht.

jedermann begreift. Oder liegt den Lesern daran, die Tatsachen selbst mit ihren eigenen Augen zu betrachten? Wozu die Möglichkeit vorhanden ist:

1. Vor Maxen: Friedrich an d'Argens und andere.

An d'Argens (Krögis, 15. November, nachdem eben der Befehl für Maxen gegeben ist). ‚Gestern traf ich bei der Armee ein' (vorgestern, aber zog gestern ins Feld), ‚und Daun machte sich davon. Ich bin ihm soweit gefolgt und werde ihm weiter folgen bis an die Grenzen von Böhmen. Unsere Maßregeln sind von der Art' (Fink, nämlich), ‚daß er aus Sachsen nicht ohne beträchtliche Verluste entkommen wird. Der gestrige Tag kostete ihm 500 Mann, die hier in Krögis zu Gefangenen gemacht wurden. Jede seiner Bewegungen wird ihm ebenso viele kosten [1].'

An Voltaire (Wilsdruff, 17. November). ‚Wir nähern uns dem Ende unseres Feldzuges: und ich werde Ihnen in acht Tagen von Dresden schreiben, mit mehr Sammlung und zusammenhängender als jetzt [2].'

An denselben (Wilsdruff, 19. November). ‚Die Österreicher marschieren nach Böhmen ab — wo ich, zur Vergeltung für die mordbrennerischen Operationen, welche sie in meinen Ländern ausgeführt, ihnen zwei große Magazine verbrannt habe. Ich mache den Rückzug des selig gesprochenen Helden so schwierig als möglich; und hoffe, daß ihm in einigen Tagen schlimme Abenteuer zustoßen werden [3].

An demselben Tage und Orte, an d'Argens. Eine Salve von höchst rauhfüßigen, aus dem Stegreif hingeworfenen Reimen, direkt aus dem Herzen; ‚Ode' (wie er es nachher nannte, oder ununterdrückbare Improvisation) ‚an Fortuna':

‚Marquis, quel changement, was für ein Wechsel! Ich, ein armes ketzerisches Geschöpf, nie vom Heiligen Vater gesegnet, einer der wenig in die Kirche geht und weder Baal dient noch dem Gotte Israels; der diese vielen Monate hindurch niedergehalten und von mehr als einem tonsurierten Schurken' (priesterlichen Pamphletschreibern in Wien) ‚für ganz vernichtet und für einen die Welt durchstreifenden Vagabunden ausgegeben wurde — sehen Sie, wie die launische Fortuna, nach allen meinen Rivalen erwiesenen Begünstigungen, mich mit helfender Hand aus der Tiefe emporhebt und diesen Helden vom Hut und vom Schwert — den Päpste gesegnet haben so viel sie konnten und der schon einmal auf eine Pilgerfahrt ausgezogen ist' (nach Marienzell, wenn ich mich recht entsinne, öffentlich, in Wien) — ‚aus Sachsen hinausgeschickt hat; keuchend, erschöpft geht er, wie ein fremder Hund aus der Küche, wo der Koch ihn fortgepeitscht [4]!' — — (Eine sehr triumphierende Stegreifdichtung, die viel mehr Hahnengeschrei enthält, als wir bei diesem Könige gewohnt sind!)

2. Nach Maxen.

An d'Argens (Wilsdruff, 22. November). ‚Verfahren Sie damit' (einer kleinen Geschäftssache), ‚wie Sie für gut finden, mein lieber Marquis. Das Unglück, welches dem General Fink soeben widerfahren ist, hat mich so betäubt' (étourdi), ‚daß ich mich noch nicht von meiner Bestürzung erholen kann. Es bringt alle meine Maßregeln in Unordnung; es schneidet mir tief ins Herz. Das Mißgeschick, welches mein Alter verfolgt, hat mich von der Mark' (Kunersdorf in der Mark Brandenburg) ‚nach Sachsen begleitet. Solange ich aber kann, werde ich dagegen kämpfen. Die kleine Ode an Fortuna, welche ich Ihnen geschickt habe, war zu früh geschrieben worden. Man sollte nicht vor dem Siege Viktoria rufen. Ich bin durch diese unauf-

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 101.
[2] Das. XXIII. 66.
[3] Das. XXIII. 66.
[4] Das. XIX. 103—106.

hörlichen Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten so niedergedrückt, daß ich mir tausendmal den Tod wünsche und es von Tage zu Tage müder werde, einen abgenutzten, zum Leiden verdammten Körper zu bewohnen. Ich schreibe Ihnen im ersten Augenblicke des Schmerzes. Bestürzung, Gram, Unwille, Zorn zerfleischen mir das Herz. Wir wollen nun das Ende dieses abscheulichen Feldzuges abwarten, dann schreibe ich Ihnen, was aus mir selbst wird, und wir verabreden das übrige. Haben Sie Mitleid mit mir — und machen Sie kein Gerede von meinem Zustande; schlechte Nachrichten breiten sich von selbst zeitig genug aus. Adieu, lieber Marquis [1].'

Dies alles mußte sich natürlich unter so dringenden Anforderungen der Wirklichkeit umwandeln in Schweigen, in neuen Mut und entschlossene Besorgung der Geschäfte. Aber der König bewahrte sein ganzes Leben hindurch eine bittere Erinnerung daran. Gegen Fink war er unerbittlich. Befahl gleich nach dessen Rückkehr aus der österreichischen Gefangenschaft seine Untersuchung durch ein Kriegsgericht, welches (unter Zietens Vorsitz, Juni 1763) Fink in verschiedenen Punkten tadelte und ihm als Ergänzung zu seiner österreichischen Haft ein Jahr Gefängnis in Spandau zuerkannte. Kein Strahl des Mitleids für ihn, weder damals noch später, war in des Königs Seele sichtbar. So daß der arme Mann um seine Entlassung zu bitten hatte, sie erhielt und nach Dänemark ging zu neuer Anerkennung und Wertschätzung. — „Viel zu strenge!" murrten die gegnerischen Stimmen mit heimlicher Gegenstrenge. Und wahrlich, es würde für jeden Menschen im Augenblick schöner gewesen sein, den armen Fink milde behandelt zu haben — wäre Friedrich überhaupt je auf solche Weise mit seinen Generalen und Bevollmächtigten verfahren, was er, obgleich das gerade Gegenteil von einem grausamen Menschen, nie tat. Und wahrlich, die Gesetze der Wirklichkeit sind, wie wir oft beobachten, noch strenger, als Friedrich war. — So daß es für die Dauer der Zeit für einen König, der gerecht ist, vielleicht am allerschönsten ist, in wichtigen Fällen rhadamantisch zu sein.

Der triumphierende Daun, statt sich in Böhmen Winterquartiere zu suchen, versucht jetzt, ob er nicht Sachsen selbst als Preis gewinnen kann. Daun befiehlt Beck plötzlich, einen anderen Außenposten Friedrichs anzugreifen, der ihm im Rücken steht, in Meißen unter einem General Diereke — demselben, den wir als Oberst Diereke den Sommer vor zwei Jahren aus dem brennenden Zittau ausmarschieren sahen. Beck rückt demnach vor am 3. Dezember. Greift Diereke nicht durch plötzlichen Überfall, aber mit überwältigender Macht an. Keine Verstärkung ist möglich. Diereke steht auf dem falschen Ufer der Elbe, wo es keinen Rückzug oder Verstärkung für ihn gibt. Muß den ganzen Tag wütend fechten, da die Meißener Brücke sich in zertrümmertem Zustand befindet, dann während der Nacht seine Truppen in Elbbooten hinüberschaffen, welche durch den Eisgang sehr aufgehalten werden, so daß das Tageslicht 1500 von ihnen auf jener nördlichen Seite fand, die alle mit General Diereke selbst von Beck

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 107.

zu Gefangenen gemacht wurden. Eine angenehme Ergänzung zu Maxen, obschon nicht von derselben Großartigkeit.

Hierauf kam Daun selbst drohend aus dem Plauenschen Grunde hervor, erwartend, wie alle Welt erwartete, daß Friedrich mit seinen 36 000 Unglücklichen aus Furcht vor den 72 000 Triumphierenden, die ihm gegenüberstehen, das Feld räumen werde. Aber es kam ganz anders. „Wenn Sie uns schlagen, Exzellenz Feldmarschall, ja; aber bis dahin —!" Friedrich stellt sich in Schlachtordnung, Leo in wildem zottigen Zustand und Stimmung gegen Bos in der entgegengesetzten. „Kommt heran, wenn ihr wollt!" Rhinozeros Bos, obgleich in kampflustiger Stimmung, wagt es nicht nach einer kühlen Umschau; sondern zieht sich wieder hinter den Plauenschen Grund zurück. Will wenigstens Dresden vor Wiedereinnahme schützen und inzwischen hier warten, während er seinen Proviant aus Böhmen herbeitransportiert, was, da die Elbe zugefroren und die Pässe sich in so verschüttetem winterlichen Zustand befinden, ein unbequemes Geschäft ist. Ihm gegenüber muß auch Friedrich in einer wilden Gegend noch sechs Wochen lang unter den Waffen bleiben. Eine Zeit, wie sie der arme junge Archenholz nie, weder vorher noch nachher mit erlebte. Es war ziemlich weit über den Neujahrstag hinaus, ehe Friedrich zur Ruhe kam, und auch dann nur, wie wir sehen werden, in beschränkter Weise. „Wir haben uns in dieses armselige Häuschen zurückgezogen (ein Häuschen, welches noch steht, in der kleinen Stadt Freiberg)." Daun hat dasselbe getan, und dieser unglückliche „Feldzug hat, wie alle Dinge, wirklich sein Ende erreicht".

Daun hält Dresden und den Plauenschen Grund. Aber von der Besitznahme Sachsens ist er zum Staunen der Welt so weit als je entfernt. „Dauns Front ist ein kleiner Bogen eines Zirkels, der sich von Dresden nach Dippoldiswalde herumbiegt. Friedrich steht in Freiberg in einem größeren Hohlbogen, konzentrisch gegenüber Daun, Daun auf jener südwärts oder landwärts gelegenen Seite überflügelnd und völlig bereit für ihn, falls er hervorkommen sollte. Kesselsdorf ist sein nächster Posten gegen Daun und der Plauensche Grund die Grenze, welche von keiner Seite her überschritten wurde." In Dresden und dem Stück Hügelland südostwärts davon am Elbufer, welches die Brustwehr der pirnaschen Felsengegend ist, einen Flächenraum von etwa drei Quadratmeilen, herrscht Daun. Und dies — nebst den Höhen von Gahmig, welche zur Verteidigung Dresdens gegen Osten von Wichtigkeit, aber sonst nicht von großem Werte sind — war alles, was Daun in diesem Jahre, und so ziemlich alles, was er während der kommenden Jahre von der Eroberung Sachsens durchsetzte.

Fabius Cunctator hat den Sieg nicht errungen, wie das Publikum erwartete. In der Tat, während der ganzen verflossenen Zeit seit Hochkirch und dem päpstlichen Hute ist sein Ruhm im Abnehmen begriffen und

dem kurzsichtigen Publikum mehr und mehr zweifelhaft. Maxen war sein letzter Glücksstrahl. Lautes Beifallrufen erhob sich wieder über Maxen, schwach im Vergleich mit Hochkirch, aber doch noch hoffnungerweckend. Hiernach jedoch starb die Hoffnung mehr und mehr ab, so daß zwei Jahre später der armen Madame Daun, als sie zu dem kaiserlichen Empfang ging, „die Staatskarosse halb von Nachtmützen gefüllt wurde, welche das Wiener Volk hineinwarf, zur Anerkennung des großen Schlaftalents ihres Gemahls[1]“.

[1] Archenholz (Anno 1762, „die letzte Belagerung von Schweidnitz“).

Achtes Kapitel / Vermischte Vorgänge in den Winterquartieren 1759—1760

Friedrich verließ diesen Winter das Feld mit großem Widerstreben. Trotz Maxen und Mißgeschick und dem ungünstigsten Wetter war es noch etwa zwei Monate lang sein fester Vorsatz, vorher Dresden wiedereinzunehmen und Daun fortzutreiben. „Hätte ich nur 12 000 Hilfstruppen, meine rechte Flanke zu hüten, während ich es versuchte!" sagte er. Ferdinand schickte ihm großmütig den Erbprinzen mit 12 000, welche mehr als zwei Monate bei ihm blieben[1]. Und Friedrich marschierte umher und machte einen Versuch[2]. Drang gegen Maguire und Dippoldiswalde vor, hielt auf allen Seiten eine leidenschaftliche Umschau über Maguire, fand ihn aber in jenen gefrorenen Klüften und schneeverschütteten Felsenlabyrinthen völlig unangreifbar, ihn und alle anderen in solchem Frostelement. Und entsagte seiner leidenschaftlichen Hoffnung.

Erst Mitte Januar legte Friedrich einen Teil seiner Truppen in Winterquartiere, mit Freiberg als Hauptquartier. Die Truppen lagen noch hauptsächlich in den Dörfern südwärts von Wilsdruff, nahe bei ihrem alten Lager dort. Das Lager blieb noch stehen, durch sechs Bataillone gehütet. Jedesmal sechs lösten von Woche zu Woche einander ab. Eins der schrecklichsten Lager in der Natur, die Leinwanddächer zu Eisplatten geworden, die Zelte zu Heiligtümern des Frostes. Nie sah der arme junge Archenholz solchen Fleiß im Herbeischaffen von Brennholz, solches Kochen von Kommißbrot in gebrochenem Eis, solches Drängen um die Kohlen, um eine Seite des Körpers zu braten, während die andere erfror[3]. Aber Dauns Leute an der gegenüberliegenden Seite des Plauenschen Grundes taten dasselbe. Auch ihre Zelte blieben in gefrorenem Zustande stehen, gehütet von einander ablösenden Bataillonen, denen es nicht besser ging als ihren preußischen Nachbarn. Dies mit den Zelten und sechs sie hütenden durchgefrorenen Bataillonen dauerte bis zum April. Eine erstaunliche

[1] „Bis zum 15. Februar" die Liste der Regimenter (sämtlich Deutsche) in Seyfarth II. 578 Anm.

[2] Oeuvres de Frédéric V. 32. Alte Zeitungsgerüchte in Gentleman's Magazine XXIX. 605: „29. Dezember" usw.

[3] Archenholz (wie oben) II. 11—15.

Hartnäckigkeit von seiten Dauns als auch Friedrichs, die beide gleich eifersüchtig auch nur den Anschein vermeiden, als wollten sie noch einen Zollbreit weichen.

Der Erbprinz marschierte im Februar mit seinen 12 000 wieder nach Hause. In der Tat waren der Prinz und seine Streitmacht hier offenbar von keinem Nutzen mehr, sobald man die Winterquartiere bezogen hatte. Und im ganzen hatten jene angestrengten Bemühungen und das Stehenbleiben der gefrorenen Zelte drei Monate hindurch durchaus kein Resultat, und der Stand der Dinge blieb im wesentlichen derselbe. So daß wir, da auch aus den großen „Friedensunterhandlungen" nichts wurde, diese Winterquartiere ganz übergehen und zur Eröffnung des fünften Feldzuges fortschreiten könnten, wenn nicht sonst charakteristische Züge, merkwürdige kleine Enthüllungen der geheimen Hoffnungen und Bemühungen Friedrichs dabei zum Vorschein kämen und außerdem kleinere persönliche Ereignisse sich zutrügen, welche für menschliche Leser nicht ohne Interesse sind. Um ihretwillen besonders mag ein loses Kapitel hier eingeschaltet werden.

Die Durchlauchtige Hoheit von Württemberg ist in Fulda (30. November 1759) eben im Begriff, „Viktoria zu feuern" und der Schönheit und Mode, zu Ehren eines gewissen Ereignisses, einen Ball zu geben — wird aber auf unangenehme Weise unterbrochen.

Am 21. November, demselben Tage, an welchem Fink in den Hügeln von Maxen kapitulierte, bekam Herzog Ferdinand, der seit seinem Siege bei Minden immer geschäftig gewesen war, nach einer schwierigen Belagerung von Münster (einer durch Imhof geleiteten Belagerung, bei der aber Ferdinand ihn deckte), Münster wieder in seine Hände, was als ein schöner Erfolg für ihn angesehen wurde. Sehr geschäftig ist der Herzog gewesen, hat fleißig die Früchte seines Sieges bei Minden eingeerntet und dies, das schließliche Ausrotten der Franzosen aus jener westfälischen Gegend, ist eine sehr frohe Begebenheit und macht Ferdinand Hoffnung, sie ganz über den Rhein zurückzutreiben. Einige meinen auch, er würde es getan haben, hätte er nicht mit großmütiger Vergessenheit seiner selbst und seiner Wünsche eingewilligt, den Erbprinzen und jene 12 000 Friedrich zu Hilfe zu schicken, was ihm im Interesse der Verbündeten als das wichtigste erschien. Friedrichs Versuche erwiesen sich, wie wir sagten, als unausführbar. Auch würden der Erbprinz und seine 12 000, obgleich man in England und anderswo viel von ihnen sprach[1], weiter keine Erwähnung verdienen, hätte nicht der Erbprinz auf seinem Wege dorthin in Fulda („Fulda ist die Mittelstation nach Sachsen, denkt Ferdinand, sollte

[1] Walpole, George II. III. 248 (in bitterem Oppositionston) usw.

es Pitt und der britannischen Majestät belieben, einzuwilligen, was sie meiner Meinung nach tun werden") in seiner schnellen Weise eine Unternehmung ausgeführt, welche für Ferdinand selbst von Nutzen war und während jener Wochen in der ganzen Welt eine große Erschütterung, besonders von Gelächter, verursachte.

„Kein Feind Friedrichs", sagt meine Notiz, „ist von wilderem Sinne als die Durchlaucht von Württemberg, Karl Eugen, regierender Herzog jenes unglücklichen Landes, gegen den Friedrich in vergangenen Tagen sich so väterlich benommen, und für den er sich wirklich solche Mühe gegeben. ‚Väterlich? Stiefväterlich, meint ihr, und zu seinem eigenen gemeinsamen Vorteil!' grollt die Durchlaucht von Württemberg. — Es liegt immer ein dunkler Streifen von Trübsinn über diesem armen Manne, ein Streifen, der sich jetzt zu ganzen Himmeln gährender Dunkelheit erweitert hat infolge des Irrsinns, an dem er gelitten! Genug, Karl Eugen hatte sich nach der Scheidung von seiner armen Gemahlin durch einen Eifer ohne Erkenntnis vor beinahe allen Feinden Friedrichs ausgezeichnet — und beharrt noch auf dieser schlechten Bahn der Tätigkeit. Seine arme Gemahlin hatte er ziemlich elend gemacht, sich selbst gleichfalls und in hohem Grade seine armen Soldaten und Untertanen, die ihm gezwungen in dieser Unternehmung folgen. Die Württemberger sind Protestanten von altem Schlage und haben keine Lust, zu fechten gegen ‚den protestantischen Helden', sondern das gerade Gegenteil! Der Durchlauchtige Karl mußte nicht wenige dieser armen Leute erschießen lassen, ehe sie überhaupt marschieren wollten, und sein Benehmen war und blieb von sehr schreiender Art, obgleich sein armes Volk es schweigend ertrug. Immer etwas Verkehrtes an dieser Durchlauchtigen Hoheit. Hat es, glaube ich, von Hause aus.

Aus seinem Heeresaufgebot für das Reich hat Karl Eugen noch 12 000 mehr im Felde. Und diese sind es, welche uns gegenwärtig angehen. Im Jahre 1757 hatte er diese Truppen der Kaiserin-Königin für eine Vergütung geliehen. Sie waren es, die bei Leuthen auf der österreichischen Linken standen, und die ersten, die geschlagen wurden und zu stehen aufhören mußten — wie die Österreicher mit sehr lauter Stimme verkündeten. Zum größten Unwillen Seiner Durchlauchtigen Hoheit: ‚Wer von euch hielt denn stand? War es ihre Schuld, angeführt, wie sie waren?' erklärte er. Und im nächsten Jahre 1758 nach Krefeld führte er seine 12 000 den Franzosen zu" (‚die Hilfsgelder' oder Vergütung sollten, wie ich finde, ‚in S a l z gezahlt werden [1]'), „mit denen sie umhermarschierten und nichts von Bedeutung taten. Die Durchlaucht hatte erklärt, ‚Ich muß sie selbst kommandieren!' ‚Sie?' fragte Belleisle und wollte nichts davon wissen. Im folgenden Jahre jedoch, d. h. 1759, bestand der Herzog wieder darauf: ‚Ich muß!' Belleisle nicht weniger auf seinem ‚Sie können nicht!' — Bis Minden kam und Belleisle dann bei dem Schiffbruch von Contades nachgeben mußte. Die Durchlaucht von Württemberg zog demnach in jener späten Jahreszeit zu Felde, und Broglio hat ihn jetzt in Fulda, ‚um Ferdinand von Kassel abzuschneiden', Ferdinands linke Flanke und seine Proviantwagen in jener Gegend zu bedrohen. Er hätte dort wirklich für Ferdinand unbequem werden können und sollte durch den Erbprinzen hinausgetrieben werden. ‚Nach Fulda denn, und treibt ihn hinaus!'

„F u l d a, D i e n s t a g, 30. N o v e m b e r 1759. Die Durchlauchtige Hoheit lagert hier seit einer Woche, mehr als stark genug für die ihr zugefallene Aufgabe. Hat ihre eigenen 12 000, ergänzt durch 1000 Mann leichte französische Reiterei. Aber ihre Streitkräfte sind weit verstreut, in einer Art Dreiecksform aufgestellt. Seine Hauptposten sind Fulda selbst und ein paar andere, deren jeder sechs Meilen von Fulda und eine Meile voneinander entfernt ist, nebst Streifwachen, welche die Verbindung aufrechterhalten sollen, so gut sie eben können. Mehr als stark genug für die Aufgabe und in völliger Sicherheit und beabsichtigt in der Tat, an diesem Tage ‚V i k t o r i a zu feuern' für die

[1] In Oeuvres de Frédéric V. 10.

Katastrophe bei Maxen und einen Ball zu geben zur ferneren Ehre eines so heilsamen Ereignisses. — Als um neun Uhr morgens im Galopp die Nachricht eintrifft: ‚Die Preußen sind im Anmarsch; sind nur eine Stunde von der Stadtbrücke!' Man stelle sich vor, zu welcher Bestürzung der Durchlauchtigen Hoheit, des Apparats zum Viktoriafeuern, des geschäftigen Putzmachervolks und der schönen Modewelt Fuldas im allgemeinen.

Die Nacht vorher hatte ein Gerücht, daß der französische Posten durch irgend jemand eingedrungen sei, die Durchlauchtige Hoheit erreicht, die irgendeinen unbestimmten Befehl gab, da sie es für unwichtig hielt. Hier jedoch gibt die Tatsache sich auf eine höchst dringende und unleugbare Weise zu erkennen! Die Durchlauchtige Hoheit steigt zu Pferde, allein was hilft das? Eine Kanone" (er hat nichts als leichte Kanonen) „pflanzt er an der Brücke auf. Aber siehe da, schon kommen warnende Bomben herbeigeflogen, eine nach der anderen, und versetzten die Seele in Schrecken. Und als ein einziger hessischer Dragoner gegen die eine unfertige Kanone heransprengt und seinen Säbel in furchtbaren Kreisen in der Luft schwingt, überlassen die Kanoniere ihm die besagte Kanone, laufen fort und die Brücke ist offen. Den Rest des Gefechtes kann man sich vorstellen. Eiligster Rückzug, ‚laufendes Gefecht' wollten wir es gern nennen auf verschiedenen Straßen. Verloren zwei Fahnen, zwei Kanonen, mehr als 1200 Gefangene, viele derselben Offiziere. ‚Eine barmherzige Vorsehung rettete des Herzogs Durchlauchtige Person vor Beschädigung', sagen die Stuttgarter Zeitungsschreiber. Was der Wahrheit gemäß war, da die Durchlauchtige Hoheit die Eingebung hatte, sofort rückwärts und landwärts zu galoppieren, indem sie irgend jemandem den Befehl zurückließ: ‚Macht es so gut, als ihr könnt!'

So daß es mit dem Balle aus ist und Tanzschuhe und Putzmachereien wieder in die Kommode verschlossen werden — unter vielfachem Hihien (hoffentlich meistens von leichter Art) seitens der reizenden Geschöpfe, welche diesmal in bezug auf ihren Tanz enttäuscht sind. Am nächsten Tage zog die Durchlauchtige Hoheit sich weiter zurück und am Tage darauf noch weiter — nach dem Lande Franken und nach Hause, als dem sichersten Ort — und wurde nicht wieder in diesen Gegenden gesehen [1]."

Sein erstes, noch nicht ganz sein letztes Abtreten vom Kriegstheater, unter solchen Stürmen von Gelächter. Mit was für Gedanken in seinem eigensinnigen, dunkel erhabenen Geiste! In Gang und Haltung ähnlich wie ein gekrönter Maulesel, der unerwartet auf galvanische Drähte getreten war! —

Was jene armen Württemberger und ihre Vorstellung von dem „protestantischen Helden" angeht, bemerke ich ferner, daß etwas unzweifelhaft Wahres daran ist. Friedrichs Glaubensbekenntnis oder Weltanschauung unterschied sich in vielen wichtigen Punkten gar sehr von der Dr. Martin Luthers. Aber in dem vor allem anderen wesentlichen Punkte, den wir den Kernpunkt aller Glaubensbekenntnisse nennen können, welche menschlich sind, menschlich und nicht äffisch oder teuflisch, waren der König und der Doktor von ganzem Herzen eins: Daß es unerlaubbar, daß es gefährlich und abscheulich ist, etwas zu glauben zu versuchen, was nicht wahr ist. In diesem Sinne war Friedrich seiner Natur und Lebensstellung nach ein Protestant und sogar der Hauptprotestant in der Welt. Was für eine Art „Held" in seinem großen Kriege, erfahren wir allmählich —

[1] Buchholz II. 332; Mauvillon II. 80; Heldengeschichte V. 1184—1193; alte Zeitungen in Gentleman's Magazine XXIX. 603.

wobei es auch, wenn man nachforscht, nicht an etwas „protestantischem Heldentum“ selbst in dem engeren Sinne fehlt. Denn es zeigt sich, daß bei Maria Theresia, die eine wahrhafte Gottesfurcht hatte, und bei dem armen Ludwig, der eine wahrhafte Furcht vor dem Teufel hatte, da er wohl fühlen mochte, daß dieser ein gefährliches Anrecht auf ihn erlangte, Hoffnungsstrahlen, der Kirchenspaltung entgegenzuwirken und so den Himmel zu verdienen, sich bei dieser in ihrer Art einzigen Gelegenheit mit ihren hohen irdischen Plänen mischten, mehr als man jetzt in nachlässigen Geschichtsbüchern annimmt.

Was tut der Ständige Präsident Maupertuis diese ganze Zeit über? Ist er noch in Berlin; oder wo in der Welt ist er? Ach, armer Maupertuis!

In der Hitze dieses Feldzuges „am 27. Juli“ — vier Tage nach der Schlacht bei Züllichau, gerade während Friedrich jenem Durchschnittspunkt bei Sagan zueilte auf der atemlosen Jagd Loudons und Haddicks — hatte der arme Maupertuis diese Welt verlassen. Am 27. Juli 1759 in Basel an der Schweizer Grenze in seines Freundes Bernouilli Hause, nachdem er lange Monate der Krankheit schmerzlich dort zugebracht hatte. Und unser armer beständiger Präsident hat nun Ruhe von allen seinen Akakia-Brandwunden und Mühen und Arbeiten an der Abplattung der Erde und sonst — er ist dahin.

Viele schönere Menschen sind in diesem Jahre dahingegangen, von denen wir nichts sagen können. Aber das großartig schweigsame und dann gelegentlich aufblitzende Verfahren, die Akakia-Streitigkeiten, die olympischen Feierlichkeiten und unter dem Widerspruch von Sündern aufgeführten flammenden Pirouetten dieses einen Mannes haben wir einst gesehen und denken mit einer Art von menschlichem Pathos, daß wir sie nie wieder sehen werden. Aus seiner Gans von einem Anbeter, La Beaumelle, habe ich die folgenden, hauptsächlich chronologischen Einzelheiten enträtselt — und lege sie empfänglichen Lesern vor. La Beaumelle ist gewissermaßen als der Redende anzusehen, oder La Beaumelle und der gegenwärtige Herausgeber in Gemeinschaft:

Letzte Pilgerfahrten des Ständigen Präsidenten. „Maupertuis hatte Berlin bald nach Voltaire verlassen. Jene Drohung, Voltaire mit Pistolen besuchen zu wollen — welcher Voltaire ‚mit meiner Spritze und meinem Gefäß der Unehre‘ zu begegnen versprach — war seine letzte Denkwürdigkeit in Berlin. Seine letzte um jene Zeit, oder in der Tat überhaupt, denn er sah wenig von Berlin nachher.

Ende April 1753 erhielt er Urlaub und reiste heimwärts zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. War den Sommer und Herbst hindurch in Paris, sehr schweigsam in Gesellschaft. ‚Zog hübsche Frauen allen Männern der Wissenschaft vor,‘ tat wohl dann und wann in sententiöser Weise einen kräftigen Ausspruch, ‚bitter, aber nicht ohne Bonhommie‘, indem er seine gelbe Perücke leise schüttelte. Ist im höchsten Grade

geringschätzig gegen die Akakia-Zänkereien und das Voltairesche Geschwätz, für oder wider. Im Winter ging er nach St. Malo, fand seinen guten Vater tot, aber eine liebende Schwester noch dort.

Im Juni 1754 schrieb ihm der König: ‚Venez vite, Kommen Sie schnell!' Im Juli 1754 kam er demgemäß [1], sah Berlin wieder; tat nichts Bemerkenswertes dort, außer seinen Gesundheitszustand zu verschlimmern, und ging nach elf Monaten im Juni 1756 wieder auf Urlaub fort — diesmal, um nie wieder zurückzukehren, obwohl er es anders beabsichtigen mochte. Aber in St. Malo, als er nach ein- oder zweimonatigem Aufenthalt in Paris dorthin kam (Herbst 1756), und nochmals im nächsten Sommer 1757, als er daran dachte, St. Malo zu verlassen — welche Kriege und Kriegsgerüchte in der ganzen Welt!

Im Juni 1757 ging er nach Bordeaux, um sich dort nach Hamburg einzuschiffen und zurückzukehren. Aber die See war voll von englischen Kreuzern" (Pitts Landungen standen St. Malo selbst bevor). „Unmöglich, auf dem Hamburger oder Seewege nach Berlin zu kommen! ‚Lassen Sie es dann gut sein', schrieb der König. ‚Kräftigen Sie Ihre Gesundheit; gehen Sie nach Italien, wenn Sie können.'

Im Sommer 1757 machte Maupertuis sich nach Italien auf, kam bis nach Toulouse und verweilte dort bis zum folgenden Mai, traurig, tragisch und stoisch. Tat bei seltenen Gelegenheiten und mehr Frauen gegenüber als Männern kräftige Aussprüche, welche von den Besseren bewundert wurden. Gab die Gedanken an Italien auf. ‚Europa und besonders Frankreich und Preußen bluten; wie sollte ich müßig umherreisen?'

Im Mai 1758 verließ Maupertuis Toulouse, wandte sich nach Berlin langsam, traurig und auf Umwegen — um nie anzukommen. Sah Narbonne, Montpellier, Nîmes — mit was für Betrachtungen! In Lyon verweilte er unter himmelhohen Ehrenbezeigungen, während sein Gesundheitszustand sich verschlimmert, zwei Monate; bricht dort Blutklumpen aus. Von dort geht er am 24. Juli nach Neuchâtel zu dem Lord Marschall, wo es ihm drei Monate lang wohl geht. Hört dort von Professor Königs Tod (Akakia-König). ‚Ein Schurke weniger in der Welt,' rief er aus, ‚aber was ist einer!' Am 16. Oktober macht er sich wieder auf den Weg nach Basel, bleibt gezwungen den ganzen Winter dort in Bernouillis Hause, während seine Kräfte mehr und mehr abnehmen.

Im April 1759 hat er eines Tages den Wagen vor der Tür" (‚Nach Hause, unter allen Umständen!'), „wird aber im Wagen von heftigen Krämpfen befallen; kann nicht, kann nicht weiter in dieser Welt. Leidet hier unter freundlicher Pflege noch drei Monate länger und stirbt langsam, unter großen Schmerzen. Mit viel wahrhaftem Stoizismus, nicht ohne eine knochenfeste algebraische Art von Frömmigkeit, die in ihrer Weise beinahe pathetisch ist. ‚Zwei Kapuziner aus einem benachbarten Kloster gaben ihm täglich Tröstungen', nicht ganz zu seiner Befriedigung; denn täglich ‚ließ er sich auch, ohne daß die Kapuziner darum wußten, von seinem Kammerdiener, der ein Protestant war, aus der Genfer Bibel vorlesen' — und findet viele Dinge hart für den menschlichen Geist. Am 27. Juli 1759 starb er [2]."

Armer Maupertuis! Ein Mann von rauher, mutiger Art, ehrenhaft, von einem Feuer und einer Einsicht — die trotz La Beaumelles Gackeln darüber unvergeßlich bleibt. Ein Mann von guter und sogar hoher Begabung; unglücklich, weil er sie fälschlich für die höchste hielt! Seine arme Frau, eine geborene Borck — die von Berlin herbeieilte, aber wieder und wieder durch den Eifer wohlmeinender Freunde aufgehalten wurde

[1] Oeuvres de Frédéric XX, 49.
[2] La Beaumelle, Vie de Maupertuis S. 196—216.

und endlich trotz aller Hindernisse vorwärtsdrang — begegnete in der letzten Stunde seiner Bahre und seinem Leichenbegängnis. Lebewohl, ein mitleidvolles Lebewohl an ihn auf immer — und selbst an seinen Anbeter La Beaumelle, der doch ein geringerer Dummkopf ist, als er gewöhnlich scheint.

Das mit den zwei Kapuzinern, das letzte Ende des Zusammenbrechens eines Menschen kann Voltaire nicht vergessen, sondern kräht darüber mit seinem schrillsten Hohn. Und selten erwähnt er Maupertuis ohne jenen letzten Charakterzug in dem Drama seines Lebens.

Der große französische Invasionsplan erleidet vollständigen Schiffbruch (Bay von Quiberon, 20. November 1759). Von dem Generalkontrolleur Silhouette und den finanziellen und sonstigen Aussichten Frankreichs.

Gerade am Tage von Maxen, Dienstag, 20. November, erreichte die große französische Invasion ihr Ende und zu ihrer Überraschung nicht an der Küste von Britannien, sondern an der der Bretagne. Wir sahen, wie Rodney die Fabrik von Flachbooten im Havre verbrannte und wie Boscawen auf das Toulouner Geschwader Jagd machte, bis es an den Felsen von Lagos in Trümmer ging. Vom Januar an, wie damals erwähnt wurde, hatte Hawke vor dem Hafen von Brest Wache gehalten über Admiral Conflans, der dort mit der letzten Flotte, welche Frankreich jetzt hat, die vielfachen Rüstungen leitet. In Vannes, wo Hawke ebenfalls Schiffe auf der Wacht hat, finden vielfache Rüstungen statt, neue Flachboote, 18 000 Truppen — könnten Conflans und sie nur in die See auslaufen. Am letzten Ende liefen sie aus — auf folgende Weise:

„Am 9. November hatte ein wilder Sturmwind Hawke aus dem Gesichtskreise geblasen, heim nach Torbay für den Augenblick. ‚Jetzt ist es Zeit!' dachte Conflans und stach in See" (14. November), „wo Hawke ihm begegnete, der, um seiner Pflicht nachzukommen, in Torbay die Anker gelichtet hatte und natürlicherweise alle Segel aufspannte, als er hörte, Conflans sei heraus. Am 20. November bei Tagesanbruch" (in denselben Stunden, als der arme Fink sich um Maxen in Schlachtordnung stellte und Daun durch die Pässe gegen ihn heraufkroch) „hatte Hawke das Signal erhalten: ‚Eine Flotte in Sicht!' und bald nachher ‚Conflans in Sicht!' — Und der Tag des Kampfes war da.

Conflans ist ungefähr von derselben Stärke wie Hawke, und Frankreich erwartet viel von ihm; aber er erwartet Hawke nicht. Conflans ist in diesem Augenblick geschäftig an der Mündung der Bai von Quiberon, den Weg nach Vannes den 18 000 zu öffnen, gerade in hitziger Verfolgung eines Kommodore Duff und seines kleinen Geschwaders begriffen, die dort Wache gehalten haben und jetzt fortlaufen, so schnell sie können. Plötzlich wendet zu dem Erstaunen Conflans' dieses kleine Geschwader sich um, alle Schiffe ohne Ausnahme" (mit durchdringenden Hurrarufen, könnte er es hören), „und fängt an, auf ihn Jagd zu machen. Conflans, der Umschau hält, sieht, daß es Hawke ist, der ganz gewiß mit günstigem Winde in größter Schnelligkeit herankommt — und daß Verfolgung jetzt nicht seine Aufgabe sein wird.

Um 11 Uhr morgens trifft Hawke hier ein. Acht von seinen vordersten Schiffen eilen zum Kampfe herbei. Conflans hatte zuerst beschlossen, Hawke eine Schlacht zu liefern, und stellte sich demgemäß auf und versuchte es ein wenig. Aber allmählich besann er sich anders und beschloß, Schutz zu suchen in den seichten Küstenwinkeln dort herum, die Hawke unbekannt waren und ihm verderblich sein konnten, wenn er sich auf eine Verfolgung einließ, da der Tag kurz und das Wetter sehr schlecht war (Wetter, das man fast einen Sturm nennen konnte). ‚Uferwärts also, ostwärts, alle Schiffe!‘ wurde zuletzt Conflans' Plan. So wurde es 2 Uhr nachmittags, ehe Hawke mit jenen vordersten acht Conflans packen konnte. Und er schlug dann seine Klauen in ihn hinein auf wahrhaft gewitterhaft-leidenschaftliche Weise, er und alle seine Leute, trotz des stürmenden Wetters — ein Mann von einer Falken- oder Habichtnatur ganz wie sein Name[1].

Conflans selbst focht gut, wie auch einige andere — alle mehr oder weniger, solange sie an ihrem Plane festhielten. Ein donnerndes Gemisch von Kanonen und Sturm. Conflans, der an seinem Plane festhält, oder Conflans, dessen Plan schwankt, jene acht vordersten zwei Stunden hindurch oder länger. Aber der Anblick war zu furchtbar. Hier ein Schiff, welches sinkt, dort ein anderes, welches die Flagge streichen muß; alles geht schief für Conflans. Hawke richtete sein Admiralschiff besonders gegen das Admiralschiff Conflans' — der ihn erwartete und ein paar Breitseiten mit ihm wechselte, dann aber sich schnell davonmachte, da er es so schwer fand. Der französische Vizeadmiral gab dann Hawke ebenfalls eine Breitseite, nur eine, und machte sich schnell davon, zufriedengestellt durch die Antwort. Vier andere taten nacheinander dasselbe. ‚Ein Feuersturm, indem wir vorbeieilen‘" (eilen meist dem Ufer zu)! „So daß Hawke von Vulkanen verschlungen schien" (obschon freilich ihr Feuern sehr schlecht war, eine solche Verwirrung herrschte unter ihnen) „und seine blaue Flagge eine Zeitlang unsichtbar war und verschiedene Schiffe ihm zu Hilfe eilten — bis, als ein fünftes französisches Schiff mit seiner Breitseite herankam, Hawke demselben" (La Superbe, ein Schiff von vierundsiebzig Kanonen) „besonders mit allen seinen Kanonen zugleich antwortete, was das arme Schiff auf eine häßliche plötzliche Art zum Sinken brachte. Ein anderes" (der Thésée) „war schon während des Kampfes gesunken; zwei" (der Soleil und der Héros) „befanden sich auf der Flucht — der Héros auf sehr unheroische Weise. Aber nach diesem schrecklichen Verschwinden der Superbe eilten alle anderen dem Ufer zu und entwischten in die Felsenlabyrinthe und die Finsternis. Vier von Conflans' Schiffen waren bereits verloren — übergeben, gesunken oder sonst verschwunden — als die Finsternis einbrach und Conflans und seine Not verhüllte. ‚Landvolk, 10 000 an Zahl‘, drängte sich am Ufer, wo es der Schlacht zuschaute und im Binnenland verschwand, ‚als traurige Zeugen der Schmach, die der weißen Flagge widerfahren war[2]‘."

Es war eine Nacht, wie die Menschen sie nie vorher erlebt hatten. Walpole sagt: „Das Brüllen der Elemente wurde verdoppelt durch den Donner von unseren Schiffen, und beide vereinigten sich in dieser Schreckensszene, der Flotte und den Hoffnungen Frankreichs ein Ende zu machen. Sieben Linienschiffe gelangten in den Fluß Vilaine" (lagen dort vierzehn Monate unter strenger Überwachung, bis ihnen, indem sie bei jeder Flut gegen den seichten Boden anprallten", der Kiel gebrochen wurde, und nur „drei mit drei Fregatten" kamen je wieder heraus); „acht andere entkamen in verschiedene Häfen" und schließlich in die Charente. „Conflans' eigenes Schiff und ein anderes wurden am Ufer festgefahren und verbrannt. Eins nahmen wir." Zwei waren mit ihrer Bemannung versunken, eins unter Hawkes Kanonen, eins teilweise durch seine

[1] Anspielung auf das englische Wort hawk, i. e. Habicht oder Falke.
D. Übers.

[2] Beatson II. 327—345 und das. III. 244—250. In Gentleman's Magazine (XXIX. 557) „Brief eines Kaplans" usw.

eigene schlechte Führung. „Zwei der unsrigen wurden im Sturme verloren“ (indem sie den Soleil und Héros verfolgten), „aber die Bemannung gerettet. Lord Howe, welcher La Formidable angriff, fuhr mit solchem Ungestüm dagegen los, daß ihr Vorderteil seine untere Kanonenreihe einschlug. Kapitän Digby in dem Dunkirk empfing das Feuer von zwölf feindlichen Schiffen und verlor nicht einen Mann. Keppels Schiff war voll Wasser, und er glaubte, es sei im Sinken begriffen. Ein plötzlicher Windstoß leerte sein Schiff; aber man berichtete ihm, sein ganzer Pulvervorrat sei durchnäßt. ‚Dann‘, sagte er, ‚tut es mir leid, daß ich in Sicherheit bin.‘ Man meldete ihm, eine kleine Menge sei nur verdorben. ‚Gut,‘ sagt er, ‚dann greift wieder an!‘ Nicht mehr als acht unserer Schiffe nahmen an der Erringung dieses entscheidenden Sieges teil. Von der Invasion wurde nichts mehr gehört [1].“

Eine Invasion war durchaus beabsichtigt und während dieser letzten Tage sogar bestimmt erwartet worden. In den alten Londoner Zeitungen lesen wir die folgende Notiz. Montag, 19. November. „Heute kamen drei Eilboten an.“ — Drei Eilboten, mit welcher Hast in ihren Augen, die nacheinander über Conflans' Aufenthaltsort Bericht erstatteten. Allein man war der Meinung, daß Hawke noch alles in Ordnung bringen werde. Und jedenfalls zeigte sich Pitt so zuversichtlich — und hatte in der Tat solche Zurüstungen an den Küsten gemacht, für den Fall, daß Hawke ein Mißgeschick zustieße — daß nirgends Unruhe herrschte. Eher Unwillen. Und als nun die Nachricht kam, was für ein Anzünden von Feuerwerk gab es da in den Fenstern und den Herzen der Menschen!

„Hawke fuhr noch lange Zeit nachher fort, an den Mündungen der Vilaine und Charente Wache zu halten und fortan ohne Störung — bis die Winterstürme diese Flüsse offenbar für eine Jahreszeit geschlossen hatten. Zufuhr von frischen Lebensmitteln hatte ihn den ganzen Sommer hindurch aus England erreicht, blieb aber zuletzt infolge des unwirtlichen Wetters aus. Worauf in der Flotte die folgenden ernsthaft pathetischen Zeilen von Seepoesie mit einer darin grinsenden Falte salzigen Humors entstanden:

Eh' Hawke den Monsieur Conflans schlug,
Hat Beef und Bier uns gelabt;
Jetzt kriegen wir nicht zu essen genug,
Weil ihr nichts zu fürchten habt [2].“

Die Art, wie die Franzosen diese Katastrophe aufnahmen, war eigentümlich. Man höre Barbier, einen Augenzeugen unter dem Datum Paris, Dezember 1759: „Seit den ersten Tagen des Dezember ist in den Straßen ausgerufen und verkauft worden eine gedruckte Beschreibung aller Tatsachen, die mit der schon solange betriebenen großen Invasion verknüpft sind. Nämlich die Zahl der Linienschiffe, Fregatten, Galeoten — unter anderem 500 Flachboote, die mehr als 54000 Mann nach Eng-

[1] Walpole, George Second III. 232. — Hier ist die genau entzifferte Liste: 1. Formidable, strich die Flagge (um 4 Uhr nachmittags). 2. Thésée, sank (durch einen Stoß, den er während des Kampfes unter einem ungeschickten Kapitän erlitt). 3. Superbe, versenkt. 4. Héros, strich die Flagge, konnte in solchem Wetter nicht geentert werden und fing am nächsten Tage wieder an, mußte aber ans Ufer laufen, strandete und wurde von den Engländern verbrannt. Dasselbe war der Fall mit 5. dem Soleil Royal (Conflans' Admiralschiff), während Conflans und seine Mannschaft (wie die des Héros) Zeit hatten, sich zu retten.

[2] Beatson II. 342. Anm. Im Original lautet der Vers:
„Till Hawke did bang Monsieur Conflans' (Congflang)
You sent us beef and beer;
Now Monsieur's beat, we've nought to eat,
Since you have nought to fear.“

land hinüberfahren und landen sollen — mit den Listen der Regimenter und der Zahl der königlichen Garden, welche auch gehen sollen. Als Oberfeldherren werden angekündigt der Prinz von Conti" (erinnern die Leser sich seiner von der Broglio-Mailleboisschen Zeit her, und wie König Ludwig höchstselbst prophezeite, daß er eines Tages „der große Conti" sein werde?) — „Prinz Conti, Prinz Soubise" (verließ seine Eroberung von Frankfurt für dieses größere Unternehmen) „und Mylord Thomont" (ein irischer Jakobite, den ich nicht kenne). „Als Anhängsel zu dieser Beschreibung ist ein langes Lied über die Ausschiffung in England da und über die Furcht, welche die Engländer davor haben müssen. Geeignet, den nüchtern urteilenden Verstand in Staunen zu setzen.

Es ist unbegreiflich," fährt er fort, „wie man erlauben konnte, daß ein solches Stück gedruckt und mehr noch, daß es ausgerufen und für einen Sou verkauft wurde. Dieses Lied ist unanständig angesichts der wirklichen Nachrichten von unserer Flotte in Brest" (am 20. des vorigen Monats). „Auf welche schlimme Begebenheit hin der Marquis von Conflans nach Versailles gekommen ist, um sich zu rechtfertigen und die Schuld auf den Marquis de Beauffremont zu schieben" (seinen Vizeadmiral, der jetzt mit acht unserer armen Schiffe in der Charente in Sicherheit ist). „Solche Dinge sind um so weniger am Platze, als wir uns in der Tat in einer schlechten Lage befinden — denn keine Flachboote rühren sich in den Häfen, keine Truppen von der Maison du Roi marschieren aus — und Ursache haben zu glauben, daß wir keinen solchen Versuch machen werden[1]."

Silhouette, der Generalkontrolleur, wurde für ein schöpferisches Finanzgenie gehalten. Aber was für Dinge nimmt man im achten Monat seiner Tätigkeit wahr? Am 26. Oktober erschienen vier Staatsratsverordnungen, welche erklärten, daß, „da die Kriegskosten nicht allein des Königs gewöhnliche Einkünfte, sondern auch die außergewöhnlichen Summen überstiegen, welche er seinem Volke aufzuerlegen gehabt, nichts übrig bleibe als" in der Tat Einstellung der Zahlungen, wirklicher zeitweiliger Bankrott. — „Wir können euch nicht bezahlen, einen Teil nicht vor einem Jahre, einen anderen nicht vor dem Ende des Krieges; wollen euch statt dessen fünf Prozent Zinsen geben." Hiermit vereinigt ist durch dasselbe schöpferische Genie eine Erklärung im Namen des Königs, „daß der König niemanden zwingt, aber alle Loyalgesinnten ersucht, ihr Silberzeug (natürlich als Anleihe und gegen gehörige Empfangsscheine) zum Prägen in die Münze zu schicken, da es sonst dahin kommen könnte, daß Seine Majestät kein Geld habe" — sogar seine Kammerdiener hatten, wie insgeheim bekannt ist, während der letzten zehn Monate keinen Lohn erhalten.

Worauf die reichen Prinzen von Geblüt, der Herzog von Orleans voran und die offiziellen Personen Pompadour, Belleisle, Choiseul, eine Anstrengung machen und jeder, der Silberzeug hat, voll Unruhe fühlt, daß er es

[1] Barbier IV. 336.

nicht gebrauchen kann und es schicken sollte. Und am 5. November wanderte des Königs eigenes Silberzeug, prahlerisch in Wagen gepackt, nach der Münze — die Kronprinzessin, eine edle sächsische Dame, hatte schon einen ihr gehörenden silbernen Toilettentisch, der funkelnagelneu und von ausnehmend kostbarer Arbeit war, angeboten; aber der König wies ihn zurück. Bei solchen Beispielen mußte jeder eine Anstrengung machen oder unruhig versuchen, eine zu machen. König Friedrich ist acht Tage nach Maxen über diese Vorgänge in der Ferne einigermaßen amüsiert:

„Die Kessel und Löffel der Franzosen scheinen mir eine angenehme Hilfsquelle zur Fortsetzung des Krieges!" schreibt er an d'Argens[1]. „Ein Stück Mummenschanz, um auf das Gefühl des Publikums zu wirken, wie mir scheint. Das Resultat wird gering sein. Aber da die Briefe Belleisles" (aufgefangen in Contades' Gepäck nach Minden und von Herzog Ferdinand zur Erbauung des Publikums gedruckt) „so über Armut jammern, versuchen jene Leute ihre Feinde zu hintergehen und sie zu überreden, daß das getriebene und ziselierte Silber des Königreichs genügen wird, einen wirksamen Feldzug zu machen. Ich kann mir nichts anderes denken, was sie veranlaßt haben könnte, die Farce zu ersinnen, welche sie jetzt aufspielen. Münster ist ihnen von den englisch-hannöverschen Truppen genommen. Man behauptet, daß die Franzosen am 25. Gießen verließen, um nach Friedberg zu marschieren und über den Rhein zurückzugehen" (sie hätten dies möglicherweise tun können, aber der Erbprinz und seine 12 000 sollten anderswo beschäftigt werden!). — „Wir Armen kantonieren hier unseren Feinden gegenüber in den umliegenden Dörfern; das letzte Bund Stroh, der letzte Laib Brot wird entscheiden, wer von uns in Sachsen bleiben wird. Und da die Österreicher außerordentlich eingezwängt sind und nichts aus Böhmen ziehen können" — hofft man, daß nicht sie es sein werden!

Den ganzen November hindurch geht dieses Schicken von Silberzeug in Paris vor sich. Mit welchem Reinertrag von prägbarem Geld, habe ich nie erfahren können. Unter welchem Staunen des Aus- und des Inlandes, und in der letzteren Region unter was für Verwünschungen gegen Silhouette, kann man sich vorstellen. „Tout le monde jure beaucoup contre M. de Silhouette, jedermann verwünscht ihn", sagt Barbier. Aber meiner Meinung nach war er vermutlich sehr bemitleidenswert. „Sie, ein schöpferisches Genie, und dahin ist es mit Ihnen gekommen?"

Am 22. November wurde der arme Mann entlassen, während Frankreich ihn, ich weiß nicht, bis in welche Tiefe, verwünschte und offenbar mit aller Macht heulte und zischte. Sogar die Schneider und Putzmacher nahmen ihn vor. Hosen ohne Taschen, Kleider ohne Besatz oder Falten wurden à la Silhouette genannt. Und bis auf den heutigen Tag nennt man in Frankreich und anderen Ländern des Kontinents das altmodische Schattenprofil (ein bloßer Umriß und leeres Schwarz) eine S i l h o u e t t e. So

[1] „Wilsdruff, 28. November 1759", Oeuvres de Frédéric XIX. 108.

daß er sogar in den Wörterbüchern steht und wie ein schlechter Graf Reinhart oder Reynard aus früherer Zeit ein Nomen Appellativum und auf diese Art unsterblich geworden ist. Der erste in jener langen Reihe schöpferischer Finanzmänner, Abbé Terray und die anderen — nacheinander mit Segenswünschen empfangen und mit Fluchen und Zischen entlassen — welche mit Calonne, Loménie de Brienne und dem, was Mirabeau Père „den allgemeinen Umsturz" (Culbute Générale) nennt, enden. Dorthin, gerade auf den allgemeinen Umsturz los geht der Weg Frankreichs — und in etwa dreißig Jahren wird es ankommen.

Friedrich veröffentlicht seltsamerweise (März bis Juni 1760) eine Ausgabe seiner Gedichte. Frage: Wer schrieb die Matinées du Roi de Prusse? — zum zweiten und unbedingt zum letzten Male.

Was kann, während eine solche Lawine der Vernichtung hereinzubrechen droht, mehr überraschen, als von der Herausgabe von Gedichten durch Seine Majestät zu hören? Der wirklichen Veröffentlichung jenes Ouevre de Poésie, um deswillen Voltaire, der arme Mann, vor sieben Jahren solche Unannehmlichkeiten erlitt. Jetzt kommt es auf freiwilligen Entschluß heraus. Ein Abdruck davon, nicht mehr beschränkt auf zwölf Exemplare für höchst intime Freunde, sondern in reichlichen Tausenden zum Frommen der Menschheit im allgemeinen! Die Sache kostete Friedrich sehr wenig Nachdenken und war notwendig geworden — und mußte mit Schnelligkeit ausgeführt werden.

Die Leser erinnern sich des Oeuvre de Poésie und der satirischen Ausfälle, die es enthalten sollte. In Paris um die Neujahrszeit 1760 war es einer helfenden Hand gelungen, eine billige Ausgabe dieses interessanten Werkes[1], unter dem vorgeblichen Datum „Potsdam", zu veröffentlichen. Lediglich als Diebstahl, wie es flüchtigen Lesern, wie z. B. d'Argens, schien[2], aber in Wahrheit zu dem Zwecke, gekrönten Häuptern, freundlichen und feindlichen — hauptsächlich der Zarischen Majestät und Georg II. von England — kundzutun, was dieser dichtende König in seinen unbelauschten Augenblicken von ihnen zu denken beliebte. D'Argens erklärt seine Freude über den Diebstahl, so ausnehmend geistreich ist das Buch. Aber Friedrich versteht die Sache besser. „Als am 17. März ein Abdruck ihn erreichte", sah Friedrich sehr wohl, was beabsichtigt war — und was er selbst unter den Umständen zu tun hat. Er geht fortan daran, einige Stellen zu unterdrücken, einige Ausdrücke zu ändern, schickt die Sache an d'Argens: „Veröffentlichen Sie dies sofort mit einer kleinen Vorrede." Und mit höchster Schnelligkeit hat d'Argens es drei Wochen

[1] „Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci" 1 Bd. 12⁰, „Potsdam" (in Wahrheit Paris) „1760."
[2] Sein Brief an den König, Oeuvres de Frédéric XIX. 138.

später dahin gebracht, daß der geeignete Avant-propos oder Avis au Libraire in großen Massen zirkuliert, besonders in London und Petersburg und eine orthodoxe Ausgabe fertig ist[1]. („Der diebische Herausgeber hat ausgelassen und, was noch mehr, boshaft eingeschaltet: Hier ist das arme Werk seiner Muse selbst, nicht einer Verfälschung davon, falls irgend jemandem daran liegt, es zu lesen.“) Die fleißigen Piraten-Buchhändler in Amsterdam und London druckten auch diese autorisierte Berliner Ausgabe reichlich nach — oder fügten Auszüge daraus ihren Nachdrucken der Pariser Ausgabe als verschiedene Lesarten bei. Und jedermann las und verglich, was niemand jetzt tun wird, da sowohl der Gegenstand als die Behandlung des Gegenstandes uns jetzt so herzlich gleichgültig geworden sind.

Wer der Verüber dieser Pariser Bosheit war, blieb dunkel — und würde gar keine Untersuchung verdienen, wäre es nicht um zweier Gründe willen, die freilich an sich geringfügig, aber für die Leser unserer Zeit nicht ganz ohne Interesse sind. Erstens, daß Voltaire, den einige im Verdacht hatten (einige, nie eigentlich Friedrich, soviel ich weiß), völlig unschuldig gewesen zu sein scheint und in der Tat zur Schuld unfähig gemacht worden war durch Schmidt und Freytag und ihr schreckliches Frankfurter Verfahren! Dies ist der erste Grund; und der arme Voltaire bittet uns stumm, ihn nicht mit mehr Sünden zu belasten als seinen eigenen. Der zweite Grund ist, daß auf eigentümliche Weise während dieser letzten Monate[2] dem Verfasser ein Lichtstrahl darüber aufgegangen ist, der auch zwei andere Punkte aufklärt, mit welchen die Leser vor einiger Zeit als Rätseln von der unbedeutenden Sorte bekannt wurden. Der Dämon-Zeitungsschreiber mit seiner „Idee“ von Friedrich und die „Matinées du Roi de Prusse!“ — die Leser erinnern sich dieser beiden Produktionen, beide rätselhaft in bezug auf ihre Autorschaft, jetzt aber beide zu Rätseln geworden, die sich mehr oder weniger entziffern lassen.

Denn die überraschende Tatsache (obschon zu gewissen Zeiten, wenn das Reich des alten Chaos ruckweise wieder in den Sonnenschein der oberen Regionen auftaucht, keine Begebenheit einen überraschen sollte) ist, daß vor wenigen Monaten die unvergleichlichen Matinées (die meinen Lesern vor fünf Jahren bekannt waren) einen neuen Herausgeber und Wiederbeleber gefunden haben. Einen „durch den Sekretär des großen Napoleon“, „durch die Entdeckung von Manuskripten“, „durch den Herzog von Rovigo“ und einen, ich weiß nicht, wodurch erleuchteten Heraus-

[1] „Erschien am 9. April“ (s. Mitchell II. 153), „und eine zweite schönere Ausgabe im Juni“ in Oeuvres de Frédéric X. S. X, XIX, 137 Anm., 138; besonders in Preuß I. 467, 468 (wenn man ihn bei diesen verschiedenen Gelegenheiten mit sich selbst vergleichen und seine Ansicht geduldig daraus entwirren will) die allergenauesten Einzelheiten.

[2] Im Frühling 1863.

geber, der auch, wie es heißt, beseelt ist von religiösen Ansichten. Kurzum, die Matinées sind wieder in die Welt hinausgetreten — die Londoner Ausgabe, seitdem von der Jesuitenpartei in Deutschland zweimal nachgedruckt (möge es der Jesuitenpartei wohl bekommen!) — Matinées, die sich wieder, wie es scheint, in guten Verhältnissen befinden. Wahrscheinlich die langohrigste Stumpfsinnigkeit, welche jetzt über die Erde wandert, obgleich gar viele mit langen Ohren da sind. Anscheinend unbewußt, daß sie bereits drei oder viermal totgeschlagen wurde, und daß sie in Wahrheit außer im Reiche der Nachtgespenster nie am Leben war oder totgeschlagen zu werden brauchte. Da der Glaube daran, der Zweifel darüber (ich bedauere, dem Herzog von Rovigo und den beteiligten ehrenwerten Personen dies sagen zu müssen) ein untrüglicher Beweis ist, daß man noch nicht den blassesten, vorläufigen Schatten richtiger Erkenntnis Friedrichs oder seiner Gewohnheiten oder Angelegenheiten hat und erst suchen sollte, einige zu erwerben.

Für mich würde eine Diskussion dieses Gegenstandes zu unerträglich gewesen sein. Aber mehr als e i n e Diskussion von Personen, die dazu fähig und willens sind, hat darüber stattgefunden. Und als Resultat haben wir dies überraschende, funkelnagelneue Londoner Mondkalb von Matinées allein,, wird jetzt endlich dämmernd sichtbar oder erratbar. ob so etwas ihm viel schaden könnte! „Mit der Dummheit", singt Schiller, „kämpfen Götter selbst vergebens." Dennoch ging im Laufe dieser Untersuchungen über längst veraltete Gegenstände — und dies kann wirklich als eine Art von Gewinn betrachtet werden, den man durch diese Wiederbelebung des Mondkalbs Matinées für die gepeinigte Menschheit erlangte, und ist ein wirkliches, obgleich sehr geringes Resultat — ein Licht über den Ursprung und die Entstehung der Matinées auf. Ein Lichtschimmer, welcher in dem völlig finsteren Elemente andere gespenstische, längst verschollene Gestalten zur Linken und Rechten des besagten Ungeheuers enthüllte. Kurz, die Urheberschaft der Matinées, und nicht der Matinées allein, wird jetzt endlich dämmernd sichtbar oder erratbar. Einem jener eifrigen Matadore, wie wir sie nennen können, Schlächtern dieses Mondkalbs zum vierten oder fünften Male, verdanke ich die folgende Notiz, die ich, nach genauer Vergleichung, für zuverlässig erklären kann.

„Es ist beinahe gewiß," sagt mein Berichterstatter, „daß der Verfasser der Matinées ein ‚Monsieur de Bonneville' ist — im Gegensatz zu dem, was ich Ihnen vor fünf Jahren schrieb[1]. Nicht freilich der Bonneville, den man in den Nachschlagewerken findet und der offenbar außer Frage steht; aber ein Bonneville der vorhergehenden Generation, der des Marschalls von Sachsen Adjutant oder Sekretär war und alt genug, um der Onkel oder Vater jenes revolutionären Bonnevilles sein zu

[1] A. D. 1858 (oben, I. 158, 159).

können. Der Marschall von Sachsen starb am 30. November 1750. Dieser ältere Bonneville, noch ein junger Mann, war mit ihm zum Besuch in Potsdam gewesen. Bonneville, der sich seines Talents bewußt und jetzt ohne Beschäftigung war, ging natürlicherweise wieder dort hin, brachte längere Zeit dort zu oder befand sich auf der Reise zwischen Frankreich von dort. Und die beglaubigte Geschichte weiß von ihm durch direkte Beweise und durch reflektierte, die folgenden drei Tatsachen" (wovon die zweite selbst dreifach ist), „innerhalb deren ich die unzweifelhaften von den durch Schlußfolgerungen glaublichen, oder so gut wie gewissen, unterscheiden will."

„1. Unzweifelhaft ist, daß Bonneville an Friedrich gewisse Papiere, militärische Pläne oder dergleichen, aus dem Nachlaß des Marschalls von Sachsen verkaufte und dafür bezahlt wurde, aber keineswegs die Anerkennung fand, welche sein Genie ihm zu verdienen schien. Diese Dinge sind gewiß, obgleich ohne Datum und nicht datierbar, wenn nicht vielleicht auf die Jahre 1750 oder 1751. Hierauf machte Bonneville mehr als zwanzig Jahre lang eine Reihe meist dunkler unterirdischer Abenteuer durch, ‚war im Kriege in Amerika', ‚schrieb anonyme Pamphlete oder Bücher', durchschweifte die weite Welt und führte ein geschäftiges, aber dunkles und ungewisses Leben, welches in Berlin eine Art von Mittelpunkt, oder in Paris und Berlin seine zwei Mittelpunkte hatte. Erlebte eine bunte Reihe von Abenteuern, von denen manche unterirdisch, alle lichtlos waren und das Licht nicht suchten, so daß sie sich jetzt erst recht in einem sehr dunklen Zustande befinden. Trübe erkennbar aber in der allgemeinen Dämmerung Bonnevilles von trübem und bestimmtem Umriß, doch deutlicher, als man hätte erwarten sollen, erhellt ferner — was Bonneville einzig und allein hier, oder irgendwo sonst in der Natur, jetzt und später zu dem geringsten Andenken berechtigt. —

2. Daß kurz nach jener ersten Zurückweisung in Potsdam er und kein anderer im Jahre 1752 unser ‚Dämon-Zeitungsschreiber' war, den wir uns vor einiger Zeit, indem wir uns fromm bekreuzten, etwas ansahen.

Gleichfalls, daß 1759—1760, nach oder vor seinen amerikanischen Wanderungen, er, derselbe Bonneville, wie man damals argwöhnte[1], dieses unterschlagene, Mißgeschick anstiftende Oeuvre du Philosophe de Sans-Souci" (Paris oder Lyon, vorgeblich ‚Potsdam', Januar 1760), „mit welchem wir jetzt beschäftigt sind, stahl und herausgab. Höchstwahrscheinlich ermutigt durch Choiseul selbst, von dem man jedenfalls jetzt weiß, daß er dieses feine Schelmenstück förderte[2] — und der darauf" (oder vielleicht ebenso wahrscheinlich nicht „darauf", wenn es von der allergeringsten Bedeutung wäre für Götter oder Menschen) „Bonneville eine neue kriegerische Laufbahn eröffnet haben mag. Eine Laufbahn, welche zu so gut wie nichts führte, da es mit der französischen Kriegsführung in Amerika während des Jahres 1760 aus war. Worauf Bonneville wahrscheinlich in seine alten Höhlen, zu seiner alten unterirdischen Industrie in Paris und Berlin zurückkehrte.

Und daß endlich im Jahre 1765, wie man wieder zu jener Zeit argwöhnte, er und kein anderer jene Matinées schrieb, welche das nächste Jahr" (1766) „und viele

[1] Nicolai, Über Zimmermanns Fragmente I. 181, 182, II. 253, 254. Eine Skizze von dem, was authentisch bekannt ist über Bonneville, „er wird sowohl hinsichtlich der Matinées als der gestohlenen Ausgabe beargwöhnt".

[2] Choiseuls eigenes Billett „An M. de Malesherbes, Directeur de la Librairie, 10. Dezember 1759, ‚Verhüten Sie auf jede Weise, daß die Regierung des Königs beargwöhnt wird' — und lassen Sie die Ausgabe sofort erscheinen." (Veröffentlicht in dem Constitutionnel, 2. Dezember 1850, von M. Sainte-Beuve; abgedruckt in Preuß, Oeuvres de Frédéric XIX. 168 Anm.)

Male seitdem im Druck erschienen und soeben, als eine überraschende neue Entdeckung, wieder gedruckt worden sind in London im Frühling 1863.

3. Daß entweder vor oder nach jenen Unternehmungen als Herausgeber Bonneville die Pläne und Papiere des Marschalls von Sachsen, welche bereits dem Könige gehörten, an eine zweite Person verkauft hatte und zum zweitenmal dafür bezahlt worden war. Und daß diese seine Unternehmung als Schwindel entdeckt und er wegen jenes Verkaufs, oder man weiß nicht, aus welchem Grunde, in Spandau gefangen gehalten wurde und dort, wie zu hoffen steht, sein Leben beschloß [1]."

Tatsache Nr. 2, welche uns allein hier angeht, und welche in ihren drei aufeinanderfolgenden Stadien merkwürdig in sich selbst und mit anderen Dingen zusammenhängt, erhellt daher nicht aus direkten Beweisen, was auch der Natur der Sache nach unmöglich sein würde. Nicht aus direkten Beweisen, aber aus verschiedenen indirekten und aus dem Zusammentreffen alter und neuer Wahrscheinlichkeiten, die um so deutlicher werden, je genauer man sie untersucht. Und von welchen man sagen kann, daß sie auf das hinauslaufen, was man eine moralische Gewißheit nennt — „gewiß" genug für eine Untersuchung von solcher Bedeutsamkeit. Auf eine Art moralischer Gewißheit, auch eine Art moralischen Trostes, daß nur e i n Individuum unter Adams Nachkommenschaft, nicht drei oder mehr, zu diesen verschiedenen Schurkenstreichen nötig war, und daß der eine eine so prompte und angemessene Belohnung oder teilweise Belohnung erhielt in Gestalt einer permanenten Kanonenkugel an seinem Knöchel.

Das ist der einzige Gewinn, den meine Leser oder ich durch die jüngste wunderbare Wiederbelebung der Matinées Royales erlangt haben. Die anderen Errungenschaften dieses Unternehmens sollen in keiner Weise uns gehören, sondern Bonneville oder seinen günstig oder ungünstig gestimmten Genossen und Helfern bei dem Abenteuer. Diesem und ihm und ihnen für immer mit diesem Tag Lebewohl!

[1] „Nicolai, wie oben; und außer ihm nur die beiden folgenden Zitate aus einer halben Wagenladung: 1. Bachaumont, Mémoires secrètes, ‚7. Februar 1765' (s. Barbier, Dictionnaire des Anonymes § Matinées), der die Matinées ‚eine Entwicklung der Idée de la Personne' nennt usw. (d. h. unseres ‚D ä m o n = Z e i t u n g s s c h r e i b e r s'; diese Idée sowohl als die Matinées sind, wie es scheint, Bachaumont bereits im Manuskript bekannt)." 2. „B r i e f von Grimm an die Herzogin von Sachsen-Gotha" (u n s e r e Herzogin), „datiert ‚Paris, 15. April 1765', nicht in der gedruckten Correspondance de Grimm, aber noch in den Archiven von Gotha, zusammen mit einem Manuskript der Matinées, wahrscheinlich dem ältesten, das existiert" (s. in den G r e n z b o t e n [Leipzig 1863] S. 473—484, 500—519 — K. S a m w e r, welcher der Haupturheber dieses neuen Londoner Mondkalbs ist und die Neugierigen mit allen Einzelheiten bekannt machen wird).

Die Matinées wurden zuerst gedruckt 1766 (ohne Ortsnamen) und seitdem sieben- oder achtmal in verschiedenen Ländern, zwei- oder dreimal als „interessante neue Entdeckung" — sehr ermüdend für den gegenwärtigen Herausgeber, der die Matinées (in traurigem L o n d o n e r Druck) vor vielen Jahren las, mit vollkommener Genugtuung in bezug auf die Matinées und mit dem aufrichtigen Wunsch, sie nie, auch nur mit einer Zange, wieder zu berühren, und dem seitdem drei „unschätzbare Manuskripte davon", zu niedrigen Preisen als Belohnung seiner Verdienste angeboten wurden.

Die Friedensverhandlungen sind für Friedrich den ganzen Winter hindurch hoffnungsvoll; aber die Franzosen wollen nicht. Voltaire und seine Art zu korrespondieren.

In diesem Winter sprach man bestimmter als je von Frieden. Am 15. November war im Haag als einem neutralen Orte von den britannischen und preußischen Majestäten die offizielle Erklärung abgegeben worden: „Wir unsererseits bedauern aufs tiefste diese Greuel und sind bereit wegen des Friedens zu unterhandeln." Diese Erklärung wurde am 15. November 1759 durch den Prinzen Ludwig von Braunschweig (Obergeneral der Holländer und Bruder des Prinzen Ferdinand, unseres Generals, einer hierfür geeigneten Persönlichkeit) den österreichisch-französischen Exzellenzen im Haag übergeben, von welchen sie mit der gehörigen Höflichkeit aufgenommen wurde. „Wollen ihr unsere tiefste Berücksichtigung schenken[1]." Was auch die Franzosen eine Zeitlang insgeheim taten, obgleich die Österreicher für sich selbst keine Veranlassung dazu hatten, weil sie bereits zu einer verneinenden Beantwortung des Vorschlags entschlossen waren. Aber hierdurch erhob sich wirkliches Gerede von einem „Kongreß" und Schütteln diplomatischer Perücken in bezug auf den Ort, wo derselbe stattfinden soll. „In Breda", sagten einige. „Breda ist ein an Kongresse gewöhnter Ort." „Warum nicht hier in Nancy?" fragte der arme alte expolnische Stanislaus, eine von Wohlwollen bewegte, arme alte Titularseele. Etliche sagten „Leipzig", andere „Augsburg" — und in Augsburg waren, den Zeitungsschreibern zufolge, in der Tat eine Zeitlang „Tapezierer damit beschäftigt, die Gemächer in Bereitschaft zu setzen". So daß bei solchen Gerüchten in den diplomatischen Kreisen die Zeitungs- und äußere Welt voller Mutmaßungen war über den Frieden und Friedrich lebhafte Hoffnungen hegte und schon drei Monate vorher darauf gehofft hatte, wie wir vorübergehend sahen, obgleich wieder nichts daraus wurde. Gar nichts; und an sich ist es hier nicht der geringsten Beachtung wert — eine arme erledigte Tatsache, die in jenen Monaten die ganze Welt erfüllte, jetzt still und abgetan für jedermann — ausgenommen nur, daß sie hier und da Charakterzüge eines gewissen Königs und seiner Umgebung enthüllt. Aus diesem Grunde wollen wir einige Minuten länger dabei verweilen.

Niemand konnte in jenem Winter 1759—1760 erraten, wo oder bei wem diese große, weltinteressierende Friedensverhandlung ihren Ursprung hatte. Was jetzt, da niemand sich jetzt für die Frage interessiert, jeder kann. Im verflossenen September in Sagan sahen wir alle die kleine

[1] Erklärung (der beiden Majestäten), daß sie zu Friedensunterhandlungen bereit sind, 15. November 1759, übergeben usw. (wie oben), Antwort von Frankreich, in kargen Ausdrücken und nicht vor dem 3. April 1760: stehen in London Gazette; in Gentleman's Magazine XXIX. 603, XXX. 18 usw.

geheime Quelle davon, ihr erstes Sprudeln ans Tageslicht, und lasen Friedrichs Antworten an Voltaire und die edle Herzogin. Um welcher beiden, geheimen Briefschreiber willen und wegen Friedrichs Verhältnis zu ihnen einige fernere Auszüge möglicherweise noch ein Interesse haben können, nachdem der Gegenstand, über welchen sie korrespondierten, aufgehört hat, von Interesse zu sein. An die Herzogin, eine edelgesinnte Dame, die von schönerem Eifer zu helfen beseelt ist, wenn sie helfen könnte, und durch deren Hand diese vielfältigen Friedenspapiere gehen müssen, fand Friedrich immer die folgende zierliche Art, sie zu überschicken. Von vielen Proben, welche der angeführten aus Sagan folgten, sind hier die nächsten drei:

Friedrich an die Herzogin von Sachsen-Gotha (drei andere Briefe über den ‚Frieden').

1.

„Wilsdruff, 21. November 1759" (am Tage nach Maxen, die Übergabe fand heute morgen statt — er hat aber noch nichts davon gehört).

‚Madame — Nichts als Ihr Edelmut und Ihre Nachsicht könnten meine Unschicklichkeit' (incongruité, indem ich Sie mit der Einlage belästige) ‚entschuldigen. Sie wollen es, Madame, daß ich noch ferner jene Güte mißbrauche, welche mir so wert ist: erinnern Sie sich wenigstens, daß es auf Ihren Befehl geschieht, wenn ich durch Ihre Hand diesen Brief befördere, der eine solche Ehre nicht verdient.

Der Zufall, welcher der Pläne der Menschen so unverschämt spottet und Gefallen daran findet, aufzubauen und dann niederzureißen, hat uns so weit gebracht — ans Ende des Feldzuges' (noch nicht ganz ans Ende, wenn wir es wüßten). ‚Die Österreicher sind auf dieser Seite von der Elbe umgürtet; ich habe zwei ihrer wichtigsten Magazine in Böhmen zerstören lassen' (Kleists Tat). ‚Es haben einige Gefechte stattgefunden, die ganz zu unserem Vorteil ausgeschlagen sind — so daß ich mich der Hoffnung hingebe, Daun zu zwingen, daß er über die Elbe zurückgeht, Dresden aufgibt und die Straße nach Zittau und Böhmen einschlägt.

Ich spreche mit Ihnen, Madame, von dem, was mich umgibt, von dem, was, da es in Ihrer Nähe vorgeht, vielleicht Ihre Beachtung gewonnen hat. Ich könnte viel ausführlicher sein, wenn mein Herz es wagte, die Gefühle der Bewunderung, Dankbarkeit und Achtung auszusprechen, mit welchen ich bin, Madame, meine Cousine, Ihr treuester Cousin, Freund und Diener — F.'

2.

„Freiberg, 18. Dezember 1759."

‚Madame — Sie verwöhnen mich so durch Ihre Nachsicht, Sie gewöhnen mich so daran, Verpflichtungen gegen Sie zu haben, daß ich mir hundertmal diese Anmaßung vorwerfe. Sicherlich würde ich nicht fortfahren, Sie um Besorgung dieser Briefe zu bitten, hoffte ich nicht, daß die Korrespondenz vielleicht für England und sogar für Europa nützlich sein könnte — denn unzweifelhaft ist der Friede der wünschenswerte, natürliche und glückliche Zustand für alle Nationen. Um den Frieden zu beschleunigen, Madame, mißbrauche ich Ihren Edelmut. Dieses Motiv entschuldigt mich bei mir selbst wegen der Unschicklichkeit meines Verfahrens.

Ihr gütiges Interesse an meiner Lage nötigt mich, Ihnen einen Bericht über dieselbe zu geben. Wir haben alle Arten von Mißgeschicken erlitten' (Maxen, und was sonst nicht), ‚zu einer Zeit, wo wir es am wenigsten erwarteten. Trotzdem bleibt uns

Mut und Hoffnung; Hilfstruppen' (der Erbprinz und die 12 000) ‚sind im Begriff, einzutreffen; es ist Grund da, zu glauben, daß das Ende unseres Feldzuges weniger schrecklich sein wird, als es vor drei Wochen schien. Mögen Sie, Madame, alles Glück genießen, das ich Ihnen wünsche. Möge die ganze Welt mit Ihren Tugenden bekannt werden, sie nachahmen und Sie bewundern wie ich. Mögen Sie überzeugt sein, daß ... — F.'

3.

„Freiberg, 16. Februar 1760."

‚Madame — Zu meinem großen Bedauern belästige ich Ew. Hoheit so oft mit meinen Briefen. Ihre Güte, Madame, hat mich verwöhnt — dies wird Sie lehren, gegen andere sparsamer damit zu sein. Ich blicke auf Sie hin als auf eine geschätzte Freundin, zu deren Freundschaft ich in bedrängter Lage meine Zuflucht nehme. Es handelt sich noch um den Frieden, Madame, und wäre nicht der Zweck meiner Belästigungen so schön, Madame, so würde es keine Entschuldigung für mich geben.' — Er ergeht sich dann in empfehlenden Betrachtungen ‚über Cocceji' (Adjutanten des Königs, früher Keiths, der diesen Brief überbringt), über einen ‚Herrn von Edelsheim', eine ‚Bailli de Froulay' und die möglichen ‚Friedensbedingungen' — was für uns nicht eben von Interesse ist [1].

Was Voltaire und die neue Friedrich-Voltairesche Art von Korrespondenz angeht, so werden wir etwas mehr ins Einzelne gehen müssen. Seit den dunkeln Tagen von 1757, als die arme Wilhelmine, der Roßbach und Leuthen noch in einer todesdüsteren Zukunft verborgen waren, in ihrer Verzweiflung Voltaire dahin brachte, seinen Einfluß bei Kardinal Tencin in dieser Angelegenheit zu verwenden, obschon ohne Erfolg, hatte eine Art regelmäßiger Korrespondenz zwischen Voltaire und Friedrich stattgefunden, welche für beide Teile charakteristisch ist. Ein paar Liebhaber, welche hoffnungslos entfremdet und voneinander getrennt und doch in gewissem Sinne füreinander einzig und unschätzbar sind. Die Vergangenheit voll von himmlischem Glanz, der leider in Flammen und rußiger Feuersbrunst wie aus dem Erebus endete — wir wollen sie vergessen und daraus lernen! Die Vergangenheit ist schmerzlich und für einige von uns zu lehrhaft gewesen. Aber hier ist noch die Gegenwart mit ihrer Zukunft, besser als ein leeres Nichts. Es ist erfreulich, den Ton der göttlichen Stimme meines Geliebten zu hören, wenn auch nur in alltäglichen Bemerkungen über das Wetter, vielleicht vermischt mit geheimen Spöttereien gegen mich selbst. Wir wollen sie hören, solange wir können, unter diesem weltweiten zerstörenden Zwist und sausenden Wirbelwinden des Krieges.

Friedrich schickt seine neuen Verse oder leichte Prosa, deren er sich von Zeit zu Zeit entlädt. Voltaire schickt die seinigen, meistens gedruckt und

[1] Oeuvres de Frédéric XVIII. 174, 173, 172. Die Korrespondenz über diesen Gegenstand dauert vom 22. September 1759 bis 8. Mai 1760; ebend. S. 170—186. In jenem Schlußbriefe vom 8. Mai findet sich die Wendung, welche kaum die Rückgabe an ihren wahren Urheber verdient, obgleich der Zusammenhang sie dort in ein bedeutend besseres Licht setzt — „das Vorurteil, von dem ich mich nicht befreien kann, daß im Kriege Dieu est pour les gros escadrons".

sorgfältiger ausgearbeitet. Sie reden über die Dinge, welche um sie her vorgehen, um diesen König her, der ihr Mittelpunkt ist. Friedrich gewöhnlich auf etwas prahlerische Weise (damit sein Korrespondent nicht etwa an Ausplaudern denkt) und immer mit etwas durchklingendem Spott, der sich auch bei Voltaire findet, aber in einem feineren Diskanttone; wie er denn immer in diesem hübschen Duett geschiedener Liebhaber die weibliche Rolle spielt. Es kommt selten zum Zank zwischen ihnen; aber es ist und kann auch keine Herzlichkeit da sein. Keine, außer in der gegenseitigen Bewunderung (von der man erkennt, daß sie auf beiden Seiten aufrichtig ist) und auch in der gegenseitigen tatsächlichen Entfremdung. „Nichts mehr von Ihnen — besonders von Ihnen, Madame — als einem praktischen Hausgegenstand.

Nach langem Lesen im letzten Teil dieser Friedrich-Voltaireschen Korrespondenz, die zuerst so unfruchtbar und so wenig unterhaltend ist, findet man, daß auch sie, wenn man sie nur erst lesen kann (d. h. wenn die Szene und ihre Einzelheiten einem sichtbar geworden sind), höchst dramatisch, Shakespearisch-komisch oder noch mehr wird, denn hier haben wir die Natur selbst, welche sogar Shakespeare weit übertrifft. Und daß der unentwirrbar dunkle Zustand dieser Briefe ein wahrer Verlust ist für den freimütigen Leser und besonders für den Erforscher Friedrichs. Unter den häufig wiederkehrenden Gegenständen ist der auf Voltaires Seite am häufigsten wiederkehrende der Friede. Oh, wollten Ew. Majestät nur Frieden machen! Hängt das von mir ab? denkt Friedrich stets und wird endlich einmal herausgefordert, es zu sagen:

Friedrich an Voltaire.

„Reichs-Hennersdorf, 2. Juli 1759“ (kurz vor Schmottseifen, während er Dauns langsame Bewegungen abwartet).

‚Mich um Frieden zu bitten: das ist ein bitterer Scherz!‘ — (Dies ist in Versen; er wirft eine Handvoll Schwärmer über den Bien-Aimé, dessen Kammerherr Sie sind, über die Hongroise qu'il adore, über die Russin que j'abhorre von sich — dann fährt er in Prosa fort):

‚An ihn‘, den vielgeliebten Ludwig, ‚müssen Sie sich wenden oder an seine Amboise in Unterröcken‘ (seine Pompadour, die bei dieser Gelegenheit den Kardinalministerpräsidenten spielt). ‚Aber die Köpfe dieser Leute sind voll von ehrgeizigen Plänen: diese Leute bilden das Haupthindernis; sie wollen die souveränen Schiedsrichter der Souveräne sein — und das werden Männer, die denken wie ich, sich nie gefallen lassen. Ich liebe den Frieden so sehr, als Sie wünschen können, aber ich verlange einen guten, dauerhaften und ehrenvollen Frieden. Sokrates oder Plato würden über diesen Gegenstand ebenso gedacht haben wie ich, hätten sie sich in die abscheuliche Lage versetzt gefunden, welche ich jetzt in der Welt einnehme.

Glauben Sie, daß es ein Vergnügen ist, dieses Hundeleben zu führen? die Schlächterei von Leuten zu sehen und zu verursachen, von denen man nichts weiß; täglich die zu verlieren, die man kennt und liebt; beständig seinen Ruf den Launen des Zufalls ausgesetzt zu sehen; Jahr auf Jahr in Beunruhigungen und Befürchtungen zuzubringen; ohne Aufhören sein Leben und sein Glück aufs Spiel zu setzen?

Ich kenne sehr wohl den Wert der Ruhe, die Freuden der Gesellschaft, die Reize

des Lebens; und ich verlange, so sehr als irgend jemand, glücklich zu sein. Aber so groß mein Verlangen nach diesen Segnungen ist, ich will sie nicht erkaufen durch Erniedrigung und Schande. Die Philosophie befiehlt uns, unsere Pflicht zu tun, unserem Vaterlande treu zu dienen, auf Kosten unseres Blutes, unserer Ruhe und jedes Opfers, das von uns gefordert werden kann. Der große Zadig machte sehr viele Abenteuer durch, welche nicht nach seinem Geschmack waren, Candide desgleichen, und sie ertrugen dennoch ihr Unglück mit Geduld. Welchen schöneren Beispielen kann man folgen als denjenigen dieser Helden?

Nehmen Sie mein Wort darauf, unsere „Kurzjacken", wie Sie sie nennen' (habits écourtés, damals den preußischen Soldaten eigentümlich), ‚sind ebenso gut als Ihre Rotjacken, als die ungarischen Dolmans und die grünen Röcke der Roxelanen' (Russen). ‚Wir sind in der Tat den letzteren auf den Fersen' (der arme Dohna wenigstens ist es, und der arme Diktator Wedell wird es sein, nicht mit dem erwarteten Erfolg!) — ‚die uns durch ihre Dummheiten eine schöne Chance geben. Sie werden sehen, daß ich mich auch in diesem Jahre aus der Klemme ziehen und von den Grünen und den Schmutzig-Weißen' (die Rockfarbe der Österreicher) ‚befreien werde. Mein Nachbar mit dem geweihten Hut — ich glaube, trotz dem Segen des Heiligen Vaters hat der Heilige Geist ihn in der entgegengesetzten Richtung inspiriert; er scheint ein gutes Teil Blei in seinem Hintern zu haben. — — F.[1]'

Voltaires Antwort.

„Les Délices", wahrscheinlich zu irgendeiner Zeit im „August 1759".

‚In welcher Lage Sie sich auch befinden, es ist sicher, daß Sie ein großer Mann sind. Ich schreibe nicht, um Ew. Majestät zu ermüden, ich schreibe, um zu beichten — unter der Bedingung, daß Sie mir Absolution geben wollen! Ich habe Sie verraten' (bin dieses Mal wirklich schuldig und habe etwas von Ihrem Briefe gezeigt, wie Ew. Majestät, oh, mit welchem Unrecht, oft von mir argwöhnen, und daß ich es mit gehässiger Absicht tue, statt mit einer guten, ah, Sire!). — „In der Tat, ich habe jenen schönen ‚Marcus Aurelius'-Brief" (den Brief, den wir soeben lasen) „erhalten; ein vortreffliches Stück, obgleich es auch von dem beißenden Talent eines ‚Juvenal' Zeugnis gibt, und habe ihn, indem ich die beißenden Partien zurückhielt, einer reizenden Kokette des Hofes" (minaudière) „gezeigt" (welche eine Maitresse Choiseuls zu sein scheint), „die hier gesundheitshalber Tissot besucht: die minaudière war entzückt davon, bestand darauf, daß ich ihn an Choiseul schickte: ‚Er bewundert den König von Preußen, wie er allen Adel und alles Genie bewundert; schicken Sie ihn!' Und so tat ich es denn — und sehen Sie hier, was Choiseul antwortete"(die Antwort ist verloren): „kann das nicht eine gute Wirkung haben und vielleicht den Frieden herbeiführen? — O vergeben Sie mir, Sire. Aber lesen Sie das Billett des großen Mannes." ‚Versuchen Sie, wenn Sie können, seine Handschrift zu entziffern. Man kann sehr ehrliche Gefühle und sehr viel Esprit haben und doch schreiben wie eine Katze.' —

‚Sire, es war einmal ein Löwe und eine Maus; die Maus verliebte sich in den Löwen und ging, um ihm den Hof zu machen. Der Löwe, den dies langweilte, kratzte sie ein bißchen mit seiner Tatze. Die Maus zog sich in ihr Mauseloch zurück; aber sie liebte den Löwen noch immer, und als sie eines Tages sah, daß man dem Löwen ein Netz stellte, um ihn zu fangen und zu töten, nagte sie eine Masche desselben ab. Sire, die Maus küßt sehr demütig, in aller Unterwürfigkeit, Ihre schönen Klauen — sie wird nie sterben zwischen zwei Kapuzinern wie die Dogge von St. Malo in Basel' (am letztverflossenen 27. Juli). ‚Sie hätte sterben mögen an der Seite ihres Löwen. Glauben Sie, daß die Maus anhänglicher war als die Dogge. — V.[2]'

[1] Oeuvres de Frédéric XXIII. 53.
[2] Oeuvres de Frédéric XXIII. 59, 60.

Die Antwort hierauf, oder das Paar von Antworten, sahen wir in Sagan, im verflossenen September. Dieser durch Voltaire beförderte Brief Choiseuls scheint die kleine Quelle gewesen zu sein, aus welcher alle jene weit verbreiteten Gewässer der Unterhandlungen herflossen. Pitt, an den man sich kraft der auf dieses kleine Dokument Choiseuls gebauten Hoffnungen Friedrichs wandte, war natürlich bereit. „Wie willkommen ist jede Aussicht auf einen gerechten Frieden!" Und gab seine Einwilligung zu der gemeinsamen Erklärung im Haag. Und gab sich, ich weiß nicht, was sonst für Mühe — wahrscheinlich weniger hoffnungsreich in Hinsicht auf den Erfolg als Friedrich. Friedrich betrieb die Sache mit leidenschaftlichem Fleiß, hatte sehr viel dabei zu überlegen und anzuordnen, sehr viel Briefwechsel mit Voltaire und der Herzogin, wovon nur kleine Bruchstücke sich erhalten haben. Er suchte sich, oder die Herzogin von Sachsen-Gotha suchte für ihn, einen passenden geheimen Botschafter nach Paris. Der geheime Botschafter, ein Baron von Edelsheim, sollte in passender Verhüllung beratschlagen mit einem gewissen Bailli de Froulay, einem Freunde Friedrichs in Paris. Und der loyal gesinnte Bailli bemühte sich demgemäß, aber erreichte nichts. Nur viel allgemeines Gerede, teilweise oder meistenteils listiger Art, von seiten Choiseuls. Pitt wollte von keinem Frieden hören, der nicht ebensowohl Preußen einschloß als England. Einige sagten, dies wäre die Ursache des Mißlingens. Die wahre Ursache war, daß Choiseul es nie ernstlich auf ein Gelingen anlegte. Der leichtsinnige Choiseul, ein gewandter aber unweiser Mann von großer Verwegenheit hatte sich auf die Sache lediglich eingelassen, weil sie wünschenswert sein mochte, doch als sie näher herankam, wollte er sich ihrer bedienen, um einen Zwiespalt zwischen Pitt und Friedrich zu stiften und Edelsheims Geheimnisse herauszulocken, falls er welche hätte. Weshalb er auch schließlich Edelsheim auf einige Tage in die Bastille warf[1].

Mir scheint es Ende März gewesen zu sein, daß Choiseul den armen Edelsheim auf einige Tage in die Bastille warf, um ihm seine Geheimnisse abzulocken. Schon im vorhergehenden Dezember haben wir Choiseuls Schwarzkünstler mit der gestohlenen Ausgabe von Friedrichs Versen beschäftigt gefunden. Ein ränkevoller Choiseul, gewandt genug, ehrgeizig genug und rastlos tätig, um Unheil anzustiften, wenn nichts anderes zu machen war. Ein Mensch, der Friedrich höchst widerwärtig war, jetzt und später.

Und dies war das Ende der großen Voltaireschen Friedensstiftung, obgleich sie die Welt eine Zeitlang mit Lärm erfüllte und für Voltaire und einen anderen von solchem Interesse war. Was für ein herzergreifender Edelmut, Demut und sanftes Pathos liegt in jener Erzählung von der armen Maus, die eine Masche von dem Netze des Löwen abnagt. Davon findet sich überhaupt viel auf Voltaires Seite, das heißt, wenn er an Friedrich schreibt. Aber wenn er von ihm schreibt an dritte Personen, zuweilen

[1] In Oeuvres de Frédéric V. 38—41 ein ins Einzelne gehender Bericht.

beinahe gleichzeitig, ist der Gegensatz der Stilarten nicht wenig überraschend, und die schön zärtlich piepende Maus verwandelt sich plötzlich in eine gereizte wilde Katze mit gesträubtem Fell. Alle Leser Voltaires wissen dies, und wie Voltaire mit seinem „Luc" (ein mysteriöser Spitzname für König Friedrich) umgeht, wenn Luc ihm den Rücken zukehrt. Denn ach, es gibt keinen Menschen und kein Ding, das nicht auch seine falsche Seite hat, am wenigsten einen Voltaire — der noch dazu, wenn man es bedenkt, in einem solchen Duett entfremdeter Liebhaber die Diskantstimme hat. Wie wäre es, wenn wir diese wenigen Proben — meistens im Diskant und einige auch im Baß — mitteilten, um das Wesen dieses Duetts und des Lärms, der rundherum in einer kriegserschütterten Welt vorging, zu erläutern? Und vor allem zuerst in bezug auf das Rätsel „Was ist Luc?"

Was der Luc in Voltaire ist? Höchst anstößige Erklärungen sind versucht worden, aber Wagnière (Wagner, ein verständiger Schweizer), Voltaires alter Sekretär, gibt diese einfache Lösung des Rätsels: „M. de Voltaire hatte in Les Délices" (nahe bei Ferney, bis der Bau des Schlosses beendet wurde) „einen großen Affen von äußerst boshafter Art, der Steine auf die Vorübergehenden zu werfen pflegte und zuweilen sowohl Freund als Feind mit seinen Zähnen angriff. Eines Tages biß er M. de Voltaire selbst dreimal ins Bein. Er hatte ihn Luc" (Lucas) „genannt; und in der Unterhaltung mit intimen Freunden sowie in Briefen an dieselben bezeichnete er zuweilen den König von Preußen mit diesem Spitznamen: ‚Er ist wie mein Luc hier; beißt jeden, der ihn liebkost!' — Im Jahre 1756 schrieb M. de Voltaire, während die Frankfurter Beleidigung ihn noch wurmte, merkwürdige Mémoires" (ach ja wohl, Vie Privée); „und wünschte nachher, sie zu verbrennen; aber eine Abschrift war ihm im Jahre 1768 gestohlen worden" — und sie betrüben noch jetzt die arme Welt.

In demselben Sinne spricht Johannes Müller: „Voltaire hatte einen Affen, der Luc hieß, und indem er den König so nannte, beabsichtigte der gehässige Mann, ihn als den bloßen Affen größerer Männer zu brandmarken, als einen, dem es an eigener Größe fehle." — Nein; Luc war boshaft, warf Steine auf die Vorübergehenden, hatte, Clogenson zufolge, Voltaire selbst gebissen, während dieser ihn liebkoste; das war die Analogie, woran Voltaire dachte. Preuß sagt, dieser Spitzname findet sich zuerst am „12. Dezember 1757". Man nehme an, daß der 11. Dezember der Tag war, an dem er dreimal ins Bein gebissen wurde, und daß am nächsten Morgen im Bette — als er steif, wund, ärgerlich über die traurigen Affenstreiche und Ärgernisse des Lebens da lag — ehe er sich zu seinen Arbeiten und Korrespondenzen erhob, das ärgerliche Gleichnis blitzartig und tröstlich seine dunkle Stimmung durchkreuzt hatte [1]. Das wird eine Erklärung für Luc sein.

Viele der Voltaire-Friedrichschen Briefe sind verloren, und der Rest ist in trauriger Unordnung in allen Ausgaben, ihre Aufeinanderfolge unverständlich ohne weitläufige Erklärungen. So daß die nachstehenden Stücke hier nicht gut nach Art der Strophe und Antistrophe eines Chors geordnet werden können, wie es wünschenswert gewesen wäre. Wir werden sie lose unter Überschriften gruppieren müssen, mit weniger Rücksicht auf das Datum als auf den Inhalt und auf das leichtere Verständnis für den Leser.

[1] Longchamp und Wagnière, Mémoires I. 34; Johannes von Müller, Werke (12°, Stuttgart 1821) XXXI. 140 (Briefe an seinen Bruder Nr. 218, „Juli 1796"); Clogensons Anmerkung in Oeuvres de Voltaire LXXXII. 103; Preuß II. 71.

Voltaire über Friedrich an verschiedene dritte Personen während des Krieges.

An d'Argental (er hat noch nichts von Leuthen gehört, welches sich fünf Tage vorher zutrug). — — ‚Ich habe die Rache gekostet, den König von Preußen zu trösten, und das ist genug für mich. Er fährt fort, auf der einen Seite zu schlagen und auf der anderen geschlagen zu werden: wenn nicht ein anderes Wunder sich ereignet' (wie Roßbach), ‚wird er unterliegen. Besser wäre es, wäre er wirklich der Philosoph gewesen, für den er sich ausgab [1].'

An Se. Hochwürden den Grafen Bernis (der nach außen noch als Ministerpräsident von Pompadours Gnaden glänzt, aber bald unter einem Roten Hute verschwinden soll. Das Datum ist sechs Tage vor Zorndorf). — — ‚Ich kann nicht verstehen, wie einige Leute haben argwöhnen können, mein Herz hätte die Schwäche, sich, Sie wissen, wem zuzuneigen, dem, der mein Ingrat war. Man ist verpflichtet, höflich zu sein, aber man hat auch ein Gedächtnis — und man ist ebenso warm als überflüssigerweise der guten Sache ergeben, deren Verteidigung nur Ihre Aufgabe ist. Sicherlich ist meine Wenigkeit nicht wie drei Viertel der Deutschen in diesen Tagen' (seit Roßbach vor allem!). ‚Ich habe überall Damenfächer gesehen mit darauf gemalten preußischen Adlern, welche die Fleur-de-Lys fressen; mit dem hannöverschen Pferde, das M. de Richelieu einen Tritt auf den Hintern versetzt; mit einem Kurier, der eine Flasche Königin-von-Ungarn-Wasser an Madame de Pompadour überbringt. Meine Nichten sollen sicherlich diese Mode nicht einführen in meinem armen kleinen Délices, wohin ich jetzt eben zurückkehre [2].'

An Madame d'Argental (bei Gelegenheit von Minden, Kunersdorf drei Tage vorher, aber noch nicht bekannt geworden). — — ‚Fürwahr, Madame, wenn M. de Contades alle Nachkommen unserer alten Ritter an die Schlachtbank führt und sie achtzig Stücke Geschütz angreifen läßt' (nichts weniger als dies, wenn Sie es wüßten; das gerade Gegenteil davon, wenn Sie es wüßten) — ‚wie Don Quixote die Windmühlen angriff! Dieser entsetzliche Tag durchbohrt mir das Herz. Ich bin leidenschaftlich französisch gesinnt, besonders seit jenen neuen Gunstbezeigungen' (hier nicht der Erwähnung wert), ‚welche ich meinen göttlichen Engeln und dem Herzog von Choiseul verdanke.'

‚Luc — Sie wissen, wer Luc ist' (ebenso wie wir) — ‚liefert wahrscheinlich den Österreichern und den Russen gerade eine Schlacht' (Kunersdorf, den 12.; tat es vor drei Tagen und wurde nach Wunsch geschlagen) ‚in dem Augenblick, da ich die Ehre habe, Ihnen zu schreiben; wenigstens sagte er mir, daß dies seine königliche Absicht sei. Wenn sie ihn schlagen, was vielleicht geschieht, welche Schande für uns, durch den Herzog von Braunschweig geschlagen zu sein! Ich wollte, Sie kennten diesen Herzog' (wie ich ihn kenne; ein Herzog ohne esprit, ohne Redegabe, in der Tat, ohne irgendein mir erkennbares Talent), ‚Sie würden erstaunt sein und sagen: „Die Leute, welche er schlägt, müssen große Dummköpfe sein." Die Wahrheit ist, daß alle diese Truppen besser diszipliniert sind als die unsrigen [3].' — Jawohl, mein geschätzter Voltaire; und auch vielleicht, daß esprit und Redegabe nicht die allein wünschenswerten Gaben sind für Schlachten und Feldzüge! —

An d'Argental (den siebenten Tag nach Kunersdorf: beinahe gleichzeitig mit der „Maus an des Löwen Netze"). ‚Endlich nun, denke ich, müssen meine Russen bei Groß-Glogau sein' (hätten da sein können, denkt man, nach einem solchen Kunersdorf; brachen aber erst einen Monat später dahin auf und konnten nie sehr nahe herankommen). ‚Wer hätte es glauben sollen, daß Barbarina' (einst Mackenzies Tänzerin,

[1] Oeuvres de Voltaire LXXXVII. 139 („Les Délices, 10. Dezember 1757").
[2] Oeuvres de Voltaire LXXVII. 35 („Soleure, 19. August 1758").
[3] Oeuvres de Voltaire LXXVII. 35 („Soleure, 19. August 1758").

nach Glogau geschickt mit Cocceji, als ihre Heirat bekannt wurde) ,von den Russen belagert werden würde, und in Glogau: O Schicksal! —

Ich liebe Luc nicht, nichts weniger als dies: ich werde ihm nie sein infames Verfahren gegen meine Nichte' (in Frankfurt damals) ,verzeihen; noch auch die Stirn, die er hat, mir zweimal monatlich schmeichelhafte Dinge zu schreiben, ohne je sein Unrecht gutgemacht zu haben. Ich wünsche sehr seine gänzliche Demütigung, die Züchtigung des Sünders; ob seine ewige Verdammnis, weiß ich nicht ganz[1].' (Hört, hört!) —

An denselben (einen Monat nach Maxen: die ,Friedens'-Verhandlungen sind sehr lebhaft). — — ,Könnte Luc inzwischen vor diesem glücklichen Frieden gestraft werden! Könnte, nach diesem letzten Streich Generals Becks' (dem Gefecht mit Dierecke bei Meißen, am 4. Dezember, der Gefangennahme von Dierecke und 1500 Mann; kein Streich überwältigender Art, aber seien wir dankbar für die uns erwiesene Gnade), ,welcher die Straße von der Lausitz nach Berlin eröffnet hat' (ach, durchaus nicht), ,ein Haddick Berlin wieder einen Besuch abstatten! Sie sehen, in der Tragödie wünsche ich immer, daß das Verbrechen bestraft wird.

Man spricht von einer am 6. gelieferten großen Schlacht' (kein Wort davon wahr) ,zwischen Luc und dem mit dem geweihten Hute, die sehr mörderisch gewesen sein soll. Ich interessiere mich sehr für dieses ,Stück', welches jetzt unter der Sonne aufgeführt wird. Sooft die Österreicher einen Vorteil gewinnen, sagt Kaunitz zu Madame Bentinck' (eine streitsüchtige, umherwandernde Dame, deren ich mich von Berlin her und sonst erinnere): ,„Schreiben Sie das Ihrem Freund Voltaire." Sooft Luc den geringsten Erfolg davonträgt, schreibt er mir: „Ich habe die Bedrücker der Menschheit geschlagen." Lieber Engel, unter diesen Schrecknissen bin ich der einzige, der Raum hat zum Lachen — und dennoch lache auch ich nicht wegen der Culs noirs' (meint wahrscheinlich die Priester), ,der Leibrenten, der Lotterien und Pondicherys — denn ich bin immer um das letztere besorgt!' (Sicher, daß es verlorengeht; geht verloren, ist verloren und euer Ostindien mit ihm[2]!)

An den Ständigen Sekretär Formey (indem er einen „mir übergebenen Brief" befördert). ,Gesundheit und Frieden, mein Herr; und seien Sie Secrétaire Eternel. Ihr König ist immer ein in seiner Art einziger, staunenswerter, unnachahmlicher Mensch. Er macht hübsche Verse zu einer Zeit, wenn kein anderer eine Zeile Prosa schreiben könnte; er verdient, glücklich zu sein: aber wird er es sein? Und wenn nicht, was wird aus Ihnen? Was mich betrifft, so werde ich nicht sterben zwischen zwei Kapuzinern. Es ist schwerlich der Mühe wert, daß man seine Seele um einer solchen Zukunft willen läutert. Was für eine dumme und verächtliche Farce ist diese Welt[3]!'

An d'Argental (die ,Friedens'-Unterhandlungen sind noch im eifrigsten Gange). — — ,Aber mein teurer Engel, Sie werden am Dienstag den großen Mann sehen, der mir den Kopf verdreht hat' (dont je suis fou), ,den Herzog von Choiseul. Die Briefe, mit welchen er mich beehrt, entzücken mich. Gott wird ihn segnen, zweifeln Sie nicht daran. Wir haben in Pondichery einen Lally, einen Teufel von irländischer Sinnesart — der mich früher oder später mehr als 20 000 Franken jährlich kosten wird' (ich habe Renten in unserer Indischen Kompanie, etwa 20 000 Franken jährlich, wie meine Engel wissen), ,welche das handlichste Item meiner Einnahme waren. Aber der Herzog von Choiseul wird auf die eine oder die andere Art über Luc triumphieren; welche Freude wird das sein! Ich glaube, er zeigt Ihnen meine ungezogenen Träumereien. Wissen Sie, Luc ist so verrückt, daß ich nicht daran verzweifle, ihn noch zur Vernunft zu bringen' (ihn zu überreden, daß er Kleve aufgibt und sich in dieser

[1] Oeuvres de Voltaire LXXVIII. 195 („19. August 1759").
[2] Oeuvres de Voltaire LXXVIII. 346 („22. Dezember 1759").
[3] Oeuvres de Voltaire LXXVIII. 348 (aus den Souvenirs d'un Citoyen I. 302), „11. Januar 1760".

Friedensangelegenheit duckt, wie er sollte). ‚Das würde ich eine wahre Komödie nennen. Ich möchte gern Ihre Ratschläge haben über die Aufführung dieses dramatischen Stückes [1].‘

Die ‚Maus‘ von neulich, die eine Masche an dem Netze abnagt, was für ein schlauer mächtiger Jäger ist sie geworden! Das mit Kleve und dem Ducken jedoch ließ sich nicht durchsetzen. Man höre die steife Antwort darauf: „‚Friedensbedingungen‘ nennen Sie das? Die Leute, welche solche Bedingungen vorschlagen, können keinen Frieden wünschen. Was für eine Logik! „Ich könnte das Land Kleve abtreten, weil die Einwohner dumm sind!“ Was würden Ihre Minister sagen, wenn man die Provinz Champagne von ihnen forderte, weil das Sprichwort sagt: Neunundneunzig Schafe und ein Champagner machen hundert Stück Vieh [2]?‘ —

Wieder an d'Argental (drei oder vier Monate später, nachdem Luc sich hartnäckig gezeigt und noch keine Erfolge errungen hat). — — ‚Ich beschwöre Sie, wenden Sie Ihre ganze Beredsamkeit an, ihm zu sagen‘ (dem höchsten Herzog von Choiseul), ‚daß, wenn es mit Luc schlecht geht, dies kein Unglück sein wird für Frankreich. Daß Brandenburg immer ein Kurfürstentum bleiben wird, daß es gut ist, wenn es keinen Kurfürsten hat, der mächtig genug ist, um ohne Schutz unseres Königs existieren zu können, und daß alle Reichsfürsten stets auf jenen erhabenen Schutz bauen werden‘ (den Schutz der Allerchristlichsten Majestät) ‚contra l'aquila grifagna — wäre das preußische Königtum nur abgeschafft. Nota bene, sollte Luc in diesem Jahre geschlagen werden, so würden wir Frieden haben im nächsten Winter [3].‘

An den höchsten Choiseul (ein Jahr später). — — ‚Er ist ein schlechter Mensch gewesen, dieser Luc; und wollte man jetzt wetten — so würde es nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit drei gegen eins sein, daß Luc zugrunde gehen wird mit seinen Ungerechtigkeiten und seiner Politik, die alle ebenso schlecht sind als er selbst [4].‘

Voltaire über Gegenstände seiner Umgebung, besonders über Maupertuis und die Schlachten.

An d'Alembert (in der Zeit zwischen Roßbach und Leuthen, über die Schlacht von Breslau, 22. November 1757, welche die Österreicher ‚ein Malplaquet‘ nennen und die Voltaire für ein Malplaquet und noch mehr hält). — — ‚Die Österreicher rächen uns und demütigen uns‘ (uns und unsere elenden Roßbachs) ‚auf eine schreckliche Weise. Dreizehn Angriffe gegen die preußischen Verschanzungen dauerten sechs Stunden; nie gab es einen blutigeren oder schrecklicher schönen Sieg‘ (in dem Gehirn gewisser Menschen). ‚Wir schönen Franzosen sind flinker, unsere Arbeit ist in fünf Minuten getan. Der König von Preußen schreibt immer in Versen an mich, bald wie ein Desperado, bald wie ein Held; und was mich betrifft, so suche ich wie ein Philosoph in meiner Eremitage zu leben. Er hat erreicht, was er immer wünschte: die Franzosen zu schlagen, von ihnen bewundert zu werden, sie zu verspotten; aber die Österreicher spotten seiner auf eine sehr gefährliche Weise. Unsere Schande vom 5. November hat ihm Ruhm verliehen, und mit diesem Ruhm, der nur vorübergehend und teuer erkauft ist, muß er sich begnügen. Er wird seine eigenen Länder verlieren, samt denjenigen, deren er sich bemächtigt hat, wenn nicht die Franzosen wieder das Geheimnis entdecken‘ (was sie werden), ‚alle ihre Armeen zu verlieren, wie im Jahre 1741 [5].‘

An Clairaut, den Mathematiker (bald nach Maupertuis' Tode). ‚Eine vortreffliche Abhandlung, die Sie mir geschickt haben, mein Herr! Ihr Krieg

[1] Oeuvres de Voltaire LXXVIII. 375 („Délices, 15. Februar 1760“).
[2] Friedrich an Voltaire, „Freiberg, 3. April 1760“, Oeuvres de Frédéric XXIII. 73, 74.
[3] Oeuvres de Voltaire LXXIX. 110 („Juli 1760“).
[4] Das. LXXX. 313 („Château de Ferney, 13. Juli 1761“).
[5] Das. LXXVII. 133, 4 („Délices, 6. Dezember 1757“, den Tag nach Leuthen).

mit den Geometern in betreff dieses Kometen scheint mir wie ein Krieg der Götter im Olymp, während auf der Erde ein Kampf von Hunden und Katzen stattfindet.' — — ,Von Herzen wünsche ich, unser Freund Moreau-Maupertuis hätte sein Talent kultiviert wie Sie! Daß er Kometen vorausgesagt hätte, statt seinen Geist zur Voraussagung der Zukunft zu exaltieren, statt die Gehirne von Riesen zu zerschneiden, um die Natur der Seele kennenzulernen, statt die Leute mit Pech zu firnissen, um sie von jeder Krankheit zu heilen, statt König zu verfolgen und zwischen zwei Kapuzinern zu sterben' (starb vor drei Wochen auf solche Weise, die arme Seele)[1]!

An d'Alembert (eine Woche später). — — ,Was sagen Sie davon, daß Maupertuis zwischen zwei Kapuzinern gestorben ist. Er krankte lange an Überfülle von Stolz; aber ich hatte ihn weder für einen Heuchler gehalten noch für einen Schwachkopf. Ich rate Ihnen nicht, je nach Berlin zu gehen und seinen Platz dort auszufüllen; Sie würden es bereuen. Ich bin Astolpho, der Ruggiero warnt, sich der Zauberin Alcina nicht zu vertrauen; aber Ruggiero ließ sich nicht raten.[2]'

An denselben (zwei Jahre später: aus gewissen Gründen würde Lucs Rettung gut sein). ,Hinsichtlich Lucs gestehe ich Ihnen, obschon ich gerechte Ursache habe, ihm böse zu sein, daß ich, als Franzose und denkendes Wesen, froh bin, daß ein gewisses hochorthodoxes Haus Deutschland nicht verschlungen hat und daß die Jesuiten nicht in Berlin Beichte halten. Drüben, nach der Donau zu, ist der Aberglaube sehr mächtig.' — — ,Der infâme' — —. ,Sie wissen sehr wohl, daß ich nur vom Aberglauben spreche, denn was die christliche Religion angeht, so schätze und liebe ich dieselbe wie Sie. Mut, Bruder! Predigt mit Macht und schreibt mit Geschick: Gott wird Euch segnen. Nehmen Sie, mein Bruder, soviel Sie können, sich der Witwe Calas an. Sie ist eine arme, schwachsinnige Hugenottin, aber ihr Mann war ein Opfer der Weißen Büßer. Es ist im Interesse der menschlichen Natur, daß die Fanatiker von Toulouse zugrunde gerichtet werden.' (Der Prozeß des Calas, der zweite Akt desselben, kommt gerade auf die Bühne. Ein Prozeß, welcher noch jetzt denkwürdig ist. Ein staunenswertes Stück französischer Gerechtigkeitspflege und Voltaires edelster Ausbruch in eine erhabene Glut des Mitleids, tugendhaften Zornes und des Entschlusses, Rettung und Hilfe zu bringen gegen die ganze Welt[3].)

Friedrich an Voltaire, vor und während dieser Friedensunterhandlungen.

In Schmottseifen, fünf Tage vor Züllichau, zehn Tage vor jener Jagd auf Loudon und Haddick. (Voltaire, der sich durch seine Indiskretion einen Verweis zugezogen, hat etwas gewimmert: „Meine diskrete Nichte hat jene letzten Verse verbrannt, Sire; da ist wenigstens keine Gefahr!" Ein wütiger Bischof von irgendeinem -ac versuchte Ew. Majestät anzugreifen, aber wurde durch eine gewisse Person zum Schweigen gebracht.) ,Fürwahr, Sie sind ein eigentümliches Geschöpf. Wenn ich Sie schelten will, sagen Sie zwei Worte, und der Vorwurf erstirbt. Es ist unmöglich, Sie zu schelten, selbst wenn Sie es verdienen.' — —

,Was Ihre Nichte betrifft, so mag sie mich verbrennen oder braten, mir liegt wenig daran. Auch brauchen Sie mich nicht für so empfindlich zu halten in bezug auf das, was Ihre Bischöfe in ic oder in ac von mir sagen. Ich teile das Los aller Schauspieler, die vor dem Publikum spielen; einige applaudieren, andere drücken ihr Mißfallen aus. Man muß sich auf Satiren, auf Verleumdungen, auf eine Masse von Lügen gefaßt machen, die über einen in Umlauf gesetzt werden: aber braucht das meine Ruhe zu stören? Ich gehe auf meiner Bahn vorwärts, tue nichts gegen

[1] Oeuvres de Voltaire LXXVIII. 191 („Délices, 19. August 1759").
[2] Ebend. LXXVIII. 197 („Délices, 25. August 1759").
[3] Ebend. LXXVIII. 52, 53 („Ferney, 28. November 1762").

die Stimme meines Gewissens und bekümmere mich sehr wenig darum, wie meine Handlungen sich in dem Gehirn nicht immer sehr denkender Wesen mit zwei Beinen und ohne Federn darstellen[1].'

In Wilsdruff, gerade vor Maxen (ein triumphierender, übersprudelnder, merkwürdiger Brief, zu lang, um eingeschaltet zu werden — ein Auszug wurde oben gegeben). — — ,Für Ihre Tragödie Socrate meinen Dank. In Paris werden sie dieselbe verbrennen, die elenden Toren — sie wissen nicht, daß törichter Fanatismus ihr herrschendes Laster ist. Doch es ist besser, die Dose Medizin zu verbrennen als den hilfreichen Doktor. Ich — kann mich solchen Menschen anschließen? Wenn ich, wie Sie sich beklagen, Sie beiße, so geschieht es ohne mein Wissen. Aber ich, umgeben von Feinden, deren einer mich stößt, ein anderer mich stachelt, noch ein anderer mich mit Kot bewirft — da verliert man endlich die Geduld und schlägt in allgemeiner, vielleicht zu unterschiedloser Wut um sich.

„Sie sprechen von meinen Versen über Roßbach" (mein Lebewohl an die Böttcher, als sie ihre Brücke verbrannt fanden[2]). ,In diesem Feldzuge habe ich keine selige Vision, im Stile von Moses, gehabt. Die barbarischen Kosaken und Tartaren, die schändlich aussehen, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, haben meine Länder verbrannt und verwüstet und gräßliche Unmenschlichkeiten verübt. Das ist alles, was ich von ihnen gesehen habe. Solche traurige Schauspiele tragen nicht zur Erhöhung des Mutes bei.' (Geht plötzlich in Verse über:) ,La Fortune inconstante et fière, die unbeständige und stolze Fortuna behandelt ihre Bewerber nicht immer auf billige Weise. Jene Narren, Helden genannt, welche das Land durchziehen,

Ces fous nommés héros, et qui courent les champs,
Couverts de sang et de poussière,
Voltaire, n'ont pas tous les ans
La faveur de voir le derrière
De leurs ennemis insolents.

Kann das Vergnügen nicht jedes Jahr erwarten! — —

„Maupertuis, sagen Sie?" ,Stören Sie nicht die Asche des Toten; lassen Sie das Grab wenigstens Ihrem ungerechten Haß ein Ende machen. Bedenken Sie, daß selbst Könige nach langem Kampfe Frieden schließen; können Sie ihn nie schließen? Ich glaube, Sie würden, wie Orpheus, imstande sein, in die Hölle hinabzusteigen, nicht um Pluto zu besänftigen und Ihre schöne Emilie zurückzubringen, sondern um bis in jenen Ort des Wehes einen Feind zu verfolgen, den Ihr Zorn schon zu sehr verfolgt hat in dieser Welt: Schmach über Sie[3]!' — und weist ihn, mehr als je sonstwo, in ernsten Ausdrücken zurecht.

In den Winterquartieren, über den Frieden und die gestohlene Ausgabe. (Er fängt an mit Versen, welche wir abkürzen:) „Mit wie vielen Lorbeern Sie sich auf allen Gebieten der Literatur bedeckt haben! Ein Lorbeer fehlt noch der Stirne Voltaires. Wenn er, so viele vollendete Werke zu krönen, durch ein geschicktes Manöver den Frieden zurückbringen könnte, so würde ich und Europa mit mir dies für sein Meisterstück halten!" (Geht zur Prosa über:)

,Das ist mein Gedanke und der ganz Europas. Virgil machte ebenso schöne Verse als Sie. Aber er machte nie einen Frieden. Es wird eine Auszeichnung sein, welche Sie von allen ihren Brüdern vom Parnaß voraus haben, wenn es Ihnen gelingt.

Ich weiß nicht, wer mich hintergangen und einen Haufen Rhapsodien gedruckt hat' (die Ausgabe — Sie doch gewiß nicht), ,die gut genug waren, um mich selbst zu amüsieren, aber nie bestimmt waren zur Publikation. Doch ich bin so an Verrätereien und schlechte Manöver gewöhnt — was liegt an diesem unwichtigen?

[1] „Schmottseifen, 18. Juli 1759"; Oeuvres de Frédéric XXIII. 55, 56.
[2] S. oben S. 156.
[3] Oeuvres de Frédéric XXIII. 61—65 („Wilsdruff, 17. November 1759").

Ich weiß nicht, wer der Bredow ist; aber er hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Das Schwert und der Tod haben schreckliche Verheerungen unter uns angerichtet. Und das schlimmste ist, daß wir noch nicht mit der Tragödie zu Ende sind. Sie können sich denken, welche Wirkung diese furchtbaren Stöße auf mich ausüben. Ich hülle mich in meinen Stoizismus so gut ich kann. Fleisch und Blut empören sich gegen eine so tyrannische Aufgabe; aber sie muß vollführt werden. Wenn Sie mich sähen, würden Sie mich kaum wiedererkennen: ich bin alt, gebrochen, graulöpfig, runzelig; ich verliere meine Zähne und meine Heiterkeit: wenn das so weitergeht, wird nichts von mir übrigbleiben als die Manie, Verse zu machen und eine unveräußerliche Anhänglichkeit an meine Pflichten und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne [1].'

In den Winterquartieren, einen Monat später (spricht wieder über den ‚Frieden'). — — ‚Ich will Ihnen jene kleine Schuld auszahlen lassen' (vielleicht Postgeld oder dergleichen), ‚damit Louis von der Mühle' (Louis du Moulin, der bei Fontenoy mit seinem Dauphin auf eine Windmühle stieg und von den Soldaten diesen Spitznamen erhielt) ‚doch etwas hat, womit er Krieg gegen mich führen kann. Fügt eurer Taxe des zwanzigsten Pfennigs eine Taxe des zehnten Pfennigs hinzu; legt neue Kopfsteuern auf, schafft Titularämter, um Geld zu bekommen; kurz, tut, was ihr wollt. Trotz aller eurer Anstrengungen werdet ihr nie einen von meiner Hand gezeichneten Frieden erlangen, es sei denn unter ehrenvollen Bedingungen für mein Volk. Ihr von Eitelkeit und Torheit aufgeblasenes Volk kann sich auf diese Worte verlassen. Adieu, leben Sie glücklich; und während Sie sich nach Kräften anstrengen, Preußen zu zerstören, denken Sie, daß niemand dies weniger verdient hat als ich, weder um Sie noch um Ihre Franzosen [2].'

Noch in den Winterquartieren (noch über den ‚Frieden', fängt aber an mit ‚Maupertuis', worauf unser Auszug sich beschränken soll). ‚Welch eine Wut beseelt Sie gegen Maupertuis? Sie klagen ihn an, jene gestohlene Ausgabe veröffentlicht zu haben. Wissen Sie denn, daß seine Abschrift, wohl von ihm versiegelt, nach seinem Tode hier ankam und daß er zu einer solchen Indiskretion nicht imstande war.' (Geht plötzlich in Verse über.)

‚Laß in Frieden Maupertuis' kalte Asche:
Die Wahrheit kann und wird ihn verteidigen.
Seine Seele war treu und edel:
Er verzieh Dir jenen schmachvollen Akakia (ce vil libelle
Que vôtre fureur criminelle
Prit soin chez moi de griffoner); ja: —
Und Du? Schmach über einen solchen Wahnsinn Voltaires!
Was, dieser schöne, was, dieser große Genius,
Den ich mit Entzücken bewunderte,
Befleckt sich durch Verleumdung und wütet gegen die Toten?
Sich zusammenscharend, Freudenrufe in der Luft ausstoßend,
Fahren gemeine Raben herab auf die Gräber
Und begehen Raub an Leichnamen:' —

Erröte, bereue, ach!

Diese Proben werden genügen. „Der König von Preußen?" sagte Voltaire wohl zuweilen. „Er ist so mächtig und so böswillig als der Teufel; aber er ist auch so unglücklich, weiß nicht, was Freundschaft ist" — und hatte doch bei einigen von uns eine so herrliche Gelegenheit, es zu erfahren! —

[1] Oeuvres de Frédéric XXIII. 69 („Freiberg, 24. Februar 1760").
[2] Oeuvres de Frédéric XXIII. 72 („Freiberg, 20. März 1760").

Friedrich hat Lord Marishal nach Spanien geschickt. Andere schöne Hoffnungen Friedrichs.

Zu Anfang des Jahres 1759 war Lord Marishal aus seiner Neuchâteller Untätigkeit abberufen und wieder in das Feld der Diplomatie geschickt worden, auf eine Mission nach Spanien nämlich. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Ferdinand VI. von Spanien (derselbe, welcher die alte spanische Schuld nicht an Friedrich bezahlen wollte, sondern ihm Merinoböcke und einen Krug voll Königin-Mutter-Schnupftabak schickte) hatte einen seiner Anfälle von Trübsinn bekommen, und man glaubte, daß er im Sterben liege — starb auch in der Tat in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand am 10. August desselben Jahres. Kraft des Vertrages von Aachen und kraft aller möglichen Verträge sollte sein Halbbruder Carlos von Neapel (der Knabe Carlos der Xanthippe, den wir früher kennenlernten) ihm in Spanien nachfolgen. Don Philipp, der nächste Bruder, jetzt von Parma und Piacenza, sollte als König von Neapel nachfolgen — während er doch schließlich jene streitigen Herzogtümer an Österreich abtrat. Friedrich, der alle Möglichkeiten eifrig berechnete, sah voraus, daß für den Fall solcher Trennungen in Italien große Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß ein Streit dort ausbrechen werde. Und hat den erfahrenen alten Marishal abgeschickt, um an Ort und Stelle zu sein und seine Augen offen zu halten. Marishal kennt Spanien sehr gut und hat oft gesagt: „Ich habe einen alten lieben Freund dort gelassen, die Sonne." Marishal war um die Neujahrszeit unterwegs, zögerte aber auf dem Wege, um abzuwarten, wie es mit Ferdinand gehen werde. Und auch, weil er selbst ein wichtiges Geschäft zu besorgen hatte, indem er vorwärts schlenderte. Er kam, glaube ich, nicht früher an, ehe es Sommer wurde und sein alter lieber Freund mit Macht hervortrat.

Am 10. August 1759 starb Ferdinand, und an demselben Tage wurde Carlos König von Spanien. Statt aber Neapel an Don Philipp abzutreten, gab Carlos es an einen seiner eigenen jüngeren Söhne, und der arme Philipp mußte sich wie zuvor mit Parma und Piacenza begnügen. Das war offenbar den Rechten Österreichs zuwider. Der Vertrag von Aachen ist über diesen Punkt vollkommen klar! Wird Österreich seine Ansprüche nicht geltend machen? Die Politiker sagen, Österreich hätte nicht allein Parma und Piacenza, sondern das Königreich Neapel selbst wiedergewinnen können. Kein Frankreich war gegenwärtig imstande, dies zu verhindern, kein Spanien war überhaupt dazu imstande. Aber gegen die allgemeine Erwartung wollte Österreich nicht. Ein Land, welches zäh genug an seinen Rechten, wirklichen und eingebildeten, festhielt, gierig genug nach Italien war, aber noch gieriger nach Schlesien! Die Sache wurde im Staatsrat in Wien überlegt, aber das Resultat war ein großmütiges Nein.

„Laßt uns erst mit diesem Friedrich fertig werden, mit diesem Schlesien fertig werden! Bis dahin nichts anderes!“

Marischals gesandtschaftliches Geschäft erwies sich demnach als eine Sinekure; denn kein Carlos brauchte anti-österreichische Hilfe von Friedrich oder sonst jemand, da Österreich ihn großmütig in Ruhe ließ. Unzweifelhaft eine große Enttäuschung für Friedrich. Der emsige Friedrich hatte auch auf der anderen Seite dieser Angelegenheit versucht, ob der König von Sardinien, der ehemals ein abenteuernder, kampflustiger Mann war und Interessen dabei zu wahren hatte, nicht vielleicht aufgestachelt werden könnte. Aber nein, auch er, alt, fromm und furchtsam geworden, hielt an seinem Rosenkranz fest und antwortete Nein. Hier ist wieder eine vernünftig aussehende Hoffnung, die sich aber als trügerisch erweist.

Marischal blieb korrespondierend, Nachrichten schickend (die preußischen Archive allein wissen, was für welche), beinahe zwei Jahre in Spanien[1]. Seine Gesandtschaft hatte eine Wirkung, welche für uns hier von Interesse ist. Auf dem Hinwege war er über London gegangen, um eine legale Lossprechung für sein Jakobitentum zu suchen — wenigstens insoweit, um ihn in den Stand zu setzen, den Grafentitel von Kintore zu erben, dessen Erledigung nahe in Aussicht stand. Durch Blutsverwandtschaft fällt er an ihn, wenn nur die jakobitische Rechtsentziehung aufgehoben wäre. Kintore ist eine jüngere Zweiglinie der Keiths. „John, jüngerer Sohn Williams, des sechsten Lords Marischal“, war der erste Kintore. Williams des sechsten jüngerer Sohn, ja — und Williams Vater, für mich ein stets ehrwürdiger Mann, hatte das Marischal-College in Aberdeen gegründet (1593), wo für einige wenige in jenen ernsten Granitgegenden der göttlicheren Bestrebungen (dank Gott und diesem Keith) bei frugalem Gerstenmehl noch möglich sind. Der Keith von M a r i s c h a l - C o l l e g e oder der f ü n f t e Lord Marischal war der Urgroßvater unseres Potsdamer Freundes, welcher der zehnte und letzte ist[2]. Ehre dem Tapferen und Edlen, der jetzt unter den Füßen der n i c h t Edleren verstummt ist. Kurz der vierte Kintore war im Begriff, kinderlos zu sterben, und Marischal war in dieser Erbschaftsangelegenheit nach London gekommen.

Er war natürlicherweise mit den besten Empfehlungen versehen. Die britannische Majestät, Pitt und jedermann kam ihm mit Willkommen und Beistand entgegen. Was er wünschte, geschah, und mit solcher Schnelligkeit und Herzlichkeit auf Pitts Betreiben, daß das Herz des alten Marischal ganz dadurch gewonnen wurde. Und es unterliegt keinem Zweifel, ob-

[1] Er kehrte zurück „April 1762“ (Friedrichs Brief an ihn, „10. April 1762“, in Oeuvres de Frédéric XX. 285).

[2] Douglas, Scotch Peerage S. 448 ff., 387 ff.

gleich keine Einzelheiten darüber veröffentlicht sind, daß er während dieser Jahre wichtige Mitteilungen aus Spanien an Pitt richtete und besonders ihn benachrichtigte, daß König Carlos und der französische Bourbon einen Familienpakt oder feierlichen Vertrag, einander als Brüder zur Seite zu stehen, unterzeichnet hatten (15. August 1761). Was seitdem für Pitt insgeheim eine wichtige Tatsache war, wie wir vielleicht sehen werden, obgleich für andere nur noch ein peinliches Gerücht und Ungewißheit. Ob der alte Marishal ihn benachrichtigte, daß König Carlos die Engländer haßte, daß er in seinem königlichen Gemüt nie jene Kränkung des Kommodors Martin vergeben hatte (das Auf-den-Tisch-Legen der Uhr im Golf von Neapel vor langer Zeit), weiß ich nicht; aber auch das war eine Tatsache. Ein eifriger, zorniger Mann, dieser Carlos, wie es heißt. Keineswegs ein verdienstloser König von Spanien, obgleich seine Porträts zeigen, daß er häßlich war. Wir wollen ihn in den diskreten Marishals Händen lassen, während der „alte liebe Freund" gleichmäßig über beiden scheint.

Es ist sonderbar, zu sehen, wie in einem so wahrhaftigen Geiste wie dem Friedrichs so viele täuschende Hoffnungen beständig Raum finden. Krieg in Italien wegen eines Streites mit Don Carlos. Friede mit Frankreich und der Pompadour durch den Beistand von Edelsheim und Bailli de Froulay. Friede mit Rußland und der infâme Catin, mittels englischer Bestechungen (Friedrich schickte diesen Winter einen Agenten mit vielen englischen Guineen, aber er kam nicht weiter als bis an die Grenze, durfte es nicht einmal versuchen). Zuweilen wie wieder in diesem Winter ist es die Hoffnung, daß Dänemark sich ihm anschließt (aus Angst vor den russischen Absichten auf Holstein; aber auch daraus wird nichts). Vor allem glänzt beständig, jedes Jahr von neuem knospend, und heller nach jeder Enttäuschung eine Hoffnung auf den Großtürken und die ihm anhängenden Staaten. Der Großtürke oder wenn nicht dieser der Chan der Tartarei — gewiß einer von diesen wird sich an die Fersen Österreichs oder Rußlands heften lassen und eine Diversion zu unseren Gunsten unternehmen. Friedrich gab sich die größte Mühe in Hinsicht auf diese letzte Hoffnung. Es ist beinahe rührend zu sehen, mit welcher zärtlichen Hartnäckigkeit er daran festhält und jedem neuen Frühling und Sommer von neuem hofft[1].

Die Hoffnung, daß eine infâme Catin eines Tages sterben möchte (denn sie liegt jetzt tief in chaotischen Leiden, ziemlich tief auch in Branntwein), scheint sich ihm nie aufgedrängt zu haben. Wenigstens findet sich nirgends eine bestimmte Andeutung darüber — der Adlerflug seiner Phantasie stieg weit über eine solche Kleinlichkeit empor! Hoffnung ist

[1] Preuß II. 121 ff., 292 usw.; Schöning II. und III. passim.

sehr schön, selbst täuschende Hoffnung, bei einem solchen Friedrich. Die eine Hoffnung, welche ihn nicht betrog, war die Hoffnung auf sein eigenes bestes Bemühen bis zum Tode, und keine Täuschung ließ ihn darin je auch nur einen Augenblick erschlaffen. Stehe auf dir selbst! In dem weiten Bereich der Phantasie ist keine andere Gewißheit der Hilfe als diese. Keine andere Gewißheit — und doch, wer weiß, durch welche kleinen Dinge der Himmel Hilfe schicken mag!

Neuntes Kapitel / Vorbereitungen zu einem fünften Feldzuge

Erst am 25. April verließ Friedrich Freiberg und bezog sein Lager. Erst Mitte Juni fing er an, eine ernste Bewegung zu unternehmen. Wir hören, daß viel Entmutigung in seiner Armee herrscht, und in der Tat muß man gestehen, daß das Horoskop dieser Feldzüge sich von Jahr zu Jahr verdunkelt. Nur Friedrich selbst darf nicht entmutigt werden, und ist es auch nicht. Obgleich selten vor einem Menschen ein gefährlicher aussehendes Jahr lag als dieses, welches sich jetzt in trüben Umrissen vor Friedrich gestaltet. Sein Glück scheint ihn verlassen zu haben, und seine Feinde sind vertrauensvoller als je zuvor.

Dieses Jahr, so scheint es, haben sie sich auf ein neues Mittel gegen ihn bedacht. „Wir haben eine Bevölkerung von neunzig Millionen," rechnen sie, „er hat kaum fünf Millionen; am Ende müssen ihm die Menschen ausgehen. Wir wollen aufhören, die Gefangenen mit ihm auszutauschen." In Jägerndorf im April 1758 (gerade vor unserem Marsch nach Olmütz) hatte ein Austausch stattgefunden — nicht ohne Feilschen; aber dies war auf seiten Österreichs der letzte. Ein Vertrag, in dem die Werte nach altem Brauch genau festgesetzt waren. Ein Feldmarschall ist 3000 Gemeine oder 10 000 Taler wert und ein Oberst 130 Gemeine oder 430 Taler und ein Gemeiner einen Dukaten (kein sehr hoher Preis)[1]. Die Russen feilschten noch mehr und konnten nicht bei ihrem Wort gehalten werden. Aber sie versuchten es noch einmal im vorigen Jahre (Oktober 1759) und wurden durch sorgsames Zureden und Einlenken zu einem Abkommen gebracht, und die Gefangenen auf beiden Seiten kehrten wieder zu ihren Fahnen zurück. Aber seitdem wurde es Grundsatz der Politik, „Kein Austausch oder Vertrag mehr; wir wollen ihn in diesem Artikel aushungern!" Und hätte Friedrich sich auf nichts als seine fünf Millionen verlassen können, so würde er, obgleich dieselben freigebig beisteuerten, in Wahrheit ausgehungert worden sein. Ebensowenig hätte Sachsen mit Mecklenburg, Anhalt und Erfurt ihn mit ihren 10 000 Mann jährlich versorgen können. „Wäre nicht", sagt Archenholz (ein Mann, der gern ein wenig übertreibt) —

„Wäre nicht ein Rekrutiersystem" oder Werbesystem „entstanden, desgleichen an Art und Umfang nie zuvor auf der Erde gesehen worden." Gefangene — gefangene

[1] Archenholz II. 53.

Soldaten — wenn sie nur im mindesten tüchtig schienen, wurden auf jede Weise überredet und selbst gezwungen, in den preußischen Dienst zu treten. Gezwungen mit dem Stocke in der Hand, sagt Archenholz (der zu wenig unterscheidet, wie ich bemerke; denn es waren Pfälzer, Württemberger, Reichsvölker darunter, die zuerst von der anderen Seite gezwungen worden waren). „Nicht gefragt, ob sie dienen wollten, sondern zu den preußischen Fahnen geschleppt, gezwungen, denselben Treue zu schwören und gegen ihre Landsleute zu fechten." Man sollte wenigstens sagen, gegen die Herrschaft ihrer Landsleute, die halsstarrigen Durchlauchtigen Hoheiten von Württemberg, Mecklenburg und ihresgleichen. Württemberg, wie wir vor kurzem erwähnten, mußte nicht wenige von dem ersten Aufgebot gegen den protestantischen Helden erschießen, ehe sie überhaupt marschieren wollten! — Ich bedauere diese armen Leute und wünsche, das Reich wäre gewesen, was es einst war, eine Wahrheit und praktische Realität, nicht ein imaginäres Wesen und eine häßlich verächtliche Perückenwirtschaft, wie es jetzt ist! Verächtlich und häßlich zugleich, beruhend auf jener fundamentalen Lügenhaftigkeit, was, obgleich in diesen Tagen wenig beachtet, ewig tragisch ist und Lügenhaftigkeiten ohne Ende für die dabei beteiligten Personen nach sich zieht! — Aber abgesehen hiervon ist es gewiß:

„Das ganze deutsche Reich war von geheimen preußischen Werbern überschwemmt. Die größere Zahl derselben bestand keineswegs aus wirklichen Offizieren, sondern aus hungrigen Abenteurern, mit welchen man Vergleiche abschloß, und die sich zu ihrem eigenen Vorteil jedes erdenkbare Mittel zur Sammlung von Rekruten erlaubten. Haupt- und Mittelpunkt derselben war der preußische Oberst Colignon", einer von den Freikorpsleuten, „ein Mann, den die Natur wie zu diesem Geschäft gemacht hatte" (was für ein schöner Mann!) — „der allen anderen Befehle erteilte und sie durch sein eignes Beispiel lehrte. Colignon selbst reiste" während des Winters „in allen möglichen Kostümen und Charakterrollen umher und überredete Hunderte zum Eintritt in den preußischen Dienst. Er versprach nicht nur Offizierspatente, sondern teilte welche aus — indem er junge Laffen, Studenten, Kaufmannslehrlinge und dergleichen zu Leutnants- und Hauptmannsstellen in der preußischen Armee ernannte" (mit ebensoviel Recht als im Chore der Cherubim und Seraphim, hätten sie es gewußt „bei der Infanterie, bei den Kürassieren, bei den Husaren — es ist einerlei, ihr braucht nur zu wählen. Der Ruhm der preußischen Waffen war so allgemein und mit der Vorstellung reicher Beute verbunden, daß Colignons Fabrik von Offizierspatenten fortwährend in Tätigkeit war. Es war unnötig, für Marschgeld und Handgeld zu sorgen; Colignons Rekruten reisten meist auf eigene Faust und auf eigene Kosten. In Franken, in Schwaben, in den Rheinländern beraubten liederliche Söhne ihre Väter, Ladendiener die Kasse ihrer Prinzipale und Verwalter ihre Geldkasten — und eilten hinweg zu jenen großmütigen preußischen Beamten, die Kompanien weggaben wie Kreuzer und junge mutige Gesellen zu schätzen wußten. Sie eilten mit ihren Offizierspatenten nach Magdeburg, wo sie als gewöhnliche Rekruten empfangen und mit Gewalt in passende Regimenter gesteckt wurden. Es nutzte nichts, sich zu widersetzen. Stock und Korporal" — wer zweifelt daran? — „bis zu völliger Unterwerfung. Auf diese und andere Art sollen Colignon und seine Helfershelfer dem Könige im Laufe dieses Krieges ungefähr 60 000 Rekruten verschafft haben [1]."

Dieses Jahr soll Daun, obwohl sein Ruhm jüngsthin abgenommen hat, wie gewöhnlich den Oberbefehl führen. Die große Armee mit Sachsen als Feld ihrer Eroberungen und den Reichsvölkern als Hilfstruppen soll unter Daun stehen. Was aber als wichtige Verbesserung gilt, Loudon soll ein Kommando für sich und seine eigene Armee haben. Loudon mit seinem hitzigen Temperament, melancholisch und scheu wie er ist, ist nicht der

[1] Archenholz II. 53.

Mann, sich den Herren vom Kriegshofrat zu empfehlen. Aber ohne Zweifel hat die Kaiserliche Majestät ihn mit ihren eigenen weisen Augen ausersehen. Seine Verdienste sind so unleugbar. Die Notwendigkeit, einen Feldherrn (nicht von der Cunctatorsorte) zu haben, ist so sehr dringend. „Die Armee von Schlesien, 50 000 Mann", soll unter Loudon stehen, und 40 000 Russen sollen mitwirken und sich mit Loudon vereinigen. Sollen wirklich die Eroberung Schlesiens in diesem Jahre versuchen, während Daun durch seine Eroberung von Sachsen den König beschäftigt.

In Petersburg, Versailles und Wien hat man viele Pläne gemacht und eifrig beratschlagt. Zuerst in Petersburg (der Zeit und der Wichtigkeit nach), wo Montalembert wieder sehr vorstellig gewesen ist in bezug auf jene armen schwedischen Truppen und die Art, wie man einigen Nutzen von ihnen ziehen könne: „Stettin in Verbindung mit den Schweden. Oh, hört auf die Stimme der Vernunft und nehmt Stettin!" „Würde es nicht ratsamer sein, wenn wir allein Danzig nähmen?" antwortet Soltikof. „Danzig ist eine wichtige Stadt und der große Hafen der Ostsee und würde so bequem sein für unser Preußen, da wir beschlossen haben, diese schöne Eroberung zu behalten." So denkt die Zarische Majestät sowohl als Soltikof insgeheim, obschon es in bezug auf Danzig Schwierigkeiten gibt; und kurz, die Wiederholung von Kolberg ausgenommen, kann keine Belagerung dort herum versucht werden. Eine Belagerung von Kolberg jedoch soll wirklich stattfinden — die zweite Belagerung. Ob sie vielleicht glücklicher ausfällt als die erste vor zwei Jahren? Eine schwedisch-russische Seemacht, eine ausschließlich russische Landmacht sollen diese zweite Belagerung zu einer günstigen Zeit unternehmen. Außer mit seinen Wünschen wird Soltikof nicht dabei beteiligt sein; noch auch, wie zu hoffen steht, wir selbst — in dem eiligen Drängen, welches wahrscheinlich vor uns liegt.

„Schlesien würde der geeignete Ort für Belagerungen sein!" sagen die Leute in Wien fortwährend. Und die Kaiserliche Majestät ist sehr dringend und versucht alle Mittel — Beredsamkeit, Schmeicheleien, Bestechungen — um Petersburg zu derselben Ansicht zu bringen. Endlich wird sie auch von ganzem Herzen durch die Zarische Majestät adoptiert, die immer bereit ist, sich an Friedrich zu rächen, je verhängnisvoller und unmittelbarer, um so besser. Von ganzem Herzen durch sie; nicht so von ganzem Herzen durch Soltikof und ihre Kriegsleute, welche die österreichischen Gewohnheiten kennen und insgeheim entschlossen sind, nicht die Kastanien aus dem Feuer zu holen, während die Pfoten der anderen Partei müßig und nur ihre Kinnladen willfährig sind.

Vom Kleinkrieg ist nichts oder wenig zu sagen. In der Tat, es kommt so gut wie nichts davon vor. Umherstreifende Kosakenhaufen unter einem Tottleben, von dem wir noch sonst hören werden, beunruhigen Pommern und scharmützeln mit den preußischen Posten dort, ohne jedoch wie früher das Land zu verwüsten, da Tottleben eine Art zivilisierter Mann ist. Einer

derselben besuchte eines Tages das Schloß Schwedt und fand dort den Prinzen Eugen von Württemberg (beinahe hergestellt von seinen Kunersdorfer Wunden), der ein Schwiegersohn des Hauses, mit einer Tochter von Schwedt verheiratet ist — auch Ahnherr der jetzigen russischen Zaren, hätte jemand es damals gewußt. Diesen schleppten die Kosaken ein paar Märsche weit mit sich fort. Dann nahmen sie seine Verschreibung für ein gewisses Lösegeld und ließen ihn laufen. Da die Verschreibung und derjenige, welcher sie in Besitz hatte, bald nachher von den Preußen gefangen wurde, bezahlte Eugen kein Lösegeld, so daß sein Abenteuer für uns ohne Bedeutung ist, obgleich es damals unter den Zeitungsschreibern viel Gerede verursachte.

Zwei andere kleine Vorgänge und nicht mehr als zwei wollen wir noch erwähnen, die an sich eine Art von Denkwürdigkeit haben. Zuerst den mit General Czetteritz und dem Manuskript, das er verlor. Von Posten jenseits der Elbe finde ich keinen erwähnenswert, und es ist auch, glaube ich, keiner da, außer dem des Generals Czetteritz, welcher in Cosdorf steht, ziemlich weit gegen die Torgauer Gegend vorgeschoben, als Wache über Torgau und andere dort gelegene Städte. Gegen Czetteritz wurde dort im Februar ein Vorstoß gemacht von dem tätigen General Beck, den Daun zu diesem Zweck ausgeschickt hatte. Ausnehmend erfolgreich nach den österreichischen Berichten, aber in Wahrheit so gut wie ohne jedes Resultat. Czetteritz' erster Vorposten wurde in der Dämmerung eines nebligen Februarmorgens (21. Februar 1760) überrascht. Der zweite wurde nicht überrascht, gab Feuer und schlug Lärm; dann erhob sich ein Kampf. Czetteritz sprang auf sein Pferd, seine Leute wichen mit einem Verluste von 7 Offizieren und 200 Mann Gefangenen zurück — rückten aber schließlich nach einigen Stunden wieder mit frischen Kräften vor[1], und das Gefecht endete mit der Zurücktreibung Becks, der Wiedereinnahme von Cosdorf und einer allgemeinen Herstellung des früheren Zustandes der Dinge in jener Gegend. Ein Aufflammen des Vorpostenkrieges, das jetzt gar keine Erwähnung mehr verdiente, wäre es nicht um eines kleinen Umstandes willen. Daß nämlich bei dem Jagen und Erteilen schneller Befehle, besonders beim Nachtrabe, das Pferd des Generalmajors Czetteritz stürzte und infolgedessen nicht nur der General gefangengenommen, sondern auch sein Quartier geplündert und in seinem Gepäck — was der bemerkenswerte Umstand ist — ein kleines Manuskript *Militärische Instruktion für die Generale* gefunden wurde, desgleichen jeder preußische General hat und außerordentlich geheim halten muß[2]. Dies wurde nach Dauns Hauptquartier gebracht, gehörig gewürdigt, abgeschrieben und erschien im

[1] Seyfarth II. 655.

[2] Steht jetzt in Oeuvres de Frédéric XXVIII. 3 ff., wurde beendet (die Revision) vom Könige „2. April 1748"; s. Preuß I. 478—480 und Oeuvres de Frédéric XXVIII. *Vorwort* in bezug auf endlose unklare Einzelheiten über die Übersetzungen und Ausgaben. Die Londoner Ausgabe von 1818 nennt sich die *fünfte*.

Laufe des Jahres in vielen Gestalten und an vielen Orten im Druck. Wurde ins Englische übersetzt unter dem Titel: Military Instructions by the King of Prussia, im Jahre 1762 (und wieder nicht ganz so gut 1792) und erfreut sich bei den Lernbegierigen unter unseren Soldaten noch jetzt eines schwachen Umlaufs. Wird von manchen derselben nicht wenig bewundert und ist unglücklicherweise so ziemlich alles, was sie von diesem größten der neueren Soldaten zu wissen scheinen[1].

Hierauf, etwa einen Monat später, haben wir etwas über Loudon aus Schlesien zu berichten oder vielmehr über die Feinde, denen er dort begegnet; denn es ist kein siegreiches Unternehmen. Aber es bedeutet eine Eröffnung des Feldzuges durch eine österreichische Invasion Schlesiens, lange vor der Belagerungszeit, während alle jene Montalembert-Soltikoffschen Befürwortungen und Gegenbefürwortungen in Petersburg noch in der Schwebe hängen und Loudons „Schlesische Armee" sich noch in einem entstehenden oder theoretischen Zustande befindet und nur Loudon selbst in einem praktischen Zustande ist.

Friedrich hatte Fouqué immer in Landeshut zur Bewachung der schlesischen Grenze. Fouqués Außenposten unter dem Oberbefehl von Goltz erstrecken sich über Neiße weit ostwärts durch die Hügelketten bis nach dem fernsten Mähren. Während Fouqués eigenes Hauptquartier gewöhnlich Landeshut ist, das Haupttor des Landes. Fouqué hat seit langer Zeit an diesem wichtigen Posten ziemlich festen Fuß gefaßt. Er hat einen schönen Kreis befestigter Hügel um Landeshut; eine Batterie kreuzt die andere und umgürtet es mit sicherer Zerstörung unter einem erfahrenen Fouqué — aber 30 000 Mann würden erforderlich sein, diese zu behaupten, statt der 13 000, welche Fouqué zugeteilt sind. Gegen sie ist Loudon vollkommen entschlossen, in diesem Jahre einen Streich zu führen. Fouqué hat, wie wir wissen, während der letzten Monate dort eifrig und erfolgreich Wache gehalten, trotz oft genug wiederholter Einfälle und Versuche (heftiger, verschiedenartiger, aber in Zwischenräumen stattfindender Versuche) der Devilles und anderer, und immer unter vielen Schwierigkeiten und wechselndem Aufgebot seiner Kräfte. Ein Fouqué, der kommt und geht, verstärkt, bald vermindert, je nachdem die Bedürfnisse des Königs und der in Zwischenräumen stattfindende oder beständige Druck auf Landeshut es erforderten. Unter Loudon wird Fouqué in diesem Jahre schwerere Zeiten haben als je — am Ende zu schwere! Aber er wird Widerstand leisten. Man urteile wie nach der folgenden kleinen Probe:

„Außer Fouqué und seinen 13 000", sagt meine Notiz, „sind alle schlesischen Garnisonen wachsam, sind es oder sollten es sein. Und weit ostwärts von ihm sind

[1] S. zum Beispiel Life of General Sir Charles Napier, by his Brother (London 1857) III. 365 a. a. O. — wo einer der besten Sachverständigen der Welt seine Freude und Bewunderung ausdrückt über die Entdeckung Friedrichs, eine Entdeckung, die, wenn man mit Verstand liest, auf weiter nichts als auf diese *Instruktionen* hinausläuft.

4 oder 6000 zum Schutz der Jägerndorf-Troppauer Grenze unter Generalleutnant Goltz an verschiedenen Hügelposten verteilt. Der Hauptposten, wo Goltz selbst steht, ist die kleine Stadt Neustadt, nordwärts von Jägerndorf" (wo wir in den alten Schlesischen Kriegen einquartiert waren). „Goltz's Neustadt ist der Hauptposten, und Leobschütz, südwestlich davon, unter ‚General Le Grand'" — (früher Major Grant, von der Koliner Schlacht, wenn die Leser sich seiner erinnern, ‚Ew. Majestät und ich können die Batterie nicht allein nehmen!') — „ist wohl an Bedeutung der zweite. Loudon, längs der mährischen Seite der Grenze in Winterquartieren, sieht, daß er 32 000 zu Fuß und zu Pferde versammeln kann; daß die Preußen 13 000 plus 6000 stark sind, daß man mit Vorteil in Schlesien einfallen kann, wäre das Wetter dazu. Und daß bei jeder Art von Wetter Goltz und seine verstreuten Posten ins Innere zurückgedrängt, vielleicht eingezogen und ganz in die Tasche gesteckt werden können, wenn Loudon es klug anfängt. Ins Innere zurückgedrängt wurde Goltz, keineswegs ganz in die Tasche gesteckt, wie hätte geschehen sollen!

Am 13. März 1760 befiehlt Loudon eine allgemeine Musterung hier herum für den 15. Jeder soll Brot und Furage haben für zwei Tage. Und kündigt Goltz an, wie die Ehre ihn verpflichtete: ‚Exzellenz, morgen ist der 14. März. Morgen ist die angenehme Zeit unseres Waffenstillstandes aus — um so trauriger für uns beide!' ‚Ja, meine geschätzte nachbarliche Exzellenz!' antwortet Goltz mit den entsprechenden Komplimenten. Schließt aber daraus, daß sein geschätzter Nachbar unmittelbar Unheil im Schilde führt. Goltz schickt sofort Befehle an alle seine Posten: ‚Sie, Herr General Grant, Sie in Leobschütz und Ihr andern alle, packt auf, marschiert ohne Verzug, vereinigt Euch in Steinau und Ober-Glogau'" (sehr verschieden von Groß-Glogau), „‚nach Neiße zu, schnell!' Und würde selbst am 14. marschiert sein. Konnte aber nicht, weil seine arme kleine Bäckerei nicht hier war und auch die Wagen für sein Gepäck sich nicht ganz augenblicklich sammeln ließen — und Sonnabend, der 15., fünf Uhr morgens, wurde von Goltz zum Aufbruch festgesetzt.

Wir sahen Goltz zum letztenmal auf der Wiese bei Bautzen, vor mehr als zwei Jahren — als er jene harte Botschaft an den Bruder des Königs und dessen Gefolge überbrachte: ‚Ihr verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt und enthauptet zu werden!' Er befand sich bei jener traurigen Zittauer Affäre des verstorbenen Prinzen von Preußen — Goltz, Winterfeldt, Zieten, Schmettau und andere. Winterfeldt und der Prinz sind beide tot. Schmettau ist in Ungnade gefallen. Goltz steht noch in hoher Achtung bei dem Könige. Ein mutiger, schneller, kieselharter Mann nach den Porträts von ihm zu urteilen: beträchtliche Hartnäckigkeit von sicherer Intelligenz in jenem festen Auge, in jenem Niederfallen der Augenbrauen gegen die starken Backenknochen und eine Fülle von schlafendem Feuer in Generalleutnant Goltz.

Seine Hauptstärke ist bei dieser Gelegenheit ein Infanterieregiment, Regiment Manteuffel. — Die Leser erinnern sich vielleicht jenes mutigen pommerschen Regiments Manteuffel zu Fuß und des kleinen Gesprächs, den es mit dem König selbst hatte am Vorabend von Leuthen: ‚Gute Nacht denn, Fritz! Morgen sind wir alle tot oder der Feind geschlagen.' Ihr Benehmen bei Leuthen war, wie ich höre, sehr glänzend, wo alle glänzten. Und seitdem haben sie sich auf ihre alte rauhe Weise in dem Todeselement getummelt — und tauchen hier wieder in deutlicher Gestalt auf unter Generalleutnant Goltz, indem sie in der trüben Dämmerung eines kalten Frühlingsmorgens am 15. März fünf Uhr morgens aus dem Nordende von Neustadt abmarschieren. Es war jüngsthin sehr nasses Wetter, wie ich höre. Sie marschieren nach Neiße zu mit ihrer ansehnlichen Masse von Bagagewagen. Eine Kompanie Dragoner soll helfen, dieselbe zu geleiten. Die Truppe beläuft sich im ganzen vielleicht auf 2000. Goltz wird an diesem Tage seine Schwierigkeiten haben und hat darauf gerechnet. Und in der Tat gleich beim ersten Ausmarsch sind sie schon da.

Loudon mit etwa 5000 Reitern — vier Regimenter sind hier aufgestellt, und ein

fünftes kommt später hinzu" (glücklicherweise nicht die Grenadiere, auf die er gerechnet hatte, die aber durch zerbrochene Brücken und durch die vom Regen hoch angeschwollenen Gewässer aufgehalten wurden) — „erwartet ihn in den nächsten Umgebungen von Neustadt. Loudon fordert ihn durch einen Trompeter höflich zur Übergabe auf, da man ihm an Zahl so weit überlegen sei. Goltz dankt ihm höflich, kümmert sich nicht weiter darum und marschiert vorwärts. Loudon geleitet ihn auf drohende Weise. Bis man bei Buchelsdorf das fünfte Regiment" (das beste im österreichischen Dienst) quer über die Straße hin aufgestellt sieht, eine nicht mißzuverstehende Andeutung, daß für Goltz und Pommern hier kein Durchweg sei. Loudon schickt einen zweiten Trompeter: ‚Übergebt euch als Gefangene! Ehrenvollste Bedingungen, Ihr könnt eure sämtliche Bagage behalten! Verweigert dies, und ihr werdet bis auf den letzten Mann niedergehauen!' ‚Ihr sollt die Antwort selbst hören', sagte Goltz. Goltz führt diesen zweiten Trompeter vor die Front und macht im pommerschen Dialekt bekannt, was Loudon vorschlägt. Die Pommern antworten wie ein Mann mit einem Nein von solcher Stärke, wie ich nie eins gehört habe. In Ausdrücken, die, wie es scheint, ausgesprochen volkstümlich sind und heutigen Tages den ausländischen Geist in Erstaunen setzen: ‚W i r w o l l e n i h m w a s —.' Aber die Kraft der Übersetzung und selbst die der Typographie ist unzureichend und eine schwache Umschreibung muß es wiedergeben: ‚Wir wollen ihm w a s U n a u s s p r e c h l i c h e s v e r s e t z e n', ‚W i r w o l l e n i h m w a s'" (mit einem unaussprechlichen zweisilbigen regierenden Zeitwort)! „brummte ein entrüsteter Pommer. ‚Und es flog wie Rottenfeuer durch die Reihen', sagt Archenholz. Jeder brummte es und brüllte es in mutigem Baßchorus als das unzweifelhafte Votum Pommerns unter jenen Umständen.

Loudons Trompeter entfernte sich. Pommern bildete ein Viereck um seine Bagage. Loudons 5000 donnerten heran, stark genug, einen Diamanten zu zersplittern. Aber wurden von Pommern mit einem solchen Kugelsturm empfangen, daß sie ungefähr zehn Schritte davon in großer Bestürzung anhielten und sich umwandten. Sie versuchten es wieder, zu noch größerer Bestürzung. Ebenso zum drittenmal, jedesmal umsonst. Worauf Pommern mit Vorhut und Nachhut sich wieder auf den Marsch machte und einige Zeit Ruhe hatte — indes Loudon, eine neue Gelegenheit erspähend, düster folgte. Ich vergesse, wie viele Male Loudon es an günstigen Orten wieder und immer wieder versuchte — vielleicht sechsmal im ganzen. Zwischen Siebenhufen und Steinau in einem schmutzigen Engpaß, dem wahren Juwel der Straße für Loudon, der hier sein Allerbestes versuchte, brach einer von unseren Wagen zusammen. Die wenigen dahinter befindlichen achtzehn Wagen und einige Bauernkarren mußten zurückgelassen werden. Dies war alles, was von Pommern dort oder irgendwo sonst zurückblieb. Bei Steinau gab Loudon das Unternehmen als hoffnungslos auf und zog seines Weges. Sein Verlust betrug, wie es heißt, 300 Tote und 500 Verwundete; der Pommerns 35 Tote und mehr als 100 Verwundete oder Gefangene. Eine der härtesten Tagesleistungen, die mir bekannt sind: ein Marsch von drittehalb Meilen, ein Angriff auf jede halbe Meile. Pommern hat wirklich etwas Überraschendes verdaut und sein Versprechen an Loudon gehalten. ‚Du weißt, was die Pommern tun können', sagten sie einst ihrem eigenen König. Ein hartnäckiges, starkknochiges, schwerfällig aussehendes Volk; nicht so dumm, als man denkt. Mehr oder weniger von jütischem oder angelsächsischem Typus, höchst mangelhaft in der Anmut der Rede und, wie ich glaube, von geringem Beruf zu parlamentarischer Beredsamkeit [1]."

Friedrich wird in diesem Jahre von der großen Masse der Menschheit für zugrunde gerichtet angesehen. „Er verlor 60 000 im letzten Feldzuge,

[1] Preuß II. 241 (ungenau in einigen kleinen Punkten); Archenholz II. 61; Seyfarth II. 640 und B e i l a g e n II. 657—660; Tempelhof IV. 8—10; in Anonymus von Hamburg (IV. 68) der österreichische Bericht.

wurde zweimal geschlagen. Es ist aus mit ihm. Was soll aus ihm werden?" sagen seine Feinde und selbst die unparteiischen Zeitungsschreiber, mit Jubel oder Schmerz. In seiner eigenen Armee herrscht Niedergeschlagenheit oder kritische Stimmung, bittere Kommentare über Maxen: „So eigenwillig, hochfahrend und taub gegen den Rat Prinz Heinrichs!" Heinrich selbst, heißt es, ist verdrießlich; droht, wie er oft tut, „wegen seines schlechten Gesundheitszustandes zurückzutreten", und trat auch eine Zeitlang zurück, am Ende dieses Feldzuges oder in der Zwischenzeit zwischen diesem und dem nächsten.

Friedrich hat mit unglaublichem Fleiß seinen Geldbedarf zusammengebracht (Kupfer in größeren Mengen als je zuvor, der Jude Ephraim wie gewöhnlich an der Spitze) und hat wie durch Zauberkunst 100 000 Mann gegen die 180 000 seiner Feinde auf den Beinen. Einige höhere Offiziere sind insgeheim in schlechter Stimmung; aber die Soldaten wissen nichts von Entmutigung. Friedrich kündigt ihnen beim Abmarsch an: „Für jede Kanone, die ihr erobert, 100 Dukaten; für jede Fahne 50; für jede Standarte (Kavallerie-Fahne) 40!" Welche Summen demgemäß fortan bezahlt wurden, sobald sie fällig waren[1]. Aber auch Friedrich ist in sehr trüber Stimmung, wenn das ihm nur nützte. Und da er gut genug weiß, daß dies unmöglich ist, verbirgt er aufs strengste seine Niedergeschlagenheit, außer vor einigen wenigen, oder vor allen, d'Argens fast allein ausgenommen, dem es nicht schaden kann. Sorgfältig im Lichte zeitgenössischer Ereignisse gelesen, nicht allgemein im leeren Nebel, wie die Herausgeber sie anführen, wird seine Korrespondenz mit d'Argens beinahe schmerzlich interessant. Ein ungekünsteltes Bild einer der tapfersten Menschenseelen, die niedergedrückt ist durch entmutigende Arbeiten und Kümmernisse, dergleichen selten einem Menschen auferlegt wurden, beinahe unerträglich. Aber sie sind unvermeidlich und müssen ertragen werden. Wilhelmine ist dahin, dahin. d'Argens allein von allen Sterblichen flüstert er diese Dinge zu und auch ihm nicht in ermüdender Weise oder mit der geringsten Weitschweifigkeit, sondern in kurzen Ausbrüchen. Jetzt selten mit irgend welchem Unwillen, meist mit einem Anflug von Humor, um keine Sympathie bittend noch auch kaum so viel erwartend, als sein treuer d'Argens ihm entgegenbringen wird.

„Ich bin unglücklich und alt, lieber Marquis; aus diesem Grunde verfolgen sie mich. Gott weiß, was für eine Zukunft mir in diesem Jahre bevorsteht! Es schmerzt mich, mit meinen Prophezeiungen der Kassandra zu gleichen! Aber wie kann ich Gutes weissagen aus der verzweifelten Lage, in der wir uns befinden, und die immer schlimmer wird? Ich bin heute so melancholisch, daß ich abbrechen will."... „Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben und vergessen Sie nicht einen armen Philosophen, der, vielleicht um für seine Ungläubigkeit zu büßen, verdammt

[1] Stenzel V. 236, 237; das. 243.

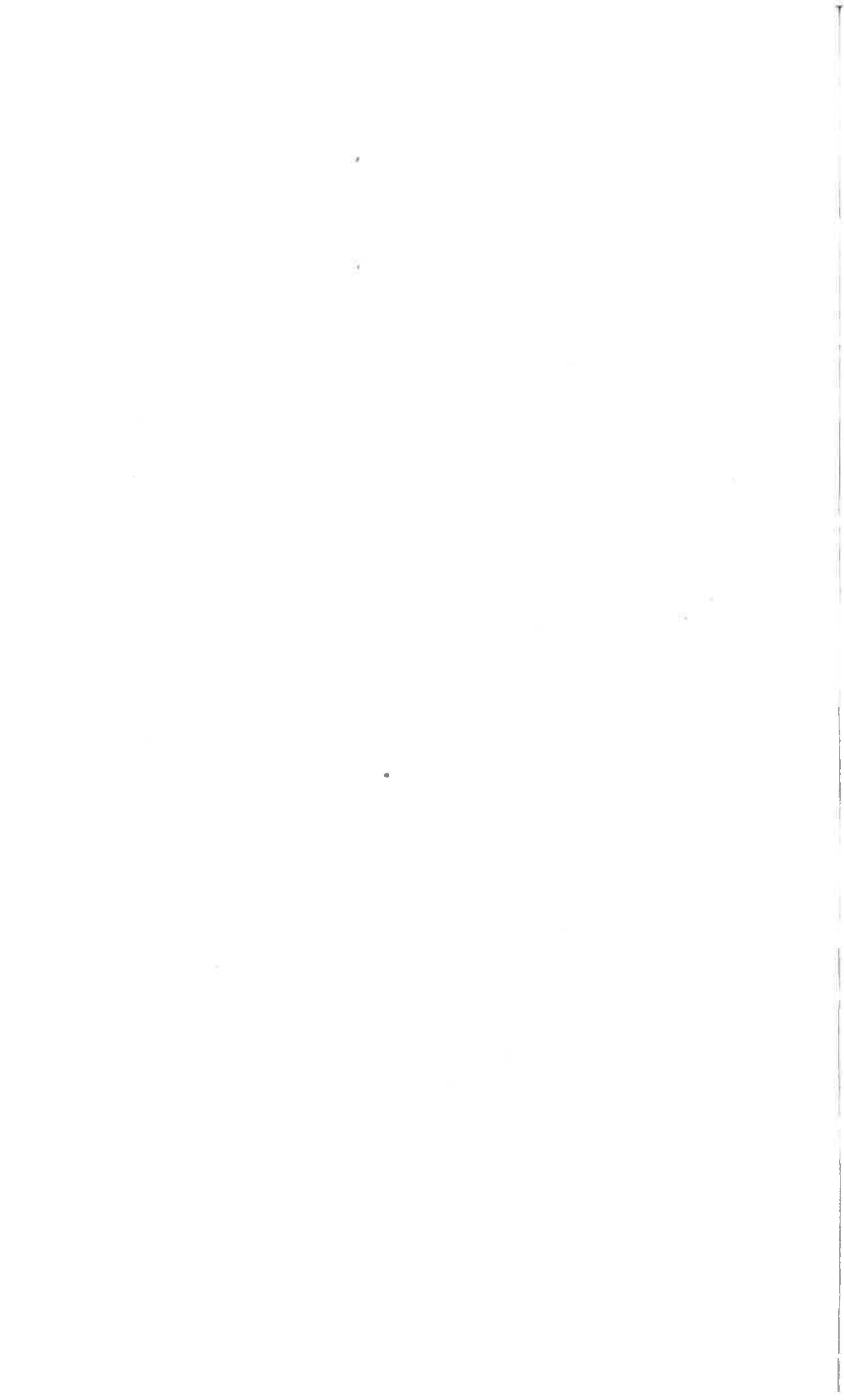
ist, sein Fegefeuer schon in dieser Welt zu finden[1]."... Gegen einen anderen Freund drückt er sich auf dem Wege der Unterhaltung mit mehr Bedacht so aus: „Die Schwierigkeiten, welche ich in dem letzten Feldzuge zu bekämpfen hatte, waren endlos. Eine solche Menge von Feinden stritt gegen mich. Pommern, Brandenburg, Sachsen; die Grenzen von Schlesien wurden alle bedroht und oft genug zu derselben Zeit. Wenn ich einer völligen Vernichtung entging, muß ich dies hauptsächlich dem Unverstand meiner Feinde zuschreiben, die solche Vorteile gewannen, aber nicht die Fähigkeit besaßen, sie auszubeuten. Die Erfahrung heilt die Menschen oft von ihren Fehlern. Ich kann nicht erwarten, im Laufe dieses Feldzuges durch ein ähnliches Benehmen von ihrer Seite Nutzen zu ziehen. Urteilen Sie danach, ob es ein leichter Feldzug sein wird, mon cher[2]."

Die Äußerungen, welche wir in diesen Briefen und sonst erkennen, sind die eines Mannes, der in Elend versunken ist. Aber er ist gewöhnt an sein schwarzes Element, setzt ihm einen ungekünstelten Trotz entgegen oder gibt sich nicht die Mühe, ihm Trotz zu bieten, ist nur beschäftigt, sein Äußerstes zu tun, mit oder ohne Erfolg, bis das Ende kommt. Prometheus, an die Klippen des Ozeans geschmiedet, während die neuen herrschenden Mächte die Oberhand haben und ihre Geier ihn allmählich verzehren, indes die stumme Zeit und der stumme Raum anscheinend mit geringer Sympathie zuschauen. Prometheus und die anderen Titanen haben dann und wann die Seele eines Aeschylus gerührt und ihr Töne der Sympathie entlockt, welche die Menschheit weithin vernahm. Aber mit diesem neuen Titanen ist es nicht so, und im allgemeinen ist es mit dem rechten Titanen in dieser Welt niemals so. Denn diese Welt ist leider eine — was sollen wir sagen? — eine armselige Art von Welt, und ihre Melodien und Dissonanzen, ihre Liebe und ihr Haß sind auf die Dauer von verhältnismäßig geringem Wert. Friedrich behauptet sich wunderbar, fast ohne jede Sympathie. Und die Gleichgültigkeit, mit welcher er unter einer solchen Wolke eigensinniger Dummheit, Lügenhaftigkeit und Unverstandes seitens der Herde der Menschheit einherschreitet, ist für mich entschieden bewunderungswürdig.

Aber blicken wir auf den Feldzug selbst. Vielleicht wird dieser Feldzug gegen die Meinung der Welt und gegen Friedrichs eigene Meinung, wenn er ihn in überhellen Augenblicken im Lichte kalter Arithmetik betrachtet und die Aussicht „furchtbar" findet — etwas glücklicher für ihn sein als der letzte? Unglücklicher kann er nicht wohl sein — oder wenn er es ist, wird er wenigstens für ihn der letzte sein!

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 138, 139 („Freiberg, 20. März 1760").
[2] Zu Mitchell eines Abends, „Lager von Schlettau, 23. Mai" (Mitchell II. 159).

Ende des fünften Bandes.



Inhalt des fünften Bandes

Achtzehntes Buch.

Der Siebenjährige Krieg greift um sich. 1757—1759.

Neunzehntes Buch.

Friedrich ist nahe daran, im Siebenjährigen Krieg überwältigt zu werden. 1759—1760.

Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig